

Das Leben Friedrich Gottlieb Welcker's

Reinhard Kekulé



DAS LEBEN

FRIEDRICH GOTTLIEB WELCKER'S.

NACH SEINEN EIGNEN AUFZEICHNUNGEN
UND BRIEFEN

VON

REINHARD KEKULÉ.

MIT EINEM BILDNISS WELCKER'S IN RADIRUNG VON
LUDWIG OTTO.

LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1880.

Vorwort.

Welckers handschriftlicher Nachlass, welcher die Grundlage der in diesem Buche vorliegenden Darstellung bildet, ist von Otto Jahn, dem Welcker die Sorge dafür übertragen hatte, der Königlichen Universitätsbibliothek zu Bonn übergeben worden. Meine zu Ehren ihres ersten Vorstandes und Begründers unternommene Arbeit ist nur dadurch möglich geworden, dass die Bibliotheksverwaltung die freieste Benutzung gewährte, ebenso wie die Universitätsbehörden jede mir wünschenswerte Einsicht in die Acten gestattet haben. Aber in dem Nachlass fand sich nur ein geringer Theil der von Welcker selbst an seine Freunde gerichteten Briefe vor — solche, welche er, wie die an Dissen, nach deren Tod zurückerbeten hatte. Die Darstellung von Welckers Leben würde unvollkommen geblieben sein und des schönsten Schmuckes entbehren, wenn nicht meiner Bitte um Mittheilung der in dem verschiedensten Besitz befindlichen Welcker'schen Briefe von allen Seiten auf das freundlichste entsprochen worden wäre. Vor allem hat die Tochter Wilhelm von Humboldts, Freifrau Gabriele von Bülow auf Schloss Tegel, die Benutzung der schönen Welcker'schen Briefe an ihre Eltern erlaubt und ihrer Güte verdanke ich auch die Kenntniss des im Anhange mitgetheilten ersten Entwurfs einer Abhandlung über die Trilogie, der vielen Lesern eine Freude sein wird. Gleiche Gunst habe ich dankbar zu rühmen von Heinrich Brunn, Joh. Gustav Droysen, Henzen, W. Hertz, K. Justi, von der verstorbenen Frau Naumann, von Frau Ida Becker geborene Naumann, welche mir die Einsicht in Welckers Briefe an sie selbst, von Dr. Ballheimer, Richard Boeckh, Senator Eggers, Rechtsanwalt Jacobs, Geh. Rat Leist, Ad. Michaelis, Dr. med. Schwenck, die mir dieselbe in Briefe an Preller, Boeckh, Rauch, Otfried Müller, O. Jahn ermöglicht haben, Ad. Michaelis auch die Benutzung eines von Welcker im Sommer 1817 für die Einleitung seiner Vorlesung über Kunstgeschichte niedergeschriebenen Heftes. Ich würde kein Ende finden, wenn ich

die Namen aller derer aufzählen wollte, die mir um Welckers willen und auch aus persönlicher Freundschaft durch gelegentliche Auskunft und Hülfe in meiner Arbeit beigestanden haben. Aber ich kann nicht unterlassen, der freundlichen Theilnahme, die ich von O. Benndorf, von O. Lüders, von Buecheler, Usener und von Dr. Friedrich Leo erfahren habe, ausdrücklich zu gedenken. Aus persönlicher Freundschaft für mich hat sich auch Ludwig Otto der schwierigen Aufgabe unterzogen, das Bildniss Welckers zu radiren, welches die äusseren Züge der grossartigen, weit und umfassend denkenden, sinnigen und freundlichen Persönlichkeit Welckers so liebenswürdig veranschaulicht. Die Aufgabe war schwierig deshalb, weil Otto Welcker nicht mehr persönlich gekannt hat und von den vielen im Anhange aufgezählten Porträts, von denen einzig das Bild Rahls Welcker selbst befriedigt hat, nur die späte Photographie zu Grund gelegt und mit Hülfe der Vogelsteinischen Zeichnung von den zufälligen Störungen, die sie zeigt, gereinigt werden konnte. Ueber die äussere Erscheinung Welckers, den ich selbst nur in seinen letzten Lebensjahren kannte, habe ich bei Brunn angefragt und von ihm die folgende Auskunft erhalten:

„Die Beantwortung Ihrer Frage ist nicht ganz leicht. Das Bild E. M. Arndts z. B. hat sich gewiss jedem mit starken realistischen Zügen scharf und bestimmt eingeprägt. Bei Welcker wird jeder, der ihn näher gekannt hat, unwillkürlich dazu kommen zu idealisiren. Sein Gesicht war ja eigentlich, wenigstens in den unteren Partieen, hässlich. Als ich 1839, wo er allerdings schon 55 Jahr alt war, ihn zuerst sah, war der Eindruck fast ein sonderbarer. Das schwache Haar im Nacken trug er mit einem runden Kamm, mit dem Kinder das Haar von vorn nach hinten gekämmt haben, von hinten nach vorn gekämmt. Der ganze Habitus hatte etwas altfränkisches. Ob ich mich später daran gewöhnt? oder ob eine Aenderung mit ihm selbst vorgegangen? Ich glaube, er hat in den dreissiger Jahren in Bonn ziemlich abseits gelebt; 1841 kam die längere griechische Reise, dann öftere Reisen nach Rom, London; er wurde wieder mobiler und lebte sich dadurch auch wieder äusserlich mehr in die Welt ein.

Charakteristisch war ihm wohl eine ruhige, würdevolle Gemessenheit, ein gewisses: *odi profanum vulgus*. Er konnte ja in Gesellschaft sehr behaglich und vergnügt sein; aber gewisse Arten schlechter Witze wird man sich immer gescheut haben in seiner Gegenwart zu machen. Er konnte auch etwa von Godesberg nach Bonn seinen ordentlichen Schritt gehen; aber ich kann mir ihn auch auf der kürzesten Strecke nicht eigentlich laufend denken. Auch im Zorn trat doch nicht körperliche Erregtheit vor. Er lachte herzlich, aber in sich und von oben nach unten sich schüttelnd ohne die Axe des Körpers zu verändern. Im Sprechen war er immer ruhig, langsam, gemessen, oft scheinbar abschweifend (wie in seinen Schriften), aber dann wieder zum Thema zurückkehrend. Auf das Aeussere legte er keinen Wert, aber man kann nicht sagen, dass er sich ausserhalb seiner vier Wände vernachlässigt hätte. Besinne ich mich weiter auf einzelnes was seine Erscheinung betrifft, so will mir eigentlich gar nichts einfallen: man vergass es eben über dem geistigen Wesen des Mannes je länger desto mehr. Jenen von Ritschl mit dem Worte *vates* bezeichneten Charakter kann ich wenigstens mir auch nicht von der körperlichen Erscheinung loslösen: etwas nicht Abstossendes, aber doch zu familiäre Annäherung Hinderndes und doch bis auf eine gewisse Nähe Anziehendes. Auch das Unpraktische im gewöhnlichen Leben gehört dazu; und natürlich fehlte auch nicht ein Stück des alten Junggesellen nach der Richtung des würdevollen Onkels. — Das Auge war bei ihm nicht für äussere scharfe Beobachtung gemacht, nicht fixirend, sondern poetisch schauend, oder etwa die äusseren Eindrücke so weit in sich aufnehmend, wie sie sich mit seinen inneren Anschauungen verbanden. Gewiss selten hat er eine plastische Form mit dem Finger geprüft."

Brunn hebt hervor, dass Welcker, als er ihn kennen lernte, schon 55 Jahre alt und vereinsamt war. In seiner Jugend ist er ein eifriger Reiter und Tänzer gewesen; in Rom war er den vornehmen Kreis W. von Humboldts gewöhnt und noch in Göttingen fiel er durch seine Sorgfalt in Kleidung und allem Aeusserlichen auf. Er war von mittlerer Grösse, starkknochig, der Schädelumfang auffällig gross; die Haare

blond, die Augen blau und von besonders schönem Ausdruck. Die Hässlichkeit des Untergesichts, die Brunn beim ersten Sehen auffiel, ist in früheren Zeiten vermutlich weniger hervorgetreten; doch mag es wol sein, dass die Radirung Ottos zugleich mit der Verschiebung des Alters, welche die Photographie am Mund zeigt, etwas von einem bei Welcker stets vorhandenen an und für sich unschönen Zug der Unterlippe weggenommen hat, der auch äusserlich das in seiner Natur nicht fehlende Element des Festen bis zum Trotz aussprach. Aber das Geistige, das in den Formen seines Antlitzes und Kopfes lebte, und das Brunn so lebhaft empfand, dass sogar ihm einzelne sprechende Züge nicht im Gedächtniss blieben, seine Eigenart, ist in der Radirung, wie ich glaube, überaus glücklich und treu zum Ausdruck gekommen und ich hatte die Freude zu sehen, dass sie auch den, der unter den Lebenden Welcker am genauesten gekannt hat, völlig befriedigte.

Welcker hat in einem Brief an einen Freund gelegentlich etwas wehmütig geäussert, er habe sich des Nachlasses dreier Verstorbenen angenommen, Zoegas, Dissens, Näkes; für seinen eigenen Nachlass werde sich wol niemand finden, der die Mühe der Sichtung auf sich nehme. An Treue und Mühe habe ich es in der vorliegenden Arbeit nicht fehlen lassen. Ich kann mir nicht denken, dass nicht die leichtere Einsicht in Welckers geistige Persönlichkeit, wie sie vor allem seine Briefe nunmehr gewähren, ihm neue Freunde und Verehrer zuführen werde; und ich glaube nicht, dass mich eine persönliche Vorliebe täuscht, wenn ich die Ueberzeugung ausspreche, dass eine Versenkung in Welckers stolze und sinnige Natur, die auch in der Wissenschaft nur dem Edelsten und Höchsten zugewandt und allem leeren und geschäftigen Gepränge abhold war, vielen eine herzstärkende Festigung bei der Verfolgung ihrer Ideale, manchem vielleicht eine Mahnung daran sein wird, dass wahre Grösse und wahrer Friede in der Wissenschaft nur da zu finden ist, wo sie einzig um ihrer selbst willen getrieben wird.

Bonn 1. October 1880.

Reinhard Kekulé.

Inhalt.

I.

Jugendjahre
in Grünberg, Ofleiden, Giessen.

1784—1806.

Friedrich Gottlieb Welcker wurde geboren den 4. November 1784 in Grünberg in Hessen, wo sein Vater Prediger war. Die väterlichen Vorfahren gehörten mehrere Menschenalter hindurch demselben Stande an. Friedrich Gottlieb war das dritte Kind unter dreizehn Geschwistern, unter denen auch ein jüngerer Bruder, Karl, obwohl er dem älteren an Tiefe und Grossartigkeit der Begabung weit nachstand, sich einen in weiten Kreisen bekannten und geachteten Namen erworben hat. Die Liebe zu diesem Bruder und allen Geschwistern, die Liebe zu den Eltern und zu der hessischen Heimat hat Welcker sein Leben lang lebhaft und treu bewahrt und mit rührender Anhänglichkeit blieb er dem kleinen Orte Oberofleiden, an den sein Vater bald (1786) versetzt wurde, den bescheidenen Reizen der dortigen Landschaft, den Jugenderinnerungen, die dort an Wald, Flur und Garten hafteten, zugethan. Er hat den vollen Segen des Aufwachsens in dem alten deutschen Landpfarrhaus erfahren: die gesunde bäuerliche Luft des Landlebens und des Lebens in Gottes freier Natur, die tüchtige und rührige, einfache und doch behaglich auskömmliche Hauswirtschaft auf dem Pfarrhof, und zugleich die heitere Frömmigkeit, die geistige Regsamkeit, die von dem vielseitig unterrichteten und erfahrenen, auf sich selbst gestellten Haupte des Hauses ausging, die Gewöhnung zu Fleiss und Arbeit, den Trieb und die Lust zum Lernen und zur geistigen Ausbildung nach jeder Richtung, die in dem Hause ohne weiteres selbstverständlich waren. Der Vater unterrichtete selbst und liess durch Hauslehrer die Kinder unterrichten. Er muss sehr bald die ungemeine Begabung, den sicheren festen Zug in der Natur seines Gottlieb erkannt haben und liess ihn fast immer nach seinem Sinne ruhig gewähren. Im griechischen und lateinischen und überhaupt in allen Unterrichtsgegenständen machte der sinnige, aber nicht träumerische, sondern aufgeweckte

und muntere, dabei sehr fleissige Knabe rasche Fortschritte. Noch in Ofleiden machte er sich daran Pindar zu bewältigen und es gelang ihm, aber unter den grössten Anstrengungen; als er später, auf der Wanderung nach Italien, im Schwarzwald einen besonders beschwerlichen Marsch ausgeführt, schrieb er nach Hause: „seit Pindar habe ich meine Natur nicht so angestrengt."

So war Welcker, sechzehnjährig, mehr als genügend vorgebildet, um, vom häuslichen Unterricht aus, in Giessen, mit Ueberspringung des Pädagogiums, gleich die Universitätsstudien zu beginnen. Er hörte vorzugsweise theologische Vorlesungen und hat als Student mehrmals die Kanzel bestiegen. Von den Predigten, die er hielt, sind mehrere in seinen Aufzeichnungen noch vorhanden. Sie reden wenig von Bibel und christlicher Lehre; es sind mehr allgemeine Betrachtungen und Empfindungen über die Natur und das göttliche in ihr, in denen sich der Redner gehen liess; auch Züge in denen seine eigene Persönlichkeit sich deutlich fühlbar mache, sucht man in diesen Entwürfen vergeblich, und nach den beigeschriebenen Notizen, wie „in $1^1/_2$ Stunden gemacht" und dergl. scheint ihm diese predigende Thätigkeit eher etwas lästig gewesen zu sein. Für classische Philologie blieb Welcker in Giessen auf sich selbst angewiesen; bei dem Theologen Schmidt, der ihm unter seinen Lehrern weitaus den grössten Eindruck machte und dem er auch persönlich nahe trat, trieb er hebräisch und arabisch; im übrigen beschäftigte er sich sehr viel mit moderner Litteratur. Schon im April 1803 erhielt er die fünfte (zwei Jahre später die vierte) Lehrerstelle am Pädagogium und begann zugleich als Privatdocent an der Universität thätig zu sein. Die Doctordissertation nahm ihr Thema aus dem geliebten Homer. Aber die nächsten Arbeiten und Vorlesungen gingen das alte und neue Testament an; sogar liess er sich von Schmidt zur Fortsetzung seines der philologischen Erklärung des neuen Testaments bestimmten Werkes bestimmen und fasste diese Aufgabe, wie seine Studien über das alte Testament, in grossem Sinn und Zusammenhang. Er las den Koran und trug sich mit dem Plan einer historisch-kritischen Ein-

leitung in das alte Testament. Aber die tiefgewurzelte Liebe zum griechischen Altertum machte mehr und mehr ihre Rechte geltend. Zu den theologischen Vorlesungen kamen bald solche über Platons Symposion und über Aeschylos' Prometheus. Erst heimlich und leise, dann laut und lauter regte sich die Sehnsucht nach dem schönen Italien, nach der Welt des Südens und seiner Trümmer und Kunstwerke. Eine Ferienreise nach Jena, Weimar und Halle zu den Heroen der Litteratur und Wissenschaft genügte dem erwachten Wandertrieb nicht lange. Im Sommer 1806 wandte sich Welcker an seinen Landesfürsten mit der Bitte um Urlaub. Da die wahre Kunde der alten Schriftsteller durch die Bekanntschaft mit den plastischen Kunstwerken, besonders der alten ihnen geistesverwandten Zeiten, und durch die Ansicht altertümlicher Gegenstände so sehr gefördert werde, so sei es schon lange sein sehnlicher Wunsch, sich zur Ausbildung in seinen Studien eine Zeit lang in Rom aufhalten zu können und soweit für das ihm gnädigst übertragene Amt sich immer tauglicher zu machen. Das jugendliche Alter, in dem er sich befinde, scheine sich am meisten für diese Unternehmung zu eignen; und auch seine Gesundheitsumstände machten die Reise wünschenswert. Grossherzog Ludwig I. war zu umsichtigen und hellen Verstandes, er hatte selbst zu viel Freude an Kunst und Wissenschaft, um diesem ersten Regen des Flügelschlags zu kühnem Fluge hemmend zu begegnen. Die Genehmigung des Gesuchs erfolgte am 30. Juni. Am 1. August reiste Welcker, noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt, aus der engen trauten Heimat hinaus in die Ferne, aber südwärts, in eine ersehnte Ferne, das Herz voll von schlafenden und wachen Hoffnungen und voll von lockenden leuchtenden Bildern antiker Grösse und südlicher Schönheit.

Ein volles Menschenleben später, 58 Jahre nach seiner Abreise nach Rom, hat Welcker, als achtzigjähriger fast blinder Greis, als er fand, dass ihm die philologischen Arbeiten zu schwer und besonders zu mühsam wurden, seinem treuen Helfer in diesen Leidensjahren, Otto Lüders, seine Jugendgeschichte dictirt, so wie er sie sich erinnerte. Diese Aufzeichnungen sind ein köstliches Vermächtniss. Es liegt

in der Natur der Sache, dass solche Erinnerungen Wahrheit und Dichtung enthalten; wenn ein Leben und ein Charakter sich so rein und schön entwickelt, wie dies bei Welcker der Fall war, so übt die Zeit noch mehr als sonst einen verklärenden Einfluss aus; der Greis legt später gewonnene Anschauungen in das Spiegelbild der Knaben- und Jünglingsjahre hinein. Aber diese Aufzeichnungen geben den vollen und starken Eindruck und eine wahrhaftige und lautere Schilderung jener reichbeglückten Jahre mit ihren für das Leben entscheidenden Bestrebungen und geistigen Thaten des Jugendmutes. Und wenn Welcker hier von der weit zurückliegenden Jugend redet wie Nestor von der seinen, ruhig zurückschauend, wie von einer fast fremd gewordenen Vergangenheit, so versetzen die Briefe, die wir hiernächst auf die Bruchstücke der Selbstbiographie folgen lassen, hier, wie für die übrigen Lebensabschnitte, um so unmittelbarer in eine lebendige Gegenwart.

Bruchstücke einer Autobiographie.

1. Das elterliche Haus.

Die Vorfahren meines Vaters waren evangelische Geistliche bis zu seinem Urgrossvater Martin Heinrich Welcker hinauf, welcher Inspector in Alsfeld gewesen ist. Er war 1650 geboren, der Sohn eines unbegüterten Wollwebers, Ratsverwandten und Kirchenseniors. Da er in der Schule so viel gelernt hatte, dass ihm der Webstuhl nicht zusagte, gestattete ihm der Vater, indem er ihm ein halbes Kopfstück auf die Reise mitgab, sein Glück in der Welt zu versuchen. In Frankfurt redete ihn ein Kaufmann an; auf seine Antwort, dass er schon etwas gelernt und mehr zu lernen wünsche, liess er ihn durch seinen Hofmeister examiniren und unterstützte ihn dann. Unter die Chorschüler aufgenommen, sammelte er sich, als deren Präfect, so viel, dass er in Giessen studiren konnte. Dessen Sohn, Otto Christoph Welcker, war wieder Pfarrer in Alsfeld und der Vater von Ludwig Helwig Christoph Welcker, der als Pfarrer in Merlau,

unweit Grünberg, nach neunzehnjähriger Amtsführung im Alter von 57 Jahren, im April 1787 gestorben ist. Diesen Mann schildert mein Vater, sein ältester Sohn, in einem Familienbuch, das er mit Fleiss ausgeführt hat, in einer für mich sehr anschaulichen und überzeugenden Weise und ich habe daraus nicht ohne Ueberraschung eine ganz ungewöhnliche Uebereinstimmung des Sohnes mit dem Vater in den wesentlichsten Charakterzügen, in Neigungen, Bildung und Leben zu ersehen gehabt. Er hatte drei Töchter und vier Söhne, die alle vier auch Pfarrer geworden sind. Seine Gattin war die Tochter eines Pfarrers, Johann Heinrich Schwarz in Udenhausen, eines durch patriarchalischen Charakter und Heiterkeit und durch vorbewussten, mehrtägig ruhig vorbereiteten, leichten und schönen Ausgang aus dem Leben merkwürdigen Mannes, bei dem der Schwiegersohn seine ersten sechs Amtsjahre als Adjunct sehr glücklich verlebte.

In Udenhausen wurde auch mein Vater, Heinrich Friedrich Philipp Christoph, den 16. März 1756 geboren. In Nidda, wohin sein Vater versetzt war, wurde er vom fünften bis zum dreizehnten Jahre in der Stadtschule unterrichtet. In Merlau unterrichtete ihn, so wie seine anderen Söhne, der Vater selbst. In Folge seines grossen Fleisses konnte er mit sechszehn und ein halb Jahren die Universität Giessen beziehen, wo er vierthalb Jahr nicht blos die theologischen Wissenschaften, sondern alles, was sich ihm zu einer allgemeinen Ausbildung darbot, planmässig studirte. Auch Unterricht im Zeichnen nahm er; kleine Zeichnungen aus dieser Zeit, in Tusche und Carmin, unter Glas und Rahmen, bedeckten noch eine Wand des Gastzimmers im Pfarrhause zu Ofleiden. Auch im Glasschleifen hat er sich geübt. Von der Universität kam mein Vater zuerst nach Alsfeld, wo er fünf Söhne verschiedener Eltern zur Universität vorbereitete; andere Zöglinge kamen hinzu, darunter der nachmals berühmte Pädagog Schwarz. Alle Verhältnisse in diesem kleinen Institut waren so befriedigend, dass der Lehrer den Schülern zu Liebe Anträge von auswärts abschlagen konnte. Doch dauerte dieses ungewöhnliche Verhältniss nur drei Jahre. Dann wurde der junge Erzieher veranlasst, sich als Adjunct

bei seinem Grossvater, dem Inspector Schwarz in Grünberg anstellen zu lassen, wo er bald allein das ganze Amt zu verwalten hatte. Hier verband er sich am 13. December 1781 ehelich mit Johanette Strack und wurde nach sieben Jahren, als ich, sein drittes Kind, wenig über anderthalb Jahre alt war, als Adjunct seines Schwiegervaters, nach Oberofleiden versetzt, vier Stunden von Grünberg und ebensoweit von Marburg. Seine Gattin hat er lebenslänglich als das Glück seines Lebens erkannt und dieses Glück so entschieden als den Mittelpunkt desselben geschätzt und empfunden, dass ich mich kaum entsinnen könnte, in meinem langen Leben ein ähnliches Ineinanderleben zweier Gatten in nie gestörtem Zusammenhang kennen gelernt zu haben.

Das Dorf Oberofleiden, an Einwohnern sehr mässig, liegt ziemlich zerstreut auf beiden Seiten der Ohm. Die alte, ganz ansehnliche Kirche mit einem mächtigen, mit mehreren Aufsätzen verzierten Thurm ist umgeben von dem Kirchhof mit vielen Grabsteinen; nur an der einen Seite ist ein Obstgarten, dicht bei diesem an dem einen Ende das Pfarrhaus, an dem andern die stattliche Brücke über den hier ungewöhnlich breiten Fluss. Hier sieht man vor sich Homberg an der Ohm, kaum eine Viertelstunde weit auf einer Anhöhe gelegen, die von einem alten Schlosse, wenn ich nicht irre des deutschen Ordens, bekrönt ist; unter diesem und seinen Gärten die kleine Stadt, mit erhaltenen Mauern und Thürmen. Hinter diesem Berg windet sich die Ohm vorüber, zum Theil dicht angeschlossen, so dass man in einem engen Mühlenthal die Vorempfindung von dem haben kann, was man romantisch nennt.

Das Pfarramt umfasste sieben Dörfer, die sonntäglich vier Predigten erhielten; in der Hauptkirche zu Oberofleiden, die auch von den nächsten zwei Dörfern besucht wurde, in dem etwa eine Stunde entfernten Niederofleiden, und in den höher gelegenen Walddörfern Deckenbach, Schadenbach oder statt dess Büsfeld. Mit dem Pfarrer wechselte im Predigen ein als Schulmeister angestellter examinirter Theologe; während Taufen, Leichen, Trauungen, Wochenpredigten, Kinderlehre, Krankenbesuche u. dgl. dem Pfarrer allein verblieben. Die

Walddörfer besuchte mein Vater nur zu Pferd und ich glaube nicht, dass er sich ein einziges mal hat ersetzen lassen, gewiss nicht wegen Schnee, Regen oder Frost, von denen auch kaum die Rede war: bei gutem Rockelor mit Kopfbedeckung schien der immer rüstige Mann sie sehr wenig zu beachten.

Mit dieser Pfarrei war ein ziemlich grosses, schönes Pfarrgut verbunden und dafür auch ein beträchtlicher Viehstand notwendig. Wenige Schritte vom Pfarrhaus erstreckte sich ein langer Bau, worin vorn die Pachterfamilie wohnte; an den Hof schlossen sich die Scheunen, Ställe und Wirtschaftsräume an, dahinter Garten und Wiese. Um Ackerbau und Viehzucht brauchte sich mein Vater wenig zu kümmern; er machte gemeinschaftliche Sache mit dem Pachter, der, wenn ich nicht irre, die Hälfte von den Früchten des eignen Feldes und einen Dritttheil des Zehnten erhielt, und auch bei Kauf und Verkauf von Vieh mit ihm theilte. Mein Vater war stets zugegen, wenn in den beiden Scheunen nach dem Dreschen die Körner aufgehoben und getheilt wurden; auch die Früchte auf den hochbeladenen Wagen trug er ein, indem man ihm die Zahlen zurief, und führte überhaupt die Bücher genau, leicht und unfehlbar. In den Kriegsjahren war die Pfarrstelle, ohnehin eine der besten, durch die hohen Preise von Frucht und Vieh sehr einträglich. Die meiste Zeit seiner Musse aber hat mein Vater auf den Unterricht seiner Kinder verwandt, so sehr, dass, obenhin gesehen, das Unterrichten und Erziehen sein eigentlicher Beruf scheinen konnte.

Die Erinnerungen und Vorstellungen von dem Einfluss meiner Mutter auf meine Erziehung und Bildung knüpfen sich, wenn ich sie eigens verfolgen will, sehr leicht und bestimmter Weise aneinander. Doch möchten die Aehnlichkeiten mit dem Vater, deren ich mir nach und nach bewusst geworden bin, weit entschiedener sein. Meine Gesichtsähnlichkeit mit ihm war so gross, dass seine Bekannten mich überall darauf anredeten und mir dadurch häufig unbequem wurden. Das Glück, das meine Eltern in ihrer Verbindung gefunden haben, war wol am meisten gegründet durch die seltene Uebereinstimmung in den Grundzügen ihrer Natur und Bildung. Geist und Gemüt entwickeln sich meistentheils

aus sich selbst, und besonders unter Gleichgearteten durch die Gemeinschaft. Aber in Thätigkeit und äusseren Lebensverhältnissen kommt viel an auf Beispiel und Erfassung und ich möchte daher vermuten, dass bei der so ausgezeichneten Ausfüllung des Lebensberufs von Seiten meiner Mutter das Vorbild der ihrigen nicht weniger beigetragen habe, als dem Vater der Vorgang des seinigen, wie ich deutlich erkennen kann, zu Gute gekommen ist. Neben den täglichen und wenig verschiedenen Aufgaben einer Hausfrau auf dem Lande nahm sich meine Mutter ohne Ausnahme auch der grösseren, durch das Jahr hin vertheilten Actionen an, welche die Brodbäckerei, Bierbrauerei, Gärtnerei, Obsternten und Honigkochen erforderten; oder es galt den Teich im nahen Walde abzulassen, um die darin erzogenen Karpfen in Fischkasten einzusetzen. An der Gärtnerei, an der Bestellung der Ländereien mit ausgewählten Gemüsen, wie an der Ausstattung mit Blumen, von Primeln und Aurikeln bis zu den spätesten Herbstblumen und der sorgfältigsten Wahl ihrer Sorten hatte die kräftige und bewegliche Frau eine besondere Freude, während der Vater die Obstzucht in Garten und Wiese auf sich genommen hatte. Flachs wurde zum Spinnen und Weben in grossem Umfange verwendet, in Uebereinstimmung mit der Liebhaberei, Linnen aller Art und besonders Damast zu besitzen. Von Anweisung oder Unterricht des Gesindes wurde man so wenig als möglich gewahr. Nur eine besondere Geschicklichkeit macht es erklärlich, dass die Hausfrau im ganzen Umfang des Hauswesens so sicher und leicht, meist wie unbemerkt, walten konnte.

Aber was ist das alles gegen die Pflege und Erziehung so vieler Kinder, worin sie es doch gewiss so wenig als in sonst etwas an irgend einem Stücke fehlen zu lassen im Stande gewesen wäre! Dabei fehlte doch nie ein Augenblick, Frauen und Mädchen anzuhören, die sie sprechen und sich Rats erholen wollten, besonders auch bei körperlichen Uebeln. Denn meine Mutter hatte eine Art Liebhaberei an medicinischen und chirurgischen Einzelkenntnissen. So sammelte sie z. B. jährlich eine Anzahl Kräuter zu Pulvern, die gegeben wurden um gewisse Knoten zu vertreiben und dadurch dem

Krebs zuvor zu kommen. Sie waren weit umher berühmt und wurden, unentgeltlich natürlich, verschickt.

Eine so ausserordentliche Thätigkeit hätte nicht so ruhig und geregelt vor sich gehen können ohne leichte und sichere Auffassung und einfache richtige Verknüpfung der Dinge. Aber es stimmt damit auch die nicht heftige, aber stets rege Lebhaftigkeit ihres Wesens überein. Verstand und Güte blickten gleichmässig aus ihrem Auge und ihren Mienen; und da sie, die dreizehn Kinder geboren hatte, in Folge mehrmaliger langer schwerer Leiden oft und viel gekränkelt hat, so ist es mir merkwürdig, dass man sie wol leidend und gedrückt, aber nie unzufrieden und grämlich sah; vielmehr überraschte sehr oft ihr natürlicher Frohsinn, der wie ein Lichtstral aus einem verhängt gewesenen Winkel hervordrang; und es ist auffällig, wie sie, auch in schlimmen Zeiten, neben all dem, was sie leistete, so viel freien geistigen Genuss haben konnte, in Sympathie mit den Ihrigen, im Lesen oder im Anhören eines Vorlesers, und im Antheil an Welt und Menschen. Dass neben so vielfacher Thätigkeit auch noch vergnüglicher Umgang Raum und Zeit finden konnte, — dabei mag der altväterliche und der gute ländliche Geist mitgewirkt haben. Für die ziemlich vielen Verwandten von verschiedenen Seiten her standen immer die Betten bereit; Besuche und Ansprachen, auch von etwas entfernten Orten her waren ziemlich zahlreich, nicht nur von Amtsgenossen, sondern auch von Personen etwas niedrigeren oder etwas höheren Ranges.

Die nächsten Freunde waren und blieben die in dem Schloss zu Homberg, der Amtmann Bötticher und seine Gattin, feine, freundliche, allgemein geliebte Leute; auch sein Vater und Vorgänger im Amt, und seine Mutter, Bilder ehrwürdigen Alters, lebten noch viele Jahre meiner Kindheit. In dem Garten um das Schloss war, und ist wohl noch, nahe dem Eingang, links vor dem grossen Schlossthor eine alte Linde, in deren dicken ausgehöhlten Stamm wir Kinder zuweilen hineinstiegen. In dem Schloss zu Homberg waren wir wie zu Hause; ich war so früh dort, dass ich mich erinnere, wie ich von da auf den Armen nach Hause getragen wurde.

Nach der andern Seite, in Niederofleiden, wohnte der Hofmarschall von Schenk, der sein Hofamt in Kirchheim-Bollanden gehabt hatte und sich nicht lange nachher für sich und seine Familie ein schönes Haus in Schweinsberg, dem Stammort des vielverzweigten Geschlechts, erbaute, und ebendort der Landrat von Schenk mit seiner Gemalin. Diese waren beide so fein und innerlich so gebildet bei grosser Einfachheit und verständiger Güte, dass sie überall würden ausgezeichnet worden sein. Ich fühlte das wohl, wenn ich als Knabe, da ich doch noch nicht viele Menschen zur Unterscheidung kennen gelernt hatte, Bestellungen bei ihnen ausrichtete. Es wohnte bei ihnen eine Tochter, verwittwete Frau von Dörnberg, eine geistreiche, gute und humoristische Frau. Sie kam mit ihrer vortrefflichen Schwägerin, der Präsidentin von Schenk, — nachdem auch der Präsident von Schenk, ein seinem Vater in Geist und Charakter verwandter, edler Mann, sich auf diesen Stammsitz zurückgezogen hatte — nicht selten zu Fuss um meine Mutter zu besuchen, sowie auch die ältere Tochter der letzteren die beste Freundin meiner Schwester Caroline von Kind auf war und geblieben ist. Der Landrat von Schenk theilte meinem Vater in der Revolutionszeit eine Menge Schriften mit, aus denen auch ich manches erfuhr, da ich ja schon in den Tagen des argen Processes und der Hinrichtung des Königs und der Königin die Zeitungen mit Begierde angehört hatte. Durch den Präsidenten erhielten wir nachmals die Nachricht vom Brande Moskaus durch Expressen. Es freute mich später in Bonn, als eine Frau, die lange im Landschaftshause gelebt hatte, erzählte, wie sie darin von den „idealischen Pfarrersleuten“ habe sprechen hören.

Der grösseren Geselligkeit in Homberg und der Nachbarschaft dienten kleine Bälle, die öfter im Rathaus veranstaltet wurden. Die vom Schloss und meine Eltern hatten ihre Kinder frühzeitig in eine Tanzschule geschickt, die ein alter verdriesslicher Unteroffizier, der zugleich zum Tanz aufspielte und uns mitunter mit dem Fiedelbogen auf den Kopf schlug, in demselben Rathaussaale abhielt. Wie die Jugend ein wenig heranwuchs, tanzten die Erwachsenen mit ihr um die Wette, gewöhnlich bis gegen Morgen.

Im Hause fehlte es also an Gesellschaft nicht; mir aber fehlten gleichaltrige Genossen, und es fragt sich, ob das nicht bedenklicher ist, als immerfort allein unterrichtet zu werden, wobei man wenigstens weit mehr lesen und in mancher Hinsicht lernen kann, als mit und neben Vielen und Anderen. In den frühesten Jahren freilich mochte ich gern mit den Bauernknaben der nächsten Nachbarschaft spielen, den Knicker schiessend auf einen anderen schieben, Steinchen nach einer kleinen Grube werfen oder zu kutteln, oder auch am Abend, wenn die Knaben Nachweide hielten, beim Feuer an dem Kartoffelbraten Theil zu nehmen. Es machte mir Freude, in die Ställe zu gehen, die Fohlen, Kälber und Lämmer zu besuchen, ein Stück Weges zu reiten, Holz zu hauen, das schöne Gras in der Hauswiese zu mähen, am frühen Morgen den Tact der Dreschflegel mit zu versuchen, den Pflüger die Furchen auf und ab zu begleiten, den Heu- und Fruchternten zuzusehen, mit hinaus nach dem Kleeacker zu fahren und auf einer Ladung Klee's sitzend zurückzukehren. Auch das Baden und Schwimmen in der Ohm und das Schlittschuhlaufen auf dem Eis einer nahen, grossen, im Winter immer überfluteten Wiese gaben köstliche Unterbrechungen und Abwechslungen. Doch vermisste ich mehr und mehr einen Freund zu vertraulicher Mittheilung.

Die Amtsleute im Schloss hatten eine Tochter in dem Alter meiner Schwester, ein Jahr älter als ich; auch die anderen Freundinnen meiner Schwester aus der Nachbarschaft hatten zufällig keinen Bruder meines Alters. Der Umgang mit ihnen war ganz lebhaft und angenehm, ohne jede Liebelei, nicht immer ohne Streit; aus dem Mädchen wächst ziemlich frühe die Jungfrau heraus, während der Knabe noch Junge bleibt; der Ton zwischen beiden und der zwischen Kameraden ist sehr verschieden. Doch war unter den Mädchen eine, die vom vierzehnten Jahre an mich durch ihre seltene Schönheit und holdselige Anmut und Güte bezauberte und auch anderen gegen solche Einwirkungen unempfindlichen Menschen der verschiedensten Art als eine schöne Ausnahme zu gelten schien. Wir sahen uns nicht häufig und fast immer in grösserer Gesellschaft, so dass nur seltene Gelegenheiten wie

etwa ein Besuch in ihrem Dörfchen, das mir ein geweihter Boden schien, ein Ball, eine kleine Fussreise mit ihr und andern Mädchen zusammen, mich ihren Seelenadel und ihre Feinheit näher kennen lehrten. Mein Knabenalter und ein Altersunterschied von nicht wenigen Jahren gaben natürlich dem Verhältniss einen sehr idealen Charakter, so dass es vielleicht nur von wenigen Personen der Umgebung geahnt worden ist. Dennoch konnte es mehrere Jahre dauern und sogar wachsen, bis mein Abgang nach Giessen bestimmter darauf hinwies, wie wenig es geeignet sei sich in die Schranken des wirklichen Lebens hinüberleiten zu lassen. Die Erinnerung daran aber hat bis tief in das Leben hinein auf meine Sinnesart und Empfindung grossen Einfluss behauptet.

Mit in Folge dieser Verhältnisse mag sich meine Leselust noch mehr vergrössert haben. Dazu kam, dass sich in unserem Hause in einer gewissen Zeit drei grosse Bücherschränke vereinigt hatten, was für eine in litterarischer Hinsicht so insularische Lage als zufällig gelten muss, aber gerade darum den Mut und die Lust erhöhte, das vorhandene auch zu benutzen. Deutsche Schriften las mein Vater früher viel in der Familie vor, wie z. B. Federsens Leben Jesu, Wagenseils historische Unterhaltungen, worin mir besonders Pythagoras und Solon einen tiefen Eindruck machten; Robinson Crusoë Abend vor Abend, da jeder im Buch abgesetzte Abend das Vorlesen zum Schrecken der Zuhörenden auch wirklich abschloss. Den Kindern selbst wurden überlassen Raffs Naturgeschichte, die reiche Sammlung von Thieren, die auch in dieser Zeichnung und Erklärung an Anziehung mit dem Robinson wetteifern konnte, alle Bände des Kinderfreunds von Weisse, dessen kleine Dramen entzückten, wenn auch Magister φιλότεκνος zuweilen ungeduldig machte. In dem Bücherschrank meines Vaters fand ich Haller, Gessners Idyllen, die Werke von Cronegk, Rabener, Hagedorn, Uz, Hölty, Gleim, Claudius, Gellert, Schmidts bändereiche Geschichte der Deutschen, Klopstock und vieles andere. Der Bücherschrank des Grossvaters liess mich andere kleine Kreise sehr im Dunkel erkennen, wie Flemming, Opitz, Broekes irdisches Vergnügen in Gott; selbst bei der Polemik

der Wöllnerschen Periode, z. B. „An die grossen Herrn, die keinen Teufel glauben", hielt ich mich aus Neugierde auf. Wichtiger war der Inhalt des dritten, Onkel Karl gehörigen Bücherschranks, darin vor allem Barthélemys Reisen des jungen Anacharsis in der schön ausgestatteten deutschen Uebersetzung, ein Buch, das für meine damaligen Bedürfnisse nicht passender hätte gewählt sein können. Dann Mengelsdorfer Hausbedarf der alten Weltgeschichte, worin die ausführliche Geschichte der Diadochen mich nach übersichtlicher Zusammenfassung seufzen liess. Auch eine ganz andere Classe Bücher fielen mir hier in die Hände, Ritterromane wie Friedrich mit der gebissenen Wange, Veit Webers Sagen der Vorzeit, Meissners Skizzen, Bianca Capello in der deutschen Uebersetzung, die ich zum Theil meiner Mutter vorlas, und späterhin Romane von Lafontaine, wie auch manche ernstere Schriften.

Am ersten Unterricht im Lesen und der biblischen Geschichte nahm meine ältere Schwester Theil. Als zwei jüngere Brüder, Louis und August, anfingen der Unterweisung zu bedürfen, zog mein Vater seinen Bruder Karl, einen sehr gebildeten Mann, aus einer Hofmeisterstelle in einem reichen Hause zu Frankfurt, zu seiner Unterstützung zu sich. Von dem Unterricht den dieser gab erinnere ich mich vorzüglich gern des französischen, wegen des reichen und besonders in der lieblichen und naiven älteren Lyrik für mich reizenden Inhalts des vortrefflichen Recueil von Köster. Denn Französisch hatte ich schon früher von meinem Vater gelernt und ziemlich viel gelesen, mit vorzüglicher Lust Télémaque von Fénélon. Dieser Onkel verliess uns wieder, um Pfarrer in Ulf zu werden, ehe ich dreizehn Jahre alt war, und nahm die beiden jüngeren Brüder mit sich, während der Unterricht meines dritten, sechs Jahre jüngeren Bruders Karl zum Theil und der allererste des Schwesterchens Caroline mir zufiel. Dies dauerte bis zu der Zeit, dass ein Hauslehrer angenommen wurde, zwei Jahre vor meinem Abgang nach Giessen; nur den Unterricht der kleinen Schwester behielt ich bis zuletzt bei.

Im Jahre 1798 trat eine grosse Störung ein durch Cantonnirung französischer Truppen, seit dem Februar; erst

im December gingen sie wieder sämmtlich über den Rhein zurück. Mein Vater nahm sich seiner Gemeinde sehr an, besonders dadurch, dass er die Offiziere, zum Theil gegen eine billige Vergütung, in sein Haus aufnahm und bewirtete. Diese wurden durch Höflichkeit und Freundlichkeit und durch das Verständniss ihrer Sprache durchgängig leicht gewonnen und benahmen sich sehr gut. Es waren zum Theil gebildete Leute, die nur von republicanischer Begeisterung getrieben dem Volksheer gefolgt waren. Auch mit mir, dem Knaben, gaben sich einige viel ab. Daneben konnte sich mein Vater sehr nützlich machen durch Vermittelung bei den nicht selten durch geldgierige Obere, wie es die Art dieses Volks mit sich bringt, ausgeschriebenen Lieferungen. Das Rindvieh des Dorfs wurde zusammengetrieben, mit der Auswahl einer guten Anzahl gedroht und dann um eine Summe zur Ablösung unterhandelt, wobei ein des Französischen kundiger, gewissermassen befreundeter Mann durch die am Ort einquartirten Offiziere viel wirken konnte. Im Juli glaubte man schon von dieser Last frei zu sein, aber es kamen noch andere Truppen nach bis zum October. In dasselbe Jahr fällt auch meine Confirmation mit vielen wöchentlichen Confirmandenstunden nach Seilers Katechismus, die ich auch schon das vorige Jahr besucht hatte. Zu diesen Stunden versammelten sich aus allen Dörfern der Pfarrei die Kinder des bestimmten Alters auf dem Rasen um die Kirche, in der schönsten Jahreszeit.

Nach dem Eintritt eines Hauslehrers wurde mit meinen beiden zurückgekehrten und den andern Brüdern, den Söhnen des Amtmanns und einigen Auswärtigen eine kleine in mehrere Classen getheilte Schule eingerichtet, deren erste Classe ich allein bildete. Einmal wurde sogar ein Examen veranstaltet, wozu ausser den Freunden von Homberg mein Pate, der Inspector Bähr von Echzell, eingeladen war, der mich in allen Hauptfächern examinirte, und ich hielt eine Rede, die wohl aufgenommen wurde. Da die Hauslehrer mehrmals wechselten, entstanden auch Zwischenräume, während derer mein Vater allein das ganze Institut zu beschäftigen hatte. Es ist vorgekommen, dass er zehn Stunden täglich

unterrichtete. Der Lehrer, dessen Eintritt in unser Haus ich als ein grosses Glück für uns alle und ganz besonders für mich ansehen muss und mit dankbarem Sinn immer angesehen habe, hiess Christian A. Münch. Er kam so eben von der Universität, war lebhaft, bieder, ungezwungen und freundlich, frei von allen abgesehenen Formen und eingelernten Phrasen. An die Familie schloss er sich leicht, treuherzig und treu an. Mit mir hatte er bald ein doppeltes, nicht immer harmonisches Verhältniss des Lehrers und des Freundes; wir duzten uns und er unterhielt sich gern mit mir, lange und vertraulich. Auch Rapiere führte er bei uns ein, von denen bald ein ziemlich fleissiger Gebrauch gemacht wurde.

Keinen Mitschüler gehabt zu haben ist keine gleichgültige Sache. Nacheiferung, Wetteifer, Nachahmung, Anregungen mannigfaltiger Art bleiben gänzlich ausgeschlossen, und wenn mir Ehrgeiz und bewusstes Vorstreben und Planmachen lebenslänglich fremd geblieben sind, so mag ich es wol zum Theil wenigstens auf dieses einsame und durch das Lernen für mich befriedigte Knabenleben, wenn auch nicht als auf die einzige Ursache zurückführen. Ehrgeiz, der seinerseits auch wie alles menschliche die Gefahr mannigfaltiger Ausartung läuft, ist unstreitig, wenn nichts unreines sich einmischt, etwas ebenso rühmliches, wie Energie, Mut, Kraftgefühl, und es ist mir nicht unbekannt, dass Goethe von Lavater sagt, nicht leicht sei jemand leidenschaftlicher als er bemüht gewesen, anerkannt zu werden und vorzüglich dadurch habe er sich zum Lehrer geeignet.

Früh genug war angefangen worden mit Lesen und Lernen. Ich erinnere mich, dass ich die Probe in lateinischen Vocabeln und im Rechnen aus dem Kopf, die der Vater mich vor einem Oheim machen liess, zu seinem Vergnügen bestand. Aber ich erinnere mich keines andern mals, dass er mich oder meine Fortschritte vor einem andern Menschen gelobt hätte. Dagegen hat er in den letzten Jahren zu Haus mehr als einmal, wenn er Sonntags ermüdet von der Expedition auf die Walddörfer im Gespräch mit der Familie etwas länger als gewöhnlich am Mittagstisch sitzen blieb, seine Zufrieden-

heit in wenigen für mich wohlthuenden Worten sehr zart ausgedrückt, wie ihm überhaupt den nächsten und liebsten Personen gegenüber eine gewisse zarte Zurückhaltung eigen war. In den Unterrichtsstunden blieben Billigung, Lob, Ermunterung so sehr als Tadel, Vorwurf und jeder Grad von Verdriesslichkeit gänzlich ausgeschlossen. Zum Antreiben allerdings war auch kein Anlass gegeben, da ich zu Spiel, Scherz und Mutwillen weder so viel Lust und Anlage noch Gelegenheit genug hatte, um das Lernen und Lesen in oder ausser der Schule, sowie die Kenntnisse einigermassen zunahmen, allem andern jemals nachzusetzen. Ich weiss, dass ich einst, als bei der Flachsernte den Arbeitsleuten in der Scheune ein kleines Fest gegeben wurde, viel dabei ab und zu ging; aber da die Sache ziemlich lange dauerte, kehrte ich mehrmals in das Zimmer zurück, um im Platonischen Kriton weiterzulesen, da die Biestersche Ausgabe der Dialoge ganz vor kurzem angekommen war und diese neue Bekanntschaft mich aufs äusserste anzog.

Das erste lateinische Lesebuch, das Gedikesche, wurde zweimal hintereinander durchgenommen. Von Autoren lasen wir Cornelius Nepos, der mir noch ziemlich schwer zu fassen war, Phaedrus, Stücke aus Livius, Caesars gallischen Krieg; dazwischen auch ein kleines Buch sehr angemessenen Inhalts von dem trefflichen Latinisten Castalio. Als ich vierzehn Jahre alt war, zogen mich Ciceros *epistolae ad familiares* vorzüglich an; es folgten Curtius, Ovids Tristien und Briefe *ex Ponto*, Ciceros catilinarische Reden, ich übersetzte sie auch schriftlich — so sehr hatte die erste Bekanntschaft mit der Beredsamkeit mich angezogen —, Florus, die horazischen Oden, und Gessners Chrestomathia Pliniana, die einen grossen Reiz auf den Neuling ausübte. Die Lectionen waren cursorisch; doch wurde es mit dem Wortverständniss genau genommen und die Grammatiken, erst die Langesche, dann die Rampachsche und Wencksche, waren immer zur Hand. Das Lateinschreiben beschränkte sich auf die Uebersetzung eigens dafür abgefasster Uebungsbücher wie das Döringsche. — Im Griechischen ist ein erster Anfang gemacht worden den 22. October 1796, als ich noch nicht ganz zwölf Jahre alt war, doch erst

nach langer Unterbrechung im October des folgenden Jahres mit dem Gedikeschen Lesebuch fortgesetzt worden. Dann nahmen wir Langes griechisches Lesebuch, das die interessantesten Erzählungen aus Aelian enthält, die Lucianischen Todtengespräche, und, ein grosses Unternehmen, die Gessnersche Chrestomathie durch. Auch das neue Testament, Theophrasts Charaktere, die Ilias, ein Theil der Odyssee wurden in jenen Zeiten gelesen. Die alte Geschichte wurde gelehrt nach einem sehr alten Buch, worin z. B. die Namenreihen der römischen Kaiser durch Verstümmelung in Hexameter gedrängt waren, die mir übrigens häufig zu statten gekommen sind. Mythologie lehrte mich mein Vater nach Moritz kennen, später auch der Hauslehrer nach Seybold und Damm. Ein Lieblingsgegenstand des Lehrers war die Mathematik, die er mit besonderer Lebhaftigkeit und Klarheit vortrug und welcher stets die ersten Stunden gewidmet wurden. Auch das Snellische Lehrbuch der Philosophie, das für das Giessener Pädagog geschrieben war, wurde in allen Theilen, nicht ohne Präparation, durchgegangen.

Unser guter Münch war so bereit, immer neue lateinische und griechische Schriftsteller, die er zum Theil selbst in unser Haus mitgebracht hatte, mit mir zu lesen, als mich meine Lust dazu trieb. Sehr oft schon um fünf Uhr, im Winter zwei Stunden vor Tag, begannen die Stunden. Weit voran unter dieser Lectüre stehen Virgils ländliche Gedichte in der Ausgabe von Joh. H. Voss. Der Reiz der italischen Natur und Bevölkerung, die Schönheit der Sprache und der Laute wurden mir näher gebracht und erhöht durch die des Originals so sehr würdige Uebersetzung; die Klarheit und Gediegenheit der Erklärung in neuer geschmackvoller Art und Sprache machten diese neue Bekanntschaft vor vielen anderen, zum Theil auch höchst ergreifenden, für mich ganz besonders anziehend. So viel Antheil hatte daran der Uebersetzer und Erklärer, dass ich mir seine eigenen Gedichte in vier Bänden kaufte und für sie eine gewisse Vorliebe fasste, die ich nicht immer festhalten konnte. Alles, was sich in den Gedichten auf die verehrte Freundin und überhaupt auf das Leben des Verfassers in Eutin bezog, erregte meine Aufmerksamkeit

und ich theilte in gewissem Masse die Verehrung für Gräfin Agnes. Ihr lebensgrosses Bild sah ich später oft genug bei Voss, zuerst in Jena, dann in Heidelberg, wo ich mehrere Tage lang Mittags und Abends sein Gast war. Als ich im Jahr 1814 als Offizier der hessendarmstädtischen freiwilligen Jäger bei ihm einquartirt war, zog er mich beim Abschied in ein anderes Zimmer vor ihr Bild. Indem wir es ansahen, brach der alte Mann plötzlich in Thränen aus, hielt die Hand vor die Augen und sagte: „Sie war ein Kind, ein Engel.“

Mit Münch habe ich ferner gelesen Ovids Metamorphosen, Sallust, die Aeneis, Cicero von den Pflichten, wobei die Abhandlungen von Garve mich in hohem Grade spannten, die Satiren und Episteln des Horaz mit der Uebersetzung von Wieland, dessen Anmerkungen mich in ein ganz anderes Gebiet des Altertums die ersten neugierigen Blicke thun liessen, und Tibull in der Ausgabe von Heyne. Für mich habe ich lateinisch schwerlich viel mehr gelesen als einige Komödien des Terenz. Von griechischen Schriftstellern führe ich an: Palaephat in der grossen Fischerschen Ausgabe, Anakreon mit Uebersetzung von Degen, der einem Knaben wol mehr Eindruck und Vergnügen machen mag, als die Fragmente des alten und eigentlichen Anakreon, Theokrit, Bion und Moschos; Theokrits Idyllen konnten freilich bei mir die Virgilschen nicht so überglänzen, wie Daphnis den Tityrus überglänzt; aber sie trugen viel bei, meinen Hang zum Griechischen zu bestärken. Platons vier von Biester herausgegebene Dialoge erweckten bei mir noch leichter eine Ahnung der athenischen Bildung überhaupt, als die des philosophischen Denkens. Auch Stücke aus Plutarch und Isokrates las ich; Sophokles' König Oedipus und die Batrachomyomachie habe ich schriftlich übersetzt. Natürlich dass unter dem Lesen so vieler Autoren auch die Neugier auf das Ganze des classischen Altertums erwachte. Hederichs notitiae auctorum und die griechische Bibliothek von Schulz gingen mir viel durch die Hand und es wurde eine Bücherkunde angelegt. Im Zusammenhang mit anderen Lehrstunden habe ich Meyers Lehrbuch der römischen Altertümer und Hugo Grotius *de veritate religionis christianae* durchgenommen.

Die letzte Zeit bis zu meinem Abgang nach Giessen wurde zum grossen Theil dem Pindar gewidmet. Mein Vater hatte mir auf meine Bitte die grosse Heynesche Ausgabe leicht bewilligt, obgleich, wie ich wohl fühlte, der Preis nach unsern Mitteln sehr gross war. Sobald das Buch aus Marburg eingegangen und vom Buchbinder in Homberg gebunden war, begann die Arbeit. Ich sah bei der Präparation auch die Scholien nach, die mich öfter ungeduldig machten. Einmal wurde ich, während die Familie an einem Winterabend behaglich um den runden Tisch sass und die ausgesuchtesten Aepfel aus dem Keller verzehrte, bei meiner Arbeit so unwillig, dass ich das schön gebundene Buch weit in die Stube schleuderte. Indessen schliesst das noch erhaltene Wörterbuch mit den Worten: *vale dulcis labor!*

Bei der Wahl des Hauslehrers hatte mein Vater sein Hauptaugenmerk auf das Hebräische gerichtet, da er vermutlich diese ihm seit seiner Jugend her fremd gewordene Sprache sich jetzt nicht wieder einstudiren mochte. Das erste Buch Mosis hatte ich schon als kleiner Knabe, im ersten Lern- und Leseeifer, an frühen Wintermorgen, während meine Eltern noch schliefen, wie in eine andere Welt versetzt, mit grösster Anziehung gelesen. Diese zauberhafte Anziehung trug ohne Zweifel mit zu dem Eifer bei, womit ich mich nun in das Original hineinstudirte. Mit dem unverdrossen fleissigen Münch las ich nach und nach einen grossen Theil des alten Testaments. Auch auf das Syrische und Chaldäische sich ein wenig mit mir einzulassen, mutete ich dem gefälligen Freunde zu. Durch diese Vorbereitung wird es natürlich, dass — namentlich bald nach meiner Ankunft in Giessen — Herders Geist der hebräischen Poesie einen tieferen Einfluss auf meine Entwicklung im Ganzen ausgeübt hat, als vielleicht irgend ein anderes einzelnes Buch.

Französische Schriften habe ich zeitig kennen lernen, Tragödien von Voltaire, Molière's Tartuffe und Harpagon, einen Theil der *Oeuvres de Frédéric II*, die Memoiren des Cardinals Retz, die durch das treue Bild der mir noch ganz fremden grossen Welt nicht wenig spannten, und vieles andere. In das Englische führte mich mein Vater ein Jahr vor meinem

Abschied ein. Mit ihm las ich den unvergleichlichen *Vicar of Wakefield*, bald darauf für mich Ossian — von dem ich auch, wol aus Sympathie mit Goethes Werther, eine Uebersetzung schrieb —, den köstlichen *Tom Jones*, Goldsmiths *Deserted village*, sehr vieles in Youngs *Complaint* und anderes mehr, wie ich es unter meines Vaters Büchern finden mochte. Bei der natürlich sehr fleissigen Lectüre wechselte das verschiedenartigste und lief bunt durcheinander, religiös-moralische Schriften wie Patzkes Betrachtungen, Hess' Leben Jesu, Gottholds Betrachtungen und Reden, Campes Reisebeschreibungen, die mich ebenso wie sein Columbus, Cortez, Pizarro besonders anzogen, Sprengels Revolution in Nordamerika, Posselts Carl XII. nach Voltaire, Schillers dreissigjähriger Krieg.

In die Welt der höheren Poesie hatte ich ebenso wie in ferne Lande und die Geschichte alter und neuer Völker Gelegenheit erste Blicke zu thun, nicht in alle Tiefen und Feinheiten der Kunst eindringende, aber wohlbefriedigte und genussreiche. In Klopstocks Messias drang ich nicht tief ein, während die mir zuerst durch Stolbergs Uebersetzung bekannt gewordene Ilias mich fortriss, sobald ich den Vossischen Homer zum Geschenk erhielt. Aber ich las Klopstocks Oden, den Don Quixote, Wielands Oberon, Lessings Nathan, Goethes Werke in der ersten noch nicht bändereichen Ausgabe. Werther bezauberte mich mehr, als er mich rührte. Von der Sympathie, die damals noch viel empfunden wurde, erfuhr ich nichts, indem die pathologische Absicht der Dichtung, die man natürlicher Weise bei jeder ethischen vorauszusetzen pflegt, mir versteckt blieb. Der Faust blieb mir dunkel; die einzige Lieblichkeit der Lieder wusste ich in ihrer Eigentümlichkeit noch nicht vollkommen zu schätzen; mehr in der ihrigen Iphigenie. Lehrreich, um mich mit den Menschen und der Bildung der Gegenwart etwas bekannt zu machen, waren Rabeners Satiren, Knigges Umgang mit den Menschen, die Schriften von Sturz; auch Lavater und Kotzebue blieben mir nicht unbekannt.

Auch in Musik uns unterrichten zu lassen, war der gütige Vater bedacht. Ein Klavier wurde angeschafft und

ein Präceptor Betzenberger in Schweinsberg, der noch Bachs Schüler gewesen war — ein feiner und guter Mann, der in angenehmer Weise die Art von Würde ausdrückte, welche alle echte Kunst denen, die sie zu fassen und zu üben verstehen, mittheilt — spazierte einmal in der Woche, wenn es die Witterung nicht unmöglich machte, eine Stunde Wegs weit, auf einen Nachmittag zu uns herüber und sein Unterricht gefiel mir sehr wohl. Wäre ein Zeichenlehrer zu haben gewesen, so wäre es vermutlich auch mit diesem versucht worden. So aber blieb es mir überlassen, den jugendlichen Fleiss meines Vaters nachzuahmen, indem ich seine früher erwähnten Schulstücke in Tusche und Carmin nachpinselte, wie sie noch da liegen und zugereicht haben, mir frühe genug die Erfahrung beizubringen, dass mir zum Zeichnen Talent und Beruf fehle. Klavier lernte ich leicht, auch allmählich leichte Sachen vom Blatt spielen, Lieder und Opernarien singen, mit einer ebenso geistreichen als wenig schönen Verwandtin der Freunde in Homberg, kurz ich gewann so viel Zusammenhang mit dem Klavier, dass ich ein neues Instrument mit nach Giessen nahm, von da aus sogar mit nach Göttingen geschleppt habe, wo es dann endlich zurückgeblieben ist. Bei meiner klaren Liebhaberei wollte der gute Betzenberger mich auch zur Violine verleiten, die ich aber bald wieder aufgab, wogegen Caplan Bauer in Homberg, ein alter Hausfreund, mich zur Flöte verführte und auch dabei festzuhalten verstand.

Auf grossstädtischen Glanz sollte ich aus dem stillen Dorf heraus einmal einen Blick thun. Der Besuch, welchen Friedrich Wilhelm III. mit seiner Neuvermählten im Juni 1799 dem Landgrafen von Hessen-Cassel, und die Feste die dieser ihm zudachte, waren sehr laut verkündigt worden. Mein Vater liess mich mit unserm guten Münch eine Fussreise nach Cassel, achtzehn Stunden weit, machen, wo der Oberpfarrer Götz uns gastfreundlich aufnahm. Die Landstrasse war in den heissen Sommertagen bedeckt mit Reisenden; in Cassel war viel gehen und fahren hin und her, zum Weissenstein, zu den Revuen etc. In der Au entschlüpfte die holdselige Königin dem alten Festgeber, der sie nach der Tafel

aus der Thüre des Gartenpalasts durch das Volk in den weit vorgeschobenen Wagen hatte führen wollen und ihr nachkeuchte, mit grosser Grazie so ernstlich, dass ein Fremder bei dem Wagenschlag die Berührung mit der Masse abhalten musste. Entzückend war in derselben Au, wo das Volk in der warmen Nacht herumwanderte oder sich in Gruppen unter den herrlichen Bäumen lagerte, den schweifenden Blick an den Linien und der Fülle der aufgehängten und über den Boden zerstreuten Lichter zu üben.

Als die Zeit gekommen war, dass ich in das Pädagogium zu Giessen übergehen sollte, führte mich mein Vater zu dem Vorsteher desselben, dem Professor der Geschichte, Roos, einem seiner Universitätsfreunde, dem auch durch seinen Schüler, Caplan Bauer in Homberg, meine Uebersetzung der Batrachomyomachie zu Gesicht gekommen war. Er liess mich eine horazische Ode erklären und schien eine Antwort treffend zu finden, die ich ihm mit den drei Versen der Ilias gab, die Phidias zum Zeus begeistert haben sollen. Als ich ihm bald darauf mit einem Verse aus dem ersten Hymnus des Kallimachos antwortete, brach er ab und erklärte verwundert, dass ich nach dem Stand meiner Kenntnisse und dem gegenwärtigen der Schule zweckmässiger gleich Student werden solle. Mein Vater konnte unter diesen Umständen unmöglich etwas dagegen haben, dass ich mit siebzehnthalb Jahren Student würde.

Aber welche Facultät nun wählen? Als kleiner Knabe hatte ich zuweilen die Meinigen belustigt, indem ich in nachgeäfftem Predigermantel einen Stuhl von einer Stelle zur andern schleppte, mich darauf stellte und predigte. Ein ernsthafteres Vorzeichen davon, dass hierin mein Beruf liegen könne, ergab sich durch den Gedanken meines Vaters, mich, ehe ich zur Universität abging, von seinen vier Kanzeln predigen zu lassen. Was er mir irgend hätte vorschlagen mögen, hätte ich sicherlich ohne weiteres und gern gethan und so lag gewiss wenigstens bei mir nicht der Vorsatz Theologie zu studiren im Hintergrund, wenn ich mich entschloss die Kanzel zu betreten. Es war niemals die Rede davon gewesen, was ich studiren würde und da in Giessen die

Fächer die dort studirt wurden oder für mich wählbar waren, keine andere Wahl liessen, so waren wir übereingekommen, dass ich jedenfalls vorerst mich in die theologische Facultät sollte einschreiben lassen. Auch hatte mein Vater, der entfernt war mich bestimmen zu wollen, mir gleich im voraus versprochen, dass ich, nach Ablauf der vorschriftsmässigen zwei Jahre in Giessen, Göttingen oder Halle besuchen möge, mit Rücksicht auf Heyne und F. A. Wolf. Indessen ist es als sein natürlicher Wunsch vorauszusetzen, dass ich mich der Theologie widmen möchte und möglicher Weise dachte er, jener Act könne zu meiner Entscheidung hierfür etwas beitragen. Wie es auch sei, ich hielt meine erste Predigt am 12. April 1801 zu Schadenbach und Deckenbach und am folgenden Sonntag zu Niederofleiden und Oberofleiden über allgemeine Menschenliebe nach Joh. 1, 4, 7. 8.*) Dies glücklich bestandene Experiment scheint Anlass gegeben zu haben, dass ich auch noch als Student, wie es wol die meisten Theologie Studirenden thaten, mehrmals Predigten niedergeschrieben und gehalten habe und noch nach meiner Anstellung bin ich mehrmals veranlasst worden zu predigen. So habe ich in Lich und in einem Dorf der damals französischen Pfalz gepredigt da ich die Prediger des Orts durch meinen Besuch am Samstag in Verlegenheit setzte und nun auf ihr Verlangen statt ihrer nach einer Disposition predigte. Dass dies viele Predigen keinen Bezug auf den praktischen Beruf hatte, ergab sich klar genug, da ich später die Pfarrstelle zu Melbach, eine der besten in der Wetterau, ausschlug, für die man mir die Präsentation angeboten hatte.

Mein Geburtsjahr fiel wenig Jahre nach dem Tode Lessings, meine erste Jugend also in eine Periode des lebhaftesten Streites zwischen der Orthodoxie und der auflebenden Vernunftreligion. Von diesem konnte ich lange Zeit nichts ahnen und habe auch nachher nur äusserst wenig erfahren und eigentlich keinen Begriff gehabt. Wenn ich

*) Ihr Lieben, lasset uns unter einander lieb haben; denn die Liebe ist von Gott; und wer lieb hat, der ist von Gott geboren und kennet Gott. Wer nicht lieb hat, den kennet Gott nicht; denn Gott ist die Liebe.

hörte, dass der alte Pfarrer Möller in Homberg auf der Kanzel eiferte: „Verflucht, verflucht ist die Vernunft", so nahm ich das als rein persönliche Unvernunft Wenn später mein Oheim, der Inspector Bähr zu Echzell, darüber zürnte, dass der zweite Geistliche des Orts die Kanzel durch Neologie entweihe, mir auch Crusius' Schrift „Vernunft und Christentum" schenkte, um mich vor der eindrängenden Aufklärung zu bewahren, so ging das eine wie das andere spurlos an mir vorüber: ich fühlte kein Bedürfniss mich auf diese Frage tiefer einzulassen. Mein Vater war in einer sehr frommen Familie sehr fromm aufgewachsen, in Zeiten des noch ungestörten Friedens der Kirche. Ich sehe aus seinen Aufzeichnungen, dass er noch auf der Universität mit einem Feuer betete, das wol nur aus dem vollen kirchlichen Glauben seine Nahrung zog. Ich habe ihn von der ersten Kindheit auf bis zuletzt nur als einen frommen, ehrwürdigen evangelischen Geistlichen gekannt. Er las uns, nachdem das Beten der Mutter mit den Kindern im Bett aufgehört hatte, früh morgens und am Abend aus neueren Gebetbüchern vor. Er lehrte uns in unsern Religionstunden, in der Kirche, mit den Confirmanden, ganz nach dem kirchlichen System. Aber weder im Hause noch in der Kirche war sein Mühen darauf gerichtet ein tieferes Verständniss des mystischen zu eröffnen; er gab mir weder mündliche Anleitung noch Bücher um mich im Glauben zu befestigen. Daher beschränkte sich mein Glaube von früh an auf die Lehre Christi, wie Lessing sie scharf getrennt der christlichen Lehre gegenüberstellt, so weit ich entfernt war, diesen Unterschied in meinem Bewusstsein zu machen. Vielmehr bestrebte ich mich, in der Voraussetzung der Einheit dieser beiden, aus eigenem Antrieb mich im guten alten Glauben zu stärken, las z. B. in den frühen Morgenstunden neben dem alten Moses Arnds wahres Christentum und ähnliche Schriften, durch die ich mich dem Vater nachzubilden suehte, und zur Confirmationszeit bemühte ich mich, im Gefühl wie viel mir fehle, in Gebeten um die Befestigung meines Zustandes. Aber die Idee der Gottheit Christi hat, meines Erinnerns, niemals Wurzel in mir gefasst, so viel Gefühl ich auch für die Evan-

gelien hatte. Ein unglaublich schlecht gemachter Heiland am Kreuz, über dem Altar, den ich immer vor Augen haben musste, mag beigetragen haben, meinen Sinn für die erhabenen, mir zu schwer fasslichen Paulinischen Ideen oder die des vierten Evangeliums lau und stumpf zu machen. Erst jetzt, da ich mich mit der Geschichte der Theologie in jenen Zeiten viel beschäftigt und das Exoterische eines Lessing, Herder, ja auch Leibniz von ihrem Esoterischen genauer zu unterscheiden gelernt zu haben glaube, habe ich gewagt, über den Standpunkt meines Vaters eine Vermutung zu fassen. Schleiermachers Vater wandte sich von seinem Sohn ab, als dieser von dem eifrig kirchlichen Glauben seiner Eltern und der herrnhutischen Schule zu einem freieren Denken überging und derselbe strenge Vater neigte sich später wieder dem Sohne zu, als die grossen Ideen der Zeit auch ihn erschüttert und ihm das Vertrauen eingeflösst hatten, dass sie nicht gegen die Religion gerichtet seien oder ihr Fälschung und Abschwächung drohten. Auch mein Vater ist mit diesen Ideen bekannt geworden. Er las die gelehrten Zeitungen und andere Zeitschriften in Lesezirkeln regelmässig und fleissig, und er war einer von denen, die alles prüfen und das beste behalten, gewissenhaft, rein und edel. Dass er sich an das Studium der Quellen selbst, der Kantischen, der spätesten Lessingschen Schriften und anderer selbst jemals gewagt, vermute ich nicht. Ich muss daher glauben, dass er zwar das neuerwachte Streben nicht gering achtete, wie sehr er auch die Männer von jeher verehrt hatte, die vor Jahrhunderten, in einer von der seinigen so sehr verschiedenen Zeit, zu Augsburg über eine aus der Schrift abzuleitende Dogmatik übereingekommen waren; aber seine Stellung im Leben schien es ihm wol nicht zur Pflicht zu machen, in dem begonnenen Streit positiv Theil zu nehmen, wenn er es auch negativ in so fern gethan hat, als er nicht auf die Mysterien und unfassliche Demonstrationen das Hauptgewicht legte, vielmehr strebte, das Christentum in Sein und Thun mit Liebe und Verstand zu erwecken und zu nähren. Der sichtbare Ausdruck frommer Andacht in seinen Zügen, der nicht selten meinen Blick festhielt, ist noch in der Er-

innerung für mich das beste Zeugniss für die im Ganzen behauptete Einheit und Wahrheit seines innersten Wesens. Von der Starrheit und Strenge, von der erkünstelten Ehrwürdigkeit vieler Geistlichen stach seine einfache, menschenfreundliche Haltung durchaus ab; er liebte die Heiterkeit und nahm an allen gesellschaftlichen Vergnügungen seiner Familie gern Antheil.

Das elterliche Haus zu verlassen wird einem jungen Manne selten schwer. Ich verliess die Wohnung des Fleisses und des Friedens, worin ich so glücklich gelebt hatte, ohne unruhige Gedanken. Auch die Meinigen sahen diesem Abschied heiter zu, da wir uns ja nur auf wenige Meilen trennten und die Ferien die Verbindung versprachen, in der ich mit ihnen und den Freunden viele Jahre hindurch, von Giessen, von Göttingen und auch noch von Bonn aus geblieben bin. Sie begleiteten mich an einem sonnigen Frühlingsmorgen die Deckenbacher Anhöhe hinauf und als wir auseinandergingen, sagte mein Vater: „Den sehen wir nicht wieder bei uns".

2. Universitätsjahre. Pädagoglehrerstelle. Privatdocentschaft.

Als ich in Giessen gegen Abend in die für mich gemietete Wohnung eintrat, erschreckte mich die gänzliche Abgeschiedenheit und Einsamkeit, auf die ich, mit allen Gedanken noch im Zusammenhang mit dem eben verlassenen bewegten und freundlichen Kreise, nicht gefasst war. Ich bin vermutlich gleich ausgegangen und muss wol die Fassung bald gefunden haben. Wenigstens habe ich keine Erinnerung von irgendwelchen Unannehmlichkeiten der ersten Tage oder Wochen.

Die ersten Vorlesungen, die ich hörte, waren Kirchengeschichte bei Schulz, allgemeine Weltgeschichte bei Roos, Mathematik bei G. G. Schmidt, Logik bei Schaumann. Professor Schulz kannte ich schon von den Visitationen, die er als Superintendent alle drei Jahre bei meinem Vater hielt. Es war ein geistvoller, kluger und gelehrter Mann, der auch als Prediger mit Recht hohes Ansehen hatte, sowohl durch

männlich schönen Vortrag bei unvergleichlicher Bassstimme, als durch evangelisch und praktisch eindringlichen Inhalt. Die Väter des benachbarten Klosters Arnsberg luden den protestantischen Doctor nicht selten zu sich ein: es war eben keine Blütezeit confessionellen Haders, noch weniger der protestantischen Polemik. Schulz pflegte in Schlafrock und Pantoffeln zu uns in das Colleg heraufzukommen und dies Beispiel einer gewissen laxen akademischen Observanz vertrug sich ganz wohl mit der vertraulichen Art, wie er uns die Zusätze zu seiner Ausgabe von Walchs Kirchengeschichte vortrug. Etwas später wurde ich mit dem Theologen Joh. Ernst Chr. Schmidt und dem Juristen von Grolmann bekannt, die als die Dioskuren an dem kleinen Sternhimmel der Universität angesehen wurden. Doch ist mir nie verborgen geblieben, dass der Theologe an wissenschaftlicher Genialität dem Juristen so weit vorging, dass er eigentlich in eine ganz andere, höhere Ordnung der Geister gesetzt werden muss. Er hatte bis zum vollendeten 17. Jahre und auch später noch sehr einsam gelebt und selten wird man die Entwicklung eines Autodidakten, deren es in so hohem Grad in verwandten Wissenschaften nur sehr wenige gibt, so deutlich und andeutungsreich überliefert finden, als in der merkwürdigen Selbstbiographie, die er im 23. Lebensjahre geschrieben hat und die etwas später gedruckt worden ist.*) Er hatte etwas geheimnissvolles in seinem Wesen, das ihn mehr als andere genialische Naturen von den gewöhnlichen Menschen unterschied. Ich war oft im Zweifel, wie er als Student gelebt haben möge, etwa übermässig in Studien, so dass sein bleiches Gesicht und eine gewisse Schwäche und Unbeholfenheit seiner hohen Gestalt von Nachtwachen und Ueberanstrengung herrühren möchten, und es machte mir Freude, als ich wenigstens ein Verhältniss aus seiner Studentenzeit kennen lernte, das bewies, wie ihn die Studien doch nicht ausschliesslich beherrscht hatten. Als nämlich, zur Zeit des Durchzugs des russischen Heers nach Frankreich, der berühmte russische Finanzminister Cancrin kurze

*) Strieders hessische Gelehrtengeschichte. Band 13. S. 113—126.

Zeit in Giessen verweilte, nahm mich der grosse Theologe mit zu diesem ins Einhorn, wo die ehemaligen Studiengenossen bei einem Glase Wein ihr vertrauliches Verhältniss mit grosser Munterkeit fortsetzten und Cancrin sich durch meine Gegenwart in Mittheilungen ungewöhnlicher Art nicht stören liess. Auch einen anderen Freund Schmidts, Minnigerode, einen geistvollen und weltgebildeten Mann, der sich in Paris aufgehalten hatte und später in Darmstadt Hofgerichtsdirector war, habe ich in Giessen kennen lernen. Schmidt, Grolmann, Snell, Diefenbach und manche andere kamen Abends in dem Buschischen Garten zusammen. In diese Gesellschaft wurde auch ich, ich weiss nicht mehr wann zuerst, zugezogen.

Ein Kreis von Bekannten unter den Studirenden hatte sich gleich von Anfang an wie von selbst ergeben. Ich schloss mich einem „Kränzchen", einer Landsmannschaft an, den Lahnländern, zu denen auch manche von der Lahn entfernter wohnende gehörten. Es waren etwa zwölf bis zwanzig Mitglieder aller Facultäten, kein Adeliger, kein Reicher, kein Ausschweifender; nur einmal ein berühmter Schläger, ein Pfälzer, dem man bei seiner Gutmütigkeit die zum Glück unschädlich gespielte kleine Heldenrolle leichter verzieh. So wenig diese Lahnländer zechlustigen oder müssiggängerischen Charakter an sich trugen, so schlossen sie sich von den allgemeinen studentischen Bräuchen nicht aus. Mit zwei anderen Landsmannschaften, den Franken und Rheinländern, besonders den letzteren, die zur Zeit überlegen waren, bestand eine Spannung gewissermassen politischen Charakters und in Folge dess bin auch ich veranlasst worden, zwei Rheinländer herauszufordern, ohne dass irgend ein persönlicher Streit vorausgegangen wäre. Bei dem zweiten Duell auf einem kleinen, baumumkränzten Hügel, auf dem Trieb, erhielt ich eine unbedeutende Verwundung. Doch muss die Sache angezeigt worden sein, da ich mich vorerst zu meinem Oheim Bähr nach Echzell entfernte und nachher in Giessen vom Rat Müller, der dies wol im Auftrag des Senats that, untersucht worden bin. Als ich das Hemd auf der Brust öffnete, griff er auf die der Wunde entgegengesetzte Seite. Vielleicht dachte der

gute und heitere Mann dabei an meinen Vater, mit dem er studirt hatte.

Orden, die in's bürgerliche Leben hinüberspielten, gab es in Giessen nicht. Dass in Marburg damals einer bestand, wurde ich inne in meinem zweiten Semester durch die Einladung mich aufnehmen zu lassen. Dies geschah bald nachher bei Nachtzeit in einem weiten Gewölbe der Schlossruine, bei durch Rauchwerk gebrochener Beleuchtung unter ernsten Ceremonien und Symbolen, doch ohne die geringste Verpflichtung besonderer Art. Auch hat dies Schauspiel für mich nie eine andere Folge gehabt, als einige gegenseitige Besuche in der nächsten Zeit. In unserer Landsmannschaft waren alle untereinander gut Freund; manche musste ich wegen ihrer Persönlichkeit oder ihres Talents und Fleisses schätzen und lieben. Doch zu einer durchs Leben fortentwickelten Freundschaft hat das Kränzchen nicht den Grund gelegt. Denn Kreusler, an den allein ich hier denken könnte, der berühmte, als Mensch, Geist und Charakter nicht weniger als durch seine ärztlichen Verdienste bedeutende Arzt in Arolsen, hat dem Kränzchen nicht angehört, auch nicht Kunz, ein freundlicher Theologe aus Darmstadt, mit dem ich noch mehrere Jahre correspondirt habe.

Ausser theologischen, philosophischen und juristischen Vorlesungen, habe ich auch Physik und, bei Müller, Chemie gehört, und bei Schmidt arabisch getrieben. Zu seiner Vorlesung über *Abdollatiphi compendium memorabilium Aegypti arabice e codice manuscripto Bodleiano edidit D.* Joseph White, *praefatus est Henr. Eberh. Gottlob Paulus* (*Tubingae* 1789) hatte ich mich allein gemeldet und schlug deshalb vor selbst zu übersetzen, da ich mich unter seinem Vortrag über Rosenmüllers Lehrbuch etwas geübt hatte. Die Sache war nicht leicht, da die Vocalzeichen fehlten und ich kaum mit den Punkten lesen konnte, auch die Beschreibung des Ausbrütens des Hühnchens im Ofen, gleich von vornherein, wol nicht zu den leichtesten Abschnitten gehört. Doch fand der Lehrer nicht viel auszusetzen und da ich mir kein kleines Pensum zumass, mochte vielleicht der Lehrer, der nicht wie ich alle Zeit für sich hatte, die Mühe sich auch selbst zu präpariren

nicht in Verhältniss finden. Denn nach der dritten Lection sagte er mir, dass ich den Abdollatiph nun fernerhin für mich weiterlesen möge. Diesen Rat befolgte ich nicht; sondern wandte mich zum Koran, der mir leichter wurde und ungleich mehr Nahrung bot. Auch *Ali ben Abi Taleb carmina ed. Kuypers* (1745) und die berühmten Gedichte, die *Moallakât* genannt werden, suchte ich zu verstehen: diese Versuche mochten mit meiner alten Liebe zum Hebräischen zusammenhängen.

Vorlesungen auf dem Gebiet der classischen Philologie wurden in Giessen damals nicht gehalten. Nur einmal las Kninoel, den man aus Leipzig berufen hatte, nach seiner dort gedruckten Ausgabe über die Alkestis des Euripides; aber er ist schon nach diesem ersten Versuch in die theologische Facultät versetzt worden. Mein Heft bricht Vers 487 ab. Vermutlich haben die andern vier oder fünf Zuhörer die Vorlesung vorzeitig geschlossen. Denn ich erinnere mich wohl, wie der ungewohnte und schwer zu schildernde Vortrag, bei dem der Mann seinen Kopf hinter dem Pulte des Katheders so sorgfältig versteckte, dass man nicht das mindeste von ihm sehen konnte, sie noch weit mehr langweilte als mich, der sich durch Nachschreiben zu helfen suchte.

Der früh erwachte Trieb zu lesen und zu lernen blieb auch in Giessen lebendig. In den freien Stunden, an den langen Abenden las ich in bunter Reihe viel aus der griechischen, französischen, italienischen, deutschen Literatur, viel von Goethe und noch mehr von Schiller, dann Ramler, Kotzebue, Neubeck, Voss, Wieland, Kosegarten, Novalis, Jean Paul Fr. Richter, Boileaus Lutrin und, mit grosser Bezauberung, Rousseaus Héloise, Theile von Ariost; zur griechischen Lectüre auch Wolfs Prolegomena und Creuzers früheste Abhandlung über die griechischen Historiker; Schmidts und Henkes Werke über Kirchengeschichte, Kants Anthropologie, seine metaphysischen Anfangsgründe der Tugendlehre, Reinholds Briefe über die Kantische Philosophie, Fichte zur französischen Revolution und dergl. mehr.

Unter den Vorlesungen, die ich hörte, war, mit Aus-

nahme etwa der Kuinoelschen, keine, in der ich nicht viel nützliches und neues hätte erfahren können und einige waren von echt wissenschaftlichem Charakter. Dass ich alle, ohne einen Tag auszusetzen, regelmässig besuchte, mag dadurch befördert worden sein, dass ich von keinem Privatstudium ganz erfüllt war, sondern mein Kahn an den Meeresufern der Wissenschaft und Litteratur ganz lässig herumtrieb. Doch würde es auch wol geschehen sein, wenn ich schon einen bestimmten wissenschaftlichen Plan gefasst gehabt hätte. Denn auch im spätern Leben, wo ich von einiger Leidenschaft für manche Studien nicht frei war, habe ich mich die Aufgaben des Amts im Ganzen nicht verdriessen lassen. Wie die Einen von ihrer Natur zu genialischer Emancipation geführt werden, so ist Anderen eine gewisse Regelmässigkeit, Ordnung und Vollständigkeit eher Bedürfniss als drückend, das Unterbrochene und Abgebrochene widerwärtig. Die Freude daran, Fragmente auf Totalitäten zurückzuführen, mag damit zusammenhängen. Im ganzen genommen standen, wie mir frühzeitig selbst zum Bewusstsein gekommen ist, die Studien der Studentenjahre an Trieb und Schwung den früheren in Ofleiden nach, denen die viel grössere Abgeschlossenheit zu Gute kam. Doch ich bereue sie nicht, die fröhlichen Spaziergänge in der schönen Umgebung von Giessen, nach Gleichenberg, Schiffenberg, Wieseck, nach Badenburg an-der Lahn oder Heichelsheimer Mühle, wo jedermann sich an Goethes „Wo eilst du, klares Bächlein, hin“ erinnern wird.

Am Ende meines zweiten akademischen Jahres wünschte der Vorsteher des Pädagogs, Professor Roos, mich zum Lehrer für die neueingerichtete fünfte Classe. Auf F. A. Wolf verzichtete ich meinem Vater zu Liebe, der noch vier andere Söhne studiren zu lassen hatte, und, bei meinem sorglos ruhigen Blick in die Zukunft, willig. Doch musste der Anstellung ein Examen vorausgehen. Sie wurde durch den Director des Pädagogs vor einer kleinen Commission angestellt und nur der Universitätssyndicus Professor juris Musäus trat zuletzt noch überraschend auf, mich im Hebräischen zu examiniren. Da ich ihm die vorgelegte Stelle im alten Testament fliessend genug übersetzte, so lächelte der

gute pedantische Mann, wie ich ihn noch vor mir sehe, über sich selbst, entweder weil er sich etwa in einem Misstrauen gegen die Unparteilichkeit des Professor Roos getäuscht sah, oder weil er selbst fühlte, dass die Schaustellung dieses Zweigs seiner Gelehrsamkeit auffallen konnte.

So war ich also durch meine Quinta in die bürgerliche Ordnung getreten und ihr mit vier täglichen Stunden verpflichtet. So zufrieden ich mit dieser meiner Stelle war und nach meiner Jugend zu sein Ursache hatte, so trieb mich dennoch ein Vorgefühl davon, zu schwierigeren Aufgaben berufen zu sein, dazu in der philosophischen Facultät zu promoviren, um Vorlesungen zu halten. Ich weiss nicht, ob dies schon in Giessen vorgekommen war; ich kannte wenigstens diese Einrichtung an anderen Universitäten, deren ich keine gesehen, nur durch den Ruf. Meine Dissertation hatte den Titel *Exercitatio philologica imaginem Ulyssis quae in Iliade exstat adumbrans.* Mein Gönner Schmidt, dem ich sie mittheilte, billigte meine, ohne Zweifel grundfalsche, Erklärung des Namens Ὀδυσσεύς von ὁδός; aber sein Brief enthielt eine Reihe treffender Bemerkungen über das, was noch zu berücksichtigen sei. Später hat er mir auch über die Uebersetzung lyrischer Gedichte und Fragmente aus dem Griechischen feinsinnige Bemerkungen mitgetheilt. Die öffentliche Promotion erklärte der Decan Crome, dem eine Verhandlung in lateinischer Sprache etwas neues gewesen sein möchte, der Facultät als sehr überflüssig. Ich erhielt das Diplom am 23. December 1803.

Dass ich bei Privatvorlesungen an classische Philologie nicht denken konnte, ist selbstverständlich: nur auf theologische Zuhörer konnte ich rechnen. Meine ersten Vorlesungen, in denen ich zum Theil noch akademische Freunde als Zuhörer hatte, hielt ich im Sommer 1804, über den Propheten Hoseas, und im Winter 1804/5, über Bauers Einleitung ins alte Testament; im Sommer 1805 las ich über die Apostelgeschichte, das Evangelium des Lucas und das platonische Symposion. In diese Zeit fällt eine Uebersetzung der Klagelieder des Jeremias in elegischen Distichen, wovon ein Theil in Henkes Museum für Religionswissenschaft (II, 4. 1805)

gedruckt wurde; das Ganze erschien 1810, ohne meinen Namen, unter dem Titel „Die Elegien des Jeremias". Auch eine Einleitung zum Briefe des Barnabas habe ich damals geschrieben und an Henke „Vermischte Bemerkungen zum Neuen Testament aus mehreren Schriften der frühesten Zeiten des Christentums" eingesendet. Henke sandte mir diese sehr lange Abhandlung mit dem Rat zurück, sie durch den Hirten des Hermas zu erweitern und besonders herauszugeben, aber so aufmunternd und freundlich, dass mich dieser Rat nicht verdriessen konnte. Vermutlich dies Schriftchen hat Schmidt, dem ich es ohne Zweifel mitgetheilt habe, dazu vermocht, mich seinen Freunden für eine erledigte Professur in Heidelberg vorzuschlagen, die lange nachher durch Paulus besetzt wurde. Auch manche Recensionen übertrug mir Schmidt für sein Journal, und forderte mich auf, seinen philologisch-exegetischen Clavis über das Neue Testament mit der 2. Abtheilung des 2. Bandes zu vollenden. Ich weigerte mich anfangs; aber er schickte mir den nächsten Morgen einen Waschkorb voll Bücher zu, und so gab ich mich geduldig an die Arbeit. Sie fällt, nach seiner Vorrede vom März 1805, noch in das Jahr 1804. Das Motiv des Korbs voll Bücher fand nicht lange nachher eine drollige Nachahmung, indem Crome, ohne mich irgend näher zu kennen, mir auch einen Korb mit statistischen und volkswirtschaftlichen Büchern zuschickte, mit der freundlichen Bitte, ihm daraus eine bestimmte Abhandlung zu entwerfen.

Die theologischen Arbeiten haben mich den Alten natürlich nicht entfremdet. Ein Programm über Pindars erste olympische Ode, dem Boeckh die Ehre angethan hat, es in seinem grossen Commentar zu erwähnen, erschien 1806. Auch an Uebersetzungen aus dem Griechischen hat es nicht gefehlt, wol vorzüglich durch das Beispiel und den Einfluss von Joh. Heinrich Voss. Auch gibt es wol keine bessere Art sich ganz in eine fremde Sprache hineinzudenken und zu fühlen, als durch dies Abwägen der Fasern der Worte und der Gewichte der Laute und des Ausdrucks wie auf einer Goldwage, das Herumwerfen, Erproben und Vertauschen der Worte nach metrischen Bedingungen. F. A. Wolf hat mir

gesagt, so viele Jahre habe er das Uebersetzen gescholten, sei aber immer überzeugt gewesen, dass es die grösste Kunst des Philologen sei. Schliesst sich die Uebung dieser Kunst von der einen Seite an das Studium der Form und Schönheit und somit auch des Inhalts an, so ist sie andererseits auch mit allen Theilen echt wissenschaftlicher grammatischer Forschung in die engste Verbindung zu bringen. Abgedruckt wurde ein Stück der Orphischen Argonautica im Teutschen Mercur 1803 Stück 9; das übrige mit vielen Anmerkungen blieb liegen; ebenso das erste Buch der Argonautica des Apollonius. Metrisch übersetzt habe ich damals noch die Fragmente des Aeschylos und Sophokles, auch das der unechten Klytaemnestra des Sophokles, das eben Eichstädt herausgegeben hatte.

Auf einen Theil der griechischen Poesie, dem ich nachher einen guten Theil meines Lebens widmen sollte, bin ich auf einer Ferienreise nach Jena und Halle, die ich in dem schönen Herbst 1805 zu Fuss unternahm, um Joh. Heinr. Voss und F. A. Wolf persönlich kennen zu lernen, aufmerksam gemacht und dazu angeregt worden. Zu Joh. Heinr. Voss wurde ich durch seinen Sohn, der Professor am Gymnasium zu Weimar war und mich gleich als Freund, der er bis zu seinem Lebensende geblieben ist, aufgenommen hatte, eingeführt. Der Vater Voss nahm mich nach seiner patriarchalischen Weise mit dem grössten Wohlwollen auf, hielt mich viele Tage zurück, erzählte mir mit aller Offenheit viel aus seinem Leben und von Gelehrten — nur von seinem Streite mit Heyne allzuviel, bis zur Ermüdung — und auch in seiner Bibliothek gestattete er mir, mich nach Lust umzusehen. Dabei holte er einmal zufällig die Fragmente der griechischen Lyriker mit Pindar hervor und äusserte, wie wünschenswert es sei, dass die Sammlung der ersteren nach dem Bedürfniss der Zeit erneut werde. Das Alter dieser durch den Ruhm geadelten Dichter und der Umstand dass das Ausgäbchen des Henricus Stephanus so vielmals im Druck wiederholt worden war, reichten zu, um augenblicklich bei mir festzustellen, dass ich dem nachgehen würde. Denn das Ansehen der älteren Dichter als des Gipfels im

Verhältniss zu dem weiteren Umfang der abnehmenden Seiten und der umgebenden unermesslichen Flächen war in der Philologie seit geraumer Zeit schon sichtbar genug.

An Goethe hatte ich einen Brief des Professors Schaumann in Giessen, der mehrere Recensionen Goethischer Werke für die Jenaische Litteraturzeitung geschrieben hatte. Er empfing mich stehend, in der Mitte des Zimmers, ein kräftiger rüstiger Mann, auch dem Anzuge nach mannhaft, etwa wie ein Forstmann, und setzte sich mit mir an ein Fenster. Er fragte mich nach den wissenschaftlichen Zuständen meiner ihm ehemals wohlbekannten Heimat; das Gespräch fiel auch auf Wetzlar und da ich naiv genug war, auch Werthersche Localitäten zu berühren, sagte er: „Ja, das war ein Stoff, bei dem man sich zusammenhalten oder zu Grunde gehen musste.“ Eine Audienz bei Schiller, die Professor Voss vermittelt hatte, wurde durch einen Zufall vereitelt. Voss, der tägliche Besucher der beiden grossen Dichter, erzählte mir von Goethe, wie angenehm es ihm sei, wenn er mit ihm Sophokles lese, wie er die Wörter, die er zuerst lerne, aufzufassen und nach allen Beziehungen zu würdigen verstehe; dass sich Goethe aus spanischen Büchern, die er von Göttingen erhalte, viele Wörter aufzeichne. Aber auch mit Rührung, wie weise und geschickt Goethe ihn, als er über eine böswillige Kritik aufgebracht war, besänftigt und auf alle Erwiderung zu verzichten bewogen habe, und so immer wohlmeinend und edel in seinem Rate sei.

In der That liebenswürdig gegen mich war Wieland. Er äusserte, dass er jetzt von gar wenigen besucht werde, dass aber eine Zeit kommen möchte, wo er in besserem Andenken stünde. Von seiner verstorbenen Frau sprach er viel, dass er sie gar oft noch in seiner Nähe im Nebenzimmer gegenwärtig sich vorstelle und nicht selten auch anrede, dann von Herders Begriff der Unsterblichkeit. Am liebsten aber hörte ich, dass er mir zum Abschied sagte, man werde mir im Leben vertrauen.

F. A. Wolf machte die angenehmste Erscheinung durch seine Person, seine Freundlichkeit und seine vielleicht ein wenig über die Natur gesteigerte Lebhaftigkeit. Er hatte

gerade über das Neue Testament gelesen, worüber er im Scherze einige Andeutungen machte; auch auf Homer ging er ein, während im grossen Vorsaal seine Tochter die Folioausgabe des Dichters mit Verszahlen versah. Auf meine Frage, für wie viel jünger er gegenwärtig die Odyssee als die Ilias halte, antwortete er: „Etwa zweihundert Jahre.“

Im Sommer 1806 las ich neben der Vorlesung über den Brief an die Korinther auch über Aeschylos' Prometheus. In der Einleitung habe ich schon damals die von Fr. Jacobs zusammengestellten Prometheus, ausser dem Satyrspiel, in einen mythisch-dramatischen Zusammenhang gebracht. Als ich später in Bonn diese Einleitung wieder hervorholte, entstand eine neue Abhandlung, die ich W. von Humboldt mittheilte und die im Druck nicht viel verändert worden ist.

Schon im Juni 1804 hatte ich, wie mich ein Notizbuch lehrt, „Winckelmann und sein Jahrhundert“ von Goethe mit vielfachem mächtigen Interesse, besonders in Hinsicht auf eine Reise nach Italien gelesen, dann 1805 Böttigers archäologisches Museum, Heyne über den Kypseloskasten, Murrs Gemälde in Portici, 1806 den Laokoon, Stolbergs Reise, Seumes Spaziergang nach Syrakus, die Propyläen, Fernows römische Studien, Herder über griechische Kunst; auch das Augusteum Heft 1—3 und Heynes und Tischbeins Homer habe ich durchgenommen, letzteren mit Verdruss über die Schlechtigkeit des Textes. Auch in einem Briefe an meine Mutter vom 19. Juli 1804 ist von dem Plan dieser Reise die Rede. Ich hatte, ehe ich diese Papiere nachgesehen, geglaubt, der Gedanke dieses unter den Umständen kühnen Unternehmens sei mir plötzlich gekommen an einem schönen Sommertag, als ich Nachmittags von Giessen nach Oberofleiden ging, um meine Eltern zu besuchen. Ich erinnere mich, dass Abends an dem grossen Familientisch, noch bei Tageslicht, der Plan besprochen und die Reise auf ein halbes Jahr von den einzig guten und sehr verständigen Eltern, ohne viel Einwendungen noch Bedenken, genehmigt wurde. Meine Stelle am Pädagog sollte unterdess von meinem Bruder August versehen werden. Am andern Morgen gingen wir mit dem Gedanken einer baldigen längeren Trennung

auseinander. Wenige Wochen genügten, da der höchst ausgezeichnete Cabinetssecretär des humanen Grossherzogs, Schleiermacher, die Reise gern sah.

Vor der Reise waren mir Bildwerke — selbst in Abbildungen mehr als man jetzt denken mag — fremd und fern geblieben. Als kleiner Knabe hatte ich in Grünberg einen Eindruck bekommen von einem Marmorbilde, das die Jungen, mit denen ich unter einer alten Linde des Kirchplatzes spielte — wir schlugen einen Knorz mit Stöcken einander zu —, das Thränenweibchen nannten. So oft der Küster Abends die Kirchthüre öffnete, warf ich meinen Stock hin, um einen Augenblick das Thränenweibchen anzusehen. Als ich viele Jahre nachher, nachdem ich Rom gesehen, durch Grünberg ritt, hielt ich an, um es aufzusuchen. Der Thurm war in die alte grosse Kirche herabgestürzt; man sah nur Ruinen; aber an seiner alten Stelle war das Thränenweibchen, ganz unversehrt, am vordersten Pfeiler, bei der Kirchthüre auf einen Haufen Steine niedergelegt. Es war eine an einer Urne, mit aufgestütztem Ellenbogen und übergeschlagenen Beinen stehende und trauernde, hübsche Marmorfigur italienischer Arbeit, etwa aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Ausserdem erinnere ich mich, dass Elektra in einem Relief der *Monumenti inediti* mir die Bemerkung eingegeben hatte, dass es schön sein müsse, die poetischen Personen, die man aus den griechischen Dichtern lieb gewonnen hatte, nach der Wirklichkeit ihrer Erscheinung, auf der Bühne etwa, mit Augen zu schauen.

Aus Briefen an die Eltern.

Sonntag Abends [1803, vermutlich September].

Sie schlafen izt, hoff' ich, gut und denken nicht im Traum daran, dass ich so sehr an Sie denke und wie könnt' ich anders als zugleich an meine liebe Mutter. Ich bin vor einer Stunde fertig geworden mit der Präparation auf die Geschichte des Buchs Samuels, habe dann in meines lieben Voss Gedichten gelesen, und schliesse wahrscheinlich — denn ich höre eben 12 blasen — mit dieser Epistel das Tagewerk. Die erwähnte Präparation auf die Einleitung nimmt mir,

wie's nun im Gang ist, doch jedesmal einige Stunden Zeit. Der Tag war mir heute zwar eigen, und das ist gegen die Woche jezt bei mir ein gar grosser Kontrast, aber ich habe doch nur wenig gethan. — Die Uebersezung des Pseudo-Orpheus, die ich gerne recht betreiben möchte, ist gar mühsam und lässt nicht weit vorwärtskommen. Oft scheint mirs, ich weiss nicht ob mit Recht, dass diese Arbeit im Verhältnis zum Nuzen zu viel Zeit frisst. In diesem Zeitabschnitt habe ich aber Spass daran (wenn ich nur jeden Tag dazu kommen könnte!) und das mag wohl auch bei der Oekonomie des zu Lernenden oder zu Thuenden eine Stimme seyn.

[bald nach dem vorhergehenden Brief.]

. . . . Eine schauderhafte Begebenheit hat vor mehreren Tagen mich schrecklich umhergetrieben und die Saiten des Mitgefühls über Jammer und Verlust und des untröstlichen Nachstarrens, das sich auf das Entrissene heftet, erregt. O — es sind ja nur Pausen wo sie nicht angeschlagen werden! — Ein Universitätsbekannter von mir, den ich sehr liebte, vor anderthalb Jahren blühend, schön, froh und geistvoll, hat sich nach langwierigem Kränkeln ganz kalt und ohne Rücksicht auf seine ganz einzig an ihm hängende Mutter erschossen. Vielleicht aus dem Räsonnement, dass seine zerrüttete Constitution ihn hindern würde, ein thätiger Mann zu werden oder eine Rolle zu spielen.*)

Giesen den 19ten Juli 1804.

— Ich lebe izt in einer ziemlichen Geschäftigkeit, nicht im guten Geist, das sehe ich immer selbst ein, aber ich ameisele doch so fort — und darüber wird mir die sogenannte gute Welt so gleichgültig! — ich verlange doch gar niemand zu begrüssen als Balser und seine Frau, den Buschischen Garten, Louis nebst Consorten und Grolmann. Was ich für Arbeiten führe, und wie die liebe Theologie in mir abstirbt, oder wenigstens schlummert, will ich nächstens dem Vater

*) Eine von Welcker für seine Disputation erst beabsichtigte, dann, wie es scheint, zurückgezogene These lautet: *Se ipsum interficere lex moralis non vetat, sed αὐτοφόντην prohiberi a caede sui ipsius, vult humanitas.*

erzählen. Dabey lese ich gerne was mich nach Italien einführen könnte, denn ich denke, wenn eine Gans über den Rhein oder die Alpen geht, so kommt kein Sänger wieder. So viel über Kunst, Sitte, Lokal und Sehenswürdiges, und Geschichte habe ich in dieser Hinsicht zu durchwandern vor mir, dass ich immer fürchte nicht fertig zu seyn. Einstweilen ist Italien meine Geliebte und so bin ich an sie gefesselt, dass ich manches nicht sehe und höre, was andre nicht erfreuen würde. Das ist mir übrigens eine bequeme Lage, wenn ich recht vielerlei vor mir habe, das ich möchte kennen lernen. Wenn man vor den Augen die reichbesetzte Tafel hat, so möchte man bei einigen Naturanlagen des Magens gleich alles aufspeisen, mehr wenigstens als das bald erfüllte Maas fasst.

Giesen den 8. Dec. 1804.

— Ich kann nicht viel für mich thun, bis ich aber alles durchschaut und durchsprochen habe, was ich muss, geht mir schon so viel Zeit hin als gewis die meisten für hinlänglich zur Tagesarbeit nehmen. In der Einleitung ins alte Testament werde ich bis Mitwoch mit Hiob fertig, ausser dem ich die historischen Bücher sämtlich hinter mir habe. Freylich sehr wenig. Ich weiss gar nicht wie ich fertig werden will. Die Präparation wird mir eben nicht schwehr — aber doch lese ich meistens sehr viel nach — und ich könnte mirs wohl halbmal leichter machen. Dabey habe ich oft recht ernstlich den für mich kühnen Plan, einmal selbst eine Einleitung ins alte Testament nach einem eignen Plan zu schreiben. Ich würde die ganze hebräische Literaturgeschichte in Perioden zerlegen — in deren erster und zweyter keine ganze Bücher wie wir sie izt haben vorkämen. Ich würde die Literatur sich herausheben lassen aus dem dargestellten Geist des Volks in jeder Periode und also jedes Buch sorgfältig in der Absicht studieren Charakter und Kenntnisse der Zeit (denn *paucis humanum vivit genus*) so viel als möglich ist zu schildern und aus der nachher angestellten Vergleichungen-Gradation &c die Zeitalter zu bestimmen suchen. Ich würde vorzüglich die sorgfältigste Untersuchung über das Alter der Schreibkunst und Schriftstellerey

— die mir von Moses individuell schon entfernt ist — und die Kulturstufe der Hebräer zu der Zeit anstellen, wobey ein entlarvter Moses — das heisst verräthrisch durchblickende ächthistorische Spuren —, die Geschichte der israelitischen Folgezeit und die Analogie anderer revolutionärer Völker &c die einzige Quelle wären; ich würde das Alte zu erläutern suchen durch Züge aus dem Alterthum andrer Völker, wobey ich jahrelange Mühe alle Reisebeschreibungen die ich bekommen könnte zu durchspähen nicht scheuen würde; ich würde mich entfernt halten von der noch so selten unbefolgten Maxime, die alten historisch-kritischen — meist unkritisch-historischen — Annahmen zu rechtfertigen; überall das bestimmte und beendigte in den Resultaten angreifen, allgemeine Uebersichten, Geist und Wesen, und nicht Specialitäten, Nahmen, haschen; überall lieber negatives als positives bestimmen — in dem grossen Feld wo es vorzüglicher und treuhistorischer scheint. Ich würde die Apokryphen mit hineinziehen und den Punkt vom Kanon nur als eine zufällige, aber wichtiggewordne Begebenheit im Lebenslauf der Schriften, an dem Ort wo er hingehört oder an mehreren vielleicht eintragen, überall den historischen Blick frey zu machen suchen von den Ansichten der Zeiten, aber diese Ansichten auszuforschen für die Geschichte — kurz Wahrheit noch nachzutragen, die hier mehr als gewöhnlich geglaubt wird noch nachzutragen ist.

Aber das ist hauptsächlich für spätere Zeit und Musse. Jezt mag einstweilen der Pseudoorpheus über die Klinge springen — von dem habe ich in vorigem Monat und bis izt gegen 450 Verse entworfen — freylich ist das für die ganze Arbeit gar wenig. —

Giesen den 18n May Nachmittag [1805].

— Ich werde die Ferien nur einen Tag von hier weggehen — denn ich habe im Sinn etwas zu arbeiten. Vor einiger Zeit fing ich die Apostelgeschichte an — und habe izt wenigstens im Sinn, sie längere Zeit durchzustudieren, zumal da ihr noch keine halb genügende Bearbeitung zu Theil geworden ist. Für den Clavis bestimme ich nur das

unbedeutendere — Worterklärung; die Kritik des Inhalts und historische Forschungen, wenn ich ja im Stande seyn sollte dafür etwas zu leisten, würde ich in einer eignen Bearbeitung — vielleicht lateinisch geschrieben, damit allenfalls Layen kein Aergernis über vermeintliche Freygeisterey und Neologie &c gegeben würde — zu seiner Zeit geben. Ich glaube in manchem den Geist und Sinn des Urchristenthums besser und reiner zu fassen, als Exegeten ihn entweder darstellen konnten oder aufzufassen im Stande waren. Ich lese das neue Testament wie den Koran, nur aber wie ihn der aufrichtige Forscher nach Aufklärung in der Geschichte des Fortgangs religiöser Cultur und nicht ein polemischer Widerleger lesen wird. Ich bemühe mich ohne alles Vorurtheil zu verfahren und mir selbst die Aufgabe zu lösen, wie so vieles historisch übertrieben, so vieles durch die Individualität der Beobachter und Erzähler in ein anderes Licht gestellt werden konnte, ohne dass der moralische Sinn derselben gefährdet werden kann, und ich wünsche, dass ich Gelehrsamkeit und Entwickelungsgabe genug für vieles haben möchte, was — fragmentarisch zwar immer, aber nicht vag und ungewis — in meiner historisch-kritischen Ueberzeugung einkehrt. Ich betheure Ihnen, dass ich nicht glaube an Gewissenhaftigkeit als Ausleger, oder, weil das Wort zu gross klingt, als aufmerksamer Leser unsrer Religionsbücher von vielen übertroffen zu werden. Aber warum soll man denn, besonders einer auserleseneren Zahl, sich scheuen auch kühnere — d. h. wegen der Dogmatik auffallende — Gedanken vorzulegen? Kann die heilige Wahrheit im Ganzen schaden, wenn sie auch einzelne Nachtheile mit sich führen sollte? Wenn ich überzeugt bin, dass Inspiration ein Unding ist, dass das ganze alte Testament auch nicht eine Stelle hat, die auf Jesus geschrieben worden ist, warum soll ich es nicht bei meinen Untersuchungen offen voraussetzen? Wenn Lukas — der überhaupt so allein dasteht in der Geschichte des neuen Testaments — von der Himmelfahrt an Dichtungen, Uebertreibungen, Entstellungen enthält, warum soll da immer Kunst angewendet werden, diesen unseren Tadel zu verdecken und der wahren Einsicht zu verschliessen? Brauchen wir eine

Apostelgeschichte im Kanon mehr, als manche andre christliche Schrift, die man — mit freyeren Augen angesehn — für untergeschoben, verwerflich, zum Theil schwach ansieht? Schmidt hat mich in dem genannten Vorsaz sehr bestärkt. — Diese Woche habe ich nichts und einige Wochen nach meiner Zurückkunft von der langen Reise wenigstens nichts zusammenhängendes gethan. Mein Collegium macht mir nur $\frac{1}{2}$ Stunde Präparation nöthig. — Sie kommen doch nun recht bald?

2 Stunden vor meiner Abreise [von Giessen nach Rom, 3. August 1806].

Es war gut, meine Liebsten auf Erden, dass ich nicht so unmittelbar vor der Reise zu Ihnen kam. Die Abwesenheit lag noch in nebelichter ungewisser Ferne vor mir — aller Vorsaz ist nicht so mächtig, wie der Anfang der Befolgung, über das Gemüth. — Ich wäre weichherziger von Ihnen geschieden — und hätte mich schmerzlicher losgerissen, das fühl' ich heute sehr wohl, als damals. Alle gute Hoffnung hab' ich unversehrt zu Ihnen zu kehren und warum sollt' ich also muth- und trostlos seyn. Aber ich müsste meine Empfindung gewaltsam unterdrücken, wenn ich mich heute nicht melancholischer Düsterheit und wehmüthiger Sentimentalität hingeben sollte. Der Abschied von Schmidt und Grolman hat mich schon Thränen gekostet — und es werden davon folgen die verborgen Sie alle mitmeinen. Aber mich zieht Beruf und Geist — und so seys geschieden. — Wie ich die lezten Tage hier in Zerstreuung war, wie ich viel Freundschaft erfahren — und die ganze Geschichte der lezten Zeit mag Ihnen einer der Unsrigen erzählen. Ich bin's wirklich nicht wohl fähig und es geht mir alles so klein vor den Augen vorüber, da das eine Verhältnis der Trennung von allen Lieben und Befreundeten mein ganzes Gemüth einnimmt. Auch keine Erwartung, weder frohe noch abgespannte kommt in meinen Sinn — ich lebe von der Gegenwart und suche sie ganz zu fühlen und zu verstehen. — So leben Sie denn wohl, vieltausendgeliebter Vater und Mutter — denken Sie immer mit guter froher Seele an mich nnd erhalte Sie Gott gesund. Adieu liebe, liebe Louise, Dein Glück liegt meinem

innersten Herzen an, und ihr guten Kleinen, Caroline und Ernst, blüht in fröhlicher Jugend fort. Wie werden wir uns des Wiedersehens freuen! — Carl wird den Winter bei Ihnen seyn und wird Ihnen hoffentlich, gute Mutter, und Louise Dir durch Lektüre und Unterhaltung die Zeit erfüllen helfen. — Ich schreibe oft und bitte Sie zu schreiben so viel Sie können; für die Besorgung der Briefe werde ich sorgen.

Wenn der liebe Onkel von Echzel noch bei Ihnen ist, so grüssen Sie ihn tausendmal von mir und geben Sie ihm meine Liebe zu erkennen.

Gott sey mit Ihnen allen und umfange Sie mit Freude wie mein Herz Sie mit ewiger Liebe umfängt, die an Stärke nicht wachsen kann, aber zu grösserem Gefühl ihrer selbst in weiter Entfernung kommen mag — — Vertrauen Sie mir übrigens viel.

II.

Rom. 1806—1808.

Seiner Wanderlust, seinem Trieb neue Bilder in sich aufzunehmen, hat Welcker auf der römischen Reise reichlich Genüge gethan. Schon von Darmstadt an ging er meist zu Fuss und durchzog, eine kleine Ausgabe der römischen Elegiker in der Tasche, von seltener zufällig gefundener Reisegesellschaft abgesehen allein, mit immer steigendem Entzücken, zwei Monate lang, zuerst das Nekarthal und den Schwarzwald, dann, sie fünfmal fast in ihrer ganzen Ausdehnung durchschneidend, die Schweiz. Von Heidelberg ging er den Fluss entlang aufwärts nach Ludwigsburg, Stuttgart, Tübingen, bis Oberndorf und wandte sich von da herüber nach dem Breisgau, über Schramberg und Elzach nach Freiburg. Von Basel an verfolgte er den langen Lauf des Rheines aufwärts über Constanz und den Bodensee bis hinauf nach Chur, Thusis, die Via mala und den Bernhardin. Er stieg das Misoccothal hinab bis Bellinzona, und da, an der Schwelle Italiens, wendet er sich rückwärts und wandert das Livinerthal hinauf über Gotthard und Rigi nach Zug und Zürich. Auf diesem Weg ward er nur durch eine zufällige Verspätung vor Verschüttung und Tod bewahrt. Er kam gerade eben nach dem entsetzlichen Bergsturz in Lowerz an, und half, mit ein par hallischen Studenten, die er auf der Reise getroffen, die Verschütteten ausgraben und retten. Von Zürich führte der Weg wieder südlich, über Luzern und Brienz zur Jungfrau; dann westwärts über Bern zum Bielersee. Von da endlich nach Genf, über Chamounix, durch Wallis, über den Simplon nach Isola bella.

Einsam wandernd schwelgte der poetisch empfindende Jüngling mit um so lebhafterer Empfänglichkeit und oft, im Gedanken an die Heimat und die Freunde, mit um so weicherem und gesteigertem Gefühl in der Schönheit der Natur, die sich ihm aufschloss. Er liebt es im stillen Wald, unter hohen Fichten, am klaren Bach zu ruhen, lesend, träumend, dichtend.

Er freut sich vor Waldshut des breiten Stromes mit seinen wohlgefälligen weissgrünen Farben, den schönen Linien in der Bewegung, der hier in der Ruhe grossen Spiegelformen und seiner mannigfachen, durch das Treiben der Wellen wenig gestörten Rundungen, an dem sanften Geräusch, das fällt und bethört. Er staunt bei Lauffen begeistert den tosenden stäubenden Rheinfall an; und er ist hingerissen von dem abendlichen Anblick des Bodensees. „Am östlichen Ende flimmerte flackres Feuer, so täuschend, dass ich nicht gleich auf die Abendwolken sah, und spielte um die hohe Bergwand in einer Farbenmischung vom Blasstürkisblau bis zum Gelben, in jeder Minute die Nüancirung wechselnd, wie ich's den Ansichten der Maler gar nicht geglaubt hatte, die das andeuten, und der See — welcher Farbenreichtum! vom Grünen, das nahe, nicht in Wellen, sondern zarter Wallung mit sanfter Grossheit, sich bewegte, über dieselben in der Entfernung, wo sie krause Wellen schienen, hin bis in die Ferne, wo ein breiter Streif schliesst mit dem Wiederschein des Abendhimmels. Was ich von Abenden bisher gesehen, ist nichts gegen einen Theil von diesem; selbst was dem Abend allein angehört, scheint Einem herrlicher, als Gewand eines neuen und so schönen Wesens. Auch am Tage sind die wechselnden Farben und Flächen des Sees sehr anmutig — aber das ist Sprache und dies Musik."

Auf dem Rigi schaute er aus reiner Höhe hinab auf glänzende Wolkenmassen und brach in Entzücken aus: „Man möchte ein Adler sein, um die Schwingen hineinzutauchen! Das goldne Vliess, das den höchsten reinen Aether kleidet, hatte sich tief unter uns gelagert. Wer sich auf solchem Lager wiegen könnte! In schön gereihten Flocken war es ausgebreitet. Zuletzt gaben die Wolken, bald sanft zerfliessend und allmälich anwachsend, bald gigantisch aufgethürmt als wollten sie den Himmel stürmen, in beidem Bilder der Sehnsucht." Die greuliche Wildniss der Passhöhen sah er mit Schauder und er empfand Herzensfreude bei jedem friedlichen Thal, bei jeder grünen Trift, bei jedem anmutig stillen Dörfchen am Bergabhang, bei allem Leben von Mensch und Thier, das seinem aufmerkenden Auge in fröhlichem

Gewimmel oder in einsamer Abgeschiedenheit begegnet. Er sucht, unermüdet, immer neue Berge, Schneefelder und Gletscher, immer neue Schluchten und Thäler, Seen und Sturzbäche auf; er jubelt über Sonne und Licht und blickt bewundernd nach den Regenwolken, die an dunkeln Bergwänden hängen und treiben. Aber es fiel ihm schwer, das Gefühl des Alleinseins zu überwinden. „Wenn nur — so ruft er aus — Antigone, Elektra oder irgend eine hohe Menschenform um mich gewesen wäre!" — und die entfernten Geliebten schienen seinem Sinn vorüberzuschweben „wie Aeolsharfenton, zart erhoben, steigend und in gespannterem Ton und Sehnsucht plötzlich wie abgeschnitten oder leis und süss wieder mälig sich verlierend."

Um so eifriger suchte er auf seiner Reise alle bedeutenden Menschen auf, deren er habhaft werden konnte. Es fehlte ihm nicht an Freunden und Beziehungen und zudem empfand es, nach der Gewohnheit jener Zeit, jeder Mann mit bekannterem Namen eher als eine Vernachlässigung, wenn man an ihm vorüberreiste. In Heidelberg zog Welcker vor allem der Verkehr mit Joh. Heinrich Voss an, in Stuttgart die Künstler und ihre Werkstätten. Bei Dannecker sieht er neu aus Paris mitgebrachte Abgüsse des Laokoon, Apoll, der Artemis, auch die mediceische Venus, an der er noch kein rechtes Gefallen fand, und Danneckers eignes grosses Werk, Ariadne auf dem Panther liegend. „Der Kopf ist — so schreibt er nach Hause — den Ausdruck abgerechnet dem der Freundschaft sehr ähnlich, die Stellung herrlich gewählt und nachlässig, neu und natürlich." Nur „mehr Liebe, mehr Leben und durch die Schönheit durchbrechende Sinnlichkeit" möchte er hinzuwünschen. Die berühmte Büste Lavaters stand wenigstens im Abguss da, und herrlich schien ihm das Basrelief „Die Muse der Geschichte der Tragödie vorlesend." Den Künstler selbst fand er gefällig und lieblich. „Der ordinäre Künstlerstolz ist hier mild und würdig. Goethes und Schillers Freundschaft ist ihm etwas minderes als andern Menschen, aber er erhebt sich nicht unleidlich." Auch den Bildhauer Schiffauer, den Soldatenmaler Seele — er wusste noch nicht, wie sehr diesen die malenden Freunde, die er in

Rom finden sollte, verachteten —, den bejahrten Kupferstecher Müller hat er bei ihrer Arbeit und zwischen ihren Werken aufgesucht und meinte, dass das mühsame Kupferstechen sich wol mit dem metrischen Uebersetzen vergleichen lasse.

Schon in Darmstadt hatte Welcker nicht nur auf der Bibliothek Stuarts und Revetts grosses Werk über die Altertümer Athens betrachtet, sondern auch mit Eifer die Gemäldegallerie durchmustert. In Stuttgart gewährten die königliche Sammlung und die Frohmannsche seiner Schaulust neue Nahrung. Er glaubte bald gelernt zu haben, die verschiedenen Künstler und Schulen zu erkennen; und der Anblick von Domenichino's Johannes, dem der Adler den Kiel reicht, kam ihm noch in späteren Jahren vor wie eine plötzliche Offenbarung hoher und echter Kunst und er hielt die Erinnerung daran fest, deutlich und bestimmt „wie den Eindruck eines am frühen Abend zuerst am Himmel sichtbar werdenden Sternes.“ So liebenswürdig erschien ihm der johanneisch weiblich schöne Knabe, so herrlich die Farben, so unaussprechlich anziehend das ganze Bild. Würdigeren Stoff als Stuttgart boten seiner Betrachtung die schönen Dome in Freiburg und Basel und die herrlichen Gemälde und Zeichnungen der Baseler Sammlung. Diese Anfänge von Kunststudien wurden zunächst durch die Fusswanderung kreuz und quer durch die Schweiz auf einige Zeit unterbrochen, um auf italischem Boden um so stärker wiederaufzuleben. Aber bevor er diesen Boden erreichte, verbrachte er noch geistig bewegte und genussreiche Tage am Bieler, am Neuenburger und am Genfer See, Erinnerungen an Rousseau nachhängend, und in Yverdon in Gesellschaft von Pestalozzi, in Coligny mit Friderike Brun und Bonstetten, mit denen er später in Rom viel verkehrte, und mit dem von ihm hoch bewunderten Sismonde de' Sismondi.

Der Gewohnheit des Wanderns zu Fuss blieb Welcker auch in Italien zunächst noch vielfach treu. In den schönen italienischen Oktobertagen zog er von Mailand über Bergamo, Verona, Padua nach Venedig, dessen fremdartige Schönheit ihn mächtig erfasste. Hier sah er zum ersten male aus

Griechenland selbst stammende Antiken; er suchte möglichst alle Gemälde der venezianischen Schule auf und ward nicht müde Paläste, Kirchen, Gebäude, Kunstschätze und Sehenswürdigkeiten aller Art zu betrachten und zu bewundern. Den Marcusthurm zu besteigen war des Seekrieges wegen verboten. Da ging er statt dess auf ein Kriegsschiff, erstieg auf der Strickleiter den Mastkorb und freute sich von dort oben der leichten Uebersicht über die Stadt und die Lagnnen, über Land und Meer, die Alpen, die euganeischen Berge, über so viele berühmte und bedeutende Orte — und sein Auge schweifte sehnsüchtig über die Wellen hinüber nach Osten zur dalmatischen Küste und an die Linie des fernen Horizontes, jenseits derer er Ithaka und Griechenland wusste. Auf die anziehende Tagesarbeit folgte Abends der Besuch der Oper und nach dieser besuchte er gern die Ridotta, wo die vornehmen, schön geputzten Venezianerinnen mit ihren Cavalieren lustwandelten, und beobachtete das ihm neue unheimliche Bild der Spieltische mit aufgeschichteten Goldstücken und ringsum die Spieler und Spielerinnen mit ihren bleichen, leidenschaftlich gespannten Gesichtern.

In Bologna hielt sich Welcker mehrere Tage auf, um die begonnene kunstgeschichtliche Betrachtung der Malerei mit frischer Lust fortzusetzen. Nach den künstlerischen Eindrücken, die er bisher zumeist und am nachdrücklichsten erhalten hatte, mussten ihn gerade die Kirchen und Gallerien Bolognas besonders locken, und die Aufmerksamkeit verschärfte sich, wenn ihn auch Persönlichkeit und Schicksal der Künstler anzogen. So ging er mit besonderem Eifer den Gemälden der Elisabetta Sirani nach, weil er davon wusste, dass sie in der Jugendblüte, vielleicht durch den Neid der Kunstgenossen, das Leben eingebüsst hat. Von den lebenden Berühmtheiten der gelehrten, hochgebildeten, schönen alten Stadt waren ihm vor allem der vielsprachige Mezzofanti und die Professorin des Griechischen, Tambroni, merkwürdig. Er hörte staunend wie der erstere mit ihm selbst so bequem und geläufig deutsch, wie mit einem malaischen Geistlichen malaisch sprach. Die letztere, „eine stattliche, einst schöne Dame mit ziemlich starkem Bärtchen“ legte ihm eine von

ihr selbst abgefasste Ode in pindarischem Versmaasse vor und freute sich, dass der junge deutsche Gelehrte, der dazu noch jünger als er war aussah, sie so leicht verstand und also auch würdigen konnte. Am tiefsten aber wurde Welcker in Bologna durch die neue Erfahrung von der Gewalt der Töne getroffen. Im späteren Lebensalter hatte die Musik in seinem Herzen keine Stelle. Wer ihn in seinen letzten Jahren kannte, weiss, wie er, von guten Freunden nach Cöln geleitet um in der Kirche die Aufführung einer neuen Kirchenmusik anzuhören, von Langeweile erfasst zuerst sein seidenes Tuch über sein Gesicht hing, um sich so von der Aussenwelt abzuschliessen und dann zornig losfuhr: „Denken denn die Leute, dass ich meine Zeit gestohlen habe!" Aber er erzählt selbst, dass er als Kind mit Vergnügen Klavier gespielt und dann auch die Flöte geblasen hat. Schon in Mailand entzückte ihn das Orchester und er philosophirt, wie seine Zeitgenossen vielfach, ernsthafter, als dies uns heute geläufig ist, über das Ballet. In Bologna gehörte fast jeder Abend der Oper. Die Sängerin Imperatrice Sessi — eine junge Römerin von edler hoher Gestalt — und neben ihr der Sänger David, die nach italienischer Sitte allabendlich in der Oper Ines del Castro von Zingarelli auftraten, entzündeten in Welcker die leidenschaftlichste Bewunderung. Das waren andere Klänge, als sie ihn der würdige Betzenberger in Schweinsberg und der gute Kaplan Bauer in Homberg hatten hören lassen. David's gewaltige Töne *più sventurato padre chi vidde mai di me* klangen ihm immer wieder und noch nach langen Jahren in den Ohren nach und der Begeisterung für die vergötterte Sängerin und den „Wunderfluss ihrer süssen Laute, aus denen Sonne, Leben und Kraft stralen," gab er in einem schwungvollen Sonett Ausdruck. Ein ungeahntes Reich der Kunst erschloss ihm plötzlich seine Pforten: so neu und anders geartet erschien ihm, auch wenn er ruhig seine Gedanken ordnete und das Verhältniss der verschiedenen Künste untereinander zu ergründen suchte, die Musik, wie er sie nun hörte und verstand.

In Bologna regte sich der Wunsch, nach den langen Wanderungen und ihrem mannigfachen Genuss, allendlich

auch das eigentliche Ziel der Reise zu erreichen, lebhafter. Welcker versparte sich den Besuch Toscana's auf die Rückreise und eilte über Ancona und die Strasse von Fuligno, Terni und Cività Castellana nach Rom. Am 1. November 1806, drei Tage vor seinem 22. Geburtstag, kam er Abends in der Dunkelheit in Rom an, nachdem er lange vorher die Kuppel von S. Peter in der Ferne erkannt hatte. Als er am ersten Morgen die Fensterladen öffnete und auf den Balcon hinaustrat, floss dicht unter ihm, noch in halber Dämmerung, der gelbe Tiber; nahe vor ihm standen, schon vollkommen klar, die gewaltige Masse der Engelsburg und S. Peter. Er lief hinaus und liess sich vom Zufall führen und fand sich bald erst vor dem Pantheon, dann dem Colosseum.

Aus Briefen und Tagebüchern.

Grosskarben den 3. Aug. [1806]

— Ich glaube, erst nachdem die lezte dienende Hand, die aus der Heimath reichte, ein Bauer mit Pferden, von mir gelassen, hinter Friedberg, ward es mir völlig entschieden zu scheiden vom eigenen und fremdes zu suchen. Wenn ich eine so kleine Reise, als die ist, die ich angehe, mit dem Leben vergleichen darf, so ist da erst der Moment gewesen, in dem ich den Mutterschoos verlies und der unsanft stossende Klepper aus Langgöns ist das Werkzeug, das mich in das neue Leben gefördert hat. Hinter mir liegt alles Bekannte wie im Traum halb verwischt, durch leuchtende Punkte, die wie Irrlichter bald hier bald da flimmern, stellenweise nach einander verklärt. Das neue Daseyn und die Unbekanntheit und Alleinheit ist die Ursache von dieser Störung. Auch die Zukunft ist nicht einmal so hell, als sie mir in ruhigen Stunden der Vorbereitung erschien, wo die Phantasie treue Berichte nachbildete — kurz es ist mir wie einer pythagoräischen Seele, die bei einer neuen Einsezung ungewis Analogien bilden und Ahndung nähren mag; oder mehr noch war ich Anfangs wie Abraham, der, in Segensland berufen, auf Treu und Glauben und gut Glück das Gewisse verlies.

Heidelberg den 8. Aug. Abends spät.

— Den 7. ging ich mühsam nach Auerbach zu Ernst Zimmermann. Den Altarberg sah ich zum erstenmal, wo Vorgefühl der einsamen Sehnsucht und des Friedensbedürfnisses auf den Alpen mich einen Augenblick schüttelte. Von 4 Uhr an marschierte ich gutes Muths noch bis Weinheim, 5 Stunden Wegs. Den 8. machte ich mich ganz früh auf den Schlossberg bei Weinheim (Windeck). Ich zog mich zwischen Rebenlatten und Gebüsch die Steile hinauf. Die nördliche und östliche Seite ist Gebirg, in der Nähe mit Reben bedeckt, vom Scheitel bis zu den Füssen; nach Südosten wogt Bergwaldung, gerade wie ein Strom im Sturm. Auf der Rheinseite breitet sich ein herrliches Amphitheater aus. Immer ferner entdeckte Städte lassen das Auge den äussersten Horizont suchen; viele liegen glänzend und sichtlicher. Das Feld ist hier unüberschbar, unübersehlicher die ferneren walddurchwachsenen Striche. Von hier nach Heidelberg ist mir die Bergstrasse am liebsten.

Hier sah ich Schwarz, Rhode, Hallwachs &c, Nachmittags Voss und seine Frau in seinem neuen Garten. Dann eine herrliche Stunde mit ihm in seinem Haus, die ein junger Dichter beinebst Manuscript nicht viel stören durfte. An der Luise wird umgearbeitet, die jetzt vorhandene erste Umarbeitung sei aus der Zeit vieles Verdrusses in Eutin (wo er oft nur durch seine grosse innere Heiterkeit der Ueberwältigung widerstanden) und in Eile, weil er ehe Stolberg — der damals ihn durch Jakobinerriecherei wie seine Freunde geneckt — zurückkäme fertig sein wollte, entstanden; die Situation sei daher nicht genug benuzt, das neuhinzugekommene nicht genug ins Ganze verfolgt und vertrieben; einen grösseren Umfang soll das Ganze dieser drei Epopöen nicht erhalten, weil es ausserdem keine Haltung und Einheit mehr habe; eine Scene soll jedoch wenn ihm ein guter Gedanke der Verknüpfung komme noch angefügt werden. Er scheut das romanhafte und möchte gern die reine Familiengeschichte erhalten, auch alle Verknotungen und Kontraste vermeiden, ohne die er sonst kein Werk möglich hielt. Nichts pfälzisches würde er darstellen, weil er gelebt haben müsse

mit dem was er behandeln solle, und hier seine innere Natur doch unverändert und keine wichtigen Momente vorhanden seyen. Gelehrtes will er hier nicht mehr arbeiten, nur seine geographischen Fragmente, die Arbeit seines Lebens zusammenstellen, damit die Hauptsache erwiesen und das Ganze leichter zu vollenden sey. Viel über Takt, die Uebersezung des Pindars. Den Takt aufzufinden hielt er für zu schwehr ohne die Elemente des Tanzes, dessen Schwankungen immer mit komponirt sein müssten mit den Sylben und der Musik, das Ganze derselben habe die lange rhythmische Periode allein sinnlich verständlich machen können &c. Von meinen Anmerkungen über die erste olympische Ode sey viel und besonders die erste unleugbar richtig und poetisch — das war die, wo Schaumann &c widersprach — Creuzer hatte sich darüber auch mit ihm gestritten. Die lyrischen Fragmente sollten beeilt werden. — Er spielte Klavier mit Ausdruck und war überhaupt ganz der liebeuswürdige, zarte, poetisch lebende Mann. Izt, sagte er, habe er ganz die alte Heiterkeit wieder und die seelige Unruhe, die ihn beständig im Schlaf beschäftigt halte und vor dem Erwachen schon das Erwachen wünschen lasse.

Den 9.

Heute war ich noch eine Stunde bei Voss recht vergnügt, wiewohl uns wieder der Poet störte. Er war ärgerlich über ihn und lies ihn. Einige Behauptungeu von Joh. Müller wurden mit Rüge durchgegaugen. Ueberhaupt sprach er ihm ein ernstes und gewissenhaftes Urtheil und Charakter ab; unstät ändere er die Ansicht nach Gunst und Wunsch, und das schade seinem herrlichen Talent. Von den neuen Zusäzen der Luise hab' ich eine Stelle gelesen, wovon ich den Anfang auswendig behalten:

— Ein ländlicher Pfarrer verbauert,
Haftet am Kloss und vergeht in Nichtigkeit oder Erwerbsucht,
Wenn nicht griechischer Geist ihn emporhebt aus der Entartung
Neueres Barbarthums, wo Verdienst ist käuflich und erblich,
Zu altedeler Würde der Menschlichkeit: Geist des Homeros,
Welchen das Kind mit Lust anhört und der Alte mit Andacht,

Pindaros Schwung aus dem Staub und Platons göttlicher Fittich
Und hochherziger Sinn unsterblicher Todesverachter,
Sinn für gleiches Gesez, Freiheit und grosses Gemeinwohl.

Ich soll ihm eine Zeichnung von Angelika Kaufmann für die neue Ausgabe erbitten und schicken.

Tübingen den 15. August 1806.

An Kreusler.

— Wenn ich izt etwas denke, so ists über die Künste; denn die Kunst scheint mir so sehr interessant, die Blüthe menschlicher Thätigkeit. Wenn man sich öfters damit in Gedanken beschäftigt, glaubt man sich nie zu einem Leben verstehen zu können, das ganz von ihrer Betrachtung, Auffindung, Vergleichung und Behandlung abzöge — indessen man kann allerlei und auf verschiedenem Weg zufrieden leben. Wenns drauf ankäme, wollte ich mich auch mit Arabischen und Thamulischen Bibeln abgeben und die Tschuwachische Grammatik studieren — aber man muss erst lange getrennt und gewohnt seyn. Ja, Lieber, man muss sich trennen und sich gewöhnen zu entbehren. Ein guter Satz auch für mich. — Doch ich wollte froh mit Dir seyn, ich begünstigter dem izt viel bevorsteht, der wahrscheinlich lange Zeit, auch zurückgekommen, in dem Gebiet wovon die Rede war herumwandern und kleine Dienstverrichtungen übernehmen wird. — — Das Schwabenland hat etwas gar angenehmes. Von mässigen Bergen immer abwechselnd in Gestalt Nutzen und Charakter übersät, ist es gut und fruchtbar; die Menschen froh und gefällig. Besonders die Mädchen und Weiber der niedern Klasse — andre kenn' ich eben nicht — zeichnen sich ungemein vor unsern aus. Alles so schmal niedlich, alle so scherzhaft freundlich, das Auge so flink, so muthwillig, so gut und dabei viel hübsche. Sehr schöne sah ich nicht. In Föhrfeld, das wo ich nicht irre schon schwäbisch ist, fiel mirs recht auf. Alle Franzosen sprachen da deutsch, waren munter auf den Strassen mit den Mädchen, küssten sie und drückten ihnen recht galant die Hände. Die ganze Art des Umgangs siehst Du nie in Oberofleiden zwischen den Mädchen und Jungen.

An Grolmann.

— Die im Leben recht weit vorgedrungen sind, müssen an ihre Liebsten nur kurz denken — in einem Strahl liegt Wärme genug und das grössere Herz und die weitere Thätigkeit reisst sie von dannen. Sie haben schon die Zeit sich unterworfen. Aber ich lasse mich gerne lange von ihren Wellen wiegen, in süssem Angedenken verlohren. — — Im Ganzen wünscht' ich, dass ich schon in der Ruhe zu Rom wäre. In der Schweiz bekomm' ich Heimweh — das fürcht' ich. Allein in gewaltiger und schöner Natur seyn ist zu ergreifend. Es ist als ob Dir die Braut hingestellt wäre und Du dürftest sie nicht anreden — oder Du liebtest und solltest nicht. Wie dann ein Liebender sich immer tiefer vergräbt in das Grab seiner Ruh und mit krankhafter Lust den Strahl der Augen wie süsses Gift einsaugt, so steht man da, fasst immer gieriger alle Linien auf, schwebt auf den Wogen der spielenden Beleuchtung, umarmt die Grüne, lagert sich im engen Thal, schaut an den Felsen hinauf und verliert sich in Tiefsinn. Als ich gestern Abends den Berg vor Stuttgard heraufgieng und sich die anmuthige, ergreifende Gegend immer weiter wie ich höher stieg aufschliessen sah — wie war mir so unruhig, ich konnte nicht fort und es nachtete doch schon beinah; da ists denn gut unbarmherzig fortgelaufen bis man müde und hungrig ist und seiner Empfindung Meister wird. So kam ich denn auch da, lang durch die Nacht, zufrieden und spassig in einem heiteren Wirthshause an. Aber auch dann und wann, unveranlasst, ist man düster auf einer Reise, zu Fuss oder zu Wagen. In die Länge ist beides, besonders das lezte, ermüdend. Das Abhärmen ist oft noch als Zeitverkürzung zu schätzen. Wenn man nicht in Thätigkeit seyn kann, hat meine Philosophie gar nichts dagegen und ich ruhiger hab' auch Harm, verschiedenen — sobald ihn nicht die Arbeit beschwichtigt.

Elsach, an der Gränze des Schwarzwalds und des Breisgaus 15. Aug. [1806].

Das hat Gott gewollt, dass ich diesen herrlichen Weg gehen sollte und wie gut wars dass ich nicht geritten bin.

In Schramberg hatt' ich ein Pferd ausgemacht, sass schon auf dem Luder, mit einem Sporn und einem Steigbügel, es war aber zu sehr geschunden, drum sprang ich runter, gab dem Kerl etwas und gieng, durch ein Thal 4 Stunden bis Hornberg. Welcher Weg! Den kann ein müder wie ich gehen. Die beständig gespannte Neugierde und beschäftigte Betrachtung machen ihn seiner vergessen und die Spannung giebt unbekannte Kraft. Der Weg, eine ländliche schmale Chaussee ununterbrochen, führt zuerst etwas hinauf, so dass man die herrliche Ruine und ihre kraftvolle Vormauer vom Fels von mehreren Seiten sieht und nun windet er sich zwischen Bergen unaufhörlich in kleinen abwechselnden gezogenen Windungen fort bis Hornberg, so dass man vielleicht nie 2—3 Minuten des Wegs vor und rückwärts übersieht und nur auf wenige Schritte weiss nach welcher Gebirgsseite man zieht. Einmal hebt sich das Thal auf eine Höhe allgemach, gleich geht es aber wieder hinunter, hinunter bis Hornberg. Ein rauschender Bach geht beständig dem Weg zur Seite; das Thal ist aber so eng dass über die häufigen Krümmungen des Bachs Brücken führen, weil dann kein Weg daneben bestehen kann. Das Wasser fällt oft hoch herab, oder lärmt durch grosse Steinmassen so prächtig, dass vielleicht die Kaskadellen zu Tivoli weniger bethören. Nun die ungeheuren, himmelansteigenden, aufeinander gethürmten, herabgeneigten, durcheinandergekehrten Felsen, die Basalte und Flöze — Steinberge, wunderbar von dünnen Fichten behaart! Ausser Fichten siehst Du fast keine Bäume, doch hier und da Birken, Erlen, einige Ahorns, Kornellen und wilde Kirschen bis in die Tiefe von Hornberg, wo's überhaupt wärmer und fruchtbarer scheint und Nussbäume in Menge wachsen. Im Thal war das Korn meist ganz grün, die Kartoffeln in der ersten Blüthe. Denn auch Aecker und Wiesen giebt's in diesen Engen die fast durchaus bewohnt sind. Ein Dörfchen liegt einfach gereiht dichter, aber übrigens sind einzeln zerstreut Hütten in allen Winkeln angehängt, die eine solche Anpflanzung duldeten; kleine Gärtchen hängen daneben und etwas den Berg hinauf, aber wenn das Thal ein Pläzchen auswarf, sind Feldchen angebracht und meist mit Fichtengeländern umzogen wie auch

die Wege; doch wenig. Ich sah den ganzen Weg kein Rind, kein Schaf, kein Huhn, aber auch keinen wilden Vogel und wenig Menschen; denn es regnete meist gelind, der Wind brummte durch die Fichten und das Volk ruhte Mariä Himmelfahrt aus. Die Einsamkeit in der unbändigen Wildnis — denn so ists meisten Theils — brachte keinen Gedanken in mir hervor: so viel hat die Anschauung hier zu thun bei dem Reichthum der Gestaltung und des Aussehens. Die Berge sind bald ganz, bald halb befichtet, mit kurzem Stengelgewächs bedeckt — kahl, steinig, gross, sanft, dunkel, länglich gewölbt, konisch eckig und so fort und die Abwechslung der von Fichtengebälk errichteten kleinen Wohnungen und Pflanzungen, die vielen Wasserleitungen nach kleinen Mühlen, die beständig variirenden Gegengänge des Wegs — das Ganze des Schwarzwalds herrlich! Wie lieb ist mir diese in schönen Rhythmen skandirte Natur vor der flachen, in weichen Perioden zusammengereihten, ungebundenen. Wär' ein Freund mit mir gewesen, so wär' ich gern nach Westen hin in den Wald eingedrungen über kühne Berge oder durch die Thalschluchten, um dies lebendige Leben fortzusezen. Wer im Leben ein Haar gefunden hätte, könnte hier wirklich eine schöne Abgeschiedenheit finden. Die Leute nennens im Lauterbacher Thal, und diesseits des Bergs im Reichenbach.

Nachdem ich mich in dem Städtchen Hornberg, über dem fast senkrecht eine Schlossruine, izt klein, zu sehen ist, kurz ausgeruht und gestärkt, fing ich muthig den Weg hierher von noch 4 Stunden an, erst durch das herrliche Gutacher Thälchen, dann links allmälig steigend über den Rothenhalter (wie sie sagen) — denn der Fuhrweg geht um —, von dessen Höhe man südlich ungeheure Gebirgsparthien und hinter sich auch solche Weiten von Waldbergen übersieht, dass ich 20 Thäler unterschied, weit hinab und dann durch das anmuthige freundliche Brechtthal hierher. Die Brecht ist in ganz andrem Charakter, weiter, fruchtbarer. Die Wohnungen drängen sich mehr, die Menschen sind bunter und froher gekleidet, nicht so jämmerlich anzusehn. Die Berge schon vom Rothenhalter an meist mit Buchen oder kurz bewachsen. Kurz hier ist mehr menschenfreundliches und lieb-

liches. Auch hier begleitet dich stets ein Steinbach und hier läutet häufig das Vieh. Ich habe wohl seitdem ich den Pindar zum erstenmal gelesen, meine Natur nicht so angestrengt als in dem Marsch heute. Es ist nicht genug, die Kraft zu überbieten, der Muth will selbst die Anstrengungen noch nicht merken. — Hier ward ich nur, ausser Schweiss, der mir heute reichlich, reichlich geflossen, noch stark benezt durch stundelangen Regen, aus dem man sich nichts macht, wenn man warm geworden ist und die Sonne dabei scheint.

Schon lang steht meine Weinsuppe da — gegen Euch darf ich Seumisch seyn — und ich eile zn ruhn. — Morgen Mittag denk' ich in dem schönen Freiburg zu seyn. Ich legte mich auf die Treppe einer schwarzen Hütte, um dem Regen zu entgehen; denn die Dächer haben weiten Ueberhang und es zieht meist ein bedeckter Gang an einer oder zwei Seiten des Hauses. Eine Frau kam hastig heraus und gab mir ein grosses Stück Haberbrod. Ich nahm's und las fertig, denn ich hatte mein Buch herausgezogen, ging dann hinein, gab ihr 3 Bazen und sie lachte. Alles Ebentheuerliche hat mir bisher gefehlt; aber die Schwarzwaldgegend war statt manches Ebentheuers. Wäre nur Jemand mit mir gewesen, dass die Dämpfung durch die Aufmerksamkeit aufgehoben worden wäre, und ein *forte* aufgebraust wäre, wie's hier der Musik des Innern angemessen ist.

Freiburg den 16. Aug. 1807.

— Ich habe den Münster besehen, von aussen, innen und aus allen Ecken. Das eigentliche Schiff der Kirche ist schmal, hoch und lang. Daran lehnt sich zu beiden Seiten ein schmaler Anbau, woran viele kleine Thürme sich reihen, mit dem Hauptbau verbunden durch starke steinerne Bande. Gegen das Ende, vor der sanften Abrundung des Ganzen, treten neue schmale Ausbaue heraus, dass die Kreuzform entsteht. Hinter diesem stehn zwey Thürme, von beträchtlicher Höhe und dann folgt die schön geformte Schlussrunde. Gegenüber ist dann der Hauptthurm, so breit als die höchste Kirchenwölbung, und weit am höchsten. Man steigt erst ganz gut, dann auf schmalen Steigen, die Schwindlichte nicht betreten dürfen,

weil der ganze Thurm durchbrochen und mehr licht als massiv in der Höhe ist, bis dahin, wo sich die Spize rundet, aus dem Achteck (dessen Seiten je sechs Schritte haben), das auf dem Oblongum des Grundgebäudes steht. Die Spize ist, wie der vorige Abschnitt, nicht zugemauert, sondern es stehn nur gleichsam Rippen und Blattadern, denen das Fleisch und Gewebe fehlt. Dies giebt einen leichten, luftigen Charakter — wie Drahtgebäu. Um den Hauptthurm sind oben wieder fünf kleine Thürme, sehr zurücktretend gegen das Ganze, von unten fast nicht abzusondern im Blick, in gutem Geschmack der Verzierung. Die Form, worin die Höhe des Thurms aufgebaut ist, sind schmale hohe Fenster und dann in der Rundung Räder mit idealen Speichen. Die Verzierungen, die ich bemerkte, sind Thierköpfe und Blätter, die nicht sehr zur Blume streben, Köpfe und Schnörkel, alles nur auf den Eindruck im Ganzen berechnet. Von der Kirchenmauer aber stehen rings in mässigen Entfernungen Thiere, ganz oder halb, aus Stein gehauen, verschiedener Art, meist possierliche Affen, umgekehrt horizontal ab. Der Geschmack im Ganzen hat gar nichts schwerfälliges, und sein innerster Geist (von dem ich nicht behaupten kann, dass er dem Künstler zum Bewusstseyn gekommen) scheint mir das Faltengewand. Der Thurm ist einer schön drapirten Heiligen zu vergleichen und hat einen grossen Eindruck. Das Streben nach der Faltung scheint mir auch in den kleinen, übereinander liegenden Säulen des Eingangs und der Hauptsäule in der Kirche sich zu zeigen. Der Eingang ist durch eine Vorhalle und einen herrlichen Thoreinschnitt und 3 Pilaster mit heiligen Bildern, auf einige Schritte als Wächter des Heiligen mit Heiligkeit stehend, voll Würde. In der Kirche ist von Kunst nichts zu sehen, aber viel Bildwerk, z. B. das Abendmal in Gypsgestalten; aber herrliche Farben an den beiden Fenstern durchaus. Von der Höhe des Thurms ist die Aussicht — ein hübscher Markt Gottes, weiter nichts. Oestlich ein ganz naher hoher Berg — vorn mit einer Felsspitze, meist mit Reben bekleidet; südlich nahe hohe Berge; westlich ferne grosse Rheingebirge — den Strom sieht man glänzen — und weite Fläche; nördlich noch Rheingebirge und näher Berg,

Feld, Wald und Bäume, die Stadt ringsum, und viel Leben durch Chaussee, Gärten und Fruchtbarkeit.

Vielleicht könnte sich gegen Fr. Schlegel darthun, dass eine gothisch verzierte Heilige, und nicht eine Blume, der Typus, das nicht philosophisch erfasste, dunkel leitende und bildende Ideal der Münsterbaukunst gewesen. Aber wir müssen erst Ulm, Strasburg und Basel gesehen haben.

Andeer im Schamserthal den 28. [August 1806].

Nach zween vollen, vollen Tagen muss ich euch wieder erzählen, von vielem ein klein wenig, wie's der Moment gestattet. Gestern früh zog ich hoch aufwärts, und bald in eine Tiefe, die sich fast vor jedem Schritt erst aufschliesst, in's Bad Pfeffers. Vor Einem liegt ein hoher, bewachsner Berg, und man ist überrascht da hinab zu steigen, wo man seinen Sitz geglaubt hatte. In der Enge unten stehn zwey lange Häuser — hier ein grosses Werk, wohin man sich mühsam leer versteigt. Der Gang zu der warmen Quelle gehört zu den Seltenheiten. Auf einem schmalen Weg von Brettern, die auf Pfählen und Felsecken liegen — man begreift nicht gleich, wie eingerammelt und eingegraben — geht man frei $1/_4$ Stunde ziemlich gefährlich, oft geschwankt und ohne Halt auf keiner Seite, bis zu der Oefnung des Felsen, aus dem der Quell, weiterhin unerklärt, herabdringt. Der Felsspalt ist nach unten gerade so weit wie ein kleiner Bach, und die Wände sind sehr abgeglättet durch die reissende Tamina, die mit schönen Güssen, viel Kraft und Lärm, in grosser Tiefe unter einem wegeilt und sich bis Ragaz um dieselbe Felswand wühlt und windet. Nach oben erweitert sich der Spalt und schliesst sich wieder; nach allen Richtungen sind allerlei Schneckenlinien ausgemessen. Wenig Himmel sieht man — im Zurückgehen einmal gar keinen. Glatter Fels, Himmel und Wasser und ein schmales Brett wetteifern mit einander die Augen auf sich zu ziehen — nur vernachlässige keiner das lezte: ein schiefer Tritt kostet das Leben. Doch sollen mehrere Arbeiter, hinuntergefallen, von der Tamina fortgerissen worden seyn bis zum Bad, ohne zu sterben. Uebrigens lernt' ich hier Salis kennen, einen artigen

Mann, in dem Militärisches und Literärisches sich gegenseitig durchdrungen haben, ihm einen ganz interessanten Anstrich zu geben (er wohnt nah in Malan) und ich fand (was auch euch freuen möge!) drey hallische Studenten, die meinen Weg ziehn; denn in St. Gallen macht' ich den Plan bis zum Lago di Como und maggiore hinunter und über'n Gotthard herauf zu gehn. Nun gab' ich die Seen zu bereisen auf oder verspare das bis auf Mayland, und gehe mit ihnen bis Zürich, von Anfang an in traulicher Kompanie. Der Weg vom Bad nach Kloster Pfeffers, wo auch ein Dörfchen, ist der Mühe werth, und von hier nach Chur zu und weiter immer interessanter. Chur erreichten wir nicht ganz, nach dem Bad in der warmen dampfenden Zelle zu Pfeffers auch kalt von tüchtigem Regen gebadet. Und nun empfieng uns ein Logis, das selbst aufgebotner Spass von allen nicht ganz verschmerzen liess. Das einzig Gute für mich — dass ein Schuhmacher drin wohnte. — Chur selbst hat ganz enge Strassen, die, durch Bergwände eingeschlossen, nicht viel Licht zu Theil bekommen. Nach einer Stunde von hier gingen wir von der Strasse ab nach Rothenbrunnen, wo ein Wasser zum Baden und Trinken, durch Wiesen, und aus einem königlichen Thalgrund, in den man wie bezaubert trit, dicht am raschen, dunkelgrauen, mit Schiefer oder einem andern schwarzen Material vollgetränkten Hinterrhein herab, über Thusis und Zillis hierher. Der Weg ist meist ein herrliches Theater. Die Dekorationen reich, kräftig, gross, ergreifend. Die Handlung — o die ist auch da, und wechselnd, in allen Zeiten spielend. Die unendlichen Berge mit ihren Schleifungen, Stürzen, ihrem Bersten und Auslaufen, Kreisen, Brechen und Anlehnen, den ausgestückten, abgetrieften, ausgefallnen, losgerissnen Klumpen —, sie stellen ein gewaltiges Drama der ältesten Urzeit dar. Ohne Geognosie lässt es die Phantasie vor sich spielen. Eine heroische Zeit trit oft genug vor Augen in den Resten von den Burgen der Zwingherrn, die uns heute zahllos vorüber giengen, meist klein, viereckte Thürme, oft unbegreiflich keck auf Felsspizen gesezt, an denen man lange einen möglichen Aufstieg sucht, manchmal nur noch Fezen. Der Wechsel der Gestaltungen in den hohen Felsbergen ist kaum grösser als der der Farben

in den verschiedenen Beleuchtungen eines klaren, doch nicht ununterbrochen reinen Tags. Der Schnee in den nördlichen Schluchten und Spizhäuptern — der schon hinter Sennwald anfing —, die Glanzwolken, die sich am Morgen herumziehn, die Regenwolken gestern, um die niedern Regionen geschmiegt und gaukelnd, haben auch ihr Interesse, die kahlen dnnkeln Scheitel, deren äusserster Umriss sich oft im Gewölk suchen lässt, die Fichtenschläge, selten derb und voll, das dünne Buschwerk, kahle Gegräs, glatte Felsseiten, grüne Alpenfelder — und das Ganze, was ich izt im Bild fester halten als aufzählen kann. Auch die verdorrten und verwüsteten Fichtenstriche, Denkmale der Verwüstung der Lauinen, sind drastisch genug. Und nun die Matten und Felder an den Bergen, die sonderbaren Dörfchen vor uns sind voll Leben, so wenig auch das Auge davon sieht, weil die ferne Alp viel desselben in sich aufgenommen.

Das beste von heute hab' ich nun noch nicht erwähnt — die im voraus reichlich von uns besprochne Via mala. Eine Stunde hinter Thusis, über dem Berg $^3/_4$ Stunde enthalten hier für den Schaulustigen Stoff auf Jahre. Die besten Punkte waren mir die zweite Brücke, wo oberhalb der Rhein eng herabschiesst, zuletzt so drang, dass man wohl, wenn man zur Tiefe hinabkönnte in einem Schritt hinüberkönnte, und man untenhinaus den Abschuss übersieht, in den wir Steine und einen grossen Tannenstamm mit Mühe wälzten und dumpfes Gekrach vernahmen — und beim Heraustritt, an der dritten Brücke, wo der Wasserfall gewaltig ist und zum erstenmal wieder kleine Matten sichtbar werden: Mayensässen, wo im Frühjahr das erste Gras gewonnen wird, auf den Bergecken hangend. Die Baumwüchse sind hier ein unterhaltendes Schauspiel; was physische Oekonomie und Betriebsamkeit vermag, ist hier geschehn und die Kraft hat in den nachgestellten Felsen (die oft wie ungeheure Torsos von runden Thürmen glatt geründet sind, aus tausend Rachen Zähne blöcken, hinaufstarren, steil absenken) auch das ihrige gethan.

So weit hatt' ich geschrieben, als ich mich endlich nach einem Mann umsah, der schon lange da gesprochen hatte. Es war Pfarrer Mattli (Matthäus) Konrad, dem ich empfohlen

war, der wohlbekannte, geschickte Mann. Er hatte uns Reisende gesehn und kam mit aller Freundlichkeit und Güte uns zu belehren und zu unterhalten und begleitete uns diesen Morgen (den 29ten) eine grosse Strecke, ein Mann von 63 Jahren, von viel Gelehrsamkeit — seine Grammatik, Wörterbuch und Geschichte der romanischen Sprache (von 70 Bogen) harrt auf einen Verleger, ein Gesangbuch mit Liedern, auch von ihm, ist vorhanden — von viel Bekanntschaft, ländlicher Sitte, weltbürgerlicher Menschenfreundlichkeit und überraschender Freundlichkeit.

— Wir leben in einem Tag drei Wochen und eine Tagereise sieht soviel als man in ½ Jahr *con amore* bereisen könnte. Man versieht sich an der Höhe der Berge auf unglaubliche Weise. Hinter Sufers ist rechts ein breiter nicht gar hoher Berg, über dessen Fichtenwuchs eine hohe Felsenmauer ragt. Eine Rinne, die das Schneewasser gebildet und durch mitgeführte Steine zerreisst, lud mich ein hinaufzuklimmen und ich verführte die andern mitzuziehn, indem ich wettete in ½ Stunde seyen wir oben. Nach einer ½ Stunde waren sie's müde, ich klimmte noch eine Stunde mit eilender Vehemenz zu — und war nun über den Fichten, aber der nackte Fels starrte zu hoch auf, als dass ich sie hätte warten lassen können, bis ich ganz hinaufgekommen wäre, und das Absteigen nun wie unendlich mühsam! Ohne die Hände kommt man nicht hinauf oder herunter. Ich konnte zuletzt nicht weiter, suchte mir grünes, setzte mich auf sanftes Heidelbeergras und rütschte einen grossen Theil über manche liegende Tanne gelüpft zum unauslöschlichen Gelächter der andern hinunter. Wenn einem Hände und Beine bluten und alle Glieder durch Fallen weh thun, macht man's wohl wie's gehen kann. — Wie aber der Eifer die Fähigkeit und Kraft steigert —! Gebt mir eine Entdeckungsreise auf und ich halte aus — und lasst mich was Grosses als Ziel sehn, ich habe Respekt davor und lasse nicht nach. Oft fällt mir der epirotische Hund ein, der schlecht und phlegmatisch beim Kleinen war und Grösseres nicht scheute. Das ahnd' ich aus dem wie mir in dieser grossen Natur zu Muth ist, wo ich alle Bücher längst vergessen habe und das Schreiben ver-

lernen möchte, wenn ihr Lieben nicht wäret, die mir immer in einem mächtigen und freundlichen Ganzen vor Augen steht und mich zu Nachricht in der Müdigkeit auffodert.

Zug 4. Sept. 1806.

— Der spitze Bühl hat den 2. September Abends um 5 eine beiläufig 150 Schuh hohe Schichte in grosser Breite ins Thal herabgeworfen, Goldau, die vielen Häuser des bewohnten Thals und Lowerz über die Hälfte überdeckt und zerstört, ein Fall der nie erlebt sein soll — denn der Berg ist so wenig jäh als fast einer und bis oben hin mit Gras und Bäumen bewachsen. Eine Stunde lang und $^1/_4$ Stunde breit deckt er nun das köstliche Thal. Der Drang der anrückenden Massen hat den Lowerzer See mit solcher Gewalt zurückgeworfen, dass am andern Ende zu Seewen mehrere Häuser niedergerissen, einige verwüstet wurden, und dass das Wasser am hohen Rand links haushoch aufstieg, Gestein herabriss, Baumstöcke und Gebüsch entwurzelte und einen Mann und einen Knaben mit Vieh fortspülte.

Wir kamen zu spät an um noch zum Rigi zu gehen und jeder Aufenthaltsort war zu entfernt; wir mussten nah an diesem Kirchhof in einem der verschonten Häuser eine fast schlaflose Nacht zubringen. Wir hatten einen Mann gesprochen, dessen Vater, Mutter, Weib, 3 Kinder begraben wurden, einen andern am Hause aufgraben sehen, worin er 2 Geschwister suchte &c, wir waren auf den Ruinen und schauerten. Weit davon fühlt man so etwas nicht wie nah. Diesen Morgen begegnete uns eine alte Frau, das Kreuz in der Hand, betend und ängstlich, und fragte unsern Führer, ob ein gewisses Haus auch weg sey (worin ihr Sohn gedient) — erfuhr ja und lief in lautem Schluchzen von uns. Sie war entfernt gewesen und kam erst an. Ein Mädchen und ein Kind von 4 Jahren, die nach 12 Stunden ausgegraben wurden, die erste am schrecklichsten gepresst, sahen wir und gaben Gold, um den Chirurgus hier zu halten, weil noch Hoffnung zu seyn schien, indem sie nur Kontusionen hatte und leicht sprach. Solche und mehr Fälle haben uns auf lange getrübt — aber eine gewisse Rettungsfreude hatten wir dagegen. Hätte der Regen nicht uns einen Tag verspätet, so

fiel unsre Reise auf den Rigi, wo wir Abends ankommen wollten, auf den Tag, und über 1½ Stunde des Wegs war tödtlich, gerade in der Zeit wo wir hier seyn mussten, um auf Rigi-Wirthshaus anzukommen. Aus Bern sind sieben Personen aus den besten Familien in Goldau umgekommen, einige Berner und vier andere Reisende waren 30 Schritte zurück und entkamen, die wir selbst über die Erscheinung gesprochen haben.

Heute morgen zogen wir auf den Rigi, bei dem Umweg durch die Verwüstung gegen 4 Stunden bis zur Kulm. Auf der Spitze haben wir wohl alle die besten Momente unsrer Reise gehabt. Der Tag war heiter wie einer, wir haben die verschiedenen Schauspiele und Beleuchtungen von ½10 bis nach 2, die herrlichste Luft und viel Empfindung durch eine solche Natur genossen, von der keine Phantasie eine Vorstellung schafft. Aber der Mörder vor uns störte doch. — Ich glaubte im engen Thal entstände nur Sehnsucht, wenn man nicht ganz in sich allein eingefriedigt sey, und die Aussicht ins Weite würde sie verwischen — aber sie strebt über die Weiten hinaus. Wir dachten alle unwillkürlich an die Heimath immer wieder. —

Bern den 12ten [September 1806.]

Gestern Morgen wards heller und ich konnte den herrlichen Anblick der Jungfrau mit Muse geniesen. In der Höhe von Lauterbrunnen scheint sie nicht so ungeheuer hoch über die nächsten Berge zu ragen und ist doch das schönste Einzelne was ich in der Schweiz gesehen — eine ehrwürdige Matrone, breit und alt, nichts jungfräuliches an ihr. An sie lehnt sich links der dunkle Block Mönch und dann schliessen der weisse Breitlauenengletscher und Steinberggletscher schräg die Aussicht des Thals. Wie oft hab' ich mich, indem ich durch seine Engen zurückgieng — die Nacktheit der Schieferberge, die Kränze und Zierrathen von Bäumen und Büschen mancherlei Grüns, die sie um Haupt und Seiten mannigfach umschlingen, abwechselnd grüne Matten mit Hütten, Ueberhänge und sanftere Aufstiege machen es sehr unterhaltend — nach jener Seite umgesehen, nimmer gesättigt, bis nach

Unterseen hin und weiter, wo nun die Jungfrau immer grösser erscheint, wie man aus den Bergen kommt. Dort wohnt in einem Schlosse der Landschaftsmaler König, der mich nicht vergessen. Das Alphorn konnt' ich auch hier nicht hören, aber ein paar Stunden davon auf den Bergen soll man's blasen hören können. Der Fusspfad am Thunersee hin bietet eine gar erquickliche Reise, die ich mit der Seefahrt selbst nicht vertauscht hätte. Anfangs oft steigend und fallend am Berge, gerade über oder an dem Wasser, bald dunkel, bald hell, immer so dass man aufmerksam seyn muss und dass er der Sevigné eine schauerliche Beschreibung geliefert hätte, und dann durch immer reicheres Land und Reben nach Thun. Von hier geht die Heerstrasse breit und ganz eben bis Bern. Leider gab's gestern Abend schon Regen und die anmuthige Landschaft von Bern ist mir so weniger genusvoll gewesen. Bern dagegen desto mehr, eine herrliche Stadt mit schönen geraden Strassen; die Häuser zu beiden Seiten haben schöne Arkaden („Lauben"), unter denen man fast in der ganzen Stadt wie durch Gewerbs- und Kaufmannsladen geht, denn alles ist vorn dran, was die wohlhabende Stadt beschäftigt und Menschen in Menge treiben sich da beständig herum. Den Domthurm zu ersteigen verlohnt sich wegen der Aussicht auf das schön gehügelte fruchtbare Land und die anständige Stadt, nicht wegen der Uebersicht des Werks (vom Sohne Erwins von Steinbach 1420), das nichts schöpferisches und ausdrucksvolles enthält. Der eine breite Thurm ist nicht vollendet und so abgekuppt gar alt und kraftlos, der innere Raum der Kirche hat etwas wohnliches und würdiges.

Einige angenehme Stunden verbrachte ich bei Frau Harmes und ihrem Mann, die im Begriff sind an den Zürchersee, zwey Stunden von Zürich, zu ziehen. Sie beherrscht nicht nur einen hübschen Mann, sondern sehr viel Raum des menschlichen Wissens und lässt das unverhalten seyn. Goethe ist ihr izt zu materiell, schreibt um's Geld, Wieland nichts das man lesen möchte. Die Literatur liegt zu ihren Füssen; aber sie ist hübsch und gescheut und lebendig und so hat man das gern.

Ligerz am Bieler See den 13ten.

Hierher hab' ich mich ziemlich beregnet heute doch gebracht, aber auf der Petersinsel, wo ich in Ruhe lieblicheres Wetter zu erwarten entschlossen war, zu übernachten war mir nicht vergönnt. Man muss dazu einen Erlaubnissschein vom Hospital in Bern haben. Ich habe also nichts thun können, als mich ans Ufer stellen, den See nördlich überblicken, die dunkeln Berge westlich, das kurze nahe Ufer östlich und so nahe vor mir die Petersinsel abwechselnd anschauen. Graue Wolken dunkelten, aber die Abendseite hatte doch einige Heitre und es war windstill geworden, so dass die trauliche Sprache der Wellen recht lieblich flüsterte. Ich werde gewahr, dass Rousseau sehr viel Gewalt über mich gewonnen hat. Ich kann die Gegend nicht ohne Rücksicht auf ihn betrachten und geniessen. Immer seh' ich ihn auf dem Kahn sich wiegend, in der Insel herumschleichend, mit Kindern und Pflanzen spielend, und in Melancholie und denkend auf einem Lieblingsplätzchen. Ich hätte den Abend viel um seine schlechteste Schrift gegeben — und wenn ich die *divine Julie* gehabt hätte! Die Farben, die Farben sind auch was — das offenbart Rousseau wie Tizian. Die Beschreibung dieser kleinen Insel muss in der lezten Parthie der Confessions stehen, die ich noch nicht gelesen habe — was mir lieb ist. In 3 Wochen sind die Weinlesefeste, 3 Sonntage hintereinander und mehr — dann möchte ich hier seyn. Ich geh' izt den Menschen entgegen. Ich möchte doch sehen, wie jemand von euch ohne Vorübung einen halben Tag in einer solchen Bauernherberge zubrächte, ob ihm nicht ganz weh zuweilen wäre, wenn er nicht weiter könnte, nicht einmal warme trockne Erde: Strauch und Fels und Wasserumarmungen. Am See lies ich mir Zeit viel des menschlichen Verhältnisses und Seyns zu durchlaufen, in der Stube half ich mir mit dem Properz, den ich fleissig lese, um ihm einmal den Krieg zu machen.

Den 14ten.

Herrliches Wetter. Ich fuhr früh über und schickte die Schiffer weg. Ihr werdet mir verzeihn, dass ich hier allein doch g a n z g l ü c k l i c h war.

Zwölf Wochen lebte Rousseau 1765 hier, als ihn die Berner verjagt hatten wie die andern. Gerade diese Periode seiner Geschichte und seine Weise hier zu leben ist sehr anziehend. Aber ich habe doch Rousseau, nachdem ich ihm auf seinem Zimmer und an manchem Punkt der Insel mein herzliches Andenken geopfert hatte, vergessen und habe in den schönen Eichen, in dem ganz kleinen Rund, in den Reben, in den Wegen und im Gesträuch, auf den schön gewählten Sizen und im dichtverschlossnen Grün und ringsum in den Fernen, ein ganz gedankenloses süssvergessnes Loos gehabt. Ich mag die Lage und Umgebung nicht beschreiben, aber ich trage sie in mir, und ich möchte eine Zeitlang verfolgt seyn, wenn ich hier gefangen seyn dürfte. Nach Tisch zog ich mit dem Perspectiv noch einmal zu allen besten Plätzen und lies mich dann bis Twann am jenseitigen berebten und belebten Ufer schiffen, von wo ich nach Biel, herrlich am Ufer hin, und dann noch hierher lief, nach Sonceboz, im französischen. Die Jurathäler zu denen man sich bald hinter Biel durch einen Anstieg erhebt, von wo man den Schneebergen im Bernerland Lebewohl sagen muss, haben auch ihr anziehendes: ziemlich oft gewunden, durchströmt, von sehr schöner Strasse durchzogen und ungemein grün, alles grün, bis auf Wände und Terrassen der Felsen, und eine muntere Vegetation. — Pitt hat in Rousseau's Zimmer geschrieben: „Siegen, gilt gleich, wie“ (französisch). Einer daneben *à des purs fins par des purs moyens* mit der Unterschrift — Kant.

[Mailand, in den ersten Tagen Oktober 1806.]

Auf der Isola bella hat mich die ungeheure Vegetation der Lorbeer-, Citronen-, Orangenbäume erfreut. Aber wie weh thut's, die Citronen an die Wände der Terrassen gekleidet oder zu Brei ausgezwungen zu sehn. Diese Terrassen bilden eine Pyramide, die nebst dem Schloss und einigen Fischerhütten die ganze Insel einnimmt. Für das Jahr 1762 ist die Gartenanlage gut, aber einen reinen Geschmack ekelt sie, mit all dem Pomp der Hallen, die man Grotten nennt, der Mauern u. s. w., an. Ich mochte nicht auf Isola madre fahren, ob man gleich die Natur dort nicht so sehr in die

Schnürbrust gefesselt hat. Ich sah sie ja bei der Ueberfahrt und dem herrlichen Weg am See hin vor mir, und mächtiger können die Südfrüchte nicht treiben als auf der Schwesterinsel. Wie lieblich die Berge zunächst am See sich ausnehmen, lässt sich nur fühlen. Die Fülle, das frische der Reben, die starken Feigenbäume, die Frucht mit den Reben und die Reben mit den Bäumen vereint, der Wechsel, der Reichthum, die Schlösser und Hügel hier und da, die Orte am See — o, das ist alles herrlich. Vom See ab hinter Sesto und schon vorher, ist das Land nicht so fruchtbar. Aber weiterhin im höchsten Grad. Der liebste Punkt war mir hinter Gravellona, wo man die Alpenreihe vortrefflich übersieht, besser als auf dem Domthurm in Mailand. Die ungeheuren Schneeberge, die in ganzer Reihe vorragen, überraschen hier sehr. Nachher hindern die Bäume um sich zu sehen, von denen das reiche Land voll ist. Vom Domthurm sieht es aus wie ein Wald und die Fruchtbarkeit springt nicht so in's Auge. Unsere Felder von Gleiberg und Amöneberg gefallen mir da besser. Aber wir haben dort nicht diese unendliche Ebene, die der Blick nicht durchmisst. Die Aussicht auf die grosse Stadt und die kleine des Doms ist nicht erhebend, aber unterhaltend. O dass die Arbeit und der Marmor, die über alle Vorstellungen an diesem Gebäude — nach St. Peter dem grössten — verwendet sind, in dessen Innern man wie in einer Allee von Säulen ist und von einem grossen Ganzen nichts fühlt, nach einfach schaffendem Plan genialisch verwendet wäre, wie könnte der Geist erweckt werden! So sehr, wie wenn die musikalische Kunst in der Oper, die im grossen Theater hier ist, künstlerisch geleitet wäre. Diese Sänger und Sängerinnen, den Eindruck dieses prächtigen geschmackvollen Theaters, dieses Orchesters möcht' ich mit euch theilen. Diesen Abend werd' ich noch einmal bis 12 sizen. Das Ballet und die mimischen Spiele, die dazwischen gegeben werden, sind zu ungemeiner Vollkommenheit erhoben. Aber wie viel fällt einem immer ein, wie möchte man toll werden, dass so viel Narrheit in so viel Talent und Uebung steckt. Ach, wenn die reinsten Solos von Harfe und Flöte, denen sich die Gestaltungen immer

anschmiegen müssen — man sieht wie auch die Töne in uns nach der Gestalt deuten — durch das aufgehobene Bein der *première danseuse* begleitet sind! — man möchte weggehn und kann nicht.

Aufzeichnungen während der Reise.

Drei Sprachen drücken die eine Kunst aus, die in ihrem Ursprung eine vom Objekt geschwängerte Seele ist, die ein Kind gebiert, das ihr gleich ist — Poesie, Musik und Plastik (Skulptur und Malerei). Die Sensationen der Seele können bald durch die, bald durch jene am glücklichsten, bald einzig durch eine ausgedrückt werden. Da sie sich auf einfache Klassen zurückbringen lassen, müssen sich auch die Produkte der drei Faktoren im Vergleich zusammenstellen lassen. Die antike Poesie wird sich durchaus mehr mit Werken der Skulptur, die romantische mehr mit denen der Musik und Malerei zusammenstellen lassen. Die Architektur kann als Anhang der plastischen Kunst angeschlossen werden, weil der Sinn für Wohlverhältnisse an der menschlichen Gestalt durch sie erzogen wird. Das meiste liegt ausser der Kunst, deren erster Grad das Charakteristische ist, der höchste das Schöne. In Hinsicht des ersten kann die Komödie, die Silene &c in der antiken Plastik, vieles in Epopöen und Jamben der Alten in's Gebiet der Kunst gezogen werden; im zweiten Sinn nur ernstes. Dieses würde aber das Gebiet der Kunst zu sehr beschränken und einen andern Namen nöthig machen, um jenes Fach von der gemeinen Nachbildnerei ohne Urtheil und Wahl zu unterscheiden. Die Kunst hat drei Alter: Kindesalter, wo sie bloses Abbild der eignen Erfahrung ist, meist unter der Erfahrung bleibend; ein zweites, wo gewählt und mit Urtheil in der Darstellung verfahren ist; ein drittes, wo Schönes geschaffen ist. Die Musik neigt sich nun auch bald zum Plastischen, besonders wo sie noch nicht verkünstelt ist, bald zur Malerei.

In der Skulptur herrscht die Gestalt vor; in sie ist Sinn und Seele übergegangen und vertrieben. In der Malerei ist die Seele ein überschwebendes unerfassliches unsichtbares etwas, über die Gestalt gebietend, ohne sie lebend. Von den

besten Gegenständen der Skulptur geht man weg, als eine frohe Beute mit sich tragend, frohlockend, zufrieden, für künftigen Genus sie aufbewahrend; von denen der Malerei verliebt. An jene denkt man zurück, wie ein feuriger Jüngling an seine Knabenspiele, lustig, als an sein bestes; an diese, wie ein Mädchen mit Sehnsucht und Seufzen, dass die süssen Kinderspiele dahin sind.

Winckelmann sagt, das wahre Gefühl der Schönheit sey wie der flüssige Gyps, der um das Haupt des Apollo gegossen werde und ihn an allen Theilen berühre. Der Sinn schmiegt sich um die Gestalt. In der Musik ist's anders. Die Linien dringen in das Gemüth ein und bilden in ihm selbst die Gestalt. Darum wirkt sie gewaltiger. Sie sind so schnell und graben sich so leicht und tief und sanft ein, dass kein andres Material mehr verglichen werden kann. Fast sollte es scheinen, als ob durch zu oftes Hören die Musik weniger wirke, weil schon nicht mehr die Zartheit und Feinheit der ersten Einschnitte besteht. Die Intaglien werden platter.

Die Liebe und das Heimweh drückt, glaub' ich, kein Vers aus. Wo die Kunst beginnt, ist die Empfindung schon der Alleinherrschaft beraubt. Aber Musik muss ihnen nahe kommen können. Wie sie im Reich der Luft, so tönen jene im tiefen Herzen lang aus, disharmonisch, einigend, schneidend, lieblich.

Eine idealische, eigentlich künstlerische Landschaftsmalerei, die Goethe will (18tes Jahrhundert) kann ich mir nicht denken. Die Natur hat keine Gestalt, sondern ist unendlich in Gestaltung. Es können einzelne vorzüglich angenehme, passende Kontraste, imposantes und liebliches auf's zweckmässigste ausgehoben werden — aber ein Ideal haftet nur auf der bestimmten Gestalt.

Die Symmetrie in den neuern architektonischen Formen kommt mir vor wie der Parallelismus in der hebräischen Poesie: Feierlichkeit, Armuth, Pomp im Stoff. Denn der Geist steht still, wie die Parallelen im kleinen und grossen anheben. In der Natur ist's anders. Wo auch die Linien und Gebilde sich der Symmetrie zu nähern scheinen, trit

überraschend wieder neue Modification, vieldeutige Versuche, unendlich fortschreitender Geist und Sprache zum Vorschein. In der Skulptur der Aegypter und Etrusker finden sich auch ganz parallele Glieder. Ich glaube nicht, dass ein einziges griechisches Bildwerk solche haben wird.

Die Idee eines Kunstwerks als eine untheilbare muss immer unaufhaltbar schnell in ihrem Glanze in der Seel' erwachsen — wie die Gestalt im Traum hervortrit —, mag es eine Menschengestalt, eine Gruppe mythischen oder allegorischen Inhalts, ein Epigramm, ein lyrisches Gedicht, eine Folge von Elegien, ein Drama oder eine Epopöe seyn. Je grösser das Werk von Umfang, desto leisskizzirter wie Ahndung und Traum der Riss, weil hier noch gar kein einzelnes bedacht und angedeutet werden kann wie bei dem kleineren Werk. Alles bestimmte und einzelne in den Figuren und Charakteren wird in dieser ersten Schöpfung als schon erfunden vorausgesetzt; nur den eigenthümlichen Ausdruck der Seele zeugt der Künstler: Körper giebt es schon oder kann's leicht geben. Wer erst durch den Anfang der Ausführung sich begeistern will zur besten Empfindung, dem fehlt Empfindung oder er ist noch unreif. Wohl aber kann, nachdem nur der allgemeinste Umris genialisch erzeugt, durch Verstand, Fleiss, Kenntnis, Wärme des Gelingens und der Hoffnung viel einzelnes Gutes erfunden oder ausgemittelt werden.

Sollte das Ländererobern gewaltthätiger sein als der Fortschritt im Geisterreich? Wer sich immer kräftiger erhebt, Köpfe in feinem Urtheil einander subordinirt, ordnet, allen ihren Plaz, weil er ihrer im Verstand mächtig geworden, anweist, hat sie freilich aus dem Besiz geworfen, den ihnen andre, mit weniger Kraft, gelassen hätten. Nur wenn dem thierisch-klugen Staatsverhältnis mit Kraft Anordnungen zugehen, schreit man. Ja wer nicht selbst oben ist, mag schreien, aber nicht über Unrecht, sondern Gewalt. Eine Literaturzeitung ist ein despotischeres Unternehmen, als eine Kritik aller Europäischen Staaten mit That und Ausführung begleitet. Das eine und andere kann schlecht ausgeführt werden — an sich ists Gewalt, die über die ganze Welt herrscht.

Die Berge, die ihr Haupt zur Sonne aufrichten, werden kalt wie ein Mann der nach sublimer Wahrheit strebt, indess tief und ruhig und warm und sanft das Thal weilet. Wohl, wenn sie in einer Region zusammenfliessen und sich schön befruchtete Abhänge bilden. Die Thätigkeit des Mannes, wie das kühne Aufsteigen des Bergs, stört oft in Abstürzen und Ausgleiten friedlich kleine Erzeugnisse. Die zu raschen und steilen wilden Ausflüge sind zu kalt und die abstrakten feinen Produkte des Haupts reizen wenig Sinn und Betrachtung aller; nur wenige interessirt es die schwehr zu erkennenden Produkte der Höhe zu beschauen.

Religion ist das feurige Streben des Mannes, die Züchtigkeit der Frauen, die Unschuld der Kindheit, die Schamhaftigkeit der Jugend — kurz sie ist der Focus, in dem alle Strahlen des Göttlichen, das auf Erden ist, zusammenfallen. Und das Göttliche wirkt ohne Hebel, durch sich selbst, als Kraft, bewusstlos. Was also nach Regel, Vorsaz, Grundsaz ist, ist nicht religiös, sondern was unbewusst oder mit natürlichem (angebildetem, wenn er verloren wäre) Trieb geschieht. Wenn man die Natur nach schöner philosophischer Dichtung nicht als todt betrachtet, so liegt in allen zweckmässig wirkenden Naturkräften Religion.

Rom.

„Die Anziehungen, welche Rom besonders auf gebildete und gelehrte Deutsche ausübt, hat hauptsächlich zweierlei Quellen. Ein welthistorisches Concert ertönt leise und sirenenhaft fesselnd hervor in Tönen der mannigfachsten Art, jeder aus noch erhaltenen sichtbaren Resten, die zu Keimen bedeutender Forschungen geworden sind. Dazu für das Auge die Ansichten der Stadt und ihrer Umgebung, näher und ferner. Ich muss gestehen, dass ich besonders, je öfter ich zurückkehrte, am meisten aus dieser zweiten Quelle zu schöpfen begierig gewesen bin.“ So redet Welcker, als Greis, achtzigjährig. Der Jüngling jubelte auf: „Rom ist jetzo meine Braut, die ich liebe mit ihren Fehlern!“

Es ist leicht sich in die Wirkung hineinzudenken, die Rom auf den phantasievollen, klar und licht denkenden, feinsinnigen und vielseitig erregbaren liebenswürdigen Jüngling haben musste. Nach langer und einsamer Unruhe war er am ersehnten Ziel, von guten Menschen freundlich aufgenommen; auf das bunte Spiel der rasch wechselnden Reiseeindrücke, die er eifrig und oft in flüchtigen Momenten in gewissenhaftester Ausnutzung seiner Zeit in sich aufzunehmen bemüht gewesen, folgte die Pflicht der Ruhe und Sammlung, des Abweisens jeder Erinnerung an die Heimkehr, um die von allem bisherigen so völlig verschiedene Umgebnug ungestört auf sich wirken zu lassen.

Er war von dem viel umwölkten und trüben deutschen Himmel hinweg, aus den rundlichen Hügeln und Bergen, den sorgsam beackerten Fluren seiner hessischen Heimat, aus der ihm früh vertrauten heimlichen Poesie der Waldbäche und Waldbäume, aus der ossianischen Phantasie nordischer Nebel, Wolken und Winterstürme in die südliche Helligkeit versetzt, die, wer aus Rom heimkehrt, so langsam entbehren lernt, unter den heiteren, stetigen Himmel, unter welchem die fernen

und ferneren Gebirge je nach Nähe und Weite sich klar übereinander bauen, nicht zusammengeballt durch eintönig graue Schatten, sondern in den Abstufungen der Schatten selbst farbig, lebendig in gesättigter Pracht und in den klaren feinen Tönen. Er sah über die weite, nur dem blöden Blick einförmige, in ihren Formen wie von Wellen bewegte reichgestaltige Ebene der Campagna hinüber nach den breit gelagerten Sabinerbergen, die, wie aus Griechenland herüberragend, unerschöpflich sind in der plastischen Schönheit der Gesammterscheinung und der Einzelformen und unerschöpflich im reizvollen Wechsel der Farben in Licht und Schatten, der jede flüchtige Verdunkelung und jedes Erglänzen der Lüfte gehorsam wiederspielt. Er sah hinüber nach der anmutigen Linie des Albanergebirgs, deren gleichen sein Auge nie geschaut — wie gross und stolz gegenüber den verschwommen ansteigenden Höhen der Heimat, wie selbstgenügsam, klar und heiter gegenüber den zackigen umflorten Bergriesen, den unmessbaren wilden Gebirgsketten der Schweiz, durch die er eben, oft mit Grauen, gewandert war. Den Weg zu den nahen Bergen bezeichneten ihm die grossen Trümmer der Römerwerke, die Gräber der Via Appia, die langen Bogenreihen der alten Wasserleitungen; und wenn er in der Stadt oder draussen hoch genug klomm, glänzte in der Ferne das lateinische Meer, dem der Tiber seine gelben Fluten träge zutreibt. In der Campagua sah er keine Ackerfelder, sondern Weideland für die wild weidenden Heerden der Pferde, Rinder, Lämmer, und öde Strecken, über denen in der Sonnenglut und im feuchten Abendnebel Fieberdünste schweben; und wenn er diese Fläche durchwanderte, hatte er sich, wie Odysseus, vor den Haufen der verwilderten Hirtenhunde zu wahren. Wenn er ins Gebirge ritt, die alten Mauern, die Seen, die Wasserfälle, die hochgelegnen Dörfchen, die Kapellen und Gnadenörter aufzusuchen, so begegnete er den Frauen und Mädchen, die, wie im alten Griechenland, vom Dorf her weite Wege zum wohlgefassten Quell herab und wieder hinauf wallten — in farbigen, für jedes Dorf durch alt hergebrachte Regel festbestimmten, kleidsamen Trachten, schöne Gestalten, die bei ihrer mühseligen täglichen Arbeit schritten

wie Königinnen. Er begegnete den berittenen stolzen Bauern, welche ihre kleinen langschweifigen Pferde in kurzem tänzelndem Halbtrab lässig und gewandt hin- und herwarfen, den Hirten, die in ihren grossen schmutziggelben Schafsfellen aussahen wie heidnische Silene und Satyrn, den vom Süden in Zügen heraufziehenden Ciocciaren mit ihrem vom Fuss an den Beinen herauf gewundenen Riemenwerk. Er fand im Landvolk einfache, gutartig derbe Leute; nur wenige Stunden von der befahrenen Strasse begrüsste ihn der Bauer, den er um den Weg anging, mit dem alten *Tu* —, wie aus dem alten bäuerlichen Rom her klangen die Laute voll und stark von seinem Munde; und nicht weich und melodisch tönte der Volksgesang, sondern von rauher Kehle, bis zum Schreien anschwellend in singendem Ruf, in harten altertümlichen Tonfolgen, und oft nicht eben zarten Inhalts. Die vornehmen Villen am Gebirge und um die Stadt zeigten streng architektonisch geordnete Gärten; herrliche Terrassen, reichlich strömende Wasserkünste, künstlich geformte Blumenbeete, Cypressengänge und Taxushecken, vor denen Statuen, Sarkophage, Marmorvasen aufgestellt waren, wie die Gartenpaläste Gemächer mit Bildern und Sculpturen enthielten. Pinienwälder und Lorberhaine, hie und da eine schöne Palme, Steineichen, Granaten und Oleander, im Frühling die rötlichen, duftenden Mandelblüten, Rosen und Veilchen auch im Winter, und vor den Mauern die knorrigen Oliven mit den silbergrünen Blättern, die in der Ferne wie Meereswellen in der bewegten Luft wogten, vollendeten das neue Bild, das in heller sonniger Pracht die Sinne gefangen nahm. Die Stadt voll von Marmorsäulen, Marmorstufen, Marmorbecken, Marmortorsen und voll von rauschendem Wasser auf den Strassen und Plätzen; an Piazza Montanara immer fremdes Landvolk, auf den Monti und jenseits des Tiber die Römer selbst nach ländlich ärmlicher Weise wohnend, das düstere enge schmutzige Judenviertel, die stolzen Riesenpaläste der Päpste auf Vatican und Quirinal, das vornehme Fremdenviertel am spanischen Platz und die altgewohnten Künstlerquartiere oberhalb der spanischen Treppe, das heidnische Colosseum, die heidnischen Foren, Tempel, Thermen, die wundervollen Fresken und Staf-

feleibilder in den Palästen und Gallerien, die reichsten Antikenmuseen, die glänzendsten Kirchen der Christenheit, die vielen Klöster und schönen Klosterhöfe, die kirchlichen Feste und Processionen, aller Pomp des auf die antike Welt aufgepfropften und sie überwuchernden päpstlichen Rom mit seinen Cardinalskutschen und Monsignoren, seinen Heerschaaren von niederer Geistlichkeit und Bettlern, und dies päpstliche Rom selbst bereits längst wieder ein der neuen Zeit fremd gewordenes Stück Mittelalter — welches Meer von Erscheinungen, Eindrücken, Beobachtungen, in das es zu tauchen galt! und aller dieser Reichtum der mannigfachsten Erscheinungen fügte sich harmonisch zu einem einzigen grossartigen nur sich selbst vergleichbaren Ganzen zusammen, einem Ganzen, dessen höchster poetischer Reiz in der Gesammtheit selbst lag, einem in sich abgeschlossenen Reich classischer Romantik, in dem man nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich von der übrigen Menschheit abgetrennt zu leben meinen konnte. Und welche Lehrmeister fand Welcker für dieses römische Leben! Wilhelm von Humboldt und Zoega, Thorwaldsen und Rauch! Humboldt, mit dessen natürlicher und erworbener Fähigkeit, Rom mit allem welthistorischen Inhalt und mit allen Formen desselben in seinen philosophisch umfassenden, schmiegsam und kraftvoll ausdauernden Geist aufzunehmen und, in freier Persönlichkeit gegenübertretend, den Gedanken unterthan zu machen und in der Betrachtung wieder zu spiegeln, nur Goethes einfacher und umschweiflos in das pulsirende Leben der Vergangenheit und Gegenwart fassende dichterische Genialität auf gleicher Stufe steht. Zoega, der grösste und gewissenhafteste der damals lebenden, einer der grössten und der gewissenhafteste aller Archäologen, die je gelebt haben. Thorwaldsen, das grösste plastische Genie des Zeitalters und dem Herzen dessen, der das Altertum liebte, nm so näher durch den antiken Sinn, in den er sich zu vertiefen, den er mit den Ansprüchen der Gegenwart zu versöhnen verstand. Rauch, der dem Flug des nordischen Meisters so kühn und glücklich nacheiferte und dabei als Künstler wie in seiner ganzen Natur so gut deutsch und preussisch, so klug und verständig, so frisch und so liebenswürdig war.

Mit W. von Humboldt kam Welcker durch dessen gutes Herz gleich nach der Ankunft in Berührung. Er hatte während der letzten Wochen der Reise mit Ungeduld auf Briefe von zu Hause gewartet. In Rom liess ihn W. von Humboldt rufen, um ihm die erste Nachricht, eine Trauerbotschaft, zu geben. Welckers Bruder August, den er sehr innig liebte und der ihn in seinem Lehramt am Pädagogium in Giessen hatte vertreten sollen, war plötzlich am Fieber erkrankt und gestorben. Den Brief, der ihm dies mittheilen sollte, hatte der sorgliche Vater an Humboldt, der neben seiner Stellung als preussischer Gesandter zugleich die eines hessen-darmstädtischen Ministerresidenten bekleidete, mit der Bitte gesandt, ihn seinem Sohne zuzustellen. Die flüchtige erste Bekanntschaft führte bald zu einer innigeren Verbindung mit dem Humboldtschen Hause. Als der Lehrer der Humboldtschen Kinder diese Stelle verliess, trat Welcker, auf Humboldts Bitte, zunächst aushilfsweise, dann bleibend für ihn ein; W. von Humboldt selbst und ebensosehr seine Gemalin gewannen für Welcker die lebhafteste Hochschätzung und innigste Freundschaft, die sie beide ihm bis zu ihrem Tode bewahrt haben und die Welcker bis zu seiner späten Sterbestunde als ein niemals genug zu schätzendes Glück seines Lebens betrachtet hat.

Die Geselligkeit, in die Welcker damit eintrat, hätte auch einen anderen als ihn, der das Pfarrhaus von Ofleiden und den engen einförmigen Verkehr in Giessen gewöhnt war, in Erstaunen und wie in einen Wirbel von Lebendigkeit und freudiger Unternehmungslust versetzen können. Der Kreis, den Humboldts um sich zu versammeln wussten, hat auch in Rom nicht wieder seines gleichen gesehen. Vornehme und Reiche, Künstler und Gelehrte, Deutsche und Livländer, Franzosen und Italiener, Schweden, Dänen, Norweger, wer immer geistige Bedeutung, Rang, Namen oder sonst einen Anspruch geltend zu machen hatte, alle Nationen und Interessen fanden sich bei ihnen zusammen und standen unter der Gewalt der vornehmen überlegenen Persönlichkeit Humboldts, der stets gütig und milde, jedem Wunsche, wie überall so doppelt in Rom, hilfreich zu begegnen liebte, der dann wieder sprühen konnte

von Geist, Witz, Sarkasmen, der einen jeden der ihm entgegentrat verstand und alle übersah —, und unter dem Zauber der gewinnenden Anmut und Liebenswürdigkeit seiner Gemalin, die hochgebildet, von weichem, erregbarem, für alles edle und schöne in Natur, Kunst, Altertum enthusiastischem Herzen, in ihrer hellen Freude an Rom und allem römischen alle entzückte und mit sich riss. Befreundet mit Humboldts war das Brunsche Haus, wo alle Künste künstlicher und absichtlicher, als bei jenen, am glücklichsten die Musik genossen und getrieben wurden. Friderike von Brun's alter Freund war Bonstetten; aber auch für Zoega hegte sie treue Freundschaft und die in ihren Schwächen leicht übersehbare Frau war überhaupt allen römischen Genossen gerne in Gunsten zugethan. So kam Welcker leicht zu gelegentlicher Bekanntschaft mit Fürsten, Cardinälen, Erzbischöfen; noch leichter zu der wertvolleren Bekanntschaft des feinen, alten, freundlichen Agincourt, der an ihm besonderes Gefallen fand, des unter den römischen Gelehrten am höchsten geschätzten Epigraphikers Marini, des von Gesundheit strotzenden schwedischen Linguisten Akerblad, den der Maler Reinhart einen Faun in rosso antico zu nennen liebte, dieses selbst und seines Kunstgenossen Rhoden, der Livländischen Barone Alexander und Gustav von Rennenkampf, des Mediciners Kohlrausch und vieler anderer. Unter den Künstlern war im Humboldtschen Haus natürlich am höchsten geachtet Thorwaldsen. Die eigentlichen Lieblinge waren der Maler Gottlieb Schick und Rauch. Mit allen war Welcker in freundschaftlichem Verkehr, viel auch mit den Brüdern Riepenhausen, am liebsten mit Rauch und dem dänischen Maler Lund. So enthusiastisch W. von Humboldt die Kunst liebte, so einsichtig er die Künstler zu beurteilen wusste, so lebhafte Freude er an den Schöpfungen Thorwaldsens, Rauchs, Schicks hatte, die unter seinen Augen entstanden —, so sehr waren doch seine Ideengänge über Kunst, wie seine allgemeinen philosophisch wissenschaftlichen Neigungen und Gedanken von der Anschauungsweise der ausübenden, am einzelnen Werk schöpferisch thätigen Künstler verschieden. Er war F. A. Wolf und Schiller gewöhnt und sehnte sich nach

einem geistvollen Gespräch, nach einem wissenschaftlichen Umgang, für den ihm auch Zoega, durch widrige Schicksalsverkettungen in sich selbst zurückgetrieben und nach aussen skeptisch und gleichgiltig scheinend, nicht genügte und ihn am wenigsten zu eignen Arbeiten anregte, eher durch seine Art zu sein und zu reden niederschlug. Da kam Welcker eben recht. Feurig, philosophisch, geistvoll, voll Interesse für alles was sich ihm darbot, überall auf den Kern, auf das Ganze, auf alle feinsten Zusammenhänge gerichtet, so gelehrt als hochgebildet wusste er nicht nur die Liebenswürdigkeit Frau von Humboldts, nicht nur die Güte und die geistreiche Unterhaltung ihres Gatten, sondern dessen geistige Grösse zu schätzen. Er wusste jeder Richtung, die Humboldts Gedankengang nahm, lebendiges, erwiederndes Verständniss entgegenzubringen; und er ist während dieser römischen Jahre in der That allen einzelnen Erscheinungsseiten, aus denen Humboldt in seinem berühmten Aufsatz über Goethes zweiten römischen Aufenthalt das Gesammtbild der Wirkung Roms zusammensetzt, und noch einigen Richtungen, die nur durch Humboldts persönliche Liebhabereien veranlasst waren, in selbständigen Studien nachgegangen. Er versenkte sich in die Natur, in die Altertümer, in die moderne Kunst, in die alte und neue Litteratur; er las, meist den Inhalt in Auszügen niederschreibend, um ihn seinem Gedächtniss einzuprägen, die griechischen Dichter und Redner und die Historiker über Rom; er studirte die Werke über die römischen und überhaupt die Ruinen in Italien, Vasari, Fiorillos Geschichte der Malerei, Dante, Petrarca, Tasso, vielfach auch an Uebersetzungen sich versuchend, Machiavelli, Alfieri, er sammelt sich Italianismen, er spürt den römischen, napoletanischen, sicilischen, venezianischen Volksliedern nach; seine Lectüre schweift Humboldt zu Ehren auf spanische Litteratur und die verschiedenen spanischen Dialekte hinüber, er beschäftigt sich gleich ihm mit vaskischen Kriegsliedern und vaskischen Sprichwörtern. Auch die Nibelungen gab ihm Humboldt in von der Hagens Ausgabe und er verhandelte darüber mit dem sonderbaren Maler Müller, mit dem er sonst wol selten zusammenkam, in einer schmutzigen römischen Weinkneipe.

Welcker unterliess nichts um seine Kenntniss, seine Einsicht, sein Urteil, seine Fähigkeit der Auffassung zu erweitern und zu vertiefen. Aber mehr als er sich selbst zugeben wollte nahm in diesem Gesammtprocess geistiger Ausbildung und Thätigkeit ein Fach die erste Stelle ein, das Fach, auf das er durch seine vorgängigen philologischen Studien und durch die philosophischen Versuche zur Begründung und Umgränzung der bildenden Kunst, die ihm schon während der Reise nicht aus den Gedanken kamen, wie natürlich gewiesen war, die Beschäftigung mit der antiken Kunst, in welcher Zoega sein Lehrer war. Es ist ein eigentümliches psychologisches Rätsel, dass Welcker im Greisenalter sich dieses Verhältnisses schlechterdings nicht mehr erinnerte, sondern behauptete, dass er nur insofern er Zoegas gedruckte Schriften eifrig studirt habe und aus ihnen zu lernen beflissen gewesen sei, dessen Schüler genannt werden könne, dass er dagegen während seines römischen Aufenthalts, trotz des täglichen freundschaftlichsten Verkehrs mit Zoega, mit ihm niemals auch nur ein Wort über ein antikes Werk gesprochen habe. Zoega und Welcker tagtäglich in Rom unter den Ruinen auf und abspazierend, bei jedem Schritt auf Reste antiker Kunst stossend — und sie hätten sich stillschweigend oder ausdrücklich gelobt, über das was sie beständig vor Augen sahen, was ihre Gedanken erfüllte, nie eine Sylbe zu äussern! Das Rätsel wird nur zum Theil dadurch erklärt, dass es Welcker in seinem sehr berechtigten Gefühl dessen was er in redlichem und ehrlichem Fleiss durch sich selbst geworden, in dem Vollgefühl seiner eigenen und durchaus selbständigen wissenschaftlichen Persönlichkeit, ärgerlich empfinden musste, wenn etwa Böttiger von dem auf Welcker übergegangenen Eliasmantel Zoegas sprach, als ob er sein bestes Zoega verdanke. Aber die Thatsache steht durch Welckers eignes, gleichzeitiges und der römischen Zeit unmittelbar folgendes Zeugniss fest, dass Zoega und Welcker sehr viel über das Altertum und seine Kunst zusammen gesprochen haben, dass Welcker in Rom selbst an Zoegas gelehrten Arbeiten, von denen damals gerade die Bassirilievi im Entstehen und Erscheinen waren, den allerlebhaftesten

persönlichen Antheil nahm, dass er auch schon damals an die Verdeutschung der Bassirilievi dachte, wie umgekehrt Zoega Nachrichten über einzelne Kunstwerke in Florenz und ergänzende Nachträge von Welcker erwartete. Und niemals hätte dieser den wundervollen Aufsatz über Zoega, den er dem Leben Zoegas als „Bemerkungen über ihn, von einem seiner Freunde aus den letzten Jahren“ einverleibt hat, schreiben können, ohne dass er den wissenschaftlichen Charakter dieses eigenartigen tiefen Denkers aus der persönlichsten Erfahrung des lebendigen Wechselgesprächs gekannt hätte. „In Winkelmann — so heisst es z. B. in diesem Aufsatz — war mehr der populäre und plastische Geist der Alten eingedrungen, die Bilder der Dichter und Künstler waren ihm mehr nur für die Einbildungskraft da und er sah darin am meisten die frei gewordene Form, das Mittel wodurch das dichterische Gemüt sich gleichsam veräusserlicht; Zoega las in den Werken beider mehr auch den tief verborgenen Gedanken, liess sie wirken auf sein Gemüt, wie die Tiefen der Natur und des Lebens, dessen Ausleger sie ihm waren, und suchte mehr den Dichter selbst, als das Werk zu empfinden. Er durchschaute das Sinnbild, und wandte er sich gleich dennoch gern zu ihm hin, das Bild immer wieder mit dem Gedanken, den er zuvor gleichsam herausgezogen, durch dichterischen Sinn selbstthätig verbindend und erfüllend, so liegt doch eben in dieser Trennung des göttlichen von dem schönen eine Hinneigung zu dem überschwenglichen der von Zoega tief durchdachten Orphiker und Neuplatoniker, dem keine sterbliche Hand ganz Genüge thun kann .... Man brauchte Zoega nichte lange zu beobachten, um zu fühlen, dass er antike Bildung nicht blos mit dem Verstand und Gedächtniss aufgefasst habe, sondern dass sie in ihn übergegangen sei, und dass seine Weltansicht und sein innerstes Leben keine andere Geister neuester oder neuerer Zeiten so vielfach berühre, als jene. Je näher man ihn kennen lernte, um so deutlicher wurde dies Gefühl, und selbst durch die Form des Gesprächs, das in leichter anmutiger Kürze reich an menschlichen Beziehungen war, belehrend ohne Absicht zu belehren, hauchte sein Umgang

etwas griechisches, das eben sowohl eine gewisse Täuschung näher gerückter Zeiten bewirkte, als das Verweilen auf dem altertümlichen Boden; und ich kann sagen, da er auch überhaupt zu denjenigen gehörte, deren Bild und Seelengestalt durch Trennung und Tod noch in uns wachsen, dass er mir immer klarer und lebendiger erschienen ist, je mehr ich über den altertümlichen Geist selbst, der ihn zu eigen geworden war, nachdachte.“ In demselben Aufsatz erzählt Welcker: „Eines Abends, als ich mit ihm zwischen den kahlen Gartenmauern nach Santa Croce in Gerusalemme schlenderte, wie denn in Rom Stimmung und Unterhaltung so häufig von dem bedeutenden der Umgebung ausgehn, sagte er zu mir: wir sind nicht in der rechten Zeit geboren, es wird eine bessere folgen, wie eine bessere vorausging.“ Und weiter: „Wie er bedauerte, nicht auf das griechische Altertum die Arbeit verwandt zu haben, die er dem ägyptischen gewidmet, hat er mehrmals geäussert. Diese Arbeit ist es, welche mehr als irgend etwas anders seinen früh gefassten Plan, die ganze griechische Altertumskunde zu sichten und neu zu begründen, auf den er zurückblickte wie auf einen Beweis, den er von seiner Seite gegeben von der allmähligen Herabstimmung unsrer Forderungen an uns und an das Leben, zurückgesetzt, verrückt und beeinträchtigt hat; und eben diese Arbeiten drangen ihm gleichsam die Verhältnisse nach und nach auf, und sie wuchsen ihm unter den Händen an. So wichtig diese Forschungen auch zum Theil für seinen Hauptzweck waren, so dehnten sie sich doch unverhältnissmässig aus und mehr als zur Grundlegung in der griechischen Altertumskunde nötig gewesen wäre. Diese im ganzen nach einem gewissen System zu behandeln, in einem einzigen Werk, ist vielleicht nie seine Absicht gewesen; wenigstens mag er, sobald er dem Ziel näher schritt, gefühlt haben, dass in solchen Ausführungen für jetzt noch das halbe mehr sei als das ganze. Mit grösseren schriftstellerischen Entwürfen geht es überhaupt nicht selten wie mit den politischen, die gewöhnlich in der Ausführung eine andere Gestalt und Wendung erhalten, als man vorher dachte oder übersah, und wie mit allem menschlichen überhaupt, dass wir selten erreichen

was wir wollten. Einzelne Zweige, wie z. B. die erhobenen Werke, dunkelere und unbekanntere Striche der Götterlehre zu umfassen, ein Ganzes aus dem innern heraus immer mehr zu erweitern und vorzubilden, blieb der Zeit nach immer möglich, und dies würde nach meiner vollkommenen Ueberzeugung geschehen sein, so sehr auch Zoega, wie Goethe von Euler sagt, zu denen gehörte, die bestimmt sind, wieder von vorn anzufangen, wenn sie auch in eine noch so reiche Ernte ihrer Vorgänger geraten, hätte die Gelegenheit des Drucks zum ausarbeiten und vollenden aufgefodert und glückliche Anfänge fortgerissen. Dass es weniger geschehen ist, liegt nur an dem Mangel aller äussern günstigen Anlasse, an den immerwährenden Hindernissen. Er hat so wenig von der römischen Gemächlichkeit angenommen, dass er noch sein letztes Werk mit grösstem Eifer und Lust begann und mit unablässigem Fleiss fortführte. Hätte er dies nur länger fortsetzen können, so würde daraus immer deutlicher der grosse Zusammenhang hervorgegangen sein, in dem er alle Religion, Dichtung, Kunst, Leben und Geschichte der Alten erkannte, das Ganze, in dem er alles einzelne dachte, und wie er die Zeiten, die nach dem Plan des Buchs durch einander liefen, sonderte, übersah und das Bild einer jeden in sich geordnet und vollendet hatte."

Wie wohl bekannt, wie bis in die feinsten Fasern vertraut sind Welcker die Pläne, das Wollen und Können des über seine Arbeiten so schweigsamen Gelehrten! mit welch einem Gefühl der innigsten Ueberzeugung klagt er über das viele, das mit ihm unvollendet, ungereift, unausgesprochen zu Grabe gegangen! Aber es lässt sich leicht ermessen, wie herzerfreuend auch für Zoega Welckers Freundschaft und Genossenschaft gewesen sein muss. In sich zurückgezogen und wie es nach aussen scheinen musste zerkränkt bis ins innerste Herz hatte er in der Flut und Ebbe kommender und gehender fremder Besucher und unter den sesshaften Künstlern niemand dem er das beste, was er wusste und gedacht hatte, hätte mittheilen können und er stellte sich an, als ob er selbst verachte wovon er sich nie hätte scheiden können. Humboldt, wie seine Gemalin, haben, bei

aller Hochschätzung und Güte die sie für ihn hatten und so merkwürdig und eigenartig er ihnen erschien, ihn doch bei seinen Lebzeiten in seiner vollen geistigen Bedeutung schwerlich erkannt. Welcker muss in dem Jugend-, wie in dem ersten Mannesalter eine, in der Feinheit und Tiefe seiner Natur und in der Schmiegsamkeit der Jugend begründete, geradezu bewundernswürdige glückliche Fähigkeit besessen haben, mittheilendes Vertrauen zu wecken, die mannigfachsten Arten von Genialität zu verstehen, in ihnen das verwandte zu finden und anzuschlagen. Wie er Humboldt auf jedem Fluge der Gedanken zu folgen bereit war, so brachte er Zoega Verständniss für jedes Ergebniss seines Nachdenkens und Nachforschens, und er brachte ihm ausserdem das handwerksgenossenschaftsmässige, in das einzelnste der Erklärung jedes einzelnen Reliefs eingehende Interesse entgegen, das Humboldt in diesem Fache nur ausnahmsweise haben konnte; und endlich war die Lebenssphäre Humboldts von der Zoegas zu entfernt als dass dieser sich ihm wie dem, auch so viel jugendlicheren Welcker hätte öffnen können.

Auch in jenen Jahren, in denen Rom, wie sich Humboldt ausdrückt „seiner besten Kunstschätze, der merkwürdigsten Ueberreste des Altertums, auf unwürdige und schmachvolle Weise beraubt war“ war es übervoll an den hohen Gestalten der antiken Kunst, die Welckers Seele füllten; und sie standen da und wirkten wie in einer altgewohnten Heimat. Aber bei aller Begeisterung, bei aller Anstrengung des genauesten Studiums meinte Welcker damals nicht sich eigentlich wie er es nennt zum „Antiquar“ zu machen. Doch dann hätte er sich auch kaum einen „Philologen“ im engen Wortverstand nennen dürfen. In Goethischem und Humboldtschem Sinne strebte er der vollendetsten und allseitigsten Ausbildung seiner Persönlichkeit nach, und in dieser erstrebten Harmonie war das classische Altertum viel, doch nicht alles. Aber wenn er auch manche Zweige der antiken Kunst in Rom nicht schulmässig betrieben hat —: wie er dem Berufe nach Philolog war und diesen Namen mit Fug und Recht und mit Stolz führen konnte, so ist er in Rom, ohne es zu wissen, zum Archäologen geworden. Als er nach

Giessen zurückkam, war Archäologie so selbstverständlich wie Philologie das Feld seiner wissenschaftlichen Thätigkeit und Lehre.

Zu den grossartigen, auf das höchste im Leben, in Wissenschaft und Kunst hinweisenden Eindrücken in Rom kam als ein einzelnes Element das heitere Künstlerleben mit seinen Fahrten übers Land, seinen römischen Octoberfreuden, den Musikumzügen durch die Stadt in den mondhellen Nächten, den ausgelassenen Festlichkeiten bei Wein und Gesang — und auch dies lustige Treiben, in dem die Riepenhausen die Anführer waren und der malende Dichterling Grass durch schlechte Gelegenheitsverse eine Rolle spielte, war für Welcker etwas völlig neues und fremdes — eine Art gesteigerten Studentenlebens, da er vom Studentenleben in Giessen ausser dem Studieren selbst wol einiges, aber nicht eben viel gemerkt hatte. Dem vergnüglichen Musiciren der Maler zu Ehren fing er an sich im Guitarrespiel unterrichten zu lassen; aber er war besonders eifrig sich von seinem Lehrer den Text aller Volksliedchen, deren sich dieser entsinnen konnte, aufschreiben zu lassen.

So verlief das Leben in Rom und theilte sich ein, wie selbstverständlich. Dass das ursprünglich angesetzte halbe Jahr nicht ausreiche, ward bald klar, und durch Humboldts Fürsprache dehnte sich der Urlaub bis in das übernächste Jahr hinüber aus. Mit Humboldts theilte er die Villeggiatur in Albano im Sommer 1807 und war ihr Genosse auf nahen und weiteren Ausflügen. Im Herbst war er in Neapel, gleich im Anfang des römischen Aufenthalts im Albanergebirg, in Velletri und Cori, dann wieder in Tivoli und in Frascati, in Nettuno; und meist zu Pferd durchstrich er die Aussenseite von Rom, Campagna und Gebirge. Die letzten Ausflüge vor der Abreise galten Ostia und noch einmal Tivoli. Am 24. April 1808 nahm er von Rom und den römischen Freunden Abschied, am bewegtesten von Humboldts. Zoega entliess ihn mit den Worten „man muss Rom nicht sehen oder nicht verlassen.“ Aber so schwer er sich löste und so sehr er eine Rückkehr dahin ersehnte, er hat das starke und sichere Gefühl des Vaterlands, dem er angehörte,

auch in Rom und dem römischen Leben niemals verloren. Der Heimat, in der die Eltern und alle Geschwister, bis auf den einen betrauerten Bruder August, auf ihn sehnsüchtig und neugierig warteten, wie auf einen der aus dem Märchenreich wiederkehrt, eilte er in raschen Fahrten zu. Auch Florenz konnte er nur wenig Tage gönnen. Ueber Bologna, Venedig, Mestre, Bassano reiste er, oft über die ihm zu langsame Fahrgelegenheit ungeduldig, durch Tyrol, München vorbei, nach Augsburg, wo der erste protestantische Gottesdienst nach so langer Zeit ein deutliches Zeichen der an die Stelle der römischen Welt getretenen deutschen Heimat war; von Augsburg über Heidelberg nach Ofleiden.

Aus Briefen und Aufzeichnungen.

An die Eltern.

Rom den 29. November [1806.]

Ich hab' es recht gedacht und gefühlt, was Sie, meine gute Mutter, erfahren haben, seit wir getrennt sind. Denn obgleich die ganz neue Welt worin ich bin, Schuld daran ist, dass ich sicher nicht so ganz und so sehr von dem Schmerz eingenommen und beherrscht werde, als es zu Hause der Fall seyn würde, so sind doch Stunden genug, wo ich vom Einfluss meiner ganzen jetzigen Lage ganz rein und frei bin, und die ganze Tiefe des angeschlagenen Trauertons vernehme. Aber es ist wirklich eine Wohlthat dieses Orts, dass man sein Leid für Stunden vergisst. Neulich machte ich auch eine Reise von 5 Tagen bis nach Cora an der Neapolitanischen Grenze mit 4 Künstlern in höchst interessante Gegenden bei schönem Wetter, wodurch eben so sehr als durch den Genus schöner Kunst der Sinn erheitert und alles andre eingeschläfert wird. Ich habe gleich von Anfang viel Bekanntschaft gemacht und habe nun sehr viel Umgang. Besonders oft bin ich im Hause von Humboldt und von Zoega, einem sehr guten Mann und trefflichen Gelehrten.

Wenn ich aber daran denke, dass er so gut war, keinem Menschen, dass ich wüsste, böses angethan oder angewollt

hat, dass er durch den unterworfnen stillen Sinn im Tode und die freudige Liebe zu den Seinigen den rechten Anspruch auf das Leben bewährt hat, macht es mir so viel Freude, als ob's eine Tugend des Lebenden wäre. Ich mein' es nicht ertragen zu können, dass ich nicht meine Ereignisse mit ihm theilen soll. Er nahm so was man ihm mittheilte recht in seine Seele auf, und freute sich über jedes das man gern hatte oder vor sich brachte. Dass Sie in diesem Leid bang und schüchtern wurden, wundert mich nicht; aber es thut mir weh, dass Sie durch mich eine Ursache hatten, noch dazu vergebliche Unruhe zu nähren. Ich möchte so gern zu allen meinen Geschwistern einzeln reden, aber es gebricht mir nun an Zeit und wir verstehen uns auch schweigend. — Lebt alle wohl und vergnügt und erwartet dass ich bald gesund und freudig zu Euch kehre. — Noch einmal Adieu meine Liebsten.

Rom den 14. Jan. 1807.

Liebste Eltern!

Nach einiger Ungewisheit und langem Warten hab' ich den 6. d. M. Ihre erfreulichen Briefe erhalten. Heilige Dreikönige sind mir dadurch erst recht zum Fest geworden, die man hier sehr hoch achtet. Die deutsche Nation hat sich an dem Tage hier sehr erlustigt, indem sie auf einem schönen Rest des Alterthums sich versammelte mit Wein und Musik. Es war aber eine Stunde von hier, auf dem Grabmal der Cäcilia Metella, einem weiten Mauerrund, das auf einer majestätischen viereckigen Base ruht und im Mittelalter mit Zinnen oben umringt wurde um zur Festung zu dienen, wo wir gegen 60 Mann stark die Aussicht beherrschten. Eine Lücke ist in die Mauer gekommen — an diese wurden die zusammengebundenen Leitern angestellt und von diesen konnte man wie an einem Hügel an der dicken Mauer weiter herauf. Oben war ein Plaz vorher ausgehauen worden, denn die ganze Fläche war mit dichtem Gesträuch bedeckt, ein eignes Lied war dazu gemacht, und wurde oben gesungen. In der Anordnung des Ganzen war etwas philistermässiges und pedantisches, weil ein dummer Kerl die Hauptbesorgung überkommen hatte, und das Ganze kann nicht gerühmt werden,

wie vielleicht in einem teutschen Journal von einem hiesigen Maler geschehen wird. Mit klingendem Spiel zogen wir erst gegen Abend durch den Circus des Karakalla, und zum besseren Theil dann zur Grotte der Egeria und still durch ihr herrliches Thälchen zurück — und im Caffee fand ich die Briefe. Sie werden nun einen andern von mir erhalten haben, mit dem eine Einlage für Schmidt kam. — Ich bin auf's Neue erschrocken über die grosse und viele Unruhe, die Sie über mich gehabt haben. Lassen Sie die die lezten sein, in Beziehung wenigstens auf diese Reise. — Ich habe hier nur noch wenig zum erstenmal zu sehen übrig von dem was zugänglich ist — aber daraus folgern Sie nur nicht dass ich bald fertig wäre — denn jemehr man gesehen, jemehr ist erst zu sehen — aber meine Bewunderungen gränzen gewöhnlich an Litaneien und so wollen wir es denn einmal geruhig ansehen, dass es nur ein Rom und zwar weit von Giessen giebt. Ich will mich auch willig fügen gleich nach Ostern wegzureisen — nur früher möcht' ich nicht gern. In der Zwischenzeit hoff' ich auch in 3 oder 4 Wochen nach Neapel zu reisen und zwar gleich nach dem Karneval — gegen den 10. Februar. Die Strasse dahin ist nach dem was man hört sicher und Leute genug reisen hin und zurück ohne dass man von Angriff hört. Im Lande ists noch nicht ganz ruhig, aber darüber hat man hier vielleicht weniger Nachricht als in Deutschland. — Verlassen Sie sich darauf, dass ich nicht ohne Gesellschaft und ohne unmittelbar vorher die Auspicien zu fragen hingehen werde, und überhaupt schreib' ich vorher noch einmal. Auch wenn Krieg nach Italien kommen sollte (wie man sagt haben die Russen gelandet), so haben Sie nicht die mindeste Sorgnis, denn ich werde nicht in Bredouille gerathen, wenn so viel und mancherlei Reisende vorhanden sind, für die der Vater im Himmel doch auch sorgt, wenn sie gleich nicht säen und ärndten. Ein wahres Glück für mich ist das beispiellos dauerhafte Wetter, das wir diesen Winter haben. Seit Anfang dieses Monaths genirt mich freilich Abends und Morgens die Kälte ein wenig, denn es friert Eis — aber die Klarheit und Sonne des Tags, die Trockenheit und die rosigen Abende — an denen die Apenninen

verliebt machen — sind mir ein grosser Gewinn. Vom zweiten Weihnachstag an, 4 Tage lang, hielt uns das trockne warme Wetter zu einer scharmanten Reise. Wir gingen erst nach Tivoli — die Brüder Riepenhausen, ein paar dänische Maler, teutsche Architekten und ein schwedischer Sänger — ritten auf Eseln noch am ersten Tage zu den Kaskatellen des alten Anio in einem der anziehendsten Thäler, gingen im Mondschein bei dem herrlichen Tempelchen der Vesta (neben dem Wirthshaus über einer graulichen aber begrünten Schlucht und malerischen üppig bewachsenen Felsen, zwischen denen mächtiges Wasser abfällt) und bei den grossen Kaskaten, brachten den folgenden Tag in der grossen Villa Hadrians lustig zu, wo noch so viele Trümmer die erste Gartenanlage der Welt bezeichnen und gingen am dritten, nachdem wir den grossen Flügel von Mäcenas Villa und andres interessantes gesehen, über Gabii — d. h. die Stätte wo es war und izt nur Ruinen eines Tempels und des Forums sind und zerstreute Steine am lieblichen See — nach Fraskati (Tusculum), wo ich schon einmal war und izt neue herrliche Villen und Höhen besuchte, und den andern Tag zurück. Besonders lieb war mir die Höhe, wo Kamaldulenser Mönche in ihrem kleinen Häuslein so reinlich still und romantisch leben unter einem höchst interessanten Oberen, der ein berühmter Musiker war. Auch zu deutschen Mönchen kamen wir, geführt von einem lustigen lockern Canonicus von St. Peter. Bei solcher Gesellschaft giebts lustige Scenen und brav Unterhaltung. Ich kenne beinah alle Deutsche hier und gehe mit vielen viel um. Die Künstler haben ihre guten Seiten und ihre schlimmen, wie die Gelehrten auch. Es sind viele gute und biedre, mit denen sichs freundschaftlich umgeht — aber auch viel Schund und Schlacken. Am allermeisten komm ich mit dem guten Zoega zusammen, der mich jeden Nachmittag zum Spaziergang und jeden Abend zur Gesellschaft brauchen kann, wovon ich sehr häufig Gebrauch mache. Im Humboldtschen Hause bin ich auch oft Abends und zu Tisch und habe gestern die Bekanntschaft von Mde. Bernhardi, Schwester von Tiek gemacht, die mich sehr erfreut. Sie ist ein herrliches Weib. An manche Italiäner hab' ich Adressen und

gehe nicht hin. Nur einen sehr gelehrten, den Monsignor Marini, kenn' ich von der Vatikana her. — Gestern ist General Massena hier durch nach der grossen Armee. An Carl und Louis werd ich das nächstemal schreiben. Der Abgang der Post hat mich überrascht und ein Brief an Creuzer in Heidelberg wegen Handschriften im Vatikan hat mir die Zeit noch geschmälert. — Izt sind Oper und Comödie recht in Schwung hier. Einigemal haben sie mir viel Spass gemacht.

Ich habe diesmal sehr wenig geschrieben. Entschuldigen Sie's und leben Sie nun wohl, recht wohl, ich grüsse alle die Unsrigen von ganzem Herzen und freue mich herzlich auf ihren Anblick, den mir der Himmel sehr bald bescheeren wird. Denn die Zeit flieht unmerkbar und für mich beispiellos schnell. Schreiben Sie mir was Sie gern haben wollen, damit ichs thun kann. Noch einmal Lebt alle wohl.

Albano den 11. October 1807.

Liebster Vater!

Gestern früh bin ich wohlbehalten von Neapel zurückgekommen, wo ich sehr vergnügte Stunden gehabt habe. Wenn man sich so wie ich in die reizenden Gegenden von Albano verliebt hat, die von so gefühlvoller, als geschmack- und bedeutungsvoller Natur sind, so kann einem freilich Neapel nicht so hinreissend schön vorkommen, als es die meisten Menschen schildern. Ich will Sie izt nicht damit aufhalten, wie ich den Charakter dieser Gegend in allerlei Hinsicht aufgefasst habe, sondern ich vertröste izt schon auf die mündliche Beschreibung. Man kann freilich in 3 Wochen eigentlich wenig auch nur mit dem Auge und dem ästhetischen Sinn ergründen, aber ich habe die Musse gehabt unablässig zu sehen und in allerlei Abwechselung, und so habe ich nicht blos unvergängliche Bilder, sondern auch Ansichten, denen ich traue; weil man denen der andern so selten trauen kann, die von andern Individualitäten aus genommen sind u. s. w.

Einer der schönsten Tage meiner Reise war der der zweiten Reise zur Küste von Pozzuoli u. s. w. Ich ging am Avernus hin nach Cumä, von da zwischen dem Acheron und den Elysischen Feldern nach Misenum, zurück nach Bauli

(dicht bei Bajä), im Kahn rasch über den Meerbusen und den Abend wieder nach Neapel von Pozzuoli. Ich war die ganze Küste von Bajä schon gekommen, und zu den Ufern des Avernus u. s. w., war am frühen Morgen auf dem bei den Alten so berühmten Berg Gaurus gewesen, von wo man diesem ganzen Gelände in die Augen sieht, und hatte Lust alles aufzusuchen, denn in der Menge ist sich alles nah und jedes verdiente ein weites Suchen.

Die Menge von interessanten Alterthümern ins Land hinein an und im Meer ist erstaunlich und die Fruchtbarkeit dieses vulkanischen Bodens mehr reizend als man sich vorstellen kann. Die alte Burg von Cumä und seine süssen Trauben, die ehrwürdigen alten Mauern mit den Nestern der Winzer die so mit Abwechselung und Laune auf und eingefügt sind, dass nicht das Bedürfnis sondern die Phantasie geleitet zu haben scheint, die schönen Küsten und diese Bläue des Himmels über kräftigerer und dunklerer des Meeres, deren Unterbrechung unangenehm seyn würde, wenn nicht diese Inselwände und der Apennin, um den sie zieht, anziehende Töne der Farben umspielte und edler Ausdruck begleitete, muss ich Ihnen doch nennen.

Pompejis freye Häuser und Theater u. s. w., die dunklen Gänge des Theaters von Herkulanum, das wie die ganze Stadt von versteinter Lava verdekt und von den Grabungen hier allein noch offen ist, Portici daneben und der Vesuv füllen einen andern Tag schön aus. Auf die Spize des Vesuvs, die unendlich mühsam zu ersteigen ist, kamen wir erst am andern Morgen, weil wir gern bei dem Eremiten, in dessen Gegend die Fruchtbarkeit aufhört, kampiren wollten. Der Morgen und Abend war sehr heiter und dies zu sagen genügt. Er raucht nur.

Nach Pästum bin ich nicht gekommen, dem interessantesten Alterthum in ganz Italien, wenn von Architektur die Rede ist, und einem der interessantesten der Welt. Ich hatte mir einen Pass geben lassen, gegen den Rath der Polizey und vieler andern — aber als mir mein Banquier mehrere Leute vorstellte, die von Salerno zurückkamen, fiel mir ein, was Sie dazu rathen würden. Ich gabs schnell auf, ob ich

mich gleich für mich auf Wegen gar nicht fürchte. Die Brigands sind der Regierung nicht, aber den Reisenden doch oft lästig und gefährlich und man hatte in Salerno 8—12 Tage vorher zu zweimalen 17 oder noch mehr füsiliren lassen. Auch die Luft war noch zu übel, die in der verödeten Gegend hinter Salerno im Sommer tödtlich ist. In Korkholz ziemlich gross hab' ich alles von Pästum in Neapel gesehn und ein Prachtwerk darüber gelesen.

Man wusste hier nicht wieviel der vorige König von Kunstsachen gelassen oder mitgenommen habe; bei Ihnen wirds also ganz dunkel seyn; und darauf kams doch auch viel an bei einer Reise nach Neapel.

Genommen hat er das Museum von Portici fast ganz, die kleinen und grösseren Bronzestatuen, gegen 400, fast alle die Geräthschaften, Werkzeuge u. s. w. die man in Herkulanum gefunden; von Marmor aus Neapel den schönen Antinous und die treflichen Büsten von Homer, Karakalla, Scipio und eine Vestalin, dann mehrere trefliche Bilder, alle Kopien die von den Papyrusrollen gemacht waren, 24 Manuscripte aus der Bibliothek.

In Neapel hat man indess von allen Orten her, wo sie sonst zerstreut standen, fast alle Kunstsachen im Museum *(agli studj)* und ist oben mit dem Ordnen sehr thätig beschäftigt. Da ist ein Museum von Statuen, Basreliefs und Büsten, das an Meisterstücken einziger Art so reich, als in der Anzahl mittelmässiger und gewöhnlicher Sachen ansehnlich ist, wobei viele grosse Statuen von Bronze und Marmor und kleine Marmorsachen genug vom Museum Herculanense sind. (Nur die ungeheuer grosse himmlische Gruppe vom toro Farnese ist nicht hier, sondern in der Villa reale zu sehn und desto besser.) Da ist eine vortrefliche Gemäldesammlung, für mich besonders durch die von Correggio, den ich unter allen italiänischen Malern am wenigsten kenne, interessant, mit Meisterstücken von Guido, Albrecht Dürer, den Schülern von Leonardo da Vinci, alten Meistern u. s. w. Ferner eine ungeheure Sammlung etrurischer Vasen, ein Kabinet von kleinen Bronzen, Geräthschaften, Inschriften u. s. w., alle Herkulanischen Manuscripte, an denen man

fleissig von neuem kopirt und nächstens einen zweiten Band (Epikurisch) herausgeben wird, und eine ungeheure Bibliothek. — Sie können sich vorstellen wie oft und gern ich in diesem Palast gewesen bin.

Im königlichen Palast zu Portici ist noch die Sammlung der alten Gemälde aus Pompeji, die 16 Zimmer ganz bedeckt und von grösserem Interesse ist, als ich mir je nach den Kupferstichen vorstellte (davon sind nur wenige Stücke genommen), und in Verschlägen eine grosse Menge Pompejanischer Sachen, die noch nicht aufgestellt waren, weil man bessere Exemplare hatte u. s. w.

Was in den Kirchen von Kunstwerth ist, hab' ich aufgesucht und einiges trefliche gefunden. Von Privatsammlungen die meisten gesehn, Münzen ausgenommen die häufiger hier sind und in denen ich so neu bin, dass ich genug mit dem unvergleichlichen Medagliere des Erzbischofs von Tarent zu thun hatte. Dieser ist unter allen meinen Bekanntschaften in Neapel die beste, ein einsichtsvoller, helldenkender, liebenswürdiger und gütevoller Mann. So oft er von Portici in die Stadt kam — denn er ist Präsident der neu errichteten Akademie (an der Stelle der herkulanischen, aber für Alterthümer und Geschichte überhaupt) und Mitglied des grossen Staatsraths — war ich ein paar Stunden bei ihm und auch einigemal in Portici. In einer Gesellschaft, wohin er mich führte, waren auch Canova und Monti, mit dem ich, ob ich ihn gleich nicht liebe, sehr interessante Unterhaltungen gehabt habe; ich war in dieser Gesellschaft überhaupt aufgenommen wie nirgends unter Fremden. Sonst hatte ich in Neapel noch Schweickle den Bildhauer, einen deutschen Arzt, den treflichen dänischen Consul Heigelin, dessen Villa die schönste Aussicht von Neapel hat, das angenehme Haus Falconnet, den Maler Schmidt, der vielleicht bald nach Darmstadt zurückkommen wird u. a.

Das Theater hab' ich — nur zu viel für meine Augen — besucht, denn es sind 3 für die Oper dort, und da Neapel Cimarosa, Guglielmi, Paesiello und dergleichen besessen und eine Correa und Caroline Miller besitzt, so ist man verführt. Etwas vortrefliches kann ich nicht rühmen, aber es ist hin-

reichend, sich angenehm zu unterhalten und die Bemerkungen über alle Kunst und Empfindung zu unterhalten und zu wecken.

Sie sehen, liebster Vater, dass ich mit meiner Reise nach Neapel sehr zufrieden seyn muss, und ich glaube, dass ich, wenn ich lang hätte da bleiben können, mich sehr nüzlich beschäftigt haben würde, weil die Gelehrten dort höchst zuvorkommend und gefällig sind und mir allerlei Gegenstände entgegengebracht worden wären.

Rom den 9. November 1807.

— Es stellt sich niemand jenseits vor, wie deutlich hier die Scene des Alterthums dasteht, wie das Leben in der Nähe der Kunst eine neue Seite gewinnt, wie alles Interesse sich rein sondert, und man, nicht mehr gehalten, sich dem überwiegend Anziehenden ergiebt. Ich möchte recht gern reich seyn, aber nicht unter der Bedingung nie hierhergekommen zu seyn, und habe wenigstens den Glauben daran, gewisse Ansichten und Empfindungen, eine Heftigkeit und eine Ruhe hier in's Spiel gesezt zu haben, die mich draussen nicht so leicht angeflogen wären. Diese können nie gereuen; wenn sie auch nicht Gelegenheit bekommen sollten, in Thätigkeit sich auszubilden und überhaupt überzugehn, so kann mir in der Beschränktheit, die Verfassung und Misbildung dieser Zeiten im Allgemeinen und oft die äussere Lage eines einzelnen mit sich bringen, doch das freudige Verständnis schönes Sinnes und Trachtens der Alten sehr behaglich bekommen. Wer hier gewesen, schwankt nicht mehr; es sey denn, dass er nie eine eigne Anlage gehabt hätte.

Ich sehe täglich, wie auch zuvor, Kunstsachen, und dass es mir sonst schon so sehr angenehm, so oft so bis zum Entzücken ergreifend und so beseligend vorgekommen sey, diesen immer unerschöpften Vorrath sich zu Nuz zu machen und seine immer zugänglichen Kammern an seine tägliche Wohnung anzureihn, kann ich izt nicht einmal glauben, so wenig ich auch vom ersten Augenblick an stumpf für die Ueberbleibsel schöner gewöhntes Geschmacks und die vielartigen Gebilde der Kunst gewesen bin. — In Anschlag

meiner Lectüre bin ich seit Albano ganz umgedreht, denn es sind mir eine Menge interessanter antiquarischer Dinge in die Hände gefallen und ich bin wieder in täglichem Verkehr mit Zoega, den kein Antiquar übertroffen hat als solcher und in seinen Zweigen. — Ein Radius in dem grossen Kreise dieser Dinge zieht einem das Auge gleich auf sein Licht und man sieht sich zugleich nach den andern um. So wenig ich auch Antiquar zu werden denke und je gedacht habe, und so selten in diesem Fach, wie in allen der Gelehrsamkeit, geistvolle Bearbeiter sind, so ist doch in diesem das rohe Material meist so interessant, von so vielen Seiten ansprechend, dass man dem Dilettantismus nicht widerstehen kann.

Im neuen Museum des Papstes hab' ich eine unendliche Menge neuer Marmors, z. Th. trefliche, eine grosse Menge bei den römischen Bildhauern u. s. w. gefunden, die ich noch gar nicht gesehen hatte. Man hat kürzlich 3 kleine Tempel hier ausgegraben. Bilder und Statuen werden sichtbar und fertig, eh' man sich umsieht, immer ist etwas neues. — Und der Stadt und der Umgebung Reiz ist immer neu und immer einzig. Ich ritt am Sonntag längs der Tiber zu den einzelnen Trümmern der alten Stadt Fidenä und kann Ihnen nicht sagen, wie ich diese Anblicke, die alle einem auf- und einfallen, vergöttert habe.

Eine der herrlichsten Reisen machten wir in grossem Haufen von Albano aus nach Nettuno, und von da, das eine Wagenrad und unsre Reitpferde meist in den Wellen, nach dem alten Hafen Neros rechts und nach Astura links. Der ganze Strich von 11 Miglien ist voll z. Th. grosser Ruinen, wenigstens decken Fundamente den Grund des Meerufers. Wie wir da auf dem Ufersande lagen, in den Mauergrotten umkrochen, auf den Kastellen schauten, und viel andres — das ist was schönes. Im Wald an Gestade wächst der wilde Weinbaum um eine oder mehr Eichen hinauf bis zur Spize und giebt süsse Trauben und gesunden Wein. Ein Corsar wehrte uns zu Schiff zu gehn — drum sahen wir auch das.

Eine andre Reise unternahmen wir zusammen nach Cori (wo ich schon gewesen war) auf den Bergen des Apennins wunderschön und alt gelegen und voll interessanter Alter-

thümer; aber in Velletri — wo man schon herrlich ist — änderte sich das Wetter und wir kehrten zurück.

Uebrigens sollte man keine einzelnen Parthien nennen, denn es ist keine schlecht; man richte es ein wie man wolle, man wird immer noch befriedigt seyn. Wo sich das Auge hinwendet, findet es Interesse, und wo man den Fuss hinsezt, hat man wieder zu lernen oder kann man es. In diesen Tagen werde ich nach Ostia gehn und die Appische Strasse nach Albano, die von der jetzigen abweicht und voll schöner Gräber ist.

Vor einigen Tagen hat man Angelica Kaufmann begraben, die an der Auszehrung gestorben ist. Canova hatte einen grossen Leichenzug veranstaltet, Brüderschaften, Mönche, Künstler u. s. w. Ihre beiden lezten Bilder (die freilich in den Fortschritten der lezten Zeit ihren Richter finden) wurden mitgetragen. Ich hatte sie lang nicht mehr gesehen. Sie war eine sehr gute Person.

Ich träumte neulich, dass ich zu Haus ankam. Die Mutter lag auf meinem Sofa — ich frage schnell wo der Vater sei. „Er ist nach Circelli geritten“ sagte sie (das ist ein Vorgebirg, das ich aus meinem Fenster in Albano sah). Damit füllte sich der ganze Raum zwischen Euch und hier aus und ich freute mich bis zum Erwachen, dass nun das Hiesige und Dortige zusammengerückt sei und ein Spazierritt dazwischen.

Rom den 25. November 1807.

Es geht mir fortdauernd wohl und die Zeit sehr schnell vorüber. Wenn ichs liebte an die Zukunft zu denken, würde mich vielleicht eine kleine Angst vor dem Weggehn von hier manchmal anwandeln. Dies wird wahrscheinlich in den Januar oder Februar fallen, denn da ich von Darmstadt immer noch keinen Brief bekommen habe seitdem ich geschrieben, dass ich zu Anfang künftigen Jahrs zurükkommen wollte, so kann ich's als ratificirt ansehen. Hr. von Humboldt wartet jeden Posttag auf seinen Urlaub und wird also wahrscheinlich ganz bald von hier gehn und da er vermuthlich seinen Sohn mitnehmen wird, so hab' ich denn die paar Stunden, die ich ihm täglich gebe und die doch von eigent-

lichen Arbeiten durch die Unterbrechungen abhalten würden, wenn ich sie unternehmen wollte, los.

Die Statuen und übrigen Marmors der Villa Borghese werden izt eingepackt. Wir haben kürzlich davon Abschied genommen. Wie wird ihnen der Plaz misfallen, nach den prächtigsten Marmorgemächern der Welt, wo sie geräumig und geschmackvoll, schöner wie die Könige wohnten! Man spricht von 3 Millionen Thaler und dann wieder Livres, die der schlechte Prinz Borghese dafür bekommen. Zoega hat Erlaubnis bekommen die Basreliefs noch für sein Werk zeichnen zu lassen.

Ich gehe izt oft in die Villa Medicis hier nah auf unserm Berg, wo die Gypsabgüsse der französischen Akademie immer zugänglich ein schönes Heer alter Kunst ausmachen. Die Niobe, die Juno Ludovisi, Pallas von Velletri, die Kolosseköpfe von Monte Cavallo, die Venus Medicis, der Apollo — fast alle die herrlichen Werke von Rom, Neapel und Florenz. Was ist die Beschäftigung mit Büchern gegen das Anschauen solcher Werke, und wie leblos ist uns Sophokles selbst gegen die göttliche Höhe, Freude und Reiz, die von allen Seiten immer unerschöpft in einem Saal guter Antiken strömt! — Wenn wir von schönen Wissenschaften reden, so sag' ich armes Land, wo man nicht einmal Gypsabgüsse der Antiken hat! Ich liesse mir gern für viele Jahre alle griechische Poesie nehmen — die ich doch keinen Tag vergesse —, wenn ich mir, so viel ich wählen wollte, antike Bildungen mitnehmen könnte.

Schelling hat eine Rede in München gehalten, die an Treflichkeit dem meisten vorsteht, das ich gelesen habe der Art und der deutschen Schriftstellerei überhaupt. Die Ansicht von Geschichte der Kunst und einzelnen Werken scheint mir meist nicht wahr und zu ultramontan, und die Idee über das Princip der Kunst ist mir nicht neu gewesen, aber die Entwicklung davon, im Zusammenhang seiner ganzen Philosophie und die ganze Behandlung haben mir meisterhaft geschienen.

Bonstettens Schriften, von denen Sie mir schreiben, kenne ich nicht. Die ich kenne, sind nicht gut. Er ist voll Ver-

stand, aber ohne Mass und Wahrheit in seinen Ansichten und Urtheilen, sehr gutmüthig, spassig und leidlich, oft lächerlich und fast immer amüsant. Ich sah' ihn sehr oft bei Bruns, mit denen er ist, und sonst, habe aber noch nie etwas von ihm gehört, was man merken möchte. Dagegen ist er durch seinen Sinn liebenswürdig. — Herr von Humboldt besizt seit Kurzem 2 Torsos von einer Gruppe der Grazien, dem Styl nach aus Phidias Zeit, in Athen vor mehreren Jahren gefunden. Der eine hat Brust und Schenkel fast ganz, der andere ist ein kleineres Stück — beide sehr schön.

An Louis Welcker.

Rom [März 1808].

— Uebrigens haben die herrlichen Momente, die mir Rom giebt, keine Zahl und ich versichere Dich, dass es einen grossen Theil meiner Zeit zur innern Poesie macht, die bald unbewegter in sanftem Spiegel steht und bald in raschern Wellen mich schaukelt und auch erschüttert. Wenn ich auch nichts hier gelernt hätte oder lernte, was doch nicht ganz der Fall ist, so könnte ich Rom mir doch nie genug schäzen, weil ich so süss da gelebt habe. Es hat mir nie behagen wollen, dass man sich ruhig hinseze, wenn man keinem Ding Raum gegeben hat, tief in einem zu rühren. Es ist keine Kunst sich idyllisch und patriarchalisch hinzusezen, wenn man weit von dem geblieben ist, was ungefähr alle Fähigkeiten und Neigungen, wenn nicht anspricht, doch ihnen aus der Ferne winkt. Und wenn ich mich noch hineinstürzen kann in einen Tumult von Leben — ich meine nicht das kleine äussere, das man leichter bannt, sondern von innern Anstrengungen, so bin ich da. Die Ruhe ist fühlbarer, die nach Bemühn, und die Befriedigung und Abgeschlossenheit, die nach den kühnsten Fragen gewonnen ist, sicherer. Sie nicht zu finden kein Unglück, denn so bleibt man im Laufe.

Eine Einheit kann man haben, worin sich alles von der höchsten Idee bis zur simpelsten Bemerkung, und vom schönsten Triumph der Begünstigung und Freude bis zur sterilsten Resignation mit Sicherheit ordnet — ein so eignes

Werk, dass darin ein Leben begnügt aufhören könnte. — Aber probirt es nur und schüttelt Euch die Blätter durcheinander, und treft die und die Seite des Lebens oben hingeworfen und seht dann erst ob ihr alles wieder leicht ordnet, wie zuvor. Wo nicht, so lernt von neuem.

Ich bin nicht ein schön rieselnd Bächlein, bei dem ein paar Ruhende sich in Schlaf träumen können, sondern ein reissenderer und thätigerer Erguss, der, wenn er keine Mühle treiben muss, gern mit freierer Kraft seine Künste machen möchte. Nur natürliche Katarakte müssten es seyn. Ich will mein Lob nicht damit sagen. Aber wenn Du lachtest über solche Ausdrücke, so bedenke, dass ich — 1) sehr vernünftig und plan seyn kann, wenn ich will und dann muss ich Dir sagen, dass ich izt früh schlafen gehe und spät aufstehe — dass ich aber, wenn ich einmal eine stille Nacht zu Hülfe nehme, in erhöhtem Ton zu schreien nicht zu faul bin.

An Frau von Humboldt.

[Florenz den 29. April 1808.]

Ich freue mich sehr, dass ich Ihnen nun endlich schreiben kann, meine theure gnädige Frau, denn es ist mir eine lange, lange Zeit vorgekommen, seit ich Sie verlassen habe, und wenn man sich sehr allein fühlt, so sehnt man sich nach dem Schreiben, fast wie zu Beschwörung in der Noth. Es muss einem Seekranken, wenn er vom Lande spricht und träumt eben so seyn, als mir, indem ich das Vergnügen habe, zu Ihnen zu reden.

In Florenz bin ich heute schon sehr bekannt geworden, so dass ich ganz müde davon bin und es ist fast kein Genre für mich hier, dem ich nicht schon etwas abgewonnen hätte. Kaum war ich gestern angekommen, als ich Bonstetten, fast dicht an mir wohnend, an seinem Schreibtisch fand. Er sprang in der Stube herum, gerieth ganz in Unruhe und hatte ein recht ausgelassenes Verlangen, von Ihrem und dem Brunischen Hause zu hören. Seine zwar sehr zerstreute Zärtlichkeit und seine grosse Anhänglichkeit an Sie alle haben sich auch heute sehr hübsch geäussert. Er will an Sie nächstens schreiben, aber ich soll indessen tausend Em-

pfehlungen von ihm sagen u. s. w. — Briefe von Haus, die ich hier sicher erwartete, habe ich nicht angetroffen; ich denke viel hin und werde äusserst eilig, anzukommen, weil meine Eltern gewis sehr auf mich warten und es auch besser ist auf der Reise nach Rom sich umzusehen. Doch will ich von dem Schönen in Florenz recht profitiren. Die Menge des Interessanten hier hat mich überrascht und ich habe heute unzählige frohe Eindrücke durch Kunstsachen gehabt und auch den Kranz der wohnlichen Berge um die bürgerlich stolze Stadt vom Domthurm lang und freundlich beschaut. Ich kann fast unmässig seyn im Sehen und es ist doch gewis nicht die Oberflächlichkeit des Eindrucks vom Guten, sondern der immer nachwirkende lang erfahrene Hunger, der Ursache davon ist, oder ich schöpfe wie ein Kameel für die trockne Zukunft ein.

Mein Weggehn selbst und der Anfang der Reise sind mir leichter vergangen, als ich meinte. Ich war die Nacht vorher zu sehr bewegt. Auf den Tod selbst folgt ja Ruhe. Und wie die Stürme aus dem Grund des Meers aufregen was versteckt liegt und es zusammentreiben, so gestalten sich Sinn und Entschluss, die zertreut und unterdrückt lagen oder im Bewusstseyn leis herumschwammen, nothwendig in einem solchen Moment und man nimmt sich zusammen. Aber die langen einförmigen Tage der Reise konnten freilich ihre Wirkung nicht verfehlen.

Sie haben mich noch den Morgen gesehen und Hr. von Humboldt war auch so gütig und freundschaftlich, wofür ich herzlich danke. Ich habe beim Abschied nichts von all meinen Empfindungen ausdrücken können; und ich wills auch nicht unternehmen, es jezt zu thun. Sie trauen mir gewis zu, meine gute Gnädige, dass alle die nicht zu schäzenden Verbindlichkeiten, Freuden und Interessen, die ich in Ihrem Hause eingesammelt habe, in meinem Innern klar und bleibend entwikelt sind — und dass ichs im Gemüth nie anders tragen werde, als wie ichs mit dem Sinne aufgefasst habe, so viel ichs konnte. An einer zarten Dankbarkeit gegen Sie wirds mir nie fehlen, das fühl' ich zulänglich, wenn mich auch viel andres im Stich lässt.

Ich habe mir alles, wie es so regelmässig im Hause gelebt wird und ist, von gross und klein, oft genug vor Augen gestellt. Aber vorzüglich konnte mich die Vorstellung nicht verlassen, wie Sie noch immer oft von Ihrem Kopfweh geplagt wurden und traurig waren. Lassen Sie mich ja zuweilen etwas wissen, wie Sie leben, in kleinen Andeutungen; ich wills als eine Güte betrachten, wie Sie sie oft erzeigen, die nur der Güte und nicht der Person Willen ist, so gern ich mich auch einer Gunst von Ihnen gegen mich rühme. Bei dem beständigen Antheil, den ich an Ihnen allen nehme, wird mir jeder Wink von Ihnen eine Wohlthat seyn. — Die gute Caroline wird nun schon ein paar Arien mehr können, und wie wird's denn mit Medizin und Seebädern gehn? Ehe ich von hier gehe, werde ich Sie wieder an mich erinnern. Meine besten Empfehlungen und Grüsse an Hrn. von Humboldt, Caroline, unsern Kohlrausch, dem ich auch nächstens schreiben werde, Rauch und Bruns.

An die Eltern.

[Ferrara] Mittwoch den 11. May 1808.

Am Sonntag früh bin ich von Florenz abgereist, wo ich schon 1—2 Tage Bonstetten zu Gefallen geblieben war, den ich nachher doch nicht zum Reisegefährten bis Bologna bekam, weil ihn sein Vetturin einen Tag länger zurückhielt. Von Humboldts hatte ich den 2. Tag, als ich dort war, schon Briefe; aber sehr geplagt hat es mich, dass ich nichts von Euch, meine liebsten Eltern und Geschwister, erfahren konnte. Vielleicht ist ein Brief aufgehalten worden, vielleicht die *poste restante*, um die ich Euch gebeten hatte, nicht angenommen worden — aber was halfen alle Erklärungen der Ursache dem Verlangen und der Ungeduld? Ich habe indessen Akerblad gebeten, mir den Brief, wenn einer noch ankommen sollte, nachzuschicken. Gerade dass ich auf der Reise zu Euch bin, macht mein Verlangen grösser. So allein, durch beständige Eindrücke und Bilder von Kunst, Natur und Leben, die man bei einem solchen Aufenthalt erfährt, immer reg im Gemüth erhalten, weiss man sich manchmal nicht zu halten. In Florenz war mirs auch noch wohnlicher durch die Menschen,

mit denen ich umging, und die Bekanntschaft, die ich schnell mit manchen interessanten Dingen geschlossen. Aber die langsame Reise drückt mich. — Den Apennin herauf und hinunter, die 2 Tage bis Bologna, die unendlichen Höhen und Thäler durch, bin ich meist gelaufen, aus Ungeduld im Wagen. „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiss was ich fühle". — Auch reizte mich der Weg dazu. Eine weiche Vegetation bekleidet fast die ganzen Berge von dieser Seite izt mit neuem Grün; Felder und Wohnungen ziehen sich immer um die Berge und an den Wegen hin; den Landhäusern geben fast bis oben aufs Gebirg schöne Cypressengruppen umher ein Ansehn und die Mannigfaltigkeit des Gebirgsumkreises reizt. 3 Stunden vor Bologna lässt man sich in das Meer der Ebene, in das Bauerland der Lombardei, herein, die man von Bologna aus ringsum (bis auf eine kleine Linie Gebirg im Cirkel des Horizonts), vom hohen Thurm aus unabsehlich, um sich herum hat.

Den Montag früh hatt' ich einen schönen Anblick, der mich an den Rigi erinnerte. Auf dem höchsten Punkt des Gebirgs waren wir gerade in dem Moment, wo sich dichte Nebel in die schönsten Wolken geformt hatten, die, so weit das Auge reicht, nicht gar tief unter uns sich über die Berge lagerten, von denen nur einige Zacken durchbrachen, glänzend, fest und ruhig — bis ein Wind sie aufstäubte, und sie lang um uns herum jagte.

Gestern hab' ich in Bologna zugebracht. Gut in so fern ich die Gallerien Sampieri und Zambeccari wieder gesehen, mit vielen Sachen noch ganz bekannt, von vielen Bildern erst jetzt den rechten Geist verstehend und durch ihre Verwandten im voraus mit ihnen bekannt — das ärmliche Museum und die Gypsabgüsse, die mich nur an Rom zur ungelegenen Zeit zu lebendig erinnerten, weil viel aus Villa Ludovisi und andern Orten da ist, das man sonst nicht leicht sieht als in Rom u. s. w. Alles freilich ist einem nicht recht der Mühe werth, wenn man von Rom kommt, zu sehen. Der Ungeschmack, die Kunstlosigkeit sind einem zu mächtig verbreitet, die Natur zu arm an Grösse und Reiz (und dies trifft Florenz selbst zum Theil).

Aber wie verdrieslich auch durch die Beschwerden, die einem im *regno di Italia* gemacht werden, und das Warten besonders, das sie verursachen! Ich hatte an der Grenze ein *depositum* zurücklassen müssen, weil in meinem Coffre einige Bücher sind; dies wurde mir in Bologna auf die lezte Dogana angewiesen, d. i. Bassano, und da ich einen Kaufmann aus Trient, der kein Geld hatte, mit in mein Depositum aufgenommen, so konnte ich mich nun von ihm nicht trennen und nicht nach Mantua gehn, wie meine Absicht war, nicht so leicht wenigstens. Aber ich wollte doch auch nicht gern blos über das kahle Padua reisen, sondern habe mich gestern Abend auf die *corriera* begeben, eine wohlbesezte Barke, mit der ich diesen Morgen früh nah bei Ferrara war, von wo aus wir fuhren. Den Abend schiffen wir uns wieder ein und kommen Morgen in der Nacht nach Venedig, von wo ich über Treviso nach Bassano gehe und mit meinem durch die Coffres verbündeten Landsmann zusammenkomme. Denn obwohl noch Italiener der Sprache nach, sind die Trienter doch auf deutschem Boden. Wie ich diesem nun entgegen harre, das könnt Ihr Euch nicht vorstellen! und nun muss ich heute den ganzen Tag in dem unleidlichen Ferrara sizen, weil die Barke nicht vor Abend abgeht. Das ist meine unglücklichste Situation — man ist nicht aufgelegt zu lesen und zu denken, man ist schläfrig und kann nicht schlafen, man ist sich selbst unleidlich in seiner Passivität.

Gestern Abend wars sehr schön und in der Nacht auch und das schönste war, dass man doch weiter kam; aber heute bin ich höchst unzufrieden und kann mir aus der Gesellschaft auch nichts machen, worunter Griechen und Weiber, rasende Discus- und Kugelspieler, Ammen mit Kindern, Kaufleute, Priester und dergleichen sind. Ich nehme gewis aus Italien kein Buch und keine Charte wieder mit — wie würd' ich in solcher Ungeduld ohne solchen leidigen Pack auf die Lappen treten und dem Schicksal der Fuhrleute und Ruderknechte vorgreifen! In solcher Laune, wiewohl sie fast verschwunden indess ich Euch schreibe, und die Abfahrt ist auch nahe — jezt lauf' ich noch ein Stück längst dem Po, dass ich müd werde und die Nacht auf der Matte

schlafen kann. Diesen Brief schick' ich indess nicht ab, weil ich eine Zeitlang so schnell gehen werde als die Post. Adien meine herzlich Geliebten.

Purgatorio Dante II, 14

Come gente, che pensa suo cammino,
Che va col cuore, e col corpo dimora.

Bassano, Sonntag den 15. May.

Die beiden Zeilen aus dem Dante, meinem Begleiter auf der Barke,

„Wie Leute, die ihren Weg bedenken
Die mit dem Herzen gehn und mit dem Körper weilen"

bringen mich wieder in den Zusammenhang meiner kleinen Reisebeschreibung. In der Donnerstagsnacht spät kam unsre Barke in Venedig an. Wir gingen erst sehr schnell durch Po, Adige, Canäle und 30 Miglien Lagunen, aber dann hielt uns ein widriger Wind über 5 Stunden auf. Venedig sah im Abend nnd in den Blizen eines schönen Gewitters sehr gut aus. Freitag hab' ich denn diese Stadt wieder recht angesehn, besonders vom Marcusthurm izt zum erstenmal, und auch durchlaufen. Ein besondres Vergnügen hat es mir gemacht 2 Sammlungen von Antiken dort wieder zu sehn; denn nachdem man sich geübt hat, wird erst der Blick sicher, der Genuss feiner und die Belehrung leicht. Man muss nothwendig wenigstens das meiste von den Kunstwerken kennen, um einen rechten Standpunkt zu nehmen. Die 2 wiederbesehenen Cabinette sind mir wie ein Examen nach einem Cursus gewesen, denn ich erinnerte mich noch fast alles; auch hab' ich mich in wenigen ganz versehn — aber es giebt hundert Begriffe, Anschauungen, Nüancen und Beziehungen, die sich zwischen den Anfang und das Ende des ersten Stadiums (denn ich verlange nicht mehr gemacht zu haben) so nach und nach einschichten, dass man ihr Kommen fast nicht vermerkt und so zufällig in aller Bescheidenheit sich ihrer einmal bewusst wird. Dann hab' ich das trefliche, besonders Griechische Museum Nani beguckt, worüber ich nur Bücher gelesen hatte, und sogar die Griechischen Münzen desselben. Dabei mehrere Bildersamm-

lungen, und darunter 2 ganz neu, die mir einige trefliche Gemälde in die Seele geprägt haben.

Von Kirchen hab' ich nur den wunderbaren Dom besucht, der mir klein vorkam bei allem Raub von Constantinopel und dem prachtvollen Gewand goldreicher Mosaike, in das er sich im Innern durchaus kleidet. Doch möcht' ich einmal die eigne Phantasie und Styl, die in vielen derselben sind, näher untersuchen.

— Mit 2 Griechen auf der Barke hab' ich gute Bekanntschaft gemacht. Alle dieser Nazion, die ich noch gesehn, sind sehr liebenswürdig, beweglich, schön, gefällig und voll Freiheitsliebe und hängen, mit mehr Schwärmerei zwar als Kunde, an ihrem alten Lande. Es sind viele in Italien und Frankreich gewissermassen patriotisch verbunden, und der eine, der mit mir war, hatte auf dem Grundriss des Tempels zu Leucas, seiner Vaterstadt, oft, wie er mir erzählte, schon als Knabe über den Verfall geweint — und in der Art viele.

Dies Städtchen, wo ich bin, wäre nicht übel zu bewohnen; an der Grenze der fruchtbaren Ebne ists wohlstehend. Die Berge in weitem Bogen sind grandios und mannigfaltig. Die Menschen sind munter, gepuzt, wohllebend, viel schöne Mädchen, in weissen Schleiern und schönem Haarpuz, galant in den Kirchen &c. Doch ging ich gern izt gleich von hier. Indess muss ich mir die Zeit verkürzen — wenn ich nur nicht zu faul wäre etwas zu schreiben. Aber das Alleinseyn macht etwas zerstreut und dumpf und man denkt immer das durchlebte durch — wie oft auch die Heimath vor allem! — und brütet über dem vorübergehenden Anblick, schlendernd, so dass man die Zeit der Reise fast ganz verliert.

Nun werd' ich wohl nicht wieder schreiben, als vielleicht von Heidelberg oder Darmstadt, wohin ich freilich manchen langen Tag noch brauche. In Trient ist der Postwagen. Nach München enthalt' ich mich zu gehen. Wir wollen uns recht freuen in kurzer Zeit und ich will suchen dass ich ziemlich lange in Ofleiden bleiben kann. Dann wollen wir alle Freunde besuchen und alles Anliegen besprechen. Ich muss daran in Bassano nicht zu viel denken.

Betrachtungen über bildende Kunst.

[Aus Anlass von Schellings Rede über das Verhältniss der bildenden Künste zur Natur.]

Keine anfangende Kunst wird sich auf Reflexion des Göttlichen in der Natur stürzen. Wie die Nichthellenen anfingen zu bilden, so die Hellenen auch, aus blosem Bildungstrieb. Nur die Fähigkeiten waren verschieden und der Fortgang der Bildung. Hätten die Hellenen lebendig wirkendes Wesen erkannt und nachgeahmt, so wäre dies doch nur Erkenntnis, ohne welche die Genialität verfährt —, so dass erst nachher über das Gebildete und sein Verhältnis eine Kenntnis entstehen kann. Durch den lebendigeren und begabteren Sinn der Hellenen ist eine lebendigere und schönere Einwirkung der Natur auf sie entstanden und durch das göttlichere Leben in ihnen ist ihnen die Natur göttlicher geworden; doch so, dass die Gegenwirkung vom frühsten Punkte genommen werden muss. Das Collectivum Hellenen müssen wir uns immer einem Individuum in der Vorstellung nähern, indem wir das Eigenste, Hervorstechendste und Bleibendste hervorheben und zusammenverbinden.

Der Bildungstrieb scheint seine Erklärung zu finden und in der Mitte zu liegen zwischen erwachter und schlummernder Reflexion; jene Dämmerung des menschlichen Wesens ist gestaltenreich für die Seele wie die abendliche für die Phantasie. Bewusstlos und in fast thierischer Unschuld lebend kann alle Production des Menschen durch das Bedürfnis erklärt werden; und das Reflectiren, wie er diesem abhelfen könne, befasst nur die einzelnen vorliegenden Dinge und ist häufig in gewissem Masse selbst den Thieren eigen. Was er in solchen Zustand (sei's an Werken der Hände, sei's an Früchten des Geistes) schafft, kann angesehen werden als gleich mit dem was Thiere und Pflanzen schaffen. Der erste Blick auf die Natur, wo er frei ist vom Bedürfnis und mit eigner Seele handelt, setzt ihn ausser der Natur und macht ihm den täuschenden Wahn, dass sie, deren Bild sich in ihm reflektirt, nicht in allen Dingen mit ihrem Leben, Gesezen und Schoosse um ihn geschmiegt sey, sondern dass er neben

ihr stehe, als ein zweiter. Und so getrennt von ihr, aber auf sie die Augen gerichtet, ahmt er ihr Bilden nach, mit Freiheit oder sklavischer und im einzelnen, je nachdem in ihm selbst Bildungskraft liegt. Wäre die Reflexion vollendet, so würde die Lust zu bilden nicht mehr Laune, Genie, Instinkt (es zu machen wie sie) seyn, sondern Plan und Vorsaz, aus denen das Bleibende nicht hervorgeht.

Wenn das Hässliche mehr nachgeahmt worden ist, als das Schöne, so liegt das am Ungeschmack und unsere Zeit hat Künstler, die das Schöne sehr zart fühlen und sehr bestimmt das Hässliche ausscheiden. Es liegt nicht im Wesen der Naturnachahmung und der Antikennachahmung, dass man schlechtes treffe; aber es gehört eignes Genie dazu, um ein Ganzes in sich zu bilden und den Geist der Harmonie, der über die Figur, oder des Ausdrucks, der in geheimnissvolleren Punkten niedergelegt wird, zu fassen.

Die Antiken sind nicht unnahbarer als die Natur; sondern wenigen Menschen wird die Natur so belebt erscheinen (und das Göttliche überall so in ihr rein hervorgehoben und in schöner Verbindung in ihr dargestellt), als auch nur bei geringer Vertrautheit eine Auswahl schöner Antiken. Die Heiterkeit der Luft, die Farbe, der Duft, die Fröhlichkeit der Gesundheit dürfen nicht für Schönheit der Natur gelten, sondern das Ideale in der Natur liegt tiefer. Jene Bethörung hinweg, wo ist die Natur, die so ergreift, in jede Stimmung eingeht — ohne dass man sich eine Leiter von Ideen und Verbindungen heraufhebt — so lebensreich ist, als die besten Antiken?

Die Schönheit im Begriff scheint uns überhaupt nur negativ, prüfend, sich zu äussern und dem Künstler je mehr er Künstler wird sich zu entziehn, weil er die dargestellte immer reiner und ganzer fasst und so nichts zuzusezen mehr finden wird an Formen, die ihm durch die Sinne durch die Vorstellungen gegangen sind. Eine Urschönheit in der Idee scheint uns nichts anders zu heissen, als Thätigkeit und Vervollkommnungssucht der Sinne, im Auffassen der Gestalten. Wie sich der Spiegel der Schönheit immer mehr glätte, in den man die einzelnen und vereinten schönen

Formen abstrahle, können nur die recht wissen, die keine andre Tendenz zur Hauptsache haben, als die sie zu suchen. Aber jeder, der schöne Menschen, Gegenden und Kuustwerke fleissig betrachtet hat, weiss den ganzen Gang dieser Uebung und Verfeinerung. Es ist immer mehr das Mishellige, was man bemerkt, als das Schöne, was man erfindet oder in sich trägt. Wäre die Idee schon vorhanden, ohne dass das Werk hineingedrungen wäre, so müsste der Künstler wenigstens gleich das Schöne darstellen können, das er an einem Orte vermisst. Aber eben weil die Idee noch nicht da ist, kann er's nicht. Aus dem verwandten schon erkannten Schönen wird ihm der Fehler klar; aber das Schöne eben so gut: es erzeugt sich immer in ihm, wie er's in sich aufgenommen hat. Nicht der menschliche Sinn ist der mächtigere und thätigere, sondern die Natur (mit der die aus ihr erwachsene Kunst als eins betrachtet wird): sie befruchtet ihn; er erzieht in sich die Keime, verschlossen und dunkel, bis er gestalteter hervordringt und er sich im Darstellen oder wenigstens in der klaren Vorstellung thätig zeigt. Aber über dem langen Brüten der Mutter ist nicht die ursprüngliche erzeugende Kraft zu vergessen. Man könnte die Träume entgegenstellen, die oft schönere, gefälligere und andere Gestalt vorführen, als man je gesehen. Aber sie unterscheiden sich in dem Fall nur durch erhöhte Genialität, und nicht durch originellere Weise.

Die blose Form, ohne belebenden Geist gedacht, wird herabgesezt. Aber das darf sie so wenig wie der Geist. Denn siud nicht beide gleich edles Geschlechts, so wird ihre Verbindung auch verunedelt. Die blose Form ohne das Leben ist den Sinnen werth, so wie der Geist, der nicht dargestellt ist, ja auch dem Geiste werth ist, ob er gleich nur gedacht ist, ohne verkörpert zu sein. Es lässt sich beides nicht rein scheiden, aber abgesondert so viel als möglich verstehn wir's. Ein schöner Leichnam findet so gut statt als ein formfreier Geist, den die Pallas in das Werk des Prometheus senkt.

Der Begriff wird von Schelling viel zu überwiegend gemacht. Wie in der Natur Meer Gebirg und Landschaft überhaupt, ohne dass man, ausser dem allgemeinen Leben —

und selbst ohne dies — Idee uud Charakter darin liest, den menschlichen Sinn hinhält, so auch können's Kunstproducte. Und es ist einigen der schönsten griechischen Kunstwerke eigen, dass ihr Charakter und ihre Idee mit so wenig Sorgfalt eingeprägt ist, dass man darüber schwankt, wenigstens wenn man nach mehr als den ersten Hauptunterschieden fragt; und dagegen ist die blose nackte Schönheit der Theile und der zwecklosen Bewegung mit unnachahmlicher Vollendung erreicht.

So wie wir voraussezen, dass in der Natur für uns alle Ideen, Charakterzüge, selbst Wahn und Täuschung ausgedrückt seyen, die die Menschen hinhalten und dass die Factoren aller möglichen menschlichen Begriffe und Vorstellungen (die durch allerlei Um- und Zusammensezungen entstehen können) in der Natur liegen, bei der anfänglichen Menschenbildung aus ihr genommen seyen, was hundertmal wieder vergessen seyn kann, oder dass die selbst die originell, nach einem gewissen Vorrath, schon in diesem Geiste forterzengt sind, den man aufgefasst, weil überall der Mensch ein fleissiger Sohn der Natur ihr Werk nnterstüzt, wenn man sich nmsieht in ihr eben so gut ausgedrückt seyen oder sich darin fanden, wie eine gewisse Zeit ihr alles im Homer wiederfand — so glauben wir, dass alles mögliche aus der Natur hervorgehe; dass der durch sie erfüllte, sehnsüchtig gemachte und mit dem Urbild, wenn es sich in ihr auch nur theilweise so vollkommen dargestellt hat, belebte Sinn das Schöne der Kunst geschaffen habe. Indem der Uranfang der Natur gegeben wird, ist der Sinn nicht der nachstehende, sondern er muss zugleich mit ihr in Wirksamkeit treten; aber das elementarisch originelle liegt nicht in der menschlichen Idee, die uns ein Strahl der allgemeinen ist, sondern es liegt in der Sonne aller Ideen, in der ganzen Natur. Schwerer ists in ihrem blendenden grossen Lichte zu lesen, wozu ein zu hoher, entfernter Standpunkt gehörte. Aber es fragt sich, ob nicht diese Sonne, indem sie einen Strahl anssendete, ihm ihre ganze Wesenheit und ihr Alles mitgegeben? Und dies scheint uns insofern nicht wahr, als er nur durch den beständigen Zufluss von ihr Strahl ist, ausserdem aber, abgeschnitten,

ein Unding herabsinken würde in die ewige Nacht, wo kein Produciren und keine Erkenntnis ist.

Das Idealisiren der Natur ist uns nur insofern ein Unding, als die Kunst nichts schöneres macht, denn die Natur im einzelnen gemacht und selten ausgestreut hat, oder wenigstens in seinen verschiedenen wesentlichen Merkmalen ausgesprochen, wenn auch nicht so vereinigt hat wie die Kunst. Wenn der Künstler noch so viel idealisirt hat, so hat er gelebt im Reich vorhandener schöner Kunst, und diese hat überall ihre Keime von Schönheit in zerstreuten und entfernten Generationen. Aber auch nur elementarisch und nicht synthetisch ist der Kunst das Eigene abzusprechen, und in dieses sezen wir ihren Gang und Wesen. Der Begriff ist's nicht allein, der in der Kunst erfreut.

Dass die Vollendung der Form die Form vernichte, wie Schelling meint, indem sie nun vor dem Inhalt, vor dem Charakter verschwinde, und dass eine charakterlosere Kunst weichlicher und verzärtelt sey, würden wir anders bestimmen. Die Alten haben auch in der Kunst mehr Sinn für den Leib, als die Modernen, und diese dagegen interessiren überall mehr für den unsinnlichen Geist. Doch sind jene nur durch ihre überwiegende Neigung für den Leib die grossen Künstler geworden und anfangend mit dem Begriff oder mehr nach ihm hinstrebend würden sie keine solche Werke gemacht haben.

Das Vorherrschen der Seele in der Malerei ist von Schelling sehr gut dargestellt. Aber dass sie den ganzen Umkreis der Welt erfüllen solle, ist nicht einleuchtend. Denn es fragt sich nur nach dem besten, eigensten und nach der Blüthe. Dies wäre die Stelle alle Gegenstände der Malerei zu ordnen und im würdigen Verhältnis zusammenzustellen.

Ueber den Gang der neueren Malerei sind bei Schelling auffallende Täuschungen und das Ganze muss anders gefasst werden. Ueber ihren Ursprung bleiben sehr wichtige, für das ganze Gebiet der Kunstphilosophie und -geschichte wichtige Dinge zu erwägen übrig. Denn sollte sich nicht zeigen, dass sie eigentlich als eine Hieroglyphik entstand? nehmlich es sollten Zeichen des Heiligen und Christlichen gebildet werden, diese liessen sich nur in Charakteren und Ge-

stalten ausdrücken; aber diese blieben doch also nur dienend, da sie im Gegentheil im Ursprung der früheren Kunst herrschend waren. Das Schöne der Malerei ist entstanden auf einem eigenen Wege und hat sich mit jenem ursprünglichen Ziel vereinigt, und so ist aus Seele und dem umgeschlossenen Leibe die neue Kunst erwachsen. Jener Leib aber kann betrachtet werden als ein Erzeugnis des Südens, das in keiner Periode ein Norden gesehen hat — und so trit dieser Gesichtspunkt ein, in dem die ganze Kunstgeschichte zu sehen und zu durcharbeiten noch übrig bleibt.

[Nicht lange nach der Rückkehr aus Rom hat dieselbe Rede Schellings Welcker zur Aufzeichnung der folgenden Bemerkungen veranlasst, die der engen Verwandtschaft wegen gleichfalls hier mitgetheilt werden.]

Es scheint mir unzweifelhaft, dass Schelling einen falschen Gegensaz zwischen Poesie und bildender Kunst aufstellt. Die Sprache ist nicht die Form der Poesie, wenn nehmlich die Sprache als das reine abgespiegelte Bild der Seele genommen wird. Sondern in den Tönen und Bewegungen, Geberden (besonders uranfänglich und also wesentlich), Rhythmus und mit Kunst hervorgezauberten Phantasien — wozu die Stimmung zu rechnen ist, in die der Dichter besonnen versezt, damit sich seine Formen darauf abheben können, dann die ganze künstlerische Composition aus dem Reiche der Sprache und der Naturbilder zum Ausdruck der poetischen Empfindungen und Vorstellungen — ist die Poesie gewissermassen verkörpert: sie steht also so gut wie die bildende Kunst zwischen der Seele und der Natur, und der Kunst kommt nicht ausschliessend ein Verhältnis zu der Natur zu. Wesentlich sind beide, Poesie und Kunst, eins; sie weichen nur in der verschiedenen Art wie sich das Ideale darstellt ab, und wenn in späterer Zeit, wo man kaum ahndet, dass Musik und Tanz zur Poesie gehören und dass eine eigene Kraft des Pinsels in dem Dichter seyn müsse, nach dem Anschein beide Künste sehr abweichen, so muss sie doch die Theorie im höchsten Punct nicht trennen.

Die Einseitigkeit der Winkelmannischen Lehre kann nicht daraus hervorgehen, dass seine Nachbeter doch nichts

Lebendiges anerkannten und todte ideale Formen nachahmten. Denn Winkelmann sah in dem Idealen eben das Lebendige der Natur, und die Schönheit des Begriffs drückte sich ihm ab in der Form, so dass diese nicht eine todte seyn konnte. Nur erläutern lässt sich seine Lehre noch, auch erweitern, aber nicht in dem Grundzug. Wie aber das zu machen sei „dass die lautere Kraft der Dinge mit der Kraft unseres Geistes zusammenfliesse und beide nur ein Guss werde", wie das Genie producire, hat Winckelmann nicht gezeigt — Schelling auch nicht, und Niemand.

Es liegt vielleicht ein Grund warum wir geneigt sind in der Kunst eine höhere Schönheit zu sehen und anzustaunen als in der Natur, darin dass uns das Werk des Menschen näher ist als das der Natur. Wie für gewöhnliche Menschen die Edelsteine die ein hohes Haupt glänzend schmücken, die künstlichen Farben die eine schöne Figur zieren, kurz was dem Menschen dient und durch seine Hand gegangen ist, einen grösseren Reiz haben als der mehr wie Edelsteine flimmernde Sonnenblick in leicht bewegtem Wasser oder die zärtesten und stärksten Farben in der Natur, so möchten die geistigeren durch den mystischen Zug der Verwandtschaft mit menschlichen Producten bestochen werden und was aus des Menschen Geist hervorgegangen ist zuvorkommender anerkennen, als das was aus dem Schoos der Natur, also in entfernterer Verwandtschaft, entsprosste. Die Idealität des höchsten Kunstwerks unterscheidet sich allerdings von der schönsten Natur; allein man müsste sparsamer seyn mit dem Titel idealisirt.

III.

Giessen und Göttingen.

1808—1819.

Giessen.

W. von Humboldt hatte einer Depesche, die er am 23. April 1808 an den Grossherzog Ludwig von Hessen-Darmstadt richtete, die Worte beigefügt: „Ich wage es noch beim Schlusse dieses alleruntertänigsten Berichtes eines jungen Mannes zu erwähnen, der das Glück hat in Ew. königlichen Hoheit allerhöchsten Diensten zu stehen, des Dr. Welcker, Lehrers am Giessenschen Gymnasium, der morgen von hier abreist, um in sein Vaterland zurückzukehren. Ich habe ihn während seines Aufenthaltes hier genau beobachtet und muss ihm das gewissenhafteste Zeugniss geben, dass er seine hiesige Musse, die er Ew. königlicher Hoheit landesväterlicher Grossmut verdankt, auf das zweckmässigste angewendet, und sich, besonders im artistischen und antiquarischen Fache, gründliche und seltene Kenntnisse verschafft hat, welche ihn in Stand setzen werden, der Anstalt, welcher er gewidmet ist, und der Universität vorzüglich nützlich zu sein.“ In Folge dieser Empfehlung wurde Welcker, als er auf der Heimreise in Darmstadt den Minister von Lichtenberg aufsuchte, durch das Angebot einer ordentlichen Professur in Giessen überrascht. Er überraschte seinerseits den Minister durch sofortige Ablehnung. Er hatte Rom „mit Schmerzen“ verlassen; er wünschte bald dahin zurückzukehren; er nährte die trügerische Hoffnung, vielleicht, wenn Humboldt Rom endgültig verlasse oder den hessischen Nebenposten aufgebe, an dessen Stelle als hessischer Resident zu treten; keinesfalls wollte er sich durch Uebernahme der Professur fester als früher an Giessen fesseln. Erst ein Jahr darauf, als jene lockende Aussicht verschwunden war, wurde er durch Decret vom 16. October 1809, „auf sein unterthänigstes Nachsuchen“, mit Beibehaltung der Lehrerstelle am Pädagogium, zum ordentlichen Professor der „griechischen Litteratur und Archäologie“ ernannt, eine Bezeichnung des Faches, wie sie

damals zum ersten male auf einer deutschen Hochschule angewendet worden ist.

So fand sich unser junger Freund aus der Welt und Herrlichkeit Roms, aus südlicher Natur und südlichem Leben, aus dem Verkehr mit Humboldts, Zoega, Rauch in die kleinbürgerliche Enge Giessens, seiner Universität, seines Pädagogiums versetzt. „Wenn ich — so heisst es in einem Briefe an Frau von Humboldt — Giessen weit genug unter das ehrwürdige Kuma setze und nach diesem Massstabe mich messe, so darf ich auf mich anwenden was Homer von sich gesagt haben soll

Aber mein Loos will ich, das Gott mir bei der Geburt gab,
Tragen so unvollendet, und dulden in leidender Seele.
Nicht verlangen zu bleiben in Kymes heiligen Gassen
Meine Glieder; es treibt vielmehr mein grosses Gemüth mich
Zu auswärtigem Volke zu gehn, wiewohl ich gering bin."

Der lebhafte briefliche Verkehr mit Frau von Humboldt, die über alle ernsten und heiteren Erlebnisse des vertrauten römischen Kreises, über Ausflüge, Altertümer, Kunstwerke treulich, oft enthusiastisch berichtete, hielt die Erinnerung der so glücklich verlebten Zeit beständig wach. Auch die mit stürmischem Eifer getriebenen Studien, die grosse Freude an den ältesten griechischen Schriftstellern, besonders den Dichtern, das Entwerfen und Ausführen litterarischer Pläne, die amtlichen Beschäftigungen am Pädagogium und der Universität, so viel Befriedigung sie an sich gewährten und so ernsthaft Welcker dies alles anfasste, konnten dennoch die schweifende Sehnsucht nur schwer und allmählich einschläfern. Die Stille und Einförmigkeit des Giessener Lebens unterbrachen selten ein Besuch römischer Freunde, wie der des dänischen Malers Lund und Friderike Bruns; öfter Ausflüge zu den Eltern nach Ofleiden, das Welcker von einem Schatten italienischen und schweizerischen Stils beglückt schien, nach Frankfurt, Darmstadt, Mannheim, oder nach Heidelberg zu den beiden Voss, Boeckh, Creuzer. Die willkommenste Unterbrechung aber war eine Reise zu Humboldts nach Wien, im Spätsommer 1811.

„Humboldts — so berichtet Welcker an seine Eltern —

haben mir so viel Güte und Freundschaft bewiesen, als ich mir immerhin versprechen konnte, so gewis ich auch ihrer stetigen und liebevollen Gesinnung sein durfte; nahmentlich hat mir Frau von Humboldt durch vollständiges Vertrauen, unermüdliche und erschöpfende Erzählungen, einzelne Freundlichkeiten und durch das Bemühen, mir den kurzen Aufenthalt, auch in Beziehung auf die Sehenswürdigkeiten, nüzlich und dankenswerth zu machen, sehr viel Freude gemacht, so dass der Abschied von ihr nicht anders als beweglich ausfallen konnte. Sie hat mich fast überall hingeführt — an zwei, drei Orte jeden Tag, seys spazieren fahrend, seys Menschen oder Kunstsachen zu sehen. Von den letzteren habe ich so ziemlich Notiz genommen so viel sie mich izo angingen und in der Kürze der Zeit studirt werden konnten. Das kaiserliche Antikencabinet und die Lambergische Vasensammlung, die als gelehrte Gegenstände das wichtigste sind, habe ich sehr oft besucht, schöne Gemälde in Menge gesehen, Theater ziemlich besucht. Allein damit steht es izt überall schlecht oder mittelmässig, und ein paar Opern ausgenommen schlage ich das übrige nicht sehr hoch an. Ich war gerade drei Wochen in Wien, logirte, was sonst in Wien nicht leicht geschehen mag, bei meinen Freunden im Haus und war wieder ziemlich heimisch mit ihnen geworden. Sie leben jezo natürlich etwas grösser und wissen es trefflich, ein vornehmes Haus darzustellen. Von neuen Bekanntschaften ist mir die von F. Schlegel und seiner Frau bei weitem die liebste gewesen.“ Auch Theodor Körner und Gentz lernte Welcker kennen.

Dem Bericht über die Reise an die Eltern fügt er als guter Sohn bei, „sie kostet mich übrigens nicht über die Frösche.“ Gemeint ist die eben vollendete Uebersetzung der Frösche des Aristophanes, der ein Jahr früher die Uebersetzung der Wolken „dem grossen Kenner der Griechen, Freiherrn Wilhelm von Humboldt mit inniger Verehrung und Liebe gewidmet“ vorausgegangen war. Enger mit römischen Erinnerungen verwachsen waren andere Arbeiten, wie der Aufsatz über die Hermaphroditen der alten Kunst, in dem sich Anregungen W. von Humboldts leicht erkennen lassen,

und die Uebersetzung der Bassirilievi Zoegas, dessen im Februar 1809 erfolgter Tod Welcker tief ergriffen hatte. „Die Freundschaft zu einem älteren Manne, in dem alle jugendlichen Kräfte nicht abgelebt, sondern nur gleichsam geläuterter und geformter, erprobter und vereinigter sind, fesselt uns mit den zärtesten Banden, die uns leise und allmählich, aber vielverbreitet umspannen, indess oft die Liebe der Jünglinge zu einander nur an einem starken Bande hängt. Ich war wirklich nicht von ihm geschieden, um ihn nicht wieder zu sehen; und tiefer in seine einfache, aber tiefe und seltene Eigentümlichkeit zu schauen, stand mir immer auf dem Plan und Bilde, die sich unwillkürlich ein in Rom gewesener von der Rückkehr entwirft." So schrieb Welcker am 12. Juli in einem Aufsatz, der nachher im Teutschen Mercur abgedruckt wurde und der Vorläufer der Biographie Zoegas war. Am 1. August schickte er an Böttiger die Uebersetzungsanzeige mit den Worten: „Den Gedanken, dies Werk zu übersetzen, hab' ich mit Zoega selbst schon oft besprochen; denn ich habe anderthalb Jahre auf das vertrauteste mit ihm gelebt. Von den hier edirten Basreliefs ist keines, über das ich nicht, beim Schreiben oder Betrachten, mit ihm hin und her gesprochen hätte. Auch hoffe ich die Eigentümlichkeit seiner Sprache durch meine Unterhaltungen mit ihm so aufgefasst zu haben, dass es dem Werke nicht unvortheilhaft sein wird, dass ich die grosse Mühe der Uebersetzung unternehme. Denn es ist mir blos um die Sache zu thun." Er wünschte durch die Uebersetzung „dieses unvergleichliche Hülfsmittel der Altertumsstudien" einem weiteren Kreis zugänglich zu machen, als in dem das Original selbst bekannt werden könnte. Der erste Band erschien 1811, in dankbarer Erinnerung der durch die Beurlaubung nach Rom gewährten Musse dem Grossherzog von Hessen gewidmet. Der Druck des zweiten Bandes, dessen Manuscript Welcker gleichfalls vollendet hatte, unterblieb nach vielen Aergerlichkeiten mit dem Buchhändler.

Welcker hatte Anfangs die Absicht, die Schilderung von Zoegas Leben und von der Art seiner Geistesbildung und Gelehrsamkeit der Uebersetzung der Bassirilievi voran-

zustellen, überzeugt, dass, wie Herder sage, das Leben eines Autors der beste Commentar seiner Schriften, und das Lesen des Buchs im Geist des Verfassers, der Blick in seine Seele das tiefste Mittel zur Bildung sei. Aber da ihm von Freunden und Verwandten so viele Briefe von Zoega und Nachrichten über ihn zugekommen und in Aussicht gestellt waren, dass der Umfang für die Ausgabe der Bassirilievi zu gross geworden wäre, so versparte er sich, sie künftig besonders herauszugeben.

In den Vorlesungen an der Universität wurden die theologischen Gegenstände von den philologischen völlig verdrängt. Griechische Kunstgeschichte las Welcker zum ersten male im Sommer 1809, Religionsgeschichte der Griechen im Winter 1810/11, Aeschylos 1812/13; mehrmals kehrt auch Aesthetik wieder. Auf Welckers Betreiben wurde 1812 ein philologisches Seminar eingerichtet, dem er selbst gemeinsam mit zwei Collegen, dem classischen Philologen Rumpf und dem Orientalisten Pfannkuchen vorstand. Bis dahin war ihm die liebste amtliche Pflicht der Unterricht am Pädagogium gewesen; noch im hohen Alter war ihm diese „glücklichste Thätigkeit“ seines Lebens eine vertraute und theuere Erinnerung. Während der Abwesenheit in Italien zum zweiten Lehrer aufgerückt, beschäftigte er sich besonders gern mit den älteren Schülern, mit denen er in Nebenstunden Nibelungen las und italienisch trieb. An den italienischen Stunden hat damals Fr. Diez Theil genommen; unter den Schülern, die alle Welcker ihr Lebelang die treuste und dankbarste Anhänglichkeit bewahrten, waren noch Schwenck, Thudichum, A. Follenius. Welcker war mit ganzer Seele Lehrer; er setzte im Verkehr mit den Schülern seine ganze Persönlichkeit ein, die selbst noch jugendlich frisch und kühn vorwärts strebte; die Jugendbildung schien ihm eine edle und hohe Aufgabe, die das beste und höchste für sich beanspruchen müsse. „Eine Altertumskunde als letztes Werk des grössten Kenners im classischen Geist geschrieben, ein wahres Kunstwerk“ — das war sein Ideal eines Lehrbuches für Gymnasien. „Wer für die Jugend darstellen will, hat am meisten Sicherheit und tiefes Gefühl aller Formen nötig,

um dem kleineren und unausgeführteren Bild den ganzen Charakter mitzutheilen, den ein Kolossalbild kaum zu erschöpfen vermöchte. Wer in dem Fall ist, sollte darum billig das Werk vorher im Grossen vollenden und danach ins kleinere copiren."

Aehnlich wünschte er ein Lehrbuch der Geschichte für die Schüler im Geist von Herodot. Dies „vollendete Bild sollte denn der Lehrer, als ein warmer Kunstkenner, vor ihren Augen aufrollen und oft zu immer grösserer Liebe und Befeuerung von ihnen beschauen lassen. Es möchte lieber zu wenig als zu viel Figuren enthalten; es käme vorzüglich darauf an, wie sie überhaupt Figuren aufzufassen und in Sinn und Gemüt zu bewahren lernten." „Alle Bildung der früheren Jugend sollte nicht philosophisch sein, weil sie dadurch einseitig wird, was oft noch einer reiferen widerfährt; sondern sie sollte immer den ganzen Menschen, so viel als möglich, harmonisch anregen. Man könnte die entgegengesetzte Art, wo Phantasie, Empfindung, Charakter, Urteil, Geschmack gleichermassen genährt werden, die naive nennen." „Würde der Meister einer Kunst — und die Kunstbildung in eines Meisters Werkstatt könnte überhaupt der neuen Zeit viel Lehre geben — anfangen mit der tiefen und umfassenden Theorie seinen Schüler zu sich heranzuziehen? oder wird er ihn zuvörderst einzelne Werke sehen und bilden lassen, bis er sich am Ende seiner Lehrjahre endlich des inneren Grundgesetzes bemächtigen und gleichsam des durchreisten Landes Hauptgestalt sich entwerfen könnte, worin die einzelnen Tage genuss- und lebensreich verstreichen? Die Zeit ist nun hier die Kunst, die Veränderungen sind die Kunstproducte, die höchste Pragmatik der Geschichte ist die Kunsttheorie. Es ist nicht unsere Meinung, an dem innern Zusammenhang das Auge der Schüler absichtlich vorüberzuführen und sie durch ein fragmentarisches Irrlichteliren zu belustigen, sondern ihn in einzelner Völker, Zeiten und Männer Leben und Geschichten hervorzuheben — wobei anfänglich Postulate für sie gleich Basamenten untergelegt werden müssen —, dadurch einzelne lebendig thätige Gestalten zu bilden, auch ihren Begriff

überall mit zu üben, aber die Idee nicht vor der Zeit in eine leichtgetäuschte und sich selbst zerstörende Thätigkeit zu setzen.“ Derselben einsichtigen, gewissenhaften und liebevollen Pädagogik entsprangen die „kleine lyrische Anthologie“ (1809) und die „Bemerkungen über einen wichtigen Gegenstand des Unterrichts in Gymnasien“ (1810), beide dazu bestimmt den Unterricht für Anregung und Läuterung der Phantasie und Poesie, die in aller Jugend lebt, förderlich zu machen.

Während auf solche Weise die begabteren Schüler zu eigenen poetischen Versuchen und Uebersetzungen angeregt wurden, trug sich der Lehrer selbst mit Dichten und dichterischen Plänen. In Albano hatte er eine Tragödie Hekabe begonnen, die er in Deutschland, in dem geliebten Ofleiden, in Ferientagen spazierend und wandernd vollendete und in einigen schönen Strophen Frau von Humboldt zueignete. Die gross angelegten religionsgeschichtlichen Studien, das lebhafte Interesse an der Zeit des Uebergangs der heidnischen Welt zum Christentum, der „wichtigsten Zeit der Weltgeschichte“, reifte den Plan eines Gegenstückes, einer Tragödie Thekla, zu der Grabes *Spicilegium patrum* den Stoff bieten sollte. „Auch bei klarer Erkenntniss, dass man zur tragischen Dichtung weder Beruf noch auch grossen herrschenden Zug habe, kann man doch in guten Tagen einmal eine Tragödie schreiben“, meinte er später. Aber er hat nur die heidnische Hekabe, nicht die christliche Thekla wirklich ausgeführt.

Den 3. Juli 1812 meldet Welcker an Frau von Humboldt: „Ich bin ziemlich fest entschlossen, wenn ich nach einiger Zeit meine Stelle am Gymnasium niederlege — was mir zwar schwer ankommen wird, weil man durch die lange Mühe gefesselt wird und auch in wenig Aemtern so sicher und unmittelbar wirkt —, ehe ich das freiere Verhältniss eingehe, auf etwa ein halbes Jahr nach Rom zu reisen, und weil es sich in meinen Umgebungen sonst nicht gut ausnähme, und auch aus wirklichem, nur nicht einzigem, Interesse an dem Gegenstand, einen litterärischen Zweck dabei zu verfolgen. Ich dächte nemlich Zoega's letzte Arbeit fortzusetzen,

so dass ich aus allen dort befindlichen Basreliefen eine Auswahl zeichnen liesse und die übrigen notirte, dann mit diesem Vorrat zurückzöge und ihn hier bearbeitete. Meine bisherigen Studien finden sich ungezwungen zu diesem Plan, der mit der ganzen Kunstbildung der Griechen in noch engere Verbindung gebracht werden kann, als selbst durch Zoega geschehn ist, den ersten in dieser Art. Doch ist das so, dass ich einer lebendigen Schönheit, wenn ich einer begegnete oder mir eine begegnen wollte, die alten Marmore gern zum Opfer bringen würde — um sie allenfalls in ihrer Gesellschaft etwas später einmal zu sehen statt zu studiren. Denu das Wiedersehen darf man sich doch immer vorbehalten."

Die lebendige Schönheit geht den freundschaftlichen Rat an, den ihm Frau von Humboldt im letzten Brief ertheilt, er möge heiraten. „Ohne entschiedene Neigung kann man aber doch nicht heiraten" antwortet Welcker. Er sei nicht eigensinnig, in einer kleinen Stadt wie Giessen müsse man wol verheiratet sein,' um sich ganz an seinem Orte zu fühlen, und heiraten sei leichter als Auswandern. „Allein, wie denn das an glücklichem Zusammentreffen hängt, ich liebe nicht, und bleibe, wie gern ich jeden weiblichen Vorzug empfinden mag, in dem kleinen Kreis meiner Bekanntschaft doch allzufrei und ohne Ahndung eines dauernden Glücks, das sich entwickeln könnte." Dabei ist es auch für die Zukunft geblieben. Früher wie später noch hat das feine Empfinden weiblicher Vorzüge sein Herz mitunter bewegt. In der Nacht vor der Abreise nach Italien hatte er im Traum ein paar griechische Abschiedsverschen an ein Mädchen gemacht, in das er ein wenig verliebt war. Noch in künftigen Zeiten hat Welckers eigenartige und geniale Persönlichkeit auf manche schöne und geistvolle Frau tiefen Eindruck gemacht. Aber zur Verlobung oder fast zur Verlobung ist er nur einmal in Göttingen, wie es scheint halb ohne sein Wollen gekommen, so dass ihm die Lösung mehr wie die Befreiung aus einer Verlegenheit als ein Ungemach erschien. In seinen alten Tagen, als aus dem liebenswürdigen feurigen Jüngling ein liebenswürdiger aber in seinen Gedanken minder beweglicher Greis geworden war, hat er ge-

äussert, er habe öfter heiraten wollen, aber es immer wieder über seinen vielen Geschäften und Arbeiten vergessen.

Auch die Auswanderung geschah nicht so bald und anders als er sie vorhatte.

Mit Humboldts verband Welcker nicht nur der Enthusiasmus für Rom, für Kunst und Poesie. Er hatte mit ihnen das Jahr 1807, in dem der Frieden von Tilsit den Fall Preussens besiegelte, in enger Gemeinschaft durchlebt. Noch dem Achtzigjährigen war die Scene in die Seele geprägt, wie Humboldt aus Rom die Nachricht der Schlacht von Friedland mit heraus nach Albano brachte und stundenlang schweigend auf und abschritt. Auch unter dem ersten überwältigenden Eindruck Roms schrieb er, nach der Schlacht von Jena die während seiner Reise geschlagen worden, an die Eltern, politische Nachrichten verlangend und doch warnend sie nicht den Briefen anzuvertrauen: „Schickt Euch in die Zeit, denn es ist eine böse Zeit!“ Wenn in Rom, in der fremden Herrlichkeit, im Eifer des Geniessens und Lernens und der persönlichsten Ausbildung, der Jammer des Vaterlandes vergessen wurde, in Giessen lastete der Druck schwer und schwerer. Welcker theilte mit Humboldts die Hoffnungen für Preussen und Deutschland; er hielt den Glauben fest, dass ein so grosses Volk sich wieder fühlen würde. Er rückte dies in ungewisse dunkle Fernen. Aber er horchte aufmerksam auf jedes Zeichen, das Besserung und Erhebung versprach. Schon im Juli 1808 schreibt er an Frau von Humboldt: „Ich meine dass sich in vielen deutschen Schriften ein auffallender Schwung zeige und dass der Keim sehr wichtiger Umbildungen und Verständnisse in viele Herzen getragen und immer weiter ausgestreuet wird. Ich für meine Person bin mit einem Eifer in meiner Schule, dass es mich selbst lächeln macht, wenn ich an meine sonst gewohnte und verhaltne Neigung und Streben denke, mit der Welt nicht, sondern mit mir zu thun zu haben, bis ich sie einigermassen kräftiger berühren könnte. Aber was kann man besseres thun als den Augenblick mit dem erfüllen, was er aufzunehmen Lust hat? Würkte nicht so viel Gemeines entgegen, ich wollte nichts besseres als in einem grossen Gym-

nasium lehren wo man mehr als sonstwo das Modernste niedertreten, die ungangbar gewordenen Ideen aufrichten und einen Organismus sichtbar bilden helfen kann — und von guten Altertumsschulen werden wol die Lehrer ausgehen müssen, die deutsch und eigen einst Deutschland aufrichten und umbilden sollen. Bei alledem, dass ich für meine Lage mir sehr viel herausnehmen darf und wo Andre Platz lassen einrücke, kann doch nichts fröhliches geschehen, so lange solche Regierung bei uns ist. Es müssen erst Rebellen kommen, wenn auch nur so sanft als ich izt in unsrer Schule.“ Die Jugend hegte dieselbe Gesinnung. Aber die älteren Freunde, mit denen er sonst am liebsten verkehrt, beleidigten durch ihre Ansichten sein Gefühl. „Ich muss mich mit Gewalt vor dem Gehässigen schützen, das ich sonst noch niemals auf Meinungen übertrug, mochten sie auch die allgemeinsten Gegenstände des Daseins angehn. Erfolg nennt die Welt Verdienst, eine einzelne Technik eminentes Genie und die höchste Männlichkeit die höchste Menschlichkeit.“

Das Jahr der Befreiung brach an. Aufgeregt, erst ängstlich, dann mit immer steigendem Jubel verfolgte Welcker die Erfüllung des Schicksals. Wenn vom „Beobachter“ ein Blatt nach Giessen durchdrang, schrieb er es ab und machte Auszüge, schickte die Nachrichten umher und brachte sie selbst zu Pferd und zu Fuss hin, wo er jemand recht wohl wollte. Von Frau von Humboldt, deren liebenswürdiger Enthusiasmus in helle und reine Flammen aufschlug, kamen die Botschaften über die Verwundung ihres Sohns Theodor, Welckers frühern Schüler, über ihre Sorgen und Hoffnungen, ihre überströmende Siegesfreude und Dankbarkeit. „Von meinem Manne — schreibt sie im October — hatte ich zuletzt Nachrichten vom 19ten aus Rötha, zwei Stunden von Leipzig. Man glaubte nicht, dass der Kaiser von Oestreich und der König von Preussen in Leipzig bleiben würden; die Stadt, die an Gebäuden nicht bedeutend gelitten hat, war überfüllt mit Todten und Sterbenden. Unter den furchtbaren Schlägen dieser zwei glänzenden Tage und derer die ihnen vorangingen, hebt sich die Freiheit der Welt wieder empor. Mit Stolz darf sich mein Vaterland und meine Mit-

bürger darunter nennen. Alle, auch die glänzendste Tapferkeit darf sich nur neben dieser nennen, denn zu übertreffen ist sie nicht mehr. Wenn man, wie ich, beinah ununterbrochen hört, wie sie überall die Ersten waren und überall zugleich die bescheidensten und mässigsten sind, so kann man nicht anders, als in einem tiefen, tiefen Dank es gegen Gott mit Thränen erkennen, dass er die gewürdigt, die Verfechter des Rechts und der Erkämpfung der heiligsten Güter der Menschheit zu sein, die er am tiefsten gebeugt hatte. — Trophäen aller Art häufen sich. Viel ist geschehen, viel muss noch geschehen, damit dem Uebermut ein starker Wall gebaut werde; aber mit Gewissheit hoffe ich, wir werden noch die Tage des Rechts in vollem Glanze sehen. — Der Kampf kommt Ihrer Gegend jetzt näher; der Himmel gebe, dass der Sturm nicht verheerend für die Ihrigen sei. Wir erwarten hier mit jeder Stunde nähere Details von der Verfolgung des Feindes und dem Zerstören des Materiellen seiner Armee. Wie endlich die Deutschen der Stimme des Himmels und ihrer eignen Brust gefolgt sind, werden Sie erfahren haben.“

Das eben war es, das Welckers Freude Pein zumischte. Noch immer stand sein Vaterländchen auf französischer Seite, und es war ihm ein Greuel, die Hände müssig in den Schooss zu legen. Den in Giessen einrückenden Preussen und Russen zogen die Einwohner mit Jubel entgegen. Blücher hatte eine Woche lang sein Hauptquartier in Giessen. Am Abend des Einzugs brachte er den Toast aus: „Meine Herren, gut deutsch oder an den Galgen.“ Am zweiten Tage schilderte Steffens im grössten Hörsaal der Universität den Siegeszug des preussischen Heeres und rief, in zündender Rede, zum Anschluss auf. Welcker, von dem schon das Gerücht ging er werde eine Freischar bilden, belehrte seine ungeduldigen jungen Freunde, ohne Zweifel werde ihr Landesherr sich bald für die deutsche Sache erklären, sie würden sich am besten dann unter seine Fahnen stellen. Endlich geschah das Ersehnte. Auf den am 28. December erlassenen Aufruf des Grossherzogs zur Bildung eines freiwilligen Jägercorps gegen Frankreich meldete sich Welcker, wie manche andere Be-

amte, mit dem grössten Theile der Studirenden zur Waffe. „Jede Mutter — schrieb er den Eltern — verheiratet guten Muts ihre Tochter, ob ihr gleich die Ehe grosse Gefahren bereitet — warum nicht eben so heiter einen Sohn dem Krieg übergeben in Umständen wenn dieser eine eben so natürliche Bestimmung für ihn ist?"

In Darmstadt wurde Welcker einexercirt und in die Geheimnisse des Reglements, der Paraden und Schlosswachen eingeweiht. Am 28. März 1814 rückte das hessische Bataillon freiwilliger Jäger zum Feldzug gegen Frankreich aus, Welcker, von seinen Genossen zum Offizier gewählt, als Oberleutnant der dritten Compagnie. Ueber Heidelberg und Bruchsal, wo er Parade vor der Kaiserin von Russland stand, ging es südwärts weiter, endlich nach Frankreich hinein. Aber Welckers Wunsch „so Gott will werden wir noch zu Einer Schlacht kommen, so etwa an der Marne, wie gegen Attila" ging nicht in Erfüllung. Schon am 14. April, noch diesseits der französischen Gränze, brachte ein Courier die Nachricht, dass der Kampf zu Ende sei und der hessische Befehlshaber Prinz Emil in Lyon cantonniere. So verlief der so begeistert begonnene Feldzug unblutig in den Cantonnements von Lyon. Ueber das dortige Leben und Treiben gibt ein ausführlicher Brief an Karl Welcker Bericht:

„— Der Dienst hat im Ganzen den hiesigen Aufenthalt nicht sehr geschoren. Wir haben einmal Revue gestanden dem Prinzen Emil, nach unserer Ankunft, einmal dem General Follenius, zu dessen Brigade wir kamen, und am Sonntag vor acht Tagen wieder dem Prinzen, wo das ganze hessische Kriegsheer in einer Schlachtlinie auf dem Rhônequay aufgestellt den hessischen Namen vor dem Grafen Colloredo und dem Lyoner Volk verkündigte —, besonders auch die Würde des jungen Prinzen. Ausserdem haben wir seit kurzem einen Tag über den andern von 5—7 Morgens zu exerciren und sonst täglich zweymal Verlesen. Hier im Haus hab' ich's ganz nah und von der Vorstadt aus ging ich mit Vergnügen täglich zweymal eine starke halbe Stunde in die Stadt. Das Theater besuche ich mittelmässig oft; im grossen giebt man Opern, Ballets und Schauspiele ab-

wechselnd, immer eine gute Portion zusammen, von 6—10. Man singt leidlich, musicirt schlecht, spielt brav und tanzt für eine Provincialstadt sehr vorzüglich. Opern und grosse Ballets, wie Psyche, sind mir am ergötzlichsten gewesen; in den Komödien erscheint der Franzos nur stärker ausgesprochen und lauter schreiend als im gewöhnlichen Leben und also ist auch das Missbehagen fast um so grösser als die Kunst stark ist. Im kleinen Theater *des Célestins* ist man mehr der Zuschauerinnen wegen, die mit dem fremden Militär schäkern und narren, als des Spiels wegen, was zwar nicht schlecht ist. Beide Theater spielen jeden Tag. In Ansehung der gesellschaftlichen Unterhaltung dürfen wir sehr zufrieden sein. Eines Theils ist es, wenn man doch einmal im Lande ist, der Mühe werth, die Denkungsart und Stimmung der Leute im Vorbeigehn, in Zeitungscabineten, Butiken &c zu beachten, sich loben und danken zu lassen von den einen (denn *les alliés* und der eine Soldat, der mit ihnen redet, liegen nicht weit auseinander oder passiren ihnen im Gespräch für eins), und sich mit den geheimen Napoleonisten zu zanken auf der andern Seite und ihnen unter die Nase zu sagen, was sie noch nicht wissen. Natürlich, dass der Franzos, dessen Hauptzüge Kinderei und Eitelkeit sind, durch den Verlust und die Erniedrigung, die er jetzt erfährt, über die Uebel der vorigen Regierung leicht ganz geblendet wird und Abtretungen unverjährter Besitzungen als eine unerhörte Ungerechtigkeit betrachtet. Vernünftige unter ihnen schieben wenigstens Oestreich und dem übrigen Europa alle Schuld, die sie selbst tragen, aus dem Grund auf den Hals, dass sie sich früher hätten vereinigen und ihnen steuern können. Die Gesellschaft, worin wir am besten aufgenommen werden, sind die Altadeligen, die vorzüglich um den schönen Platz *Belle cour* herum wohnen. In einem Cirkel, wo ich gleich Anfangs bekannt geworden bin, wird abwechselnd, wenn man hinkommt, geplaudert, musicirt, Gesellschaftsspiele gespielt u. s. w. Einigemal hat es auch Tänzereien bis Nachts 2 Uhr gesetzt, wobei die Walzer Hauptrolle spielen. Aber deutsche Damen walzen besser. Man hat an einem grossen Ball gearbeitet; aber ich glaube, dass die

Stadt doch im allgemeinen zu viel gelitten hat, als dass man sich zu etwas vereinigen möchte, das eine Art von öffentlicher Stimme wäre. Sehr angenehm ist in gesellschaftlicher Hinsicht meine gegenwärtige Wohnung: der Vater aus Basel, die Mutter aus Leipzig, die Töchter aus Lyon, aber doch deutsch redend und von deutschen Anlagen, sehr gebildet und fein. In diesem Haus treffen die drei berühmten Namen Tobler, Pestalozzi und Lavater zusammen; doch haben in ihm die noch nicht berühmten der Mamsell Cäcilie und Pauline einen entschiedenen Vorzug. Ich lerne etwas französisch, um nicht gar nichts zu lernen. — Ich habe mir an verschiedenen Punkten der Stadt in Buchläden Gelegenheit zum Lesen ausgemittelt und ich bringe da so oft und so viel zu, als sich eben schicken will und als ich brauche, um mich frisch zu erhalten. Es unterhält sehr, besonders wenn man ohnehin die Beobachtung dieses Volks sich zu einem kleinen Geschäft eben macht, in diesem Augenblick alle Zeitungen zu lesen, deren allein von Paris täglich vier kommen. Sodann zahllose Broschüren, Pamphlets, historische Nachholungen, Aktenstücke, Anekdoten, Lügen, Sudeleyen &c. In meinem Zimmer habe ich dagegen etwas kernhaftes altes: Montaigne, Alfieri, und was ich dir sehr wünschte, De Lolme *Constitution of England*, seit heute auch die Fortsetzung der Staël *de l'Allemagne*, die ich verschlinge. Hier im Hause lässt sich mancherley lesen, selbst Göthe, auch mit sehr verständigen Zuhörerinnen verbunden, und es hat überhaupt etwas, das vom Bedürfnis des Lesens allmälig ziemlich entwöhnen könnte. Du weisst, dass die alte Hauptstadt von Gallien mancherley Ueberreste zurückgelassen hat. Auch besitzt Lyon ein Museum, dessen Director die Gefälligkeit hat, mich in dem Hauptcabinet und in seinem Zimmer, wenn ich Lust habe, den ganzen Vormittag durch suchen und trödeln zu lassen."

Wie Welcker in Lyon sich mit Artaud — denn dieser ist der gefällige Director des Museums — bekannt machte, seinen litterarischen Studien und Neigungen nachging, sich mit dem beobachten von Land und Leuten vergnügte, so liessen auch auf dem Marsch hin und her die militärischen

Pflichten Zeit genug, sich in die Naturschönheit der durchzogenen Gegenden zu vertiefen, den Domen von Freiburg und Strassburg genussreiche Stunden zu widmen, in Heidelberg die alten Freunde, in Strassburg Schweighäuser aufzusuchen. Am 7. Juli durften sich die Eltern in Ofleiden der glücklichen Heimkehr des Sohnes freuen. Die ersten Augusttage brachten einen Ausflug nach Wiesbaden zu Goethe; Welcker führte bei ihm einen Darmstädter Freund, W. Hallwachs, ein, der vor dem Dichter Proben seines schauspielerischen Talents durch Declamation der Glocke ablegte. Und schon wenige Wochen nach der Rückkehr aus dem Feld war Welcker auf einer neuen grösseren Reise, dieses mal friedlich auch in der Absicht und nach dem Norden gerichtet, nach Kopenhagen.

Der Plan war nicht neu. Die Beschäftigung mit Zoega liess wünschen, seinen auf der Bibliothek in Kopenhagen niedergelegten Nachlass zu benutzen; Humboldt hatte für die Einführung gesorgt, die alle Wege ebnen sollte. Welcker war im Begriff, dem Drängen seiner dänischen Freunde nachzugeben, als der Kriegssturm den Plan aufschob. Am 19. August Abends trat er die Reise an, gleich mit der Absicht, auf dem Rückweg seinen Bruder Karl, der eben einen Ruf nach Kiel erhalten, in der neuen Heimat aufzusuchen. Wie stets auf allen Reisen, in Jugend und Alter, beobachtete Welcker was sich ihm darbot mit der ihm eignen lebhaften und sinnigen Aufmerksamkeit; auch diesmal ist er der Sitte der Zeit, alle irgendwie namhaften Menschen persönlich anzusprechen, treu gefolgt. In Kassel sah er — trotz strömenden Regens — die Brüder Grimm, „angenehme, ungezwungene Jünglinge, die in der Weise der beiden Riepenhausen und Boisserée ein glückliches brüderliches Leben in ihrer Kunst und Wissenschaft zu führen scheinen.“ In Hamburg selbst war ihm Perthes die liebste Bekanntschaft „verständig, fein, herzvoll, mittheilend, zutraulich, ein herrlicher Mann, wie es scheint, der sich schnell zu finden weiss mit einem andern und sich schnell zu finden wünscht, was sich einzeln nicht oft und vereinigt noch seltner antrifft.“ Claudius that es ihm leid nicht öfter in Wandsbeck besuchen zu können.

„Denn ein jedes Wort von ihm hört man aufmerksam und sehr gern. Er hat sokratische Züge, wie ich auch in Pestalozzi und Zoega gefunden, nur wieder andere und anders gemischt. Sein schönes und verständiges Gesicht und seine eigentümliche hausväterliche Weise, sein zwanglos angenehmes Wesen war mir nicht angenehmer als seine Eröffnung über sein System und inneres Leben. Dass nur eine Wahrheit sei und jede Abirrung von der Orthodoxie sich in sich selber auflöse, ist seine klarste Anschauung. «Der menschliche Willen ist verderbt — diese Lehre der heiligen Väter ist etwas stark, sagte er, wiewohl ich es auch glaube — aber nehmen wir nur eine unendliche Verschiedenheit der Willen an, wohin sollte das führen? Es ist ja so natürlich und einfach, dass in allem ursprünglich ein Gesetz ist und bleiben soll nur ein göttlicher Wille.» Hier zeigt sich recht der Contrast des Goethischen Systems, seiner Ansicht von Charakter, von Naturgewalt und Unwiderstehlichem. Goethe gab uns mancherlei zu reden, so wie meine Ansichten von griechischer Religion im Verhältniss zur christlichen. Claudius Gedächtniss fasst gar keine Namen; Kant, Fichte, Orpheus musste er suchen. Keinen der beiden ersten hatte er gelesen, das gehe ihm nicht in den Kopf hinein, sei ihm zu kraus. Schelling möge wol der Wahrheit näher sein, als der Königsberger, über den er fast verächtlich sich anliess. Ihm erlauben nun seine Augen nicht mehr viel zu lesen; er beschränke sich auf das, was ihm Bedürfniss sei. Seine Frau ist wie die Vossin und die Herderin zu ihrem Mann, und schön und angenehm zum Erstaunen.“

Am 2. September kam Welcker in Kopenhagen an, freundlich empfangen von Lund und Bruns, die unermüdlich waren, ihm den Aufenthalt in der schönen Stadt behaglich und genussreich zu machen. Der Besuch der Parks, Villen, Paläste, Kirchen und Sammlungen, die gelehrten, litterarischen und Künstlerkreise, in denen der Bischof Münter und Bröndstet, Oehlenschläger und Baggesen hervorragten, Oper, Ballet und Schauspiel, die Aufführungen und Concerte bei Bruns, das eifrige Studium nicht nur der Werke der beiden persönlich befreundeten Dichter, sondern auch Ewalds, Hol-

bergs und der dänischen Volkslieder, nahmen die Zeit, welche Zoega und die königliche Bibliothek übrig liessen, reichlich in Anspruch. Obwohl ihm schien, dass die Dänen die eigenen Schriftsteller überschätzten, hat er doch später öfter über deren Vernachlässigung in Deutschland geklagt.

Der Aufenthalt in Kopenhagen dehnte sich gegen Wollen und Erwarten aus. Vor der Heimreise wollte Welcker noch Lund und Helsingborg kennen lernen. Die Ueberfahrt nach Malmö, die Fusswanderung nach Lund, die Bekanntschaft mit den schwedischen Postwagen boten Genuss, oder doch Unterhaltung und Abwechslung. In Lund liess sich Welcker vom Professor Lundblad die Einrichtungen und Sehenswürdigkeiten von Stadt und Universität erklären und horchte eifrig auf seine und noch eifriger auf Thegnérs Gespräche und Urteile über deutsche und französische Sprache und Litteratur und ihr Verhältniss zu der schwedischen. Aber Welcker kam krank von dem Ausflug zurück. Fast drei Monate, bis zum Weihnachtstag, musste er das Zimmer, lange auch das Bett hüten, und an die Rückreise nach Deutschland war vor Eintreten der milderen Jahreszeit nicht zu denken. Doch halfen die Kopenhagener Freunde die Zeit verkürzen; und Welcker nutzte sie so gut es gehen wollte, die begonnene Biographie Zoegas durch die Briefe zu erweitern, seinen Nachlass durchzugehen, zu übersetzen, auszuziehen, seine Abhandlungen zum Drucke vorzubereiten. Auch Visconti hat er damals viel gelesen.

Am 25. Februar trat Welcker die Rückreise an, zunächst nach Kiel, wo er sich einige Wochen an dem Kreis von Freunden freute, in den sein Bruder Karl vor kurzem eingetreten war, Dahlmann, Twesten, Hegewisch, Falk. In Berlin kam er gerade recht, um Zeuge des erneuten patriotischen Aufschwungs zu sein, den dort Napoleons Landung auf französischem Boden entzündete. Noch von Berlin aus meldete sich Welcker wiederum zur Waffe. General von Gall schlug Welcker vor, ihn als Adjutant zu begleiten. Schon war er mit Pferden und allem nötigen ausgerüstet. Aber der Grossherzog wies den Antrag ab, um kein Beispiel zu geben, das die Gesuche um Anstellung in der Linie ver-

mehre; und Welcker sah sich statt zu „ruhiger Unruhe“ zu „unruhiger Ruhe“ genöthigt. Die unerwartete Enttäuschung verstimmte ihn lebhaft; und diese Verstimmung fand bald neuen Stoff. Zwar auf einen noch in Welckers Abwesenheit von der Pädagogcommission eingereichten klagenden Bericht, Welcker sei nun im Ganzen beinahe 3½ Jahr von seinem Schulamte entfernt, hatte der Grossherzog einfach rescribirt, Welcker komme bald wieder, Krankheit und Militärdienst seien ausserordentliche Sachen. Aber Welcker glaubte eine genügende Exonerirung von seinen vielen Lehrstunden beanspruchen zu dürfen; Gehalt und Lectionsplan gaben Anlass zu Aergerlichkeiten; endlich, Ostern 1816, kam es zum offenen Bruch. Mitglied der von Universitätswegen dem Pädagogium vorgesetzten Commission war Geheimerat und Professor Crome, der für den Darmstädtischen Hof mit Bernadotte verhandelt hatte und nach der Schlacht von Lützen die Flugschrift „Deutschlands Krise und Rettung“ schrieb, welche Blücher in so lebhaften Zorn versetzt hat. Welcker und seine Freunde verachteten Crome als französisch gesinnt. Der Universitätssenat drang auf seine Entfernung. Auf dem Rückmarsch aus Frankreich las Welcker mit Erstaunen und Entrüstung, dass Crome sein Amt wiederum angetreten habe. Am 4. April 1816 fand ein öffentliches Examen statt. Als Crome hereintrat, war Welcker gerade im Begriff, seine Schüler zu prüfen — er klappte seinen Horaz zu und verliess den Saal. Des Nachmittags wiederholte sich dieselbe Scene. Die Commission führte Beschwerde über Welckers „ungebührliches Betragen“. Das Ministerium ertheilte ihm einen Verweis. Welcker bat um seine Entlassung aus hessischem Dienst, die am 2. September 1816 gewährt wurde. Der darüber dem Grossherzog erstattete Ministerialbericht ging von der Ansicht aus, dass sie eher ein Gewinn als ein Verlust für die Landesuniversität sein dürfte, da Welcker bei im übrigen schätzbaren Kenntnissen durch schwärmerische Grundsätze und überspannte Ansichten geleitet sich sogar bei öffentlichen Lehrvorträgen als einen unruhigen Kopf gezeigt.

Die Vorlesungen, welche so ängstliches Bedenken erregt hatten, waren die über deutsche Geschichte, deren schöne

Einleitung Welcker auch im Druck erscheinen liess. Seiner patriotischen Begeisterung hatte er schon im Januar 1814 durch die Schrift „Warum muss die französische Sprache weichen und wo zuerst? Zum Besten unbemittelter hessischer Freiwilliger“ Luft gemacht, seine politischen Ideale eben damals in den Aufsätzen „Von ständischer Verfassung“ und „Ueber die Zukunft Deutschlands“ in Ludens Nemesis und in den Kieler Blättern niedergelegt. So hatte Welcker allen Anspruch, seinen Gegnern verdächtig zu scheinen, die ihn bald als „Humboldtianer“, bald als „Haupt der Schwarzen“ ausschrieen.

Die Entlassung aus dem hessischen Dienst war zunächst mehr eine Wendung zum Guten als ein Missgeschick. Zwar die Aussichten in Preussen, an der Universität Königsberg oder bei den Vorarbeiten für die neuzustiftende Rheinuniversität, Stellung zu finden, waren gerade in den Tagen der Entscheidung in unbestimmter Ferne verloren — ein unerwarteter ehrenvoller Ruf nach Göttingen, der einen grösseren und freieren Wirkungskreis eröffnete, machte allen Wünschen und Gedanken über die Zukunft ein Ende. Aber Missgunst und kleinlicher Verdacht, der Welcker von Giessen wegtrieb, sollten ihre dunklen Schatten noch in die Zukunft werfen.

Aus Briefen an Frau von Humboldt.

Giesen den 12. August 1808.

— Meine Betrachtung richt' ich auch dem Süden beständig zu, nicht blos in den Erinnerungen an Italien, sondern auch durch Lectüre von Reisebeschreibungen von Griechenland, die ich von allen Orten her auftreibe. — Es vergeht kein Tag dass ich nicht in jener Ferne bin. Daraus sehen Sie schon, beste Gnädige, dass mich bis izt wenigstens die Trockenheit der Universitätsleute nicht befallen hat. Weit lieber als ganz kalt und denkend darstellen, möcht' ich mit allem Feuer und dichtend dem Luft machen, was sich in ungeordneten Massen und mangelhaft mir zudrängt als Stoff.

Wenn ich Ruhe genug hätte, wollt' ich einen Roman versuchen, worin der Geist des Alterthums und das eigne Genie alterthümlicher Bildung in einem Modernen dargestellt

wäre, wie Poesie und Musik in andern. Ich möchte jene glühendere Natur sich ausreden lassen, die in einer ernsthaften deutschen Schrift fast nicht zur Sprache gelassen wird, und griechischer Boden und Italien und mancherlei sollten einer Haupterscheinung dienen u. s. w. Ob das fremde Bild, an dessen Zügen ich wenigstens auch in ernsthaften Studien mich übe, allein so treiben kann, oder ob einige Erinnerung und Sehnsucht des Lebens (die sich selbst für sich keine Darstellung, die lezte auch nicht in der Wirklichkeit, verheissen dürfen) sich mit dahinter stecken um sich im grösseren Ganzen mit hervorzudrängen, hab' ich mich kaum bis auf diesen Augenblick gefragt. Aber das merk' ich, dass die Treuherzigkeit, die mir mit meine Erziehung gegeben, ruhig zu beschauen und stiller von den andern zu erwarten, besonders im sichtbaren Kreise, dahin ist; ich glaube, dass ich ihr, indem ich nach Italien gieng, mit guter Manier entschlüpft bin. Denn gewiss ist, dass wer nicht mehr unterlassen kann, in seinem eignen System und Phantasie zu bilden und darüber viel andres liegen zu lassen, gegen viele auf einmal revoltirt. Aber wenn der Sinn sich auch von solcher Treuherzigkeit losmacht, so kann und wird sich von der Treue mein Herz wenigstens niemals befreien.

Verzeihen Sie, meine gnädige Frau, diese Ergiessung; ich fühle sehr, dass etwas ungehöriges drin ist.

Giesen den 21. December 1809.

— Vor wenigen Stunden hab' ich die erste flüchtige Lectüre von Göthes Wahlverwandtschaften beendigt und bin voll von diesem neuen Meisterbild, nicht blos die Eindrücke der bestimmmten Gestalten und einfach genialen Composition geniessend, sondern auch Effecte, wahre und falsche Ansichten prophezeiend, und zumal die Stimmen von einigen gewichtigen Kennern bemüht mir im Voraus bedeutender zu machen durch eignes selbstbestimmtes Gefühl und Reflexion. Es kann bei mir nicht Hang zu der übermässigen Kritik der Deutschen, sondern nur Verlangen nach Freundschaft seyn, wenn ich so ungeduldig bin, ein Kunstwerk allein zu betrachten, und es gern gleich in das Leben hereinziehen möchte durch gesel-

ligen Genuss. Könnten Sie, meine beste Gnädige, das Buch bald lesen, so hütete ich mich gewiss, Ihnen durch Räsonnement die reine neue Lectüre davon zu trüben — aber so ists Ihnen vielleicht nicht unlieb, wenn ich Ihnen im Voraus einen Begriff mittheile, den ich mir davon gemacht habe. Vielleicht ists der rechte nicht — denn er ist mir noch zu neu, um sicherer zu seyn.

Der gealterte Dichter trifft noch einmal mit dem Geist seiner Jugend zusammen; Werther hat ein Gegenstück und zwar eine Schwester seiner Liebe gefunden. Aber sie fodert uns keine Rührung ab, sondern sie theilt uns ihre Heiterkeit bei aller Duldung mit. Wenn der Jüngling nach Kämpfen zertrümmert hinsinkt, so vertauscht sie nur den ihr mühsam gemachten irdischen Frieden mit dem vollen himmlischen. Sie stirbt durch heimlichen Hunger — aber man wird ihren Tod nicht gewahr, wie das Gewitter spurlos tödtet ohne die Schönheit des Leibes zu rauben. Die gehaltnere weibliche Innerlichkeit und stille Ruhe einer festen Liebe contrastirt nicht allein mit Werthers thätiger Leidenschaftlichkeit, sondern die gereifte Kunstbildung und sophokleische Harmonie des Dichters hat das Weibliche in dem Gegenstück noch besonders gewahrt. Bei der klassischen Klarheit und Leichtigkeit der ganzen Gestaltung und Ausführung ist die nun wiederholte Neigung zur Selbstopferung, als ein Kind der neuen Welt, dünkt mir, recht auffallend. Die irdische Schöne muss vor den unendlichen Regungen des Gemüthes vergehen — denn eine solche Liebe ist doch Anklang des Unbeschränkten im Geiste.

Der Zweig des Geheimnisvollen und Wunderbaren kann nicht leicht feiner, knapper und bescheidener auf den Stamm des wirklichen Lebens geimpft werden, als hier geschieht. Man könnte lange herein glauben, das Buch sey, mit aus Polemik gegen die neusten Hyperpoetiker, so recht prosaisch geschrieben, der Dichter wolle uns zur Unterhaltung ein paar, kaum zusammen componirte, Porträts vorstellen. Aber zuletzt schwingt sich der entpuppte Schmetterling vom breiten Boden des materiellen Lebens den blauen Himmelslüften zu. Eine *nascità*, die Ottilie spielend vorstellen muss, ist eine kaum

auffallende Vorbedeutung, dass ihre Leiche ein Heiligenschein umgeben und abergläubige Kranke sie aufsuchen werden.

Die ganze Fabel ist wie mit Zauberstabeswinken unmerklich dirigirt und die wichtigsten Absichten scheiuen sich so zu verstecken, als wolle der Dichter sie niemals anerkennen. In der eingestreuten Lebens- und Lehrweisheit, die ohne sichtbare Wahl noch Sucht, in zufälliger Fülle, wie sie die Natur bietet, ausgetheilt ist, blickt mehr Individualität hervor.

Es ist wieder eine von den originellen Rollen da — ein Mittler —, die man mit empirischen Händen nirgends anfassen kann, ob sie sich gleich so natürlich stellen. — Es ist auffallend, dass Ottilie nicht schnell entwickelt, früh glänzend und sprudelnd ist, sondern, als ob in sehr lieben Frauen die Natur den Geist fester und stoffartiger einschliesse, ganz unerwartet ihre Lieblichkeiten rein aus dem guten und zarten Gemüth entwickelt.

Der Titel spricht den Zusammenhang der Geschichtsfabel aus; denn wie sich zwei verbundene Körper chemisch trennen und sich jeder einen andern wählt, so verliebt sich ein vergnügtes klarsehendes Ehepaar in mittlern Jahren in andre Herzen und, so wohl auch die Frau mit Resignation und Klugheit lenken möchte, so ist doch des Mannes Verlangen unwiderstehlich und die festliebende, aber später darin Schuld gewahrende Ottilie stirbt ihm voran.

Wie mancherlei aus dem Leben und der Welt weckt das Buch in der flüchtigsten Lectüre auf! wie gern möcht' ich über viele Personen Ihr Urtheil hören! Einmal sagt auch Ottilie: Nur der Naturforscher ist verehrungswerth, der das fremdeste in seiner eigenthümlichen Umgebung zu schildern weiss. Wie gern möcht' ich nur einmal Humboldten erzählen hören.

Giesen den 11ten Januar 1811.

— Ich hoffe und erwarte, dass Ihnen das Leben in Wien auch viele Befriedigung und Unterhaltung geben wird. Mir dünkt kein Ort in Deutschland jezo bewohnenswerther in vielen Hinsichten und der schöne Kreis Ihrer Lieben wird sich dort in neuer Gestalt organisiren, die Sie immerfort beschäftigen und freuen kann. In den Verhältnissen Ihres

Lebens liegt so viel Auffoderung zum Glück. Aber Raum bleibt Ihnen immer, das weiss ich wohl, nach Monte Mario zu blicken und Ihre Gedanken hinzuschicken, wo die meinigen ihnen oft genug begegnen werden. Bei mir wird die Neigung zu Rom immer herrschender, die Eindrücke die ich dort bekommen habe, klären und verschönern sich immer mehr. Man strebt, wie gern man auch mit dem Schönen im Reich der Dichtung leben möge, dem Schönen in Wirklichkeit nicht weniger immer nach; das Auge will gegen die Phantasie nicht immer zurückgesezt seyn und ich gestehe Ihnen dass ich oft gern Römische Aussichten in reiner Luft gegen die schönsten Ideen, die mir zugänglich sind, eintauschen möchte. Wie weit die Liebe der Natur gehen könne, hab' ich nie so sehr gefühlt, als seit einiger Zeit her in Erinnerungen und in dem Verlangen, womit ich sie in der farblosen und ihrer selbst entäusserten Gestalt in unsrer kleinen Gegend aufgesucht habe. Es giebt eine dunkle, fast ungestüme Foderung, dass man von ihrem Reiz, so viel als man selbst fähig sey, geniessen dürfe. Die Menschen besizen sich einander ausschliessend und zwar nach einem Schicksal und Glück, dadurch wird Resignation möglich. Aber die Natur nährt keine Eifersucht in ihren Freunden und Allen steht's frei, sie zu lieben. Wie eins der vielen Postulate im Gemüth sprichts daher: auf und eile in ihre Arme. Wenn einer nun diese Arme jenseits der Tiber geöffnet sieht, so scheint es ihm wie unnatürlich, dass er ihnen nicht entgegen fliegen soll; es versucht ihn die kleinen Fesseln der Gewohnheit und des Zufalls, selbst die der Familie und des Verstandes zu brechen und einmal sein Herz zu verziehn.

Ich spräche Ihnen nichts von dieser Art Mysticismus, wenn er nicht wie alles Mystische wenn es dauert, eine grosse Positivität für mich hätte. Viel und zum Theil sehr professormässige Arbeiten, mancherlei Berührungen und Unberührungen sind dafür, dass ich mich keiner Vorstellung allzuviel hingeben kann und ich bin eigentlich froh, mir unter dem kleinen Wirrwarr meiner Geschäfte einen Faden von Gefühlen durchzuziehn, der in der Folge eine poetischere Zeit, wenn sie mir kommen sollte, mit einer frühern verknüpfen könnte.

Es würde mich unglaublich freuen, wenn Rauch das Monument der Königin übertragen würde, worüber er mir mit der edelsten Bescheidenheit schrieb, ich bin auch überzeugt, dass er es so gut und gefühlvoll wie einer ausführen würde.

Giesen den 30. October 1813.

— In der That habe ich die Empfindung eines erneuten Daseyns in dem Grade, dass ich seit einiger Zeit wenn ich hinauskomme, mich fragen möchte: hat sich nicht diese Gegend verändert, ist diese Luft nicht reiner geworden? Wenn ich Menschen sehe, scheinen sie mir veredelt gegen sonst, alle von höherer Anlage und grösserer Hoffnung — und mich selbst muss ich immer suchen zu fassen und zu beruhigen, um mich bei den nothwendigsten Geschäften zu erhalten; denn sie dünken mir weniger werth, und jeder Augenblick dem Gefühl und dem Gedanken der Zeit und der Betrachtung des freudigen Horoskops dieser Geburtsstunde schuldig. Nun die Wendung und Entscheidung so schnell und bestimmt ist, werfe ich mir tausendmal meinen Mangel an Glauben vor — wenn ich Fr. Schlegels Lieder von 1806 und 7 lese, möchte ich mich schämen. Eine Lebenszeit, ein halb Jahrhundert — darüber wäre ich mit dem bösen Feind eins geworden, wenn er das Künftige wieder frei gegeben hätte: so verzichtend — wenn gleich nie einen Augenblick für Volk und Nachwelt überhaupt — war ich Jahre lang gestimmt; und wenn auch seit geraumer Zeit die Täuschung von einer wunderbaren Besonnenheit und Berechnung, die sich auf nie gesehne Art mit dem kühnsten Unterfangen vereinigte, sich mindern musste, so flog doch meine Hoffnung weit niedriger und langsamer.

Zu Joh. von Müller soll er gesagt haben *Je suis créé par la providence pour jeter à terre toutes ces anciennes formes*, vielleicht auch um die seines Throns gerade wieder in vorigen Stand zurückzubringen. Unsere Gegend musste von dem Rückzug grosse Unannehmlichkeiten fürchten, denn nach der Aufführung in Sachsen zu urtheilen sollte wohl eine nicht allzugedrängte Flucht und die frische Erbitterung schreckliche Verheerungen mit sich geführt haben. Allein die Un-

ermüdlichkeit der Verfolger wehrt alles ab. Unsere Stadt wird keinen Feind sehen. Den 27. Nachmittag war der Kaiser Napoleon in Vach, heute daher vermuthlich bei Hanau, und den 28. soll Wrede in Aschaffenburg gewesen seyn, wesswegen ich in jener Gegend noch ein Gefecht vermuthe. Nur die Kanonade am 27. bei Fulda haben wir gehört, wodurch eine starke Abtheilung gezwungen wurde, einen Seitenweg über Gedern und Friedberg einzuschlagen. Gestern waren in Friedberg, 6 Stunden von hier, die ersten Kosacken oder Oestreicher, welchen einige tausend Franzosen nur um einige Stunden zuvorgeeilt waren. Die Beschreibungen welche die bei Vach endlich ganz aufgelösten hessischen, und Badnische, Bergische, französische Versprengte machen, sind wie zahllose Noten zu einem leicht zu begreifenden Text. Wenn dies alles ein Caporal bewirken konnte, so ist seines Gleichen in der Kriegsgeschichte nicht. Aber Sie haben vielleicht das Bulletin noch nicht. Unser Heer ist nach Mannheim; wie es auch Willkühr möge wenden wollen, die Dinge werden ihren Gang gehn und mein Greuel hoffentlich sich lösen, als ein Müssiger verschlagen zu seyn von dem hohen Werk der hunderttausende, zu dem jeder gleich Verlangen und Liebe trägt. Fast sollte einem bang werden, es würde zu früh vollendet.

Frau von Humboldt an Welcker.

Rom den 16. December 1816.

— Tausend Dank für die Strophen aus dem Faust, sie sind wunderschön und haben mich tief im Innersten aufgeregt, es tönt wirklich darinnen die Aeolsharfe der Jugend. Humboldt ist in Weimar gewesen, er schreibt mir dass Goethe mit dem litterarischen Wesen in Deutschland ungemein unzufrieden ist und beinahe an allem Heil verzweifelt, weil niemand sich in eine Form passen will und darüber die entschiedensten Talente untergehen. In seinem Unwillen ist er so weit gegangen Humboldt zu sagen, die Deutschen seien nur noch allenfalls im Auslande erträglich und man müsse sie wie die Juden in alle Welt zerstreuen. Humboldt hat ihm geantwortet, er an seinem Theil habe das schon ange-

fangen, nun solle er, Goethe, es nur an dem seinen vollenden, und zu uns nach Rom kommen.

Thorwaldsen hat seinem Mars Arme angesezt und fürs erste die Idee aufgegeben eine Gruppe daraus zu machen, es ist eine trefliche Figur geworden und nur der Aermlichkeit der Zeit ist es zuzuschreiben, dass er noch keine Bestellung dafür in Marmor hat. Sein Adonis ist lieblich und harmonisch, er führt ihn in Marmor für den Kronprinzen von Baiern aus. Seitdem hat er nichts neues gemacht, es müssten Kleinigkeiten sein. Rauchs Orpheus ist, nachdem er viel daran studirt und gebessert hat, besser geworden als ich es geglaubt hatte. Ausserdem hat er einige Büsten vollendet und sinnt auf eine neue Arbeit. Aber der Winter ist so hart, so schrecklich kalt, dass die armen Bildhauer fürchterlich in den feuchten Studien leiden. Schik hat seinen Apoll unter den Hirten vollendet, die Apollsfigur ganz und sehr glücklich geändert, und seit 6 Wochen ist dieses trefliche Bild, von dem Sie eine umständliche und zweckmässige Beschreibung, die von Grass herrührt, in deutschen Blättern, wahrscheinlich dem Morgenblatt, finden werden, im Pallast Rondanini nebst 2 schönen Landschaften, Carolinens Portrait, einem Christus der den Kelch segnet, einem Bild was er für Kohlrausch gemacht hat, und dem kleinen Bildchen von mir, mit Theodor auf dem Schoosse, ausgestellt, und alle diese Gemälde, vorzüglich aber das zulezt vollendete und Carolinens Portrait erhalten grossen Beifall und, ich möchte beinahe sagen, man zollt ihnen Bewunderung.

Camuccini vollendet sein grosses Bild, das wir noch zusammen gesehen haben, die Vorstellung im Tempel; Landi hat das seine, den Pendant, in einer Kirche am Corso ausgestellt — Christus dem die Last des Kreutzes abgenommen wird. Christus ist nicht würdig wie eine solche Gestalt sein sollte, die Gruppe Frauen die sich vor ihm niederwirft, von denen einige Kinder in den Armen halten, ist zwar schön, aber nicht innig, die Köpfe sind meistens alle von vorzüglicher Form, aber sie coquettiren nach aussen, das ganze Bild beschäftigt sich mit dem Zuschauer und dessen Beifall.

Göttingen.

In einer kalten Octobernacht, bei neblichtem Mondschein, fuhr Welcker, von Kassel her, auf sein neubestimmtes nächstes Lebensziel zu, nicht ohne ein banges Gefühl von Losgerissenheit und Alleinheit und eine unruhige Sorge, wie sich die Zukunft gestalten möge. Er hat sein Lebelang eines vertrauten Verkehres schwer entraten können und er hatte sich von ihm lieben und treuen Menschen und der engen Heimat, an der er trotz alles Widerspruches hing, trennen müssen; er war stets, bei allem gerechten Selbstgefühl, für Aeusserungen des Lobes und Tadels empfindlicher als man es bei einer so grossartigen, umfassenden und in sich selbst ruhenden Natur vielleicht erwarten sollte und die Kränkungen und Enttäuschungen, die er hatte erleben müssen, zumal solche von früheren Freunden, lasteten schwerer auf ihm, als er sich selber zugeben mochte. „Ich sah ein altes Bergschloss an — so schrieb er in jenen Tagen des Abschieds von Giessen nieder — und dachte: haben sich die Alten auf die einsame Höhe angebaut, so kannst du es auch getrost in Göttingen versuchen. Sollten auch keine freundlichen Nachbarn umher wohnen und du oft von rauhem Höhenwind leiden, so kannst du doch mit den Menschen in der Ferne verkehren und für dich hausend einen weiteren Blick umher thun. Den zweiten Tag, nachdem ich einen beweglichen Abschied im Pädagogium genommen, suchten bei dem Examen Grolmann und Ahrens mich zu verunglimpfen. Ich empfand das nur wie ein Todter empfinden würde, wenn gegen ihn das *de mortuis nil nisi bene* übertreten würde."

Aber über das öde und fremde der ersten Tage und Wochen in der eigenartigen Universitätsstadt, der Welcker jetzt angehörte, half der überaus freundliche Empfang und bald der Fleiss einer sehr eifrigen amtlichen und litterarischen Thätigkeit rasch hinweg. Heeren war schon vor Jahren Welckern, der sich mit der Frage ob er die von ihm einmal beabsichtigte Herausgabe der Fragmente griechischer

Lyriker noch festhalte an ihn gewandt hatte, durch Ueberlassung seiner Sammlung freundlich begegnet. In Heerens Hause, bei Heises, Plancks, bei den Eltern von Wilhelm Sartorius von Waltershausen, bei denen er Abends zur Theestunde vorzusprechen liebte und den künftigen Erforscher des Aetna als Knaben durch seine Erzählungen aus dem Süden begeisterte, fand er freundschaftliche Theilnahme und ungezwungenen Verkehr. Ein Band innigster Freundschaft aber umschlang bald Welcker und seinen nur wenige Wochen jüngeren Amts- und Fachgenossen Dissen, eine Freundschaft, die, auf lebhafter persönlicher Zuneigung beruhend, durch gemeinsames Wirken und Wollen genährt und gestärkt wurde und in Folge der Schonung, welche die stille und feine, körperlich unkräftige und kränkliche Persönlichkeit Dissens erheischte, eine eigene und bewusste Empfindung und Zartheit in sich trug. Die lebhafte Zuneigung hatte ihre erste Wurzel in einer Begegnung in Giessen im Herbste des Jahres 1812. Jetzt konnten sich die beiden Freunde über einen umfassenden „Lehrplan der in Göttingen im Fache der Altertumswissenschaft künftig zu haltenden Vorlesungen“ einigen, in welchem dem alten Mitscherlich freundliche Rücksicht gezollt, aber für die wesentliche Arbeit doch nur auf sie selber gerechnet wurde.

Schon Ostern 1817 besuchte Welcker die Eltern in Ofleiden, wo er, so lange die Eltern lebten, seine Ferien gerne zubrachte; Pfingsten war er „wie halb Göttingen“ in Kassel, wo er stets die Brüder Grimm aufsuchte. Gleich darauf brachte ein Besuch der Familie Voss auch dem Leben in Göttingen selbst Wechsel und Erfrischung. „Vossens — so berichtet er in grosser Freude dem Vater — waren im Ganzen recht vergnügt, obgleich auch über sie Sorge und Kummer gekommen ist, wovon sie den Ausdruck nicht ganz in ihren Mienen verläugnen können. Heises, vorzüglich die Frau, welche mit der Mutter Voss ganz vertraut ist, thaten alles mögliche, um die würdigen Alten bequem und angenehm zu unterhalten. An viele Orte begleitete ich sie, besonders Voss zu den Gelehrten, die er sprechen wollte, grossentheils. Auch waren wir alle zusammen in der Stube wo er als

Student gewohnt hatte und ich mit ihm auf Höltys Zimmer. Einen Abend brachte ich mit ihm bei Eichhorn zu, den Montag liessen sie sich gefallen bei mir — nemlich in einem nahen Garten wo Wirtschaft ist — zu sein und wo wir Männer auch den folgenden Abend beim Clubbnachtessen uns wieder einfanden. In diesen Tagen habe ich auch den General Dörnberg bei Heises einige Tage gesehn und mich der ungemeinen Innigkeit des Geistes und des schönen Feuers, das ihm aus dem kräftigen Gesicht spricht, erfreut. Er hatte Vossens nicht gekannt, Heises aber hatten in Heidelberg einst für seine Frau viel Freundschaft gehabt. Das war eine Herzlichkeit, ein Händedrücken, Thränen nicht unterdrückt — kurz natürlich und wahr und geradezu wie die Menschen sein sollen, ohne das verwünschte Staatskleid, das sie heutiges Tags gewöhnlich in allem Reden und Thun verbirgt und entstellt. Mit Heeren kann Voss der Heynischen Verhältnisse wegen nicht zusammen kommen. Inzwischen hat dies nicht das mindeste störende für mich weder bei dem einen noch bei dem andern gehabt. Voss thut es, glaub' ich, etwas weh, dass meine mythologischen Untersuchungen den seinigen nicht zur Stütze dienen werden, allein er ist übrigens unverändert." So nahm Welcker von dieser letzten Begegnung mit dem Manne, der einst in ihm als Knaben die feurigste Begeisterung für das Altertum und für seine Persönlichkeit geweckt hatte, ein freundliches Bild mit sich. Später hielt ihn die altgewohnte Pietät gegen den Greis nicht davon zurück, das Uebermass von Gehässigkeit, das Voss in seiner Polemik entfaltete, nicht nur zu beklagen, sondern auf das schärfste zu verurteilen.

Welcker hielt Vorlesungen über „Archäologie oder Geschichte der alten Kunst", „Religionsgeschichte oder Mythologie der Griechen und Römer", über die Ilias mit einer Einleitung über die epische Poesie der Griechen, Geschichte der griechischen Litteratur, „Deutsche Altertümer vorzüglich aus der Germania des Tacitus", Aeschylos' Eumeniden, Aristophanes' Wolken und Frösche, im Seminar über Theognis und Juvenal. Er wusste die Reichtümer der Göttinger Bibliothek und die Freiheit vom Schulunterricht, der in der

Doppelstellung in Giessen so viele Zeit weggenommen, wohl zu schätzen und auszunutzen. In einem wahren Sturm scharfer Arbeit brachten die Göttinger Jahre die Vollendung der Handschrift von Zoegas Leben, Sappho von einem herrschenden Vorurteil befreit, die Fragmente des Hipponax und des Ananios, die Herausgabe einer Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst, die Herausgabe der Zoegaschen Abhandlungen, deren Empfang Goethe, nach Lesung des Aufsatzes „Ueber den uranfänglichen Gott der Orphiker" zu dem Gedichte „Urworte Orphisch" Anlass gab. Auch die Schrift Sappho hat Welcker an Goethe, dem Frau von Humboldt sie mitbrachte, gehen lassen.

So versprach sich diese Wirksamkeit in Göttingen immer erfreulicher zu gestalten; auch an seinen Schülern, mit deren Arbeiten und Disputationen er sich eingehend beschäftigte, begann Welcker mehr Freude zu haben; sie wurden allgemach zutraulich, während er anfangs gefunden hatte, dass die Göttinger Studenten den Professor angingen wie einen Elephanten, dem einer einen Dreier reicht. Aber während Welcker in den Briefen an seinen Vater als guter Sohn wie stets alles, so auch alles Göttingische von der heitersten Seite schildert, in den Briefen an Frau von Humboldt klagt er, dass sein edeldenkender Freund Dissen in das Leben nicht sehr sich vertieft zu haben scheine, überhaupt das Lernen in Göttingen so vor dem Leben sei, bei Professoren und Studenten, wie vielleicht nirgend sonst; und er tröstet sich an Goethes Tagebüchern aus Italien. Oberflächliches Wohlwollen und leidliche Unterhaltung für eine müssige Stunde sei doch nicht mehr als ein bischen frische Luft, die man täglich in sein Wohnzimmer einlasse. „Der freie Athem Gottes weht nur in der Einsamkeit und Ausschliessung, die dem regsten Vertrauen eigen ist" und weiter: „In der letzten Zeit sind viele Geisteskräfte in Krankheit ausgeschlagen. Aber gewissen Epidemien sind die stärksten Naturen am meisten ausgesetzt — und dass man kein Werk von Schelling in die Göttingische Bibliothek zugelassen hat, ist ein Präservativ, wie ich wenige kenne." Sobald daher die alte Aussicht an die neue rheinische Universität zu kommen, im

August 1818 durch einen Antrag der preussischen Regierung sich verwirklichte, war die Entscheidung eigentlich gegeben. „Der Rhein ist trotz der Unruhen, die ihm zunächst bevorstehen, sehr schön, und ich bin nicht genug hierhergewöhnt um gegen diesen Reiz unempfindlich zu sein, glaube auch, dass im Ganzen genommen all mein Leben lang die Natur der Menschen dort mir mehr zusagen wird als hier.“ Dazu kam noch die Aussicht, dass auch sein Bruder Karl als Professor der Jurisprudenz nach Bonn kommen würde. Dennoch schwankte Welcker; der endgültige Entschluss erfolgte erst im Jahre 1819, die Ernennung in einem von Altenstein gezeichneten, überaus verbindlichen Ministerialschreiben vom 7. Februar.

Aus dem Briefwechsel mit Fr. Jacobs.

Jacobs an Welcker.

Gotha d. 24. Oct. 17.

— In dem zweyten Stücke Ihrer Zeitschrift, das ich gestern erhalten, habe ich erst blättern können. Wie viel müssen Sie gesammelt, gelesen und verglichen haben, um so viel mit einer Fülle zu geben, die uns Aermern den Muth ganz benimmt. Darum macht mir Ihre wiederholte, so freundschaftliche Einladung ordentlich Kummer, da ich gar nichts in den Händen habe, was in einer solchen Schatzkammer einen Platz verdiente. Seit einer Reihe von Jahren sind meine Studien nicht auf diese Gegenstände gerichtet gewesen, und ich kann jetzt weniger thun als je, da ich den ganzen Morgen Tag für Tag Bücher zu stellen und Catalogen zu schreiben habe. Manchmal ist es mir zu Muthe, als ob ich ganz von dem Alterthume abkommen würde. Des Treibens der Wortkritik ist mir nun genug geworden, und ich hätte ihr längst entsagt, wenn ich nicht so manches gerade in diesem Fache aufgespeichert hätte, und die alte Liebe oft wider meinen Willen und Vorsatz zurückkehrte. Ich will gern künftig nur Zuschauer der neuen Schöpfung seyn, die sich überall auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft kund thut, und an der selbst Theil zu nehmen es mir an Kenntniss und Zeit fehlt. Was namentlich die tiefere Begründung und Erforschung der alten Religionen, Mythik und

Kunst betrift, die auf dem Wege der Allegorien und Symbolik wohl am besten gefördert wird, so sehe ich, dass sie eine Umsicht nach allen Seiten bedarf, deren ich mich nicht fähig fühle. Einzelnes hier und da aufzugreifen, kann zu nichts führen. Auch will ich Ihnen ganz aufrichtig eine geheime Angst entdecken, die mich immer befällt, wenn ich meine Blicke auf den Weg richte, den Sie und Creuzer mit so vielem Berufe verfolgen; es ist die, dass bey den entsetzlichen Lücken unsrer Alterthumskenntnisse, die wir aus Denkmälern zusammensetzen müssen, welche Jahrhunderte weit auseinander liegen, vieles sinnreich zusammengefügt werde, was doch vielleicht gar nicht zusammengehört hat. Die grösste Gelehrsamkeit, welcher kein bekannter Umstand entginge, könnte hier nicht schützen, da die natürliche und nothwendige Unbestimmtheit der Symbolik wohl erlaubt die ungeheuern Klüfte, die sich wirklich finden mögen, so zu überspinnen, dass sie dem Auge des Allegorisirenden verschwinden, ohne doch aufzuhören, eine Grube für die Wahrheit zu seyn. Vielleicht wird diese Gefahr auf dem Wege am besten vermieden, den Sie in Ihren artistischen mythologischen Abhandlungen befolgen, durch Zusammenstellen alles vorhandenen Bildwerks über einen Gegenstand; so wie vielleicht ein treues Zusammenstellen aller alten Deutungen mythischer Sagen die Gefahr am deutlichsten zeigen dürfte.

Welcker an Jacobs.

Göttingen d. 28. Febr. 18.

— Was Sie mir in Ihrem vorigen Briefe über die missliche und schwierige Seite der Religionsvorstellungen der Alten und unsere neuere symbolische Studien betreffend äusserten, ist sehr wahr. Auch ich habe ähnliche Ueberlegungen oft angestellt, wenn ich sah, wie es nebelte und schwebelte auf diesem Gebiete bey Alten und manchen Neuen. Der Gefahr das Vorhandene falsch zu messen und zu behandeln darum weil ganze Massen untergegangen seyn können, die alles in seinen Theilen und Fugen anders bestimmt haben können, ist man eigentlich bey jedem geschichtlichen Forschen mehr oder weniger ausgesetzt. Dem Vorhandnen die bedeu-

tendsten Seiten abzugewinnen und die merkwürdigsten Ueberreste der Vorzeit unter gewissen Gesichtspunkten so zu ordnen und zu durchdringen, dass sie von einer Seite, welche es nun sey, sich gegenseitig anfhellten und den im Einzelnen beobachtenden am befriedigtsten ansprächen, scheint die eigentliche Aufgabe zu seyn. In Ansehung des Mythischen aber scheint mir sehr vieles einer wichtigeren und festeren Ansicht und Beurtheilung fähig, als ihm bisher zu Theil geworden und da ich immer gewohnt gewesen bin, meine eignen Ansichten und Bemühungen nicht mit Vorliebe zu betrachten, so giebt mir die lebhafte Ueberzeugung von der Wahrscheinlichkeit vieler in mir aufgegangener Vermuthungen und der nicht wenigen danach begonnenen Zusammenstellungen ein gutes Zeichen ab für den Erfolg meiner Bemühungen. Die älteste Geschichte Griechenlands bestimmt sich zum Theil mit nach den Ergebnissen dieser Forschung. Eine Lügenhaftigkeit ohne Gleichen trit da hervor — denn das war mehr als Poesie über Ursprung und Stammhäupter. Unerlässlich ist es, von jedem irgend bedeutenden Zeugen und seinem Auffassungsvermögen in Dingen der Religion und Vorzeit eine bestimmte Vorstellung sich zu bilden. Es ist nichts sicherer als dass alle berichtenden alten Schriftsteller in dem modernen Geist ihres Zeitalters befangen waren — und dass wir in gewisser Hinsicht über die Angaben der ältesten griechischen Zeugen aburtheilen können. Allgemeine Bildungsstufen, Geist der Sage, unterschieden sie nicht, und eben sowohl der Glaube als der Unglaube machte sie unfähig frühere Religionssysteme recht zu fassen. Eine falsche Exegese hat nie so weit Platz gegriffen als bei diesen Griechen, und was vorzüglich bei diesen Untersuchungen anzieht, ist, dass sich trotz des fast an den Gränzen des Alterthums selbst beginnenden unredlichen Treibens jener umdeutenden Exegese die Spuren erhalten haben, aus denen im Zusammenhang verfolgt sich das vor mehrfachen Reformationen und Glaubenswechseln bestandene System bestimmen lässt, worauf zum Beyspiel im Homer unzählige Stellen hindeuten, die dabey aber mit der zierlichsten Gewandheit auch dem gegenwärtigen Zweck dienen, so dass darin der den Griechen ein-

geborne Witz und Doppelsinn mit der edelsten epischen Klarheit und Einfachheit sich zu durchdringen scheint. Ueber die Völkerverhältnisse weichen meine Ansichten von denen meines edlen Freundes Creuzer gänzlich ab — das Meiste, dessen Ursprung er in Aegypten sucht, finde ich als früheres Gemeineigenthum und namentlich bei den Germanen oft bis zur Verwunderung wieder — oder als eigenthümliche oder gleich freye Entwicklung Pelasgischer Hieratik. Ueberall scheint Creuzer mir, in seinem zur Zeit sehr erspriesslichen dynamischen Bemühen, das Atomistische der Kritik oft sehr verabsäumt zu haben. Böttiger hat nach meiner Meynung die falschesten Grundansichten, Kanne hat die glücklichsten Eingebungen meist misbraucht zu den tollsten Witzeleyen, Schelling wird gewiss sehr erhebend und lehrreich seyn, doch auf griechischem Boden nicht alles vollenden — kurz ich habe mir den Muth gefasst, mein Heil in diesem Labyrinth zu versuchen. Es geschieht aus reinster Liebe für die Sache, ohne jede Nebenabsicht, und darum auch habe ich im Vertrauen Tadel geäussert; denn man ist sich in solchem Falle dabey nichts persönliches bewusst, um so mehr hier, wo man Scharfsinn und Gelehrsamkeit vollkommen anerkennen kann ohne die Meynungen zu theilen. Darüber bin ich noch nicht mit mir einig, ob ich, wenn ich einmal an Bekanntmachung gehen werde, zuerst eine möglichst lichtvolle kurze Uebersicht des so verwickelten und reichen Stoffs, blos die Resultate geben soll, oder gleich eine mit allen Beweisen ausgestattete vollständige Darstellung.

Jacobs an Welcker.

Gotha d. 3. April 18.

— Für die Mittheilung einiger Ihrer Grundansichten der alten Religionslehre bin ich Ihnen sehr verbunden. Sie sind von der Art, dass sie einen sichern Leitfaden durch das wüste Labyrinth versprechen, in das ich immer mit grösserer Sorge und Ungewisheit blicke, je mehr es sich theils durch Anhäufung des Stoffes, theils durch Deutungen aller Art zu erweitern scheint. Dass Sie bei germanischen Völkern den Ursprung manches Glaubens finden, den man sonst in Aegypten oder am Ganges suchte, hat mich überrascht; weniger Ihre

Meinung von den falschen Ausdeutungen der Hellenen, wo mir nur die Beschuldigung der Lügenhaftigkeit und eines absichtlich unredlichen Treibens an das Herz greift. Befangenheit will ich gern zugestehn und jene kindliche Beschränktheit, die, weil es in der Heimath so schön und ergötzlich ist, für das ausser-heimathliche keinen Sinn hat, oder es, wenn es vorkömmt, in den mächtigen Strudel der herrschenden Gefühle und Ideen reisst. Ich rede hier vorzüglich von Homer und Herodotus, deren Malignität anzuerkennen mir schwer fallen würde.

Welcker an Jacobs.

Göttingen den 13. Apr. 1818.

— Was die Lügenhaftigkeit betrifft, von der ich gesprochen, so muss ich mich übel ausgedrückt haben, wenn sie auch auf Homer und Herodot fallen sollte. Gedacht habe ich gewiss nur an das Volk im Ganzen, die Städte im Wettstreit untereinander Güter der Sage an sich zu bringen. Auch so ist der Ausdruck vielleicht zu hart, und das Bewusstseyn dabey, wie bey vielen Usurpationen nicht so schlimm gewesen, als das Recht bestritten. Was dann einmal angenommen war, stand fest wie ein Heiligthum, wie noch Dio sagt, die Theber oder Argiver würden einen aus der Stadt jagen, der an der Wirklichkeit ihrer tragischen Helden zweifelte. Herodot halte ich für den ehrlichsten Sterblichen, und auch für scharfsichtig; aber wie tief er in die menschliche Natur auch geblickt, so scheint er doch Verhältnisse wie Völkerverwandtschaft, Aehnlichkeit und Abstammung von Religionen, noch wenig zu durchdringen. Wenn man sieht wie die geschichtliche Kritik nun oft als ein gemein Handwerk getrieben wird, sollte man nicht denken, dass sie eine so späte Frucht der Weisheit und Wissenschaft wäre. Im Herodot bemerkt man indessen Täuschung, in die er selbst gezogen worden ist. Aber im Homer freylich ist alles ein und derselbe Eindruck von Wahrheit — Ueberlieferung und Kunst wirken so bewusstlos in einander, dass man nichts anderes wünschen mag, wie sehr man auch verlangt, das Dunkel der griechischen Geschichtsanfänge durchblicken zu können.

W. von Humboldt über Welckers Berufung nach Bonn.

An Nicolovius.

[Frankfurt am Main] 19. Junius 1816.

— Welcker hat gerade eine grosse, zum Theil persönliche Kenntniss der meisten Menschen, die sich, besonders in Süd- und Westdeutschland, mit Literatur beschäftigen. Auch würde man ihn, schon vor Einrichtung der Universität, bei der Bibliothek brauchen können. Was übrigens mein Urtheil über Welcker, alle persönliche Freundschaft bei Seite gesetzt, betrift, so bin ich weit entfernt, ihn gerade für einen Philologen von consummirter Gelehrsamkeit zu halten, die auch darum in ihm weniger möglich ist, weil er sich mit mehreren Dingen zugleich beschäftigt. Wenn aber deshalb sich vielleicht gegen seine Schriften hie und da Einwendungen machen lassen, so ist er doch gerade aus diesem Grunde für eine, besonders angehende Universität eins der nützlichsten Subjecte die ich kenne. Er füllt, wenn es nöthig ist, mehrere Lücken aus, ist von nie ausgehender, von innen auf wissenschaftliche Gegenstände gerichteter Regsamkeit, setzt den Zweck des Docirens geradezu und eigentlich praktisch in die Bildung der Studirenden, und hat in Giesen darin sehr viel geleistet, hat einen hellen immer das Denken mit dem Wissen verbindenden und einen alle hauptsächlichsten Beziehungen des Gegenstandes zusammennehmenden Kopf und eine sehr grosse Mannigfaltigkeit an Belesenheit und Kenntnissen. Dabei ist er jung und im Fortschreiten, und zwar, da ich ihn seit Jahren kenne, mehr nach der Tiefe und Gründlichkeit seines Wissens als nach der Ausdehnung hin. Dass er, was für eine Rheinische Universität nicht unwichtig ist, in der hiesigen Gegend einen entschieden bedeutenden gelehrten Ruf hat, werden Ew. Hochwohlgeboren die Creuzerschen, Vossischen und andre Schriften beweisen. So sehr ich es daher auch wie eine persönliche Freundschaft Ew. Hochwohlgeborn ansehen würde, wenn der Antrag des Gr. Solms gebilligt werden könnte, so würde ich doch auch, wenn ich in meinem ehemaligen Verhältnisse irre, die Berufung des Manns für heilsam und zweckmässig halten.

IV.

Bonn bis zur griechischen Reise.

1819—1841.

Die ersten Anfänge in Bonn waren überaus heiter und hoffnungsreich. Rhein und Siebengebirge, das halboffene Gefilde um die schöne kleine Stadt, und diese Natur im Gewande des ersten Frühlings übten ihren Reiz auf Welckers solchen Schönheiten aufgeschlossenen Sinn aus. Personal und Einrichtungen der Universität waren schon weniger lückenhaft, als er erwartet hatte, und wurden zusehends vervollständigt. Die neuen Amtsgenossen hatten zum Theil hochberühmte Namen, wie Arndt und A. W. von Schlegel; alle aber schienen Welcker tüchtig, voll Ernst und Eifer, und er freute sich der von der Göttingischen Steifheit abstechenden, dem rheinischen Leben eigenen leichteren Geselligkeit, in welcher die den verschiedensten deutschen Stämmen angehörigen Universitätslehrer sich leicht zusammenfanden. Die nächsten, philologischen Collegen waren Heinrich und Näke; in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Neigungen begegnete er sich mit D'Alton und Schlegel, mit dem er wie mit dessen Gegenfüssler Arndt bald in freundschaftlichem Verkehr stand; unter den Juristen endlich fand er neben Mackeldey und Mittermaier seinen verheirateten jüngeren Bruder Karl, dessen Hausstand dazu half, das von Rhein und Siebengebirge wach gerufene Gefühl der Heimatlichkeit und Zugehörigkeit zu festigen. Der Curator Graf Solms-Laubach war Welcker von der hessischen Zeit her befreundet und wohlwollend, und hatte ihn schon bei den Vorarbeiten für die rheinische Hochschule zu beschäftigen gewünscht, für welche alle Einrichtungen mit bewusster Absicht grösser gegriffen wurden, als es vorher üblich war. So schien der Erfolg von allen Seiten verbürgt. Mit der ganzen Freude des neu schaffens, vom Boden auf, und gehoben durch das stolze Gefühl patriotischer Pflichterfüllung begann Welcker seine Bonner Thätigkeit als akademischer Lehrer und als Oberbibliothekar einer erst zu schaffenden

Bibliothek: an der Bibliothek mit vielen grossen und kleinen mühseligen persönlich zu führenden Geschäften, in den Vorlesungen mit der Erklärung Pindars und Vorträgen über griechische Mythologie.

Aber in die vielgeschäftige schaffenseifrige Thätigkeit an der jungen Hochschule fuhr rasch ein greller Misston. Vom 7. Februar war das Ministerialrescript das Welcker seine Ernennung kundgab, vom 8. April die Mittheilung derselben an den Grafen Solms. Nach zwei Monaten, am 5. Juli, verfügt ein Rescript des Fürsten Wittgenstein die schleunigste Beschlagnahme sämmtlicher Papiere der Professoren E. M. Arndt, Welcker senior und Welcker junior zu Bonn, da diese „nach den wegen geheimer politischer Verbindungen und Umtriebe in Deutschland erhaltenen auswärtigen Mittheilungen und vorhandenen übrigen Acten, der Theilnahme oder Mitwissenschaft um dieselben dringend verdächtig" seien, und zwar soll die Beschlagnahme statt finden „theils zur näheren Ermittelung dieses Verdachts, theils zur eigenen Rechtfertigung besagter Professoren."

Binnen kurzem, am 2. August, wollte die Universität den 50. Geburtstag ihres königlichen Stifters mit besonderer Feierlichkeit begehen. Welcker hatte es übernommen die Einladungsschrift, welche inschriftlich überlieferte griechische Epigramme behandelt, abzufassen und die lateinische Festrede zu halten. Die Blätter des Entwurfs zu dieser Rede, welche, an die Stiftung des grossen Kurfüsten in Duisburg erinnernd, den König mit freudigem Danke für die bei der neuen Stiftung in Bonn bewährte Weisheit und hochherzige Grossmut preist und rühmt, lagen auf Welckers Schreibpult, als er am 15. Juli noch in der Stille des frühesten Morgens durch heftiges Pochen aus dem Schlaf geweckt wurde. Als er die Thüre öffnete, trat ihm, den Befehl zur Beschlagnahme vorzeigend, ein Offizier, von einem Polizeisergeanten begleitet, entgegen, hinter ihnen die Wache. Als Welcker klar wurde, was vorgehen sollte, waren die ersten Worte, die er fand, der Ausruf: „Man betrügt den König fürchterlich." Es ward die ängstlichste Nachforschung vorgenommen; jeder Schrank und jedes Gelass, jedes einzelne Brett der Bücherschränke

und der Bettstelle, alle Zimmer, Kammern, Keller wurden peinlich geprüft, ob sie nicht Papiere bärgen. Alle Hefte, Briefe, Schreibereien jeder Art, jedes Blatt und Blättchen, jedes Zettelchen wurden in wildem Wirrwarr in Säcke gestopft und versiegelt. In den nächsten Tagen wurden die Papiere von den Mitgliedern der für diese Untersuchung besonders ernannten königlichen Specialcommission in Welckers Gegenwart, der sich auf jede Frage auszuweisen hatte, der Reihe nach geprüft und zum Theil zurückgegeben, zum Theil zu den Acten genommen. Die Bestürzung über das den beiden Welcker und Arndt widerfahrene war gewaltig; die Aufregung aller Kreise fand neue Nahrung in dem Umstand dass zur nemlichen Zeit ein Bataillon Infanterie in die Stadt einrückte. Bereits am 16. verwahrt sich der Senat feierlich gegen „die den ausdrücklich in den hiesigen Ländern geltenden Gesetzen zuwiderlaufende und daher nichtige Beschlagnahme der Papiere durch eine andere Person als den königlichen Staatsprocurator zu Bonn" und behält sich alle Rechte vor. Eine Beschwerde über die ausserordentliche Massregel, welche die zarte, kaum begonnene Blüte der Hochschule zu vernichten drohe, ging mit Estafette nach Berlin an den Minister Altenstein. Die Betroffenen selbst versäumten keinen Schritt, um ihre Rechte zu wahren. Welcker fühlte sich in seinem Rechts- und Ehrgefühl auf das äusserste gekränkt und verletzt. Er hatte gewusst, dass kurz nach seiner Ankunft in Göttingen sein Name von Berlin aus der hannöverischen Regierung als verdächtig bezeichnet worden war und konnte sich dies nur durch aus Giessen nach Berlin getragene Gehässigkeit persönlichster Gegnerschaft erklären; aber er hatte zugleich gehört, dass die Antwort des hannöverischen Ministers von Arnswaldt danach angethan sei, ihm für alle Zukunft Ruhe zu sichern. Nachher erst, es waren fast zwei Jahre verflossen, erhielt er in der ehrenvollsten Weise die Aufforderung in den preussischen Dienst zu treten und kaum befindet er sich, erneuten Aufforderungen folgend, unter der Hand der preussischen Regierung, als er sich das Opfer einer ausserordentlichen Massregel sieht, die ihm nun doppelt gehässig erscheinen musste und seinen Zartsinn

empörte. Sein Gefühl bäumte sich auf, als der Polizeisergeant die neuesten, noch offen auf dem Tisch liegenden Briefe las und sich Bemerkungen darüber gestattete. Es kam ihm vor wie eine Entweihung des Heiligsten, dass die vertrautesten Briefe seiner Verwandten und Freunde, die Briefe der Humboldts von der Untersuchungscommission sollten durchstöbert werden, und in der ersten Aufwallung wollte er dies durch eine Immediateingabe an den König, in welcher er Dienst und Ehre verpfändete, verhindern. W. von Humboldt, an den er in seiner Aufregung sofort schrieb, antwortete schmerzlich berührt, aber zu gleichmütigerer Fügsamkeit mahnend. „So unangenehm der Vorfall ist — so lautet sein Rat — so behandeln Sie ihn mit der besonnensten Ruhe. Gehen Sie mit der völligsten Offenheit zu Werke und legen Sie alles verlangte vor. Es ist Ihrer Delicatesse angemessen, dass sich ihr Gefühl dagegen sträubt, dass dadurch blosse Privatverhältnisse Fremden unter die Augen kommen. Allein da es hier Ihre völlige Rechtfertigung gilt, so muss jene Betrachtung weichen, und die Behörde ist schuldig mit der Erfüllung ihrer Pflicht Verschwiegenheit und Discretion zu verbinden. Was meine und meiner Frau Briefe betrifft, so ist es uns beiden lieb, dass man darin Beweise der Gesinnungen finden wird, welche uns Ihr Charakter, Ihre uns bekannte Handelsweise, Ihre Beschäftigungen und Ihre Gesinnungen gegen uns eingeflösst haben."

Dem heftigen Anfang folgte ein schleppender Fortgang. Erst am 27. October des folgenden Jahres, 1820, beantragte die Bundescentralcommission zu Mainz, dass die Untersuchung wegen revolutionärer Umtriebe gegen E. M. Arndt und die beiden Welcker eröffnet werde; es geschah durch Verfügung des preussischen Ministeriums vom 4. November, welche am 10. in Bonn durch den an Stelle des Grafen Solms getretenen Regierungsbevollmächtigten von Rehfues bekannt gegeben wurde. Die Brüder Welcker blieben in ihrer amtlichen Thätigkeit ungestört; Arndt wurde zugleich vom Lehramt suspendirt und erst nach Verlauf von zwanzig Jahren, 1840, ist dem 71jährigen die Erlaubniss zum Halten von Vorlesungen zurückgegeben worden, von der er dann

auch, um der späten „Königlichen Freundlichkeit gegenüber nicht trotzig und sträubisch“ zu scheinen, Gebrauch machte — bis zu seinem 85. Jahre, in dem er um Ruhe bat. Erst am 11. Januar 1822 übergab der Königliche Immediat-Untersuchungs-Commissarius Hofgerichtsrat Pape Welcker seine zur Untersuchung genommenen Papiere zum Zweck einer schriftlichen Rechtfertigung, in welcher Welcker die nähere Erläuterung sämmtlicher mit Stift bezeichneten Stellen gab, Stellen, bei denen man mitunter schwer erraten kann, was den Anstoss erregt hat. Am 24. Juni wird Welcker eröffnet, dass die Untersuchungsacten von Berlin eingefordert seien und die Untersuchung auf zweierlei ausgehe, zunächst ob er in dem ihm anvertrauten Lehramte belassen werden könne, oder von demselben zu entlassen sei; erst nach dieser Entscheidung werde zweitens in Betracht kommen, ob eine criminal-rechtliche Strafe zu erkennen sei. Welcker sandte eine von Mackeldey abgefasste, 30 engbeschriebene Bogen einnehmende rechtliche Vertheidigungsschrift, die auch einen von Welcker selbst verfassten und als solchen bezeichneten Abschnitt „Nachtrag und Erläuterung“ enthielt, an das Ministerium ein.

Mit vollem Rechte konnte die Vertheidigungsschrift zu dem Schlusse kommen, dass der erhobene Verdacht wegen Theilnahme an demagogischen Umtrieben völlig grundlos sei und Welcker auf öffentliche Rechtfertigung und Ehrenrettung Anspruch habe. Aus der Hochflut der Erregungen, Hoffnungen und Enttäuschungen der Freiheitskriege und der Friedensschlüsse hatte Welcker lebhaften Hass gegen französische Sprache und französisches Wesen in die nächsten Jahre hinübergenommen; er empfand in seinem treuen deutschen Gemüt Schmerz bis zur Bitterkeit über das was für Preussen und Deutschland, für Deutschlands Grösse und Einheit versäumt war; er war mit vielen Tausenden der edelsten und besten überzeugt, dass die nächste Hülfe, die man anrufen müsse, landständische Verfassungen seien, und er machte aus seinen Gesinnungen kein Hehl. Aber er war gewöhnt die Dinge aus grossen Gesichtspunkten, in umfassenden harmonischen Zusammenhängen, nach Art wissenschaftlicher Probleme anzuschauen.

„Schon seit Alexander dem Grossen hat die europäische Bildung ein Streben nach Völkerverbindungen unterhalten. Durch das Christentum, welches die Geschichte auf höhere menschheitliche Gesichtspunkte leitete, wurde in der Verbindung der Kirche und des Reichs das Wesen eines europäischen Gemeinstaats herrlicher theils wirklich entwickelt, theils in allgemeinen Umrissen dem Geiste nach vorgebildet. Diese Form gab der Endlichkeit ihr Recht und wich der Kraft der Verwandlungen, durch welche die Dinge wachsen. Auf die Theokratie folgte seit Maximilian und Karl V. — der vergebens die alte Idee zu retten oder eine verwandte an ihre Stelle zu setzen gestrebt hatte — ein unbestimmteres, verwirrteres System, dessen Bestimmung vielleicht erst eine spätere Folgezeit klarer und vortheilhafter enthüllen wird, das künstliche System des Gleichgewichts oder der Staatenfreiheit. Die französische Revolution verhiess einen Staatenbund; Napoleon bereitete eine Zwingherrschaft. Jetzt, glauben viele, sei das Alte im Wesentlichen hergestellt. Aber ein System ist, wenn es einmal überwunden war, todt. Man kann, wie die alten Aegypter die Mumie unter den Lebenden im Hause bewahrten, seine Fortdauer sich träumen; oder, wie oft in dringenden Fällen aus guten Gründen geschehn ist, den Tod eines wichtigen Hauptes, auf das die Menschen schauten, eine Weile verhehlen. Zurück aber kehrt kein Abgeschiedener in dies irdische Leben."

Von diesen Sätzen geht Welcker in seinem im December 1815 geschriebenen Aufsatz „Ueber die Zukunft Deutschlands" aus, um in geschichtsphilosophischer Betrachtung die Gefahren vorzuführen, denen das Vaterland entgegengehe. Darüber möchten alle ohne Ausnahme einig sein, dass wenn die Bundesacte unser Grundgesetz werden und bleiben soll, innerliche Kriege oder Gewaltstreiche unvermeidlich sind." „Denn das Verhandeln mit und unter auswärtigen Mächten lasse nur schaudererregende Wirkungen auf den deutschen Geist denken. „In der Lage, worin Deutschland jetzo ist, würde die selbstverläugnendste Schirmherrschaft — wenn wir eine solche in Gedanken annehmen wollen —, welche Deutschland zu heben und unter den grossen Nationen von

Europa zu vertreten strebte, alle grossen und alle kleinen Mächte gegen sich aufregen, die den jetzigen Zustand theils gern, theils ohne Verdruss sehen. Noch viel weniger würde nach den gegenwärtigen Verhältnissen das Volk Hülfe finden zur Unterstützung seiner rechtlichen Forderungen oder Aufrechterhaltung seiner Ansprüche." Es würden die mit anderen Mächten abgeschlossenen Bündnisse entgegengehalten werden. Und doch könne der Geist des Einzelnen grosse Wirkungen nur dann hervorbringen, wenn ihm die Masse huldigt. „Die Lage Deutschlands rechtfertigt und heischt es nur zu sehr, dass man den Gedanken einer rechtmässigen und festen Gesammtverfassung, einer wahrhaften neuen Grundlegung aller Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit zum Trotz beherzige." Es sei als höchst notwendig erkannt, dass die einzelnen deutschen Staaten Verfassung und Recht erhielten und es solle darum geschehen. Aber was für das Einzelne als Bedingung betrachtet werde, sei höchst notwendig auch für das Ganze. Das Reich muss gefestigt und erhalten werden. „Kein Prophetenspruch ist wahrer — so ruft Welcker aus — als was Schiller gegen das Ende seiner Tage ausgesprochen hat:

Wer aber soll gerecht sein auf der Erde,
Wenn es ein grosses, tapferes Volk nicht ist,
Das frei in höchster Machtvollkommenheit
Nur sich allein braucht Rechenschaft zu geben
Und unbeschränkt
Der schönen Menschlichkeit gehorchen kann?"

Er verbindet damit „noch ein Wort desselben klaren und edlen Geistes"

Es ist die grosse Sache aller Staaten
Und Thronen, dass gescheh', was Rechtens ist,
Und jedem auf der Welt das Seine werde.
Denn da wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut sich jeder sicher seines Erbes,
Und über jedem Hause, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Chernbswache.

Und der philosophische Politiker schliesst: „In Europa bestimmt zwar jeder Staat den andern mit und wirkt ausser

den natürlichen störenden oder heilsamen Folgen auch durch das Beispiel notwendiger Weise. Doch Deutschland ganz natürlich am meisten. Wird da der Verfall Griechenlands und des neueren Italiens sich wiederholen, mit der Unterdrückung, dem Raub und der Anarchie ein allgemeines Ermatten und Ersterben, der Unsegen des Himmels sich ankündigen, so wächst der Macht im Norden und im Süden mit der Beutelust zugleich der barbarische Wahn von der Völker Bestimmung. Denkende und freisinnige Menschen in England, in Italien bis nach Norwegen hinauf blicken auf unser Land als das wo zwischen besserer Menschlichkeit und rohem Völkergewühl und knechtigem Geist der Kampf sich entscheiden soll. Es geht ein Morgen über Europa auf, feurig zugleich und trübe; noch sieht niemand recht, wie der Tag werden wird. Dringt bei uns der Geist der Freiheit und des altväterlichen Rechts durch, und wird eine wahre Verfassung, nicht auf Papieren, sondern auf der Kraft der Nation selbst, auf einer wahren Einigung und allgemeinen Selbstbestimmung und Selbstverständigung gegründet, so muss die Wirkung davon spät oder früh Europa ergreifen, und Deutschland wird durch sie im europäischen System wieder werden wozu es die Natur seiner Bewohner und seines Landes bestimmt zu haben scheint. Wenn wir uns denken, ein Grundsatz müsse, um mit kräftigem Eingreifen die Dinge nach sich zu bestimmen, an vielen Stellen zugleich seine Kraft zu äussern anfangen, so finden wir überall Schwierigkeiten und können niemals Hoffnung schöpfen noch unsern Mut erheben. So ist es aber nicht notwendig, sondern es genügt, dass die Idee nur irgendwo eine ihr taugliche, beikommliche Stelle finde, von wo aus sie in Wirklichkeit übergehen könne. Gebt irgendwo dem Hebel festen Boden und er reisst die Erde aus ihrer Bahn. So werde dem Geist Grund gegeben an einem Punkt und er bestimmt die Ordnung einer Welt."

In derselben theoretischen, gedankenreichen, langsam prüfenden Weise sucht Welcker in dem 1815 veröffentlichten Aufsatz „Von ständischer Verfassung" zu erweisen, dass die Regierung der Stände nicht minder bedürfe als das Volk

und „nach und nach oder zuletzt plötzlich auf einmal an ihrem Theil nicht minder den Mangel einer natur- und vernunftgemässen Einrichtung würde büssen müssen, als das Volk ihn zum Theil schon schmerzlich empfunden hat“ und erörtert, vor allem auf England hinweisend, das Recht des Volkes die bürgerliche Freiheit zu schützen. „Auch von den Völkern gegen ihre Fürsten gilt, dass wer gar nicht hassen könnte, auch nicht wahrhaft lieben würde.“ Aber ruhig und massvoll klingt der Schluss: „Dieser Punkt ist — auf dass niemand missverstehen könne, sei es ausdrücklich erklärt — keineswegs darum zur Sprache gebracht, als ob die traurige Vorbedeutung bürgerlicher Unruhen in Deutschland in der gegenwärtigeu Zeit wahrzunehmen sei. Vielmehr wollen wir immer das beste hoffen und das böse und schlimme erst glauben, wenn es vor Augen läge. Es galt nur darum die zu widerlegen, welche überhaupt die Volksrechte für gefährlich und ihre Vertheidigung für bedenklich ansehen. Wenn wir zu diesen sagen wollten: so wünscht ihr Erniedrigung, Beknechtung, Verwilderung eueres Volks, Untergang des deutschen Namens und werdet ihn herbeiführen, so würden wir glauben, ihnen ein noch grösseres Unrecht zuzufügen. Zwischen dem äussersten, das aus ihren Ansichten, und dem, welches aus unserm System hervorgehen kann, wird Gott das deutsche Volk glücklich durchführen zur echten bürgerlichen Freiheit, die dem Thron wie dem Volk seine Würde, diesem seine Wohlfahrt und jenem seinen Glanz verbürgt.“

Die 1817 unter der Ueberschrift „Eichenblätter“ ohne Namen gedruckten Aussprüche sind kühn und herb und wallen über in patriotischem Zorn. „Es gibt hie und da — so heisst es z. B. — eine Art, von deutschem Volk und Vaterland zu reden, die jedermann von Gefühl, wie sehr er auch sonst dem harten und rauhen abhold sein möchte, recht gern auf der Stelle mit Faustschlägen gezüchtigt sehen würde.“ „Wenn in irgend einem andern Lande sich jemand erfrechte, an den Namen des eigenen Volks einen nachtheiligen oder spöttischen Nebenbegriff zu knüpfen, so würde man ihn wie einen Verräter verfolgen“. „Genz hat gesagt: Freiheit des Volks ist eine leere Tafel, worauf man schreiben

kann, was man will. Aber Sklaverei ist keine leere Tafel, sondern eine, die mit schlechten Figuren bedeckt, mitunter auch mit Blut beschrieben und mit Thränen überschwemmt ist.“ „Die französischen Schmeicheladressen sind sehr alt. Schon im dritten und vierten Jahrhundert waren es vorzüglich gallische Städte, welche sich beeiferten, Glückwünsche oder Danksagungen durch panegyrische Rhetoren an die Kaiser zu bringen. In Deutschland fangen wir jetzt hie und da an, etwas ähnliches zu treiben.“ „Die Worte Legitimität und Souveränetät wird man noch so lange missbrauchen, bis sie so schlecht werden, wie einst die nicht minder guten Freiheit und Gleichheit, und eben so viel Unheil stiften.“ „Die Jugend muss brausen, wie der junge Wein; dann wird sie mild und stark zugleich werden. Aber wer elfer Rheinwein und dreizehner deutsche Jugend gut vertragen soll, der muss selber nicht kraftlos sein.“

Aber so lebhaft Welckers Blut in solchen Aussprüchen aufwallte, so scharf und klar er in jenen beiden politischen Aufsätzen zu denken und zu reden sucht, es waren nur Augenblicke der Erregung, nur Stunden des missmutigen oder hoffnungsvollen Nachdenkens, in denen er zwischen der langen, beständigen, mühseligen Gelehrtenarbeit den inneren Freiheits- und Verfassungsfragen, die das Vaterland bewegten, seine Gedanken so unmittelbar zuwandte. Auf dem Freiwilligenzug nach Frankreich und zurück las und überdachte er De Lolme *Constitution of England*, aber daneben Montaigne, Tasso und Alfieri; er achtete auf die Stimmungen des Volkes in Baden, Elsass, Frankreich, aber noch mehr auf alles eigentümliche, das Natur und Kunst, Sprache und Sitte darbot; in seinen Aufzeichnungen und Briefen überwiegen weitaus diese und die litterarischen und gelehrten Beobachtungen und Neigungen. In den Tagen der Schmach hatte er seine Schüler am Pädagogium spanischen Heldenmut mit deutscher Gefügigkeit in einem Aufsatze zusammenstellen und nachweisen lassen, welches wol das würdigste sei. Nach der Befreiung sprach er in Vorlesungen über deutsche Geschichte, die er zwei Semester durch einmal wöchentlich hielt, auch über Religion, Sittlichkeit, Volksgeist und öffentliche Meinung,

Erziehung und Unterricht, während für den beabsichtigten Abschnitt über Geschmacksbildung und Richtung der Kunst die Zeit nicht ausreichte. Er trug vor in flammender Begeisterung für deutsches Wesen, aber so massvoll und schonend in seinem Urteil, dass ihm die Verketzerung seiner Vorträge, von der er bald erfuhr, einfach eine Lächerlichkeit schien. Er ging darauf aus vaterländische, freie und edle Gesinnung, welche er für die grösste Wiedereroberung der Freiheitskriege hielt, zu beleben, wie es seines Amtes war. Jedem wirklichen Anfassen in politischen Parteikämpfen war seine contemplative, weit auseinander liegendes umspannende Gelehrtennatur durchaus abgeneigt; und sein sehr reizbares persönliches Rechtsgefühl schützte ihn vor jeder Anwandlung von der Bahn des streng gesetzmässigen abzubiegen. Die politischen Aufsätze enthalten allgemeine Anschauungen, aber nicht die leiseste Aufforderung zu irgend einem zu unternehmenden Schritte, um dieselben überhaupt oder gegen den Willen der Regierungen durchzusetzen. Welcker war niemals Mitglied irgend einer politischen Gesellschaft gewesen. Er hatte sich niemals mit Studentenverbindungen eingelassen und wo er bei den Jünglingen überspannte Schwärmerei und frevlen Mut fand, sie bekämpft und davor gewarnt. Deutsch gesinnt war er so sehr, dass als die Stunde der Befreiung von welscher Obmacht schlug, aller Augen auf ihn wie auf einen Führer hinschauten. Von irgend welchem „demagogischen", dem seine stolze und sinnige Natur an sich abhold war, von staatsgefährlichen Bestrebungen und Lehren war sein Sinn und Wandel rein. Den einzigen dünnen Anhalt eines Scheines persönlichen Eingreifens, den die mit so peinlicher Umständlichkelt geführte Untersuchung aus dem massenhaften Stoff der Nachforschung gewinnen konnte, gab die Adresse an den Bundestag auf baldige Erfüllung von Artikel 13 der Bundesakte, welcher ständische Verfassungen versprach. Die Adresse war Welcker aus dem Hessen-Darmstädtischen nach Göttingen geschickt worden. Er hatte sie nicht unterschrieben, allerdings nur deshalb nicht, weil er in Göttingen der einzige Unterzeichner geblieben sein würde. Aber actenmässig stand fest, dass er sie nicht unterschrieben

hatte; und auch die Unterschrift selbst hätte doch keinen Vorwurf nach sich ziehen können.

Am 3. November 1825 erhielt Welcker eine vom 17. October datirte, vom Minister Schuckmann unterzeichnete, bestimmt und durchgängig lossprechende Erklärung der Ministerial-Commission und zugleich zwei von Altenstein gezeichnete Schreiben, eines, in dem er ihn der Freisprechung wegen beglückwünscht, ein anderes, in welchem er seine besondere Anerkennung für Welckers Amtsführung als Oberbibliothekar ausspricht. Die Erklärung der Ministerial-Commission führte aus, dass seine Vernehmung und die Beschlagnahme seiner Papiere keineswegs eine gerichtliche Untersuchung, zu welcher sich kein Anlass ergeben habe, sondern nur eine „polizeiliche Aufklärung“ gewesen sei. Es müsse Welcker allerdings unangenehm sein, durch die Unvorsichtigkeit sich mit jener Adresse befasst zu haben, wenn auch nur entfernt, in diese politischen Untersuchungen mit verwickelt worden zu sein. „Es wird Ihnen dagegen eben so sehr zur Beruhigung gereichen, als es bei einem Manne, der, so wie Sie, seine Amtspflicht so treu und ausgezeichnet erfüllt, der Regierung erfreulich ist, dass Ihre Vernehmung und die fernere Untersuchung der politischen Umtriebe hinreichend dargethan hat, dass Sie zwar jene Unvorsichtigkeit begangen, dass Sie aber an diesen Umtrieben und Richtungen selbst keinen Theil genommen, sondern denselben fremd geblieben, und dass insonderheit seit jener Adressenbeförderung, mithin seit dem Jahre 1818, in sämmtlichen über diese Umtriebe aufgenommenen Acten und in Beschlag genommenen Papieren Ihr Name und irgend ein Verhältniss zu den darin betheiligten Personen oder irgend eine Spur Ihrer Wissenschaft von denselben überall gar nicht vorkommt, und dass dies insonderheit der Fall in Ansehung derartiger Umtriebe ist, die früher in und um Bonn stattgefunden haben.“

So verlief der gewaltige Sturm in nichts; er hatte keinen Erfolg als die Zufügung einer nutzlosen Kränkung.

Man darf Welcker nachrühmen, dass er von Anfang an diese auf das schmerzlichste empfundene Kränkung mannhaft durch um so eifrigere Erfüllung seiner Pflichten gegen den

preussischen Staat und seine Wissenschaft zu überwinden strebte; und unvergängliches Lob gebührt dem Minister von Altenstein, der ihn in diesem Streben fest und ruhig hielt und stützte.

Den grössten Anspruch an Zeit und Mühe machte die Sorge für die Bibliothek. Die Gründung war einsichtig und thatkräftig begonnen, die Büchersammlungen der alten Duisburger Universität, der Rechtsschule in Wetzlar, der aus dem Nachlass des in Erlangen verstorbenen Professors Harless erworbene Hauptstock philologischer Werke waren bereits vorhanden, als Welcker sein Amt antrat. Aber nun handelte es sich um die mühselige wohlerwogene Ergänzung aller Abtheilungen im einzelnen; und es waren dazu, nach der haushälterischen, auch das kleinste vorsichtig überwachenden Art, wie die preussische Verwaltung sie mit sich brachte, sehr viele, in die geringsten Einzelheiten eingehende Berichte und Voranschläge nötig. Wer bibliothekarische Geschäfte kennt, weiss, was es heisst, dass vom October 1819 bis zum März 1821 dem vorhandenen Bestande von 30000 Bänden über 14000 Bände zugeführt wurden, davon nicht weniger als 7000 auf Bücherversteigerungen erstanden, nur 3000 aus dem Buchhandel neu bezogen, während der Rest aus Geschenken herrührte. Dazu kam die Herstellung der Räume, die Aufstellung, Ordnung, Katalogisirung der Bücher und alle Einrichtungen für die möglichst rasche Nutzbarmachung, ohne welche eine Bibliotheksverwaltung ihrer Pflicht als hilfbereite Dienerin aller Wissenschaften nicht genügt. Für alles trat Welcker in persönlichster Mühewaltung ein und blieb sich, auch als ihm später diese Geschäftsführung, welche seiner Natur niemals sehr zusagte, immer lästiger wurde, in strenger Pflichterfüllung treu. Er hat das Oberbibliothekariat fortgeführt bis zum Jahre 1854, in welchem der Bestand an Büchern gegen 115000 Bände ausmachte. Sein Nachfolger im Amt war Fr. Ritschl, welcher, mit der ihm eigenen genialen Virtuosität Welckers Werk vollendend, die Bonner Bibliothek zu einem wohlgeordneten Instrument schlagfertiger Liberalität sonder Gleichen erzog und ihr diesen Charakter über die eigene Amtsführung hinaus aufprägte.

Wenn Welcker durch seine auch für jene Jahre seltene und bewundernswürdige allgemeine und tiefe litterarische Bildung und durch umfassende Gelehrsamkeit befähigt war, seinem bibliothekarischen Amte vorzustehen, so kam seine Persönlichkeit weit mehr in's Spiel bei dem akademischen Kunstmuseum, das, nicht im ersten Gedanken, aber in der Art der Ausführung recht eigentlich seine Schöpfung genannt werden muss.

Bereits in dem vorläufigen „ungefähren Ueberschlag der jährlichen Unterhaltungskosten der Königlichen Universität am Rhein", welchen der Minister von Altenstein am 28. Juli 1818 dem Grafen Solms mittheilt, ist ein Betrag für das „Kunstmuseum" vorgesehen. Am 2. December 1819 eröffnete der Minister dem Regierungsbevollmächtigten von Rehfues, dass er mit dem von den Professoren A. W. von Schlegel und Welcker entworfenen Plane zur Anschaffung einer den jetzigen Ansichten über die griechische Sculptur entsprechenden und den Zwecken des Unterrichts auf der Universität Bonn vollständiger genügenden Sammlung von Gypsabgüssen einverstanden sei und zu diesem Zwecke vorläufig die Summe von 2000 Thalern aus dem Einrichtungsfonds der Universität bewillige; damit könne ein guter Grund gelegt und später für Vervollständigung und Erweiterung gesorgt werden.

Der von Welcker abgefasste, von Schlegel mitunterzeichnete, Bericht empfahl zur nächsten Anschaffung thunlichst viel von Abgüssen der Parthenonsculpturen, deren wirkliche Beschaffung sich freilich noch etwas verzögern werde, dann möglichst scharfe und gute Abgüsse der altberühmten Meisterwerke der italienischen Museen, der Gallerien von Dresden und München. Als bequemste Bezugsquelle erwies sich Paris, wo Schlegel, der dabei wie in allen Universitätsangelegenheiten mit dem gewissenhaftesten und eifrigsten Fleiss und mit der ihm eigenen bewussten, sicheren und reinlichen Geschäftsführung sich überaus nützlich erwies, seine persönlichen Verbindungen anstrengte. Welcker hatte sich auch an Danneker gewandt und von ihm die Bestätigung erhalten, dass man in Betreff der viel gebrauchten Pariser Formen Vorsicht üben müsse, und die enthusiastische An-

empfehlung der Parthenonsculpturen, von denen ihm einst in Rom der schwäbische Bildhauer Schweickle mit entzückter Begeisterung erzählt hatte. Ostern 1821 besass das Kunstmuseum die Abgüsse von 15 Statuen, einigen Torsen, 23 Büsten und einer beträchtlichen Anzahl Reliefs, darunter sämmtliche in Paris käuflichen Stücke von den Friesen und Metopen des Parthenon und des Theseustempels. So hat Welcker vom Beginn an die Phidias'sche Kunst als Mittelpunkt und Norm der griechischen Kunstgeschichte hingestellt. Auch der Stock einer Münzsammlung war damals, durch Erwerbung aus dem Nachlass des Canonicus Pick, vorhanden, wozu bald Reihen von Münzabgüssen und Gemmenabdrücken hinzukamen. Gegen Ende des Jahres 1823 war die Einrichtung des Kunstmuseums zu Stande gebracht. Aber erst 1827 konnte Welcker das von Anfang an von ihm beabsichtigte „Programm“, d. h. ein erklärendes Verzeichniss, erscheinen lassen, welches das neue Museum bei den Studirenden, bei den Fachgenossen und in weiteren Kreisen einführen sollte —, eine der liebenswürdigsten Schriften, die, in der bescheidensten Form, der sachlichen Erklärung der einzelnen Hauptwerke sinnig und eindringlich nachspürend, eine Sprache über griechische Kunst redet, welche, von der Winckelmanns sehr verschieden, dennoch seit diesem gleich würdig nicht gehört worden war.

Den dem akademischen Kunstmuseum zugewiesenen Raum, den ehemaligen Orangeriesaal unter der Bibliothek, hatte der den Archäologen auch als Feind Eduard Gerhards bekannte Günstling des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg, Dorow, nur widerwillig geräumt. Er hatte die Stiftung eines rheinisch-westfälischen Museums der Altertümer unter seiner eigenen, dem Staatskanzler unmittelbar unterstellten Direction durchgesetzt, welche er, für seinen Standpunkt sehr bezeichnend, „königliche Direction für Altertumskunde in den rheinisch-westfälischen Provinzen“ nannte. Erst nach allerlei Aergerlichkeiten, die auch mit Dorows Abgang nicht zu Ende waren, drang die Einsicht durch, dass ein derartiges, gelehrten Pflichten und Zwecken dienendes Museum von sogenannt vaterländischen Altertümern doch nicht wohl von einem, wenn

auch gewandten und betriebsamen Dilettanten, sondern nur von einem Manne geleitet werden könne, dessen Vorbildung und wissenschaftlicher Charakter auch in den Kreisen der Fachgelehrten und der Universität ausreichend und achtungswert befunden werde. Die Sammlung wurde dem Ministerium für Unterrichtsangelegenheiten unterstellt und als „rheinisches Museum vaterländischer Altertümer“ mit der Universität in dem Sinne vereinigt, dass es zugleich den sämmtlichen Rheinlanden angehören solle. An Dorows Stelle trat A. W. von Schlegel, der sich auch dieser neuen Aufgabe mit musterhafter Pünktlichkeit entledigte und mit Welcker in einem auf das glücklichste sich gegenseitig stützenden und fördernden Verkehr blieb.

In den Vorlesungen umspannte Welcker einen überaus weiten Kreis. Philologische Encyklopädie, griechische und römische Litteraturgeschichte, griechische Mythologie und Religionsgeschichte, Geschichte der antiken Kunst sind die am häufigsten wiederkehrenden systematischen Vorlesungen. Dazu kamen Erklärung antiker Bildwerke, Numismatik, Paläographie und Inschriftenkunde — und in dieser Vorlesung hatte er im Jahre 1824 Schlegel zum regelmässigen Zuhörer —; von griechischen Schriftstellern Aeschylos, Sophokles, Aristophanes, Pindar, Theognis, Sappho und andere lyrische Bruchstücke, Theokrit, Plato und Aristoteles' Poetik; von lateinischen Dichtern Horaz, Tibull, Properz, auch Juvenal und Lucrez, von Prosa Tacitus Germania —, ein Stoff, den er schon in Giessen gern behandelt hatte und der seinen Feinden schon damals verdächtig vorgekommen war. In der Leitung des philologischen Seminars trat er 1838 nach Heinrichs Tod ein, zum Theil Näke zu Gefallen; nach dessen bald eintretendem Tod hielt er darin aus, zunächst allein, dann neben Ritschl, bis zum Jahre 1861, in welchem er seinen Theil an O. Jahn abgab.

„Welckers Vorträge — so schildert Johannes Classen — hatten für jeden empfänglichen Zuhörer schon durch seine edle Persönlichkeit, welche sich immer in gehaltener, würdiger Form aussprach, etwas gewinnendes. Seine Redeweise, die sich nur auf dem Grund einzelner Aufzeichnungen frei be-

wegte, machte den Eindruck einer von warmer Theilnahme ausgehenden Geistesarbeit. Eben darum war sein Vortrag zwar nicht leicht hinfliessend, vielmehr durch das Nachsinnen über eine treffende Beziehung nicht selten stockend; aber stets führte er den zu Grunde liegenden Gedanken zur Klarheit und zum vollen Verständniss durch. Zugleich hatte das lebendige Gefühl, das die Zuhörer erfüllte, dass sie einem grossen Gelehrten und einem ganzen Manne gegenüber standen, eine eindringende und überzeugende Kraft.“ Man begreift leicht dass, bei dieser Art des Vortrags und bei Welckers Natur überhaupt, mehr als die exegetischen Vorlesungen, in denen er langsam fortschritt und der grammatische und kritische Ertrag nicht immer bedeutend war, die systematisch und zusammenhängend vorgeführten grossen Stoffe, vor allem die griechische Götterlehre, Litteratur- und Kunstgeschichte, in denen der vortragende in niemals unterbrochener mühseliger und schöpferischer Forschung lebte und webte, die Zuhörer anregten, durch die überströmende Fülle von Ideen und Wissen belebten und den hohen Schwung ideeller Auffassung des Altertums auf sie überleiteten.

In diesen Forschungen nahm die Mythologie, die in den Vorlesungen als Symbolik und Mythologie, als Religion der Griechen und Römer, als Religionsgeschichte und endlich als Götterlehre auftritt, die seinem Herzen nächste Stelle ein. Auf der Rückkehr aus Rom überraschte er in Heidelberg Creuzer durch die Mittheilung, er gedenke eine Geschichte der griechischen Religion zu schreiben. Die Ausführung dieses Gedankens hat ihn durch sein langes Leben hindurch begleitet, auch in den ersten Bonner Jahren hat er eifrig daran gearbeitet, wiewohl er zunächst nicht viel davon in den Druck gab. Aber fast alle Arbeiten hat Welcker sehr früh begonnen und von langer Hand geduldig vorbereitet und gepflegt, bis er sie, durch einen äusseren oder inneren Anlass getrieben, plötzlich von neuem, wie im Sturm, anfasste und rasch zum Abschluss brachte. Die Bearbeitung des Theognis, die 1826 erschien, war in allen wesentlichen Theilen schon in Göttingen vollendet. Die Sammlung metrischer griechischer Inschriften entstand nach und nach aus Univer-

sitätsprogrammen. Sappho und die Bruchstücke der griechischen Lyriker überhaupt beschäftigten seit den Jugendjahren in Giessen unablässig Welckers Gedanken. In die Giessener Zeit reichen auch die Ideen über den äschyleischen Prometheus und die Trilogie zurück —, unter allen Arbeiten Welckers diejenige, deren Veröffentlichung im Jahre 1824 ihm am raschesten Ruhm brachte, die mit dem grössten Aufsehen den meisten Widerspruch hervorrief. Die briefliche und litterarische Fehde mit Gottfried Hermann, die sich daran schloss, erhielt, vielleicht zumeist durch Hermanns gleichzeitigen Streit mit Boeckh und später mit O. Müller, eine Bitterkeit, welche an sich in Hermanns und Welckers Persönlichkeit keinen Grund hatte, und deren Gefühl zu überwinden Welcker, der sich durch Hermanns Widerspruch in dem innersten Kern seines Wesens und Talents getroffen fühlte, erst spät nnd schwer gelang. Aber es ist ihm gelungen und mit Thränen der Rührung hat er nach seines grossen Gegners Tod dessen Aeschylos aus Haupts Händen entgegengenommen.

Die Tragödienstoffe und noch mehr die Studien über den epischen Cyclus, für den er einmal rasch die entsprechenden antiken Kunstdarstellungen zusammensuchte, leiteten leicht zur archäologischen Thätigkeit hinüber. Ihr gehörte der sachliche Commentar zu Jacobs Ausgabe der Philostrate und des Kallistratos an, eine Arbeit, die Welcker schon in Göttingen im Februar 1818 Jacobs auf seine Bitte zugesagt hatte, die er dann wie eine fesselnde Kette mit sich schleppte, bis er sie, sich zwingend, zu Ende brachte, so dass die Ausgabe 1825 erscheinen konnte. Ein mit D'Alton verabredeter Plan, in einer Entwicklungsreihe die poetisch nnd artistisch anziehendsten Compositionen aus Reliefen und Gemälden zusammenzustellen nnd dadurch, ohne Rücksicht auf die Bedeutung der einzelnen Figuren und den Zusammenhang oder Umfang des Stoffs, die Formen combinirter Darstellungen zur geordneten Uebersicht zu bringen, blieb, wie die Fortsetzung der Winckelmannschen Monumenti inediti, unausgeführt. Die archäologischen Entdeckungen, wie die Erscheinungen der archäologischen Litteratur, begleitete Welcker mit lebhafter, oft auch schriftstellernd thätiger Theilnahme; vor

allem die französischen Funde in Olympia reizten ihn zu eigenen Untersuchungeu; für die ursprüngliche Aufstellung der Niobegruppe suchte er die durch die Aegineten und die Parthenonsculptureu gewonnenen Anschauuugen über die Composition in Giebelfeldern anzuwenden. Die grossen unerwarteten Vasenfunde in Etrurien erkannte er sofort in ihrer ganzen hohen Bedeutung für die Erkenntniss des antiken Kunstlebens und begrüsste Gerhards *Rapporto volcente* mit der dankbaren und einsichtigen Bewunderung, welche diese zusammenschliessende Aufnahme und Mittheiluug eiues fast unübersehbaren neuen Stoffes heischen musste. An dem von Gerhard gegründeten Institut für archäologische Correspondenz in Rom war er seit der Stiftung im Jahr 1829 als Secretär der deutschen Abtheilung betheiligt und wurde demselben durch die steigende Freundschaft mit Gerhard selbst, dann mit Emil Braun, mit Henzen, mit Brunn, nach und nach auch persönlich immer enger verbunden.

Wenn die schöne rheinische Stadt für Welcker so rasch, und je länger je fester, zur vollen Heimat wurde, so hatten die Menschen, auch nachdem sein Bruder Karl, durch den rauhen Empfang verletzt, bald, durch die Uebersiedelung nach Freiburg, sich einem neuen Schicksal vertraut hatte, daran reichlichen Antheil. „Wäre ich ganz einsam, so würde ich mit Bauern und Bettlern Verkehr aufsuchen und unterhalten: man kann des menschlichen Antlitzes nicht auf die Dauer entbehren“ so schrieb Welcker gelegentlich seinem einsiedlerisch gesinnten Freunde Dissen. Er konnte es wirklich nicht; zu vertrauen und Vertrauen zu finden war ihm ein Herzensbedürfniss, dessen er auch in den stillsten und einsamsten Zeiten, die ihm zu Theil wurden, nicht entbehren konnte. Dies waren nicht die ersten Jahre an der jungen Hochschule, welche vielmehr das äusserlich bewegteste Leben, die meisten Ausflüge zu Fuss zu Pferd zu Schiff, auch im Nachen, auf dem mondbeglänzten Strom in lauen Sommernächten brachten; und auch die Aergerlichkeiten der politischen Anfeindungen konnten die Fröhlichkeit des bunten, vielfach in einander greifenden, persönlichen Verkehrs nicht dauernd stören. Bei Schlegel wurden in vornehmer Gesellig-

keit litterarische und ästhetische Neigungen gepflegt — Schlegel selbst und, als gelegentlicher Gast, Tieck gaben ihre Meisterschaft im Vorlesen zum besten; mit dem treuen Arndt liebte Welcker in herzlichem Zwiegespräch über die Berge zu wandern. Näke war ein bequemer, lieber Amtsgenosse, der wackere, streitbare Heinrich nicht immer desgleicheu; aber um so mehr freute sich Welcker später, dass Heinrich, in der Kraukheit vor seinem Tod, gerade nach ihm Verlangen hatte, mit ihm über die tiefsten Fragen, die den Menschen angehn, zu reden liebte, ihn aufforderte, er möge doch ein Leben Jesu schreiben, und ihm die Sorge für seinen gelehrten Nachlass übertrug. Den lebhaftesten Eindruck im Verkehr mit Menschen aber empfing Welcker ausserhalb der Universitätskreise. Er war an die stolzen Namen Dohna und Scharnhorst geknüpft, über denen der frische Glanz der Freiheitskriege lag. Im Sommer 1819 lernte Welcker den Grafen Dohna, der als Commandeur des Reiterregimentes in Bonn lebte, und seine Gemalin Julie, die Tochter Scharnhorsts, kennen. Bald verband Welcker mit den beiden, in der glücklichsten Ehe lebenden Gatten eine herzliche Freundschaft, die der Gräfin gegenüber so sehr den Charakter der schwärmerischsten Verehrung annahm, dass er, in dem hohen Schwung, dessen jene Jahre und sein eigner dem edlen zugewandter Sinn fähig waren, diese Verehrung für sie der Dantes für Beatrice verglich. Neben den Fraueugestalten der Sophokleischen Poesie waren es Frau von Humboldt und die Gräfin Dohna, von denen er die höchsten Ideale weiblicher Natur und Bildung abnahm, die er in seinem Innern trug, während das häusliche Glück, das auch er für das höchste hielt, ihm für immer versagt blieb. In Bonn wie in Düsseldorf, wohin Dohna versetzt wurde, war er ein häufiger und willkommener Gast; er hatte seine Freude an dem Glück der bewunderten Freundin, an ihrer Art zu sein und zu sprechen, an den Erzählungen von ihrem Vater und aus ihrer Jugend, an den Kindern, „welche einem glücklichen Hause so wohl stehen“; er nahm den innigsten Antheil an jedem Erlebniss, an jeder Freude, an jedem Schmerz und jeder Sorge, welche sie traf, und er war untröstlich über den

am 20. Februar 1827 erfolgten Tod der Gräfin. Dieser schmerzlich empfundene Verlust trieb Welckers Natur in sich selbst zurück und es kam anderes hinzu diese Wendung, die bald zu einer wahren Sehnsucht nach Stille und zur Abkehr von allem Treiben der äussern Welt wurde, zu befestigen. Zwei Jahre nach dem Tod der Gräfin Dohna, 1829, starben kurz nach einander Welckers Vater und Mutter und Frau von Humboldt. Das letzte Wort, das er von seinem Vater vernommen, war, dass in den müden Stunden des geduldigen Krankseins der Gedanke an seinen lieben Gottlieb ihm Trost und Erquickung sei. Der friedliche, stille Ausgang der Eltern aus einem langen und tüchtigen, thätigen und zufriedenen Leben war ein rührendes, mildes und wohlthuendes Bild; aber mit ihnen ging das köstlichste Lebensstück der Kindheit zu Grab. Frau von Humboldts Tod stellte ihm noch einmal den Feuerschein der glücklichsten, folgereichsten Jünglingsjahre mit ihren tausenden Hoffnungen und Keimen vor Augen und ihr unwiederbringliches Verschwundensein in einer fernen Vergangenheit. Wieder nach drei Jahren, am 26. März 1832, erfuhr er durch Diez die Nachricht, vor der er seit zehn Jahren bange gewesen — dass der Genius, durch den ihm die Nation, das ganze Geschlecht wie veredelt und erhoben schien, die Larve von sich geworfen: Goethe, der Freund und Genosse seines Humboldt, der gewaltige, in dem er seine Ideale von Welt und Poesie verkörpert fand, dessen Schöpfungen er neugeboren in dem frischen Jugendreiz als Mitlebender begrüsst und mit jubelnder Bewunderung in das geweihteste Heiligtum seines Herzens aufgenommen hatte. Am 8. April 1835 starb W. von Humboldt selbst, unter allen Lebenden, die Welcker je begegnet sind, derjenige, der zumeist, vielleicht derjenige, der allein die in Welckers Natur tief innerlich begründete Grossartigkeit wissenschaftlicher Anschauung zu noch edlerem und höherem Idealismus gesteigert hat. Zu diesen, sein innerstes Empfinden schwer treffenden Schlägen kam häufige Krankheit. Er war mehrfach der Erblindung nahe; und gerade in die einsamste und kränkste Zeit, in das Jahr 1832, fiel eine neue politische Massregelung.

Er stand den Parteien ferner als je, aber er hatte stets

die Gewohnheit, in der Aufwallung des Augenblicks sich heftig zu äussern und die eigenen harten Worte bald wieder zu vergessen. Zündstoff lag genug in der Luft; er schlug in Flammen auf in Frankreich, in Belgien, in Polen. Im Gegensatz zu Niebuhr, zu dem er in einem achtungsvollen und freundlichen, aber nie in näherem Verkehr stand, hielt Welcker unentwegt an dem Glauben fest, dass die bewegende Kraft der Weltgeschichte aufwärts führe. „Ein schweres Gewitter" — so erschien ihm die Gegenwart —; „lange Dünste und Schwüle erklären es. Ueberstehen wir es ohne zu grosses Unglück an den einzelnen Stellen, so werden wir es für das Ganze segnen müssen. Die Jacobiner werden nicht zurückkommen und ich hoffe, dass wir auch keine Coalitionen erleben, die das Uebel ärger machen könnten. Hat Deutschland Kraft und Idee genug sich zu einigen und statt der diplomatischen Verkettung sich auf sich allein gestützt jedem andern Volke zur Vertheidigung entgegenzustellen ohne sich um das Schicksal irgend eines zu kümmern, so könnte es gross aus dem Handel hervorgehen." Welckers Bruder Karl, den er auf kleinen Ferienreisen öfter in Freiburg aufsuchte, war Abgeordneter in der badischen Kammer. Dies mag — wie solche gegebene persönliche Verhältnisse bei denen, die sich nicht berufsmässig mit politischen Dingen abgeben, stets stark ins Gewicht fallen — seinen Einfluss ausgeübt haben. Genug, Welcker liess, im Bewusstsein seines guten Rechts bei den frühern Anfeindungen, vielleicht im Gedanken damit dieses Recht aufs neue zu behaupten, und zudem in dem Glauben, dass auch aus Preussen laute Stimmen sich erheben müssten, als politisches Glaubensbekenntniss jene alten Aufsätze über ständische Verfassung und Deutschlands Zukunft aus dem Jahre 1815 in Karlsruhe neu drucken. Sofort, am 26. April 1832, erfolgte von Berlin die Suspension Welckers vom Amt und die Einleitung protocollarischer Vernehmungen, um festzustellen, „in wie weit er sich von den Verirrungen der Zeit freigehalten", „ob er einen Oppositionsgeist gegen die Allerhöchsten Anordnungen gezeigt", „ob er sich eine nähere oder entferntere Einwirkung auf die Angelegenheiten der Staatsverfassung und Verwaltung angemasst

habe.“ Wiederum hatte Welcker eine ausführliche Vertheidigungsschrift auszuarbeiten, zu deren Abfassung er sich nach Neuenahr, wo er sich gerne aufhielt, zurückzog. Wieder wandten sich Rector und Senat — Rector war der berühmte Jurist Walter, zu dem Senat gehörten K. J. Nitzsch, Bethmann-Hollweg, Bleek — an Altenstein. Ein meisterhaftes, die Kühle geschäftsmässiger Formen nur mit Mühe festhaltendes Gutachten des Curators von Rehfues schilderte beredt, wie Welcker selbstlos und hilfbereit, reizbar aber durchaus ehrenwert, allem äusseren Treiben der Gegenwart fremd, still und pflichttreu nur seiner Wissenschaft und seinem Amte lebe. Das Gutachten schliesst mit der, wie Rehfues betont, von jeder Zuthat persönlichen Mitgefühls freien, auf Gewissen und Amtspflicht abgegebenen Erklärung, dass von Seiten der Gelehrsamkeit, der Thätigkeit und Gewissenhaftigkeit in dem Lehramt die Erhaltung Welckers für die Universität wünschenswert sei, dass in seinem übrigen Leben und Betragen nicht Gründe genug zu finden seien, welche seine Entfernung aus dem Dienst wünschenswert, geschweige denn nötig, machen könnten. In der That wurde am 12. April 1833 die Suspension vom Amt aufgehoben und das eingeleitete Disciplinarverfahren niedergeschlagen. Es war die letzte Heimsuchung der Art; aber eine neue Bitterkeit die es zu verwinden galt.

Bei dem Göttinger Universitätsjubiläum 1837 kam Welcker gerade recht, um den Tod seines alten Freundes Dissen mitzuerleben. Als 1838 erst Heinrich, dann Näke starben, war Welcker längst ein alter Mann, müde, der Welt abgekehrt. Als 1840 Otfried Müller dem griechischen Fieber erlag, sein Nachfolger in Göttingen, der jüngere Mann, auf den er als einen der tüchtigsten und hoffnungsvollsten Mitstreiter in seiner Wissenschaft, aber doch auch wie auf einen Schüler, der ihn selbst nicht immer richtig verstand und ihm nicht alles zu Dank machte, herabsah, musste dieser, von Welcker von ganzer Seele beklagte Verlust eine neue laute Mahnung an das eigene Alter sein; und wie zur Besiegelung, dass eine geschichtliche Epoche zu Ende gehe, brachte derselbe Sommer den Tod des Königs, Friedrich Wilhelm III, — „des Dritten, der den heiligen Krieg anführte.“

Aber dem scheinbaren Absterben folgte ein rascher, plötzlicher, glänzender neuer Aufschwung.

Nicht als ob Welcker in seiner Zurückgezogenheit je ganz verlassen oder unthätig gewesen wäre. Rastlos ging die wissenschaftliche Arbeit fort: er hatte längst erkannt, dass ohne den strengsten methodischen Fleiss keine ehrliche Leistung möglich sei; er opferte an seinem Theil dieser Erkenntniss mit der ganzen entschlossenen und thatkräftigen Hingebung seines Wesens und er war redlich bestrebt, den „Freiherrnstand", den er früher aller Wissenschaft und Bildung gegenüber eingenommen, mit einem „Dienstverhältniss" zu der einen Wissenschaft, die ihn ausfüllte und die er vertrat, zu vertauschen. Auf die 1835 erschienene Schrift über den epischen Cyclus folgten 1839 zwei Bände, 1841 ein dritter umfangreicher Band „Die griechischen Tragödien mit Rücksicht auf den epischen Cyclus geordnet", ein grosses Sammelwerk langen, mühseligen und phantasievollen Fleisses, das den unendlichen, vielgestaltigen, in zerschlagenen Bruchstücken vorliegenden Stoff zum neuen Leben erweckte. Die mythologischen Probleme wuchsen und reiften in der Stille weiter; W. von Humbolts grossartige Untersuchungen „über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts", nach Welckers Ueberzeugung eine der glänzendsten Entdeckungen, die je dem menschlichen Geist gelungen, eröffneten neue weite Gebiete der Erkenntniss und warfen neues, helles Licht auf alle urwüchsige schöpferische Thätigkeit des Menschengeistes.

Die gelehrten Arbeiten selbst, die Redaction des Rheinischen Museums, welche Welcker seit Juni 1831 mit Näke übernommen hatte, der Briefwechsel mit gelehrten Freunden, unter denen neben Jacobs, Dissen, Ed. Gerhard der liebenswürdige, beweglich geistreiche, glänzend aufgehende wissenschaftliche Charakter Joh. Gustav Droysens sein ganzes Herz gewann, hielten den Verkehr mit den Lebenden wach. Nie fehlte es in Bonn, an dem von Alters her die Völkerstrasse vorüberführt, an dem Besuch alter und neuer Freunde. Der einer schon vergangenen Welt der Gelehrsamkeit und des

Zeitgeschmacks angehörende Böttiger und der ehrwürdige Jacobs, Welckers alterprobter Gönner, stellten sich gelegentlich ein, Ed. Gerhard und Welckers Giessener Schüler Konrad Schwenck siedelten sich mehrfach auch zu längerem Aufenthalt an — Döderlein, Meineke, Schleiermacher, der geliebte Genosse der heiteren römischen Tage Rauch, Thirlwall, Otfried Müller, Mure „ein herrlicher Mann“, Emil Braun „mit unvergleichlichen Portefeuilles“, Lachmann und viele andere zogen in bunter Reihe vorüber. Welcker selbst blieb zu keiner Zeit ganz sesshaft. Nach alter Gewohnheit pflegte er auf kleinen Ferienreisen bald Freiburg und Baden, bald Göttingen, Ofleiden, Frankfurt, Darmstadt zu besuchen und die leidige Sorge um Gesundheit und Augen zwang mitunter zu dem Aufenthalt in Aachen, Ems, Kreuznach, Wiesbaden. Ein zunächst zu archäologischen Zwecken unternommener Ausflug nach Paris, im Herbst 1827, fällt, wie ein Versuch zum Widerstreit, in die ersten Anfänge der Neigung sich abzuschliessen.

„Die Stadt — so schildert einer seiner Briefe — hat nichts grossartiges noch sehr gefälliges; doch sind der Tuileriengarten, die Seine, das Palais royal, vorzüglich Père la Chaise Punkte, welche man gern sieht. Der bunte, gefällige, reiche Markt der Kleinkrämerei setzt in Verwunderung gegen andere Städte und durch die weite Verbreitung nach allen Seiten. Lärm und Gewühl selbst sind nicht eben gross — man braucht nicht mit Neapel zu vergleichen, selbst gegen Wien; aber sie sind überall, so dass man sich nach einigen Tagen schon erfreut, von einem entfernten Punkte aus den ungeheuren Steinhaufen, in welchem 800,000 Menschen herumlaufen oder eingenistet sind, zu betrachten. Unter den Orten der Umgegend hat mir am besten Montmorency gefallen, Rousseaus Wahl. Die Darstellungen der Mars, vorzüglich auch in Emilie, einer ganz guten Tragödie nach Kenilworth, nur nicht in Versen und darum «drame», das théatre Français überhaupt, dann die Foote und die Smithson als Julie von Shakespeare und als Jane Shore — grössere tragische Schauspielerinnen als ich bis jetzo gesehen —, manche der italienischen und französischen Opern, auch

manches von der eigentlichen nationalen Gattung mit *couplets* und *vaudevilles*, waren mir erwünschte, zum Theil erhebende Unterhaltungen für den Augenblick und eine Bereicherung zum Theil noch nachher.“ Rafael, die alte florentiner Schule und andere Bilder wiederzusehen und neu zu sehen war ihm ein grosses und das Antikenmuseum weit über seine Erwartung. So gross hatte er sich den Abstand des Marmors vom Gips nicht mehr gedacht und er meinte deutlich zu fühlen, dass er den wahren Gehalt der alten Bildkunst mit grösserer Sicherheit und in klareren Verhältnissen auffasse, als noch je vorher. Die Bibliotheken besah er sich für diesmal nur von aussen; um so mehr Zeit widmete er der schönen Münzsammlung. Bekanntschaften hatte er erst gar keine machen wollen, und machte schliesslich sehr viele. Ausser Olshausen aus Kiel, „der die Zendsprache aufschliessen wird“ und Panofka, die ihm zugleich mit mehreren Bonner Schülern Führer, Helfer und Berater waren, wurden ihm bekannt „Letronne, der beste unter den französischen Altertumsforschern, auch persönlich ausgezeichnet, Millingen, der von London da war, Abel Rémusat, weitsehend und fein, selbst schlau, der als ein Haupt gilt, Hase, den Deutschen als Gastfreund zugethan, der französischen Sitte durch Gewohnheit, Raoul-Rochette, welcher als Kunstausleger Ruhm zu erwerben trachtet, Clarac, Cousin, vom deutschen *idéalisme* innerlich ergriffen, Guigniaut, der sich mit unseres Creuzer verwirrter Symbolik redlich plagt — ein braver Mann, Gérard, der erste ihrer Künstler.“ Mit Cousin hat sich Welcker Stunden lang unterhalten. Auch Guizot, Fauriel, Silvestre de Sacy, Quatremère de Quincy, Lajard, Gau, Hittorf, den Duc de Luynes lernte er kennen. Allier de Hauteroche zeigte ihm seine schönen Münzen, Durand seine neue Vasensammlung, Champollion le jeune die ägyptischen Altertümer des Louvre. Der Jardin des plantes mit seinen Elefanten und Giraffen und die Vendômesäule, Börse und Père la-Chaise, Pantheon und Saint Denys, der Cirque Olympique mit den Reiterkunststücken, die Boulevards im Mondschein mit einem gelegentlichen Strassenvortrag über Physiognomonik — es war in der grossen Weltstadt nichts,

dem er nicht eine anziehende und lehrreiche Seite abgewonnen hätte.

Nach solchem Ausnahmezustand der Erregung liess in der stillen Heimat der Segen der täglich geforderten Pflichterfüllung, wie sie die verschiedenen amtlichen Verrichtungen, zu denen 1837/38 noch das Rectorat kam, mit sich brachten, eine völlige geistige Vereinsamung niemals zu. Noch weniger litten dies die Freunde. Seit 1828 gehörte der auch als theoretischer Schriftsteller geschätzte Professor der Medicin, Moriz Naumann der Universität Bonn an, ein Mann von lauterer Güte, von vielfachen Bildungsinteressen, stets thätig und hilfbereit. Mit ihm und seiner Gattin Henriette, geborenen Kaskel, einer geistesstarken, hochgebildeten Frau, mit der er sich auch in der Verehrung für Goethe zusammenfand, befreundete sich Welcker. Naumanns und ihre Kinder, unter denen die aufblühende Tochter seine ganze Freude war, wurden ihm treue und werte Freunde und Hausgenossen, deren liebevolle Sorge ihn vierzig Jahre lang durchs Leben begleitet hat bis zum Tod, wie er seinerseits für sie zu jedem Opfer und Dienst bereit war. Hier fand er jenen Liebeszoll und jenen Austausch von Vertrauen, ohne die ihm die stillen Jahre einsames Gelehrtenlebens eine bittere Frucht gewesen wären, und einen Antheil an Freude und Sorge auch im kleinen, wie sie das Leben in der Familie bringt und ohne die sein weiches Gemüt auch grosse Schicksale nicht gern denken mochte. In den stillen Kreis, der sich so um Welcker spann, trat dann plötzlich die neue leuchtende Erscheinung einer menschenzwingenden wissenschaftlichen Persönlichkeit, Friedrich Ritschl, der 1839 an Näkes Stelle nach Bonn kam, in der Vollkraft des ersten Mannesalters, feurig, thätig, energisch. Welcker und Ritschl umschloss eine, zumal in den ersten Jahren des Zusammenseins sehr lebhafte, bei aller Verschiedenheit ihrer Naturen und Tendenzen sich gegenseitig verstehende und bewundernde Freundschaft und Ritschl war ganz der Mann, die eigenartige, schöpferisch schwungvolle Genialität Welckers zu erfassen und zu würdigen, dessen Götterlehre er „Seherblicke“ nachgerühmt hat wie er ihn selbst als *vates* zu bezeichnen liebte. Man wird schwer-

lich fehl gehen, wenn man an dem neuen Aufschwung, der Welcker in diesen Jahren überkam, der wohlthätig erfrischenden Freundschaft Ritschls einen sehr reichlichen Antheil zuweist.

Ein gutes Zeichen war schon die etwas grössere Reise 1839 nach Berlin, noch mehr 1840 nach Holland und nach München.

W. von Humboldt aufzusuchen und auf dem Rückweg Jacobs, war ein alter oft zurückgeschobener Plan. Als endlich die Reise nach Berlin zu Stand kam, war Humboldt todt, aber Jacobs hatte er noch die Freude, in Gotha in unveränderter liebenswürdiger rüstiger Frische seines hohen Alters zu begrüssen. In Berlin traf er Rauch und wallfahrtete mit ihm nach Tegel, mit Boeckh war er in Potsdam; Ed. Gerhard und Droysen waren ihm längst werte Freunde; mit Alexander von Humboldt, Leopold von Ranke, Joh. Heinr. Schulze, Lachmann, Meineke, Bergk, Schöll, Bopp, mit dem Bildhauer Wiegmann, mit Ternite und vielen andern ist er freundlich zusammengetroffen. Alle Kreise, die italienische, die griechische, die „gesetzlose" Gesellschaft waren stolz darauf, ihn zum Gast zu haben. Die Bibliothek, die Sammlungen alter und neuer Kunst, das Gewerbeinstitut ging er mit dem Fleiss und Eifer durch, der ihm von Alters her auf Reisen zur andern Natur geworden war. Ebenso freute er sich auf der Osterreise 1840 in Holland jeder neuen Bekanntschaft mit Städten, Kunstwerken, Menschen; und noch weit mehr musste ihn, den Enthusiasten für antike Kunst, der längere Aufenthalt in München, im Herbst desselben Jahres, ergreifen.

Die prächtigen Säle der Glyptothek, die Vasensammlung, das Münzcabinet, die öffentlichen Denkmäler, unter denen er sich an Rauchs König Max mit dem Gefühl persönlicher Freundschaft erfreute, Rottmanns Landschaften in den Arkaden, die er, schon mit dem Vorgefühl in nicht ferner Zeit der südlichen Natur selbst wieder zu nahen, bewegt anschaute, die Gemälde in der Pinakothek, die Basilica, in der er Cornelius' Fresken vor Gerüsten kaum sehen konnte, die grosse Erzgiesserei, in der er sechs der colossalen im Feuer

vergoldeten Fürsten für den Thronsaal anstaunte, die Werkstätten von Cornelius und Schwanthaler, die schöne Aukirche, die alte grosse Frauenkirche mit den Grabsteinen umher, Oper, Schauspiel, Concerte boten Zeitvertreib genug. Und wie viele ihm liebe und bedeutende Menschen fand er dort! Vor allem den liebenswürdigen, freundlichen, durch viele gleichartige Interessen und Leistungen ihm nah verbundenen Thiersch, der als Haupt des Welcker in München angehenden Kreises gelten konnte, den berühmten von Bonn her befreundeten Chirurgen Walther, Windischmann, Spengel, der ihn auch zum Octoberfest führte, Fröhlich, die beiden Boisserée, E. Förster, den Numismatiker Streber, dessen Klage, dass er, vor dem mechanischen seines Amtes am Münzcabinet, von dem wissenschaftlichen wenig mehr gewahr werde, Welcker in seiner nicht günstigen Vorstellung von den Numismatikern im allgemeinen bestärkte. Von den Künstlern verkehrte er am meisten und liebsten mit Cornelius, aber auch mit Schwanthaler, Hess, Schraudolf, Schnorr und mit Schadow, der gerade auf der Rückreise von Rom war. Anziehend war ihm ein Besuch in Kaulbachs Werkstatt, wo er noch die Skizze der Hunnenschlacht sah, auch „unvergleichliche Zeichnungen zu Reineke Fuchs“ und Studien aus Italien, und von der „schönen künstlerischen Erscheinung des im Selbstgefühl bescheidenen, feinen und bedeutenden Meisters“ einen sehr angenehmen Eindruck mit nahm. Sehr merkwürdig endlich war ihm ein Abend bei Schelling, der nach und nach, wie Welcker sich ausdrückt „aufthaute“ im Gespräch über Malereien, über die Reise nach Italien durch das Pusterthal, die er mit seiner Familie gemacht hatte, und sogar über seine Mythologie sprach. Auch vom Kronprinzen wurde Welcker auf Thierschs Veranlassung empfangen.

Die Reise nach München war wie die Probe zu einem längeren Flug. Als die Philologenversammlung in Bonn im September 1841 zusammentrat, konnte Welcker, dem das Präsidium zugedacht war, sich nur durch eine schriftlich eingesandte Rede betheiligen, und Ritschl musste für ihn, den er als theuern hingebenden Lehrer, als treuen, männlichen, charaktervollen Freund, als liebenswürdigen, milden, stillver-

gnügten Gesellschafter, als Zierde der Universität, als anregenden, erweckenden, poesiereichen Wortführer der Wissenschaft rühmte, eintreten. Er selbst war auf dem Wege nach Griechenland.

Aus Briefen.

An Fr. Jacobs.

Bonn den 5. Febr. 20.

— Von der Mythologie ist mir auch in diesem Winter nicht möglich, abzukommen, und mein ganzes Heft gestaltet sich um, obgleich zum Glück die Sachen doch zum grossen Theil mir bleiben wie sie waren. Bey solchem Labyrinth darf man nicht hoffen, auf einem Wege zum Ziel zu kommen; aber wie labyrinthisch die Sache sei, Licht und Zusammenhang gewinnt man mehr und mehr. Es ist eine Periode allgemeinerer und eindringenderer Quellenkenntniss eingetreten, manche Grundansichten haben sich festgestellt: natürlich müssen sich also mehrere auf dem gleichen Punkte begegnen. So finde ich jetzo manches schon öffentlich ausgesprochen, was ich vor Jahr und Tag neu und eigen niederzuschreiben oder zu lehren glaubte. Aber diess ist für die Sache ein grosser Gewinn, es befestigt Anlehnungs- oder Ausgangspunkte, und wahrlich hier ist von jenen kleinen Entdeckungen zu machen für viele Stoffs genug. Ich würde eine grosse Freude haben, wenn ich im Stande wäre, Ihnen eine Reihe von Combinationen zur Prüfung und Theilnahme vorzulegen. Die ersten Versuche im 1. Stück meiner Zeitschrift dürfen Ihnen nicht als Probe im Ganzen dienen. Dass ich aber zur Herausgabe bald gelangen würde, bezweifle ich sehr, indem ich Kunst und Litteratur, wenigstens der früheren Perioden, mit der Religion, in besondern, aber doch auf einander bezügliche Ausführungen, zugleich zu behandeln gedenke.

Innig beklage ich die Störung Ihrer Thätigkeit, deren Ursachen auch uns täglich bewegen. Doch muss ich gestehn, dass, so merkwürdig Ihr Unwillen mir als eine Prophetenstimme aus der Zeit und Nation ist, meine Besorgnisse weniger ängstlich sind, obwohl ich zuweilen ähnliche äussere, wenn ich im Grunde nur die Vorwürfe meyne, die jene ver-

dienen. Wir leben in einer Entwicklung, die langsam und mit Rückstössen, aber sicher zum Ziele eines politischen Protestantismus führt; und jener nichtswürdig eitle und buhlerische Neukatholicismus, eben so gut wie die elende oligarchische Beschränktheit, je kecker sie sich regen, verrathen um so mehr, wie mächtig die Forderungen des Rechts und des Verstandes an unser Zeitalter sind. Mit List, durch Vereine glauben sie des Geistes Herr zu werden; breit und gross müssen sie dastehen oder sie werden nichts; weil sie nicht ahnen, was Gottes Wille an unser Zeitalter ist, so werden sie zu Schanden oder doch zu nichten werden. Die Jugend ist vor dem politischen Mysticismus im allgemeinen sicher, nicht wegen einiger Professoren, sondern wegen der grossen Hebel, die tief unten von unsichtbaren Händen gelenkt werden. Spanien, Amerika, Polen, Frankreich lässt in Sklaverey uns nicht versinken und ganze Länder, glaub' ich, werden eher protestantisch und die Römische Herrschaft ganz aufgelöst werden, als dass wir in Finsterniss rettungslos zurücksinken. Schweigen — das habe auch ich gefühlt — wäre das Würdigste und Wirksamste, und das Insekt schwärmen und plagen lassen, so lange die Jahreszeit seyn soll für das ephemerische.

An W. von Humboldt.

Den 30. Dec. 1821.

— Die Arbeiten, von denen Ew. Excellenz mir schreiben, nicht minder die, welche in dem Brief an Schlegel berührt sind, haben für uns beyde etwas erfreuliches. Ihr Urtheil über das Sanskrit und die Stelle die es einnimmt war mir auffallend und einleuchtend, so weit man nach einem aufgestellten Verhältniss von Merkmalen unter sich urtheilen kann; noch mehr aber als diese Stufe in der Entwicklungsreihe interessirt mich die untere, worauf sich die Amerikanischen Sprachen nach Ihren Untersuchungen befinden. Diese Analyse, wenn sie jene einfache Ansicht vollständig ausdrückt, wird dem Sprachstudium seine höchste Richtung vorzeichnen und scheint mir eine der gehaltreichsten Entdeckungen. Ich weiss nicht, ob es der grossen Erweiterung der

Naturstudien bedurfte, die in unsern Tagen mehr und mehr nach der Herrschaft reichen, um unter ähnlichen Gesichtspunkten die Sprachen zu erforschen, als Ew. Excellenz zu thun allein begonnen und in der That, soviel mir bekannt, allein seit einer Reihe von Jahren fortgesetzt haben, so fortgesetzt, dass nunmehr das Ziel und die Bahn, welche hinführt, bereits jedermann deutlich genug ist. Ich muss mit aller Offenheit und Wahrheit sagen, dass eine grössere Klarheit und Bestimmtheit eines wissenschaftlichen Grundrisses mir nicht möglich scheint, als welche die Vorlesung auszeichnen. Man sieht an jedem Zuge, dass die Idee aus der schon erschöpften Erfahrung abgeleitet ist, dass es nicht gilt Untersuchungen vorzuzeichnen und anzukündigen, denen das wirkliche Studium leicht eine ganz andre, als die in der Idee gefasste Gestalt geben könnte. Eine solche Forschung muss auch ausser dem Resultat an sich wohlthätig wirken in einer Zeit, wo noch immer viele Starrheit der Schule, besonders der philologischen, mit dem losesten Sophistengeschwätz und einem eitlen Dreyfussreden, auch über historische Dinge, Urzeit, Ursprachen u. dergl. neben einander sich breit machen und Umfang im Bunde mit Gründlichkeit so wenig von den Peinlichen wie von den Geistreichen gesucht und geschätzt wird. Als ich die Abhandlung über Sprachvergleichung las, giengen mir die Begriffe, wovon sie handelt, unvermerkt ins Wesenhafte, Anschauliche über; Wort, Rede u. s. w. schienen mir wie Gespenster hervorcitirt. Die Entwicklung ist reich an Ideen und Bemerkungen, die mir bey der Reflexion sogleich als völlig neu erschienen, und von Anfang wirken sie fast wie bekannt, wenn man mit den früheren Ideen vertraut ist, woraus sie erwachsen sind. So natürlich ist die Entwicklung und so innig die Ideenverbindung. Vorzüglich hat die Ansicht von der organischen Einheit und Gleichzeitigkeit der Sprache mir eine wahre Freude gemacht. Ideen aus Natur oder Geschichte hervorgezaubert und einfach hingestellt vermögen eben so wohl ein eigentliches Vergnügen zu erwecken als ästhetische Vorstellungen. Die mechanische Erklärung der Sprachbildung darf indessen am wenigsten verwundern, da sie in andern Bezirken so

stetig und mühselig erfolgt und ausgebildet worden ist, wo es ungleich leichter scheint, die wahre Natur des Entwicklungsgesetzes zu erblicken. Am grellsten vielleicht erscheint dieser Irrthum, und mir, muss ich gestehn, bis zum Komischen, in Bezug auf die Entstehung der bildenden Kunst, wo man seit Winckelmann her sich vorgesagt hat, wie aus Säule, Kopf, Armen, Beinen nach und nach eine menschliche Figur zu bilden sey entdeckt worden, während alle Nachahmung doch offenbar mit dem Ganzen anfängt. Interessanter ist es die mechanische Erklärung aus der Geschichte der Poesie zu vertreiben, besonders aus der Griechischen Litteraturgeschichte, wo das Successive der Arten, in der Weise wie es gewöhnlich angenommen, gewiss nicht minder falsch ist.

Ich bin diessmal so frey, Ew. Excellenz einen kleinen Aufsatz beyzuschliessen, der, wenn er auch Ihre gegenwärtigen, ohne Zweifel äusserst emsigen Studien ein Stündchen unterbricht, doch vielleicht an frühere Beschäftigungen Sie nicht unangenehm erinnert. Ich schrieb ihn vor zwey Jahren bey Gelegenheit einer Vorlesung, und habe ihm wenigstens für jetzt die etwas schwerfällige analytische oder demonstrirende Form gelassen. Auch Ihre Frau Gemalin würde ich bitten die Blätter zu lesen, wenn sie sich vor der etwas dicken Schale, unter welcher diese Art Früchte erwachsen, nicht scheut. Sehr lieb würde es mir seyn, wenn Sie mir gelegentlich Ihre Ansicht über die Wahrheit oder Zweifelhaftigkeit der Hauptsache zu äussern die Güte haben wollten. Es beschäftigt mich diesen Winter über wieder, so viel es bey ungewöhnlich vielen und verschiedenartigen Abhaltungen möglich ist, die Geschichte der griechischen Poesie, bis hierher die vorhomerischen Sagen- und Dichtungskreise und Homer selbst. Was ich früher gegen Wolfische und verwandte Meynungen zusammengestellt hatte, hat sich mir nur bewährt, und es wäre mir sehr angenehm, wenn die Umstände mir gestatten wollten, diess alles dem Publicum vorzulegen, nicht um durch neue Ansichten Aufsehn zu erregen, da ich vielmehr durch Verketzerung und äusserliche Interessen eher fürchten darf verunglimpft zu werden als Dank und Lob zu erndten, sondern damit ich aus der Wirkung auf ein so viel-

fach gerüstetes gelehrtes Publicum als man bei dieser Materie hat, so viel berichtigendes oder vervollständigendes abnehmen könnte, um einer Darstellung, die so sehr auf hypothetischen Vorstellungen mit beruht, eine bleibendere Haltbarkeit und eine gewisse Gediegenheit zu sichern. Ueber Religion, Poesie und Kunst der Griechen in drey in einander greifenden Büchern zu schreiben, ist endlich zum festen Plan bey mir gediehen und die meisten Parthien von allen dreyen sind auch schon bearbeitet. Aber wie viel mehr bleibt übrig zu thun, wenn man sich auch nur aufgiebt, die Abschnitte, welche nach den Grundansichten am meisten ineinander gehn und am wichtigsten sind, mit gehöriger Sorgfalt und Ausführlichkeit zu behandeln. Die Kunst würde ich zuletzt vornehmen; auf die Religion war lange Zeit ausschliessend mein litterarischer Plan gerichtet. Theils die Vorlesungen aber, für die ich in späteren Jahren um so eifriger gearbeitet habe, als ich sie in den ersten weit zu leicht genommen hatte, theils die Natur der Sache, die innere Wechselabhängigkeit, welche bey der Ausführung immer stärker hervortrit, haben mich unvermerkt zu einem seines Umfangs wegen misslichen Unternehmen hingetrieben. Diesen Winter habe ich eine dritte Vorlesung, die als ein akademischer Luxus betrachtet werden kann und mir zeitspieliger geworden ist, als ich dachte: über Inschriften nehmlich, welche ich in engster Verbindung mit Paläographie, übrigens gleichsam zur Ergänzung der Litteraturgeschichte und mehr im umfassenden Grundriss, als nach der Methode der bisherigen unverhältnissmässigen Bearbeitungen zu behandeln gedenke. Bey dieser Vorlesung wird mir die grosse Ehre zu Theil, Schlegel zum Zuhörer zu haben. Für die allgemeine Geschichte der Schrift ist mir die sprachliche Stellung, welche Sie den Turdetanern gegeben haben, von gutem Gebrauch gewesen. Das Alterthum der Sprache beglaubigt die Nachricht von ihrer Litteratur und *γραμματική*. Wenn ohne Schrift nirgends eine eigentliche, bedeutende Poesie ist, so dürfen um so eher Iberische Runen angenommen werden, welche (für uns) in Reihe und Glied treten mit den Germanischen, mit der Aegyptischen und Phönikischen Schrift, und mit den Sky-

thisch-Thrakisch-altgriechischen Runen, welche mit dieser nur vertauscht worden zu sein scheinen. Die Gründe für das letztere habe ich mich begnügt zusammen zu ordnen, ohne zu entscheiden, wie man über viele Fragen in dieser Sache bis jetzt noch unentschieden bleiben darf. Die Zoegaschen Ansichten erscheinen mir mehr als früher unrichtig; und besonders stören auch hier seine philosophischen Grundansichten. Wenn Ausbildung des Denkens zur Entwicklung des Menschen gehört, wenn geordnetes und zusammenhängendes Denken ohne Befestigung des Wortes so wenig möglich ist, als einzelne Begriffe ohne Worte, so ist durch Instinct die Menschheit getrieben, Zeichen für Worte zu setzen — das Wort, gleichsam als Product und Wesen, wird in den allgemeinen Nachahmungstrieb aufgenommen. Keine Erfindung ist an sich staunenswerth, wenn die Natur auf sie hintreibt; die Mittel, die der Witz ausfindet, sind dann mittelbar doch eingeboren. Wenn also die Alphabete dahin führen, autochthonische Schriften anzunehmen, so finde ich nichts befremdliches darin, und der Uebergang von den Bildern ist nicht blos zweifelhaft, sondern auch unnöthig.

An W. von Humboldt.

Bonn den 30. Juli 1822.

— Dass Ew. Excellenz die Zusammenstellung über den Aeschylischen Prometheus so wohl aufgenommen haben, kann unmöglich anders als mir höchst erfreulich seyn. Auch wenn man durch unbefangene Untersuchung ein gewisses Vertrauen zu dem Ergebniss erhält, nimmt doch die Sicherheit sehr zu, entsteht vielmehr erst durch die Zustimmung des ganz unpartheyischen Dritten, wenn in diesem alle Bedingungen des Urtheils sich glücklich vereinigen. Ich habe später mich noch umgesehen, wie weit nach andern Bruchstücken und Titeln äschylischer Stücke diese Form der Trilogie bey ihm reichte, und allerlei Reflexionen über Verhältnisse und Zusammenhang der Griechischen Kunstentwicklung werden hierdurch von selbst wach. Bis auf Homer zurück reichen unmittelbar die Folgerungen, und ich bin jetzo von dem Kunstplan der Ilias sowie der Odyssee so überzeugt, dass mir der Meister

Flicklied und was damit zusammenhängt einen wahren Widerwillen erregt, obgleich mein Respect vor den Hauptvertretern entgegengesetzter Ansichten sehr gross ist. Historische und ästhetische Resultate sind oft wie die Gebirgsspitzen zu betrachten, die auf einer gewissen Stelle des Wegs nicht zu erblicken sind, die nur im Fortgang, wie man aus den Thallabyrinthen der Forschung sich mehr herauswindet, erscheinen. Nur giebt es auch viele, welche die am fernsten Horizonte leicht gezeichneten Linien auch dann noch lieber läugnen, wenn sie von dem Punkt, wohin man sie stellte, wirklich für ein gesundes Aug erkennbar sind. So fürchte ich, dass mein College Heinrich meine homerische Ketzerey so bitter aufnehmen möchte, wenn sie einmal aus dem engeren Kreis der Zuhörer heraustrit, wie nur je eine theologische als gefährlich für das Heil der Welt betrachtet worden ist. Auch andre Bemerkungen über Homer bin ich recht verlangend weiter verfolgen zu können. Als ich ihn im vorigen Herbst in Aachen mit Herodot, und vielen andern auch ganz entfernten Autoren, cursorisch und fast schwelgerisch las, überraschten sie mich so sehr, dass ich kaum glaube, sie werden vor der Prüfung ganz zu nichte werden. Aber seitdem habe ich gethan was ich musste, nicht was ich wollte, und noch sehe ich mich weit abgeschnitten von meiner Lieblingsarbeit. Zunächst drängt mich der edle und liebenswürdige Jacobs, der meinetwegen seine Ausgabe von Philostratos Bildern schon über drey Jahre zurückhält, ihm meine Beiträge zu liefern, wozu ich in den Ferien, nach einer kurzen Reise, zu schreiten gedenke. Der Gewissenhaftigkeit im Worthalten werde ich mir dabey sehr bewusst werden: denn herzlich zuwider ist mir jetzt das Geschäft. Alsdann durchsehe ich die Ausgabe des Theognis, ein kritisches Wagestück, und eine Arbeit über die Monumenti inediti, zum 8. Bande der Winckelmannischen Werke bestimmt, beydes vor mehreren Jahren gearbeitet, und hoffentlich wird mich dann nichts mehr hindern an einer Beschäftigung, die ich mir so lang gewünscht habe; denn immer, wenn ich untersuchte, musste ich den Lectionen nachgeben, die einen unbarmherzig aus dem Kreis, worin man sich recht einheimisch machen möchte, immer von Tag zu Tag fort-

reissen; schreibt man aber, so richtet man alles nach seinem eigenen Willen ein.

Aber ich komme von meinem Prometheus ab, wovon ich Ihnen doch, da Ew. Excellenz über einen Punkt so gütig waren, mir Ihre Zweifel auszuführen, noch mehr zu schreiben wünschte. Sie betrafen die Stelle V. 1035 ff., wo Hermes dem Prometheus verkündigt, er solle seiner Qual kein Ende erwarten, bis der Unsterblichen einer als Nachfolger seiner Leiden erscheinen und statt seiner in die Unterwelt gehn werde. Ich muss gestehn, dass ich die Ansicht, diese Stelle sey prophetisch, nicht aufgeben kann, obgleich die Erklärung, die Ew. Excellenz aufstellen, und die auch Schütz angedeutet hat, in Vereinigung mit dem was Sie hinzufügen, ein ganz andres Ansehn gewinnt. Es scheint mir was Hermes setzt das Unmögliche nicht bedeuten, oder nicht verneinen zu können, dass das andre je geschehen werde, darum weil es gar keine ungriechische Vorstellung ist, dass einer für den andern in den Tod gehe, wie die Fabeln der Alkestis und der Dioskuren zeigen. Aber die Sache selbst und der Ausdruck dürften auch für einen solchen Sinn etwas zu ernsthaft und edel seyn. Sophokles sagt im Phineus *βλέφαρον κέκλεισταί γ' ὡς καπηλείου θύραι*, d. i. schlecht oder gar nicht, und im Philoktet (861) *ὥς τις Ἀΐδᾳ παρακείμενος βλέπει*. Aehnliches kommt mehr vor; was Schütz aus Terenz anführt, gehört im Allgemeinen dahin. Dass Chiron, als Unsterblicher, *θεός* genannt wird, fällt mir bey Aeschylus nicht auf, da er auch den Prometheus öfter so nennt, im Gegensatz der sterblichen Wesen. Apollodor freylich sagt nicht ausdrücklich, dass er den Umstand, welchen ich in Hermes' Worten finde, aus Aeschylus nehme: aber die Tragiker sind doch fast seine jüngste Quelle, und nur in Tragödien oder auch Satyrspielen durchgeführte Züge pflegt er, ausser den alten und allgemein bekannten, in seinen gedrängten Abriss aufzunehmen. Da er nun alles zusammenstellt, was Aeschylus befolgt, Erschiessung des Adlers, Annahme des Bandes, und Stellung des Chiron, so dünkt mir, sey doch sehr wahrscheinlich, dass er diese Stelle gerade ganz nach Aeschylus gefasst habe. Was Ew. Excellenz über die inneren Bezüge

oder auch Widersprüche dieser mythischen Momente anführen, ist vollkommen gegründet; es ist aber sehr oft der Fall, dass die Dichter nur absichtlos oder doch ohne Vortheil für die darzustellende Idee mythische Züge mitnehmen, die einmal mit andern variirt und nachher verflochten worden waren. Das Amalgamiren ist eins der fruchtbarsten Principien im Mythischen gewesen, und mehr als durch etwas wird hierdurch die reine Auslegung erschwert. Da die äusserliche Erzählung immer verknüpfte, und alles als faktisch zusammenzureimen suchte, so konnte auch der auf das Bedeutsame bedachte und wählende Dichter doch nicht immer alles überflüssige ausscheiden, um nicht unvollständig oder unachtsam zu scheinen. Dass ich die Stellvertretung des Chiron an sich mit Opferideen nicht unvereinbar halten möchte, erriethen Ew. Excellenz schon aus der Anführung von der Alkestis und den Dioskuren: es kommen auch die vielen Opfertode der Königstöchter, der edelsten Erstlinge (ἀπαρχή) u. s. w. in den Sagen hinzu. Der grosse Unterschied ist allerdings, dass Chiron nicht aus Aufopferung und Liebe stirbt, sondern wegen eigner Schmerzen. Auch gebe ich sehr gerne nach, dass ich im Uebrigen mit ihm und seinem Namen gespitzfündelt haben mag: ich war mir diess sogar bey der Abfassung ziemlich bewusst. Ich dachte nehmlich an χειρ (ευχειρ, Χιρ-ων) da Chiron zuerst Wundarzt ist: diese Fertigkeit bewundert das höhere Alterthum, Aeschylus hätte sie können dem Geist nachstellen. Uebrigens ist in der That auffallend, wie viele übersehene Spiele mit Eigennamen selbst in der homerischen Poesie vorkommen. Später sah ich Hermann *de tetralogia dramatum Graecorum* ein, wo weder über Prometheus noch über Tetralogie viel gesagt ist, was nicht Eile zu verrathen schiene. Die Abschrift meines Aufsatzes war für Ew. Excellenz bestimmt, und es freut mich, dass Sie sie aufzubewahren nicht unwerth gefunden haben.

Was Sie über die Hieroglyphen, über Schrift, und die instinctmässige, oder nothwendige, vom glücklichen Zufall der Erfindung unabhängige Entwicklung, über Verschiedenheit der Völker in Beziehung auf diese Entwicklung schrieben, enthält in einzelnen Strichen ein ganzes System von An-

sichten; von Ansichten, die der Ausführung und Anwendung in höchstem Grade würdig sind. Ich hoffe, dass nun bald die zögernde Akademie wieder eine Ihrer Vorlesungen wird abgedruckt haben. Mit Ungeduld warte ich darauf, indem es keine Wissenschaft giebt, der ich als Laie grösseren Geschmack abgewinnen könnte, als einer solchen Sprachphysiologie. Wenn die Naturstudien den Vorzug haben, zugleich die Einbildungskraft zu beschäftigen, so können sie gewiss dem Gedanken eine so tiefe Befriedigung nicht gewähren, wie eine Betrachtung der Sprache, welche mit der Schärfe der Abstraction und der Vergleichung einen sogestalten Stoff durchdringt und diesen Proteus zwingt, seine Geheimnisse auszureden. Ew. Excellenz haben in der neuen Ausgabe von F. Schlegels Vorlesungen die erweiterte Eintheilung der Sprachen nach den Buchstaben bemerkt (S. 169). Mir fiel bey den aspirabeln Buchstaben als Zeichen der göttlichen Inspiration in der hebräischen Sprache ein, wie ganz verschieden Ihre Frau Tochter Adelhaid in Wien unterschied, als sie sagte: *ma voi col vostro hacchia tedesco: è propriamente per smorzare le candele.*

Unter den neueren und neusten Schriften haben mich vorzüglich Dahlmanns historische Forschungen angezogen, der den Kimonischen Frieden der Griechischen, und alle ihre vermeintlichen Grundlagen der älteren Dänischen Geschichte entzieht, dafür durch Grundsätze und Methode den Leser entschädigt. Was man im Mythischen nicht finden soll, zeigt er vortrefflich in dem letztgenannten Theile seines Buchs — was historisch brauchbares daraus abzunehmen sey, darauf wird die Aufmerksamkeit in dieser Zeit ohnehin gerichtet bleiben. Seitdem die Göthe, Herder, auch Schlegel u. a. den Geschmack der Ansichten, geistreichen Blicke, leichten Aussprüche, universellen Kenntnisse geweckt haben, der sich bey so vielen kenntnissleeren, unweisen und eitlen Schriftstellerlein jetzt findet, ist das Mythische ein allzubeliebter Gegenstand. Recht wacker und lehrreich finde ich auch Tittmanns Griechische Staatsverfassungen, obgleich einige der durchgehenden Ansichten mir nicht so fest zu stehn scheinen, wie dem Verfasser und das höhere Alterthum vielleicht nicht genug durchdrungen ist.

Ganz besonders aber freut mich die Erklärung der Pindarischen Siegslieder von Böckh und Dissen. Ein guter Schritt vorwärts seit Heyne! Diese Vereinigung von höherer, ästhetischer Auslegung mit der grammatischen hat mir als Forderung und Aufgabe längst vorgeschwebt: ein schöneres Beyspiel davon ist vielleicht an keinem alten Schriftsteller je gegeben worden. Es war hier so verdienstlicher, auf die Composition grosse Rücksicht zu nehmen, als auch der feinste und unverkennbarste Plan doch nur eine sehr bescheidne, fast unscheinbare Grazie entwickelt. Ich gestehe, dass mir Dissen, mein inniger Freund, wenn er mir während der Arbeit häufig schrieb, zuweilen zu weit zu gehn schien, in der Verknüpfung des Mythischen mit den enkomischen Beziehungen und localen Umständen. Aber die Stücke die ich bis jetzt habe vergleichen können, lehren mich, dass er die durchgängige feine Absichtlichkeit des Dichters zu entdecken und nachzuweisen sehr geschickt war. Mir dünkt die Bedeutsamkeit, womit Pindar die Mythen anbringt, ist ungefähr mit derjenigen zu vergleichen, nach welcher die alte Kunst ihre Gegenstände zur Verzierung von Tempeln und Heiligthümern aller Art, zum Theil auch profaner Räume wählte und formte. Wir sind darin zurück, diese mythisch-poetischen Bezüge zu erkennen, weil wir nicht von Haus aus zu einer Fülle von Symbolen hingezogen und damit vertraut gemacht werden. Wie schön ist z. B. zur 3. Nemeischen Ode die Bemerkung, dass der Alte ein Theoros war, und das Gedicht bestimmt, unter dem Colleg der Theoren und in ihrem Haus aufgeführt zu werden! Ich möchte weiter gehn und diess Theorion in den Versen 12 ff. namentlich verstehn. Des Landes Zier ist es (denn die Theoren als Ueberbringer und Bewahrer der Orakel haben überall grosses Ansehn: und ich glaube, dass die Pythier in Sparta nichts anders sind), in ihm wohnten nach der Ahnensage der Theoren selbst schon altadlige Myrmidonen, in deren Gesellschaft Aristokleidas nicht unwerth gewesen, aufgenommen zu werden. Und diese *παλαίφατος ἀγορά* (Gesellschaft) mochte in altehrwürdigen Perücken, wie die Statuen uns zeigen, im Theorion aufgestellt seyn.

An W. von Humboldt.

Bonn den 12. Nov. 1822.

Im Auftrag des D. Schwenck, so wie in meinem eignen Namen, sofern ich einigen Antheil daran habe, bin ich so frey Ew. Excellenz ein kleines Buch zu überreichen, welches um so mehr um geneigte Aufnahme bittet, als Sie, auch aus der neulichen Sendung an Schlegel zu schliessen, so tief in Untersuchungen sehr verschiedener Art versenkt sind. Diese Untersuchungen können niemandem erfreulicher seyn als mir, wenn gleich ich unmittelbaren Antheil an allen zu nehmen unfähig bin; aber dennoch hoffe und wünsche ich sehr, dass Ew. Excellenz aus Indien und Amerika zuweilen den Blick auf das kleine und doch so reiche Hellas zurücklenken mögen. Ich wünsche diess aus einem viel allgemeineren Motiv, als dessen ich mich in dem Augenblick leicht verdächtig mache, wo ich für meine eigene und eines Freundes Arbeit eine flüchtige Aufmerksamkeit erbitte. Auch eine flüchtige Durchsicht wird, wie ich glaube, Sie zu einem entschiednen Urtheil führen, ob auf diesem Wege etwas zu erreichen sey oder nicht. Wie gespannt ich aber auf dies Ja oder Nein seyn müsse, geht daraus hervor, dass ich wohl fühle, dass für mich im Ganzen genommen eine andre Methode, dem Alterthum näher zu kommen, nicht mehr zu gewinnen steht. Dazu bin ich zu alt — und keine Schätze von Sammlungen, kein Vorrath von Combinationen, wie gross er wäre, könnte die Sache im Ganzen viel verbessern, wenn die Grundansichten, welche die Ausführungen immer leiten würden, und der Tact in ihrer Anwendung irrig wären oder fehlten. Eine besondre Nachsicht für meine jetzigen Ausführungen kann ich, wenn nicht beym Publicum, doch bey Freunden, zufälliger Umstände wegen, in Anspruch nehmen. Denn nie habe ich etwas im Ganzen flüchtiger gearbeitet, wenn gleich Einzelnes mit Sorgfalt behandelt ist und meist längst vorher war. Der Drucker holte mir Blatt vor Blatt vom Schreibtisch weg, und so schnell gesetzt nnd corrigirt werden konnte, musste ich schreiben. Diese Eile wegen Schwencks, dem nun leider durch eine merkwürdige Feind-

seligkeit der Conjuncturen die Hoffnung einer Anstellung wieder aus den Augen gerückt ist und die Schrift doch vielleicht etwas helfen könnte. Und so habe ich zwischen zwey Ferienreisen, indess meines Bruders Verwandte viel Unruhe ins Haus brachten und er selbst durch die Vorbereitungen seiner traurigen Abreise, in kaum vierzehn Tagen diese Bogen gefertigt. Jetzo bin ich, als zur Strafe meiner Sünden, mit den Philostratischen Gemälden beschäftigt, bey denen ich mir täglich gelobe, nie wieder einem Freunde oder mir selbst eine Arbeit zu versprechen. Jacobs hatte seit länger als 4 Jahren die Güte, auf mich zu warten, und als mein Gewissen bereits erwacht war, schickt er mir plötzlich die Aushängebogen auf den Hals. Nicht, als ob nicht an diesen Bildern, welche Goethe unlängst nur allzu oberflächlich erklärt hat (oder Meyer), manches zu thun wäre; aber es ist mir jetzo ungelegen und ist auch nicht sehr dankbar. Die Philologen werden die Gemälde nicht fassen, und die Kunstfreunde nicht das Alterthümliche in ihnen. Dabey ist die Sache schwierig in mehr als einer Art, und es ist leichter den erhabensten Dichter verstehn, als in vielen Stellen diesen Rhetor. Etwas Pindarisches spürte ich in ihm vor einigen Tagen auf, das ich Ew. Excellenz doch mittheilen muss, weil Sie den Pindar so sehr lieben. Der Nil, ist das Bild (1,5), mit sechzehn Kindern als Massen seines Steigens und Fallens umgeben, schaut auf nach einem himmelhohen Genius, als ob er zu ihm betete. Nun ist bey Pindar Fragm. p. 125 Heyn. oder p. 627 Boeckh der Wassermann des Zodiakus Genius der Nilquellen, weil dieser von den Aethiopischen Regen hergeleitet wurde, und die Rhythmen, in welchen der himmlische Wassergiesser, ὑδροχόος, tanzt, bestimmen die Masse, in denen der Nil steigt. Diese Griechische Sinnbildnerey verbindet erhabene Freyheit mit einer gewissen Regelmässigkeit und Gediegenheit, und ich muss sie mehr bewundern, wie ich sie mehr betrachte und vergleiche. Und solche herrliche Züge werden nicht selten, versteckt in excerpirende Worte eines Gelehrten, bey dem man sie gerade nicht sucht, gänzlich übersehn.

An W. von Humboldt.*)

Bonn den 16. Jan. 1823.

Nachdem ich von einer kleinen Reise zurückgekommen und einen lästigen Bericht über ein auf derselben untersuchtes Münzcabinet beseitigt habe, ist es mein erstes, Ew. Excellenz für den etwas später erhaltenen Brief vom 15. Dec. meinen innigsten Dank zu sagen. Der Brief hat für mich fast den Werth einer Schrift über die Materie, worüber er sich verbreitet; Ihre Ansichten über Natur und Richtung dieser Studien ausführlicher zu vernehmen ist mir von hohem Interesse, sie werden, wie ich hoffe, in mehrfacher Hinsicht auf meine Untersuchungen heilsamen Einfluss ausüben, und was könnte mir erfreulicher seyn als die Güte, womit Sie mich in allen diesen reichhaltigen Mittheilungen beschenken? Besonders angenehm war es mir zu sehn, dass ein Theil der Foderungen, welche Ew. Excellenz an ein Unternehmen, wie das von mir angekündigte, stellen, sich auch in mir im Verlauf meiner Beschäftigung damit mehr und mehr entwickelt hatte, und dass ich mich in Ansehung der Gesichtspunkte mehr auf einem Wege mit Ihnen befinde als ich je in Ansehung der Ausführung und Leistung Ihrem Urtheil zu genügen hoffen darf. Ich habe die rhapsodische Zuschrift an Schwenck nicht ohne Bedenken, dass sie der Form nach von meinem Beginnen unmöglich eine klare und richtige Andeutung geben konnte, abgedruckt gesehen, und ich muss Ew. Excellenz um Erlaubniss bitten, wenigstens einige Ihrer Bemerkungen aufzunehmen und zu zeigen, wie sehr schon mein Bemühen damit übereinstimmte. Diese Zuschrift entstand freylich zufällig und tumultuarisch genug. Da sie mir aber das Glück verschafft hat Ew. Excellenz Theilnahme und eine Beurtheilung zu gewinnen, so ausführlich und gründlich, als den ersten Werken heutiges Tags nicht zu Theil wird, so kann ich mir nicht versagen einiges schriftlich hinzuzufügen, was sich öffentlich meist nicht, oder doch nicht im voraus sagen liess.

*) Nach dem Originalbriefe. Der Abdruck bei Haym W. von Humboldts Briefe an F. G. Welcker (Berlin 1859) S. 82—100 ist nach einer ungenauen und unvollständigen Abschrift.

Ew. Excellenz tadeln in den neueren mythologischen Schriften, dass Erzählung und Erklärung nicht gehörig getrennt, und dass die Belege ohne Unterscheidung der Zeit der Verfasser unter einander gemischt werden.

Was das erste betrifft, so habe ich öfter daran gedacht, ob es nicht gutgethan seyn würde, eine Sammlung der Erzählungen selbst, streng nach den Worten der alten Schriftsteller in gehöriger Ordnung aufzustellen, um daraus die einzelnen Züge, die man an jeder Stelle bedürfte zu entnehmen, und dem Leser doch immer die Prüfung anheim zu geben, ob diesen Zügen kein mit dem Ganzen des Textes unverträglicher Sinn geliehen worden sey. Denn dass unter hundert Lesern kaum einer zum Nachschlagen sich entschliesst, wenigstens zum Untersuchen und Feststellen jedes einzelnen berührten Mythus, von dem ein Mythologe oft einen speciellen und untergeordneten Gebrauch machen muss, darf sich keiner verhehlen. Besonders hatte ich im Sinn die Klasse von Erzählungen, die ich nicht besser als durch L e g e n d e zu bezeichnen wusste, oder doch die besseren von ihnen, in einem Anhang zusammenzustellen. Ich verstehe darunter Erdichtungen im Volkssinne, wenn auch in und um die Heiligthümer erfunden, zur Erklärung von Momenten der alten heiligen Sage oder des Cultus und der Gebräuche, deren wahre Bedeutung man entweder nicht mehr einsah, oder auch nicht sehen wollte, um nicht der Religion und dem Aberglauben des Volks Abtrag zu thun. Sie sind meist in gleichem Geiste wie all die falschen Dichtungen zur Erklärung von Namen der Orte, von Entstehung weltlicher Sitten und Einrichtungen, die sich so häufig finden. Schon die blose Anordnung muss den Beweis führen, dass in dieser zahlreichen Klasse kein Aufschluss über das Ursprüngliche, über den reinen Sinn der Dichtungen und Symbole zu suchen sey, und dass diejenigen, die sie in ihrem Wesen nicht erkannt haben, unzählige Verwirrungen anrichten mussten. Sie gehören der falschen Exegese an, die nach veränderten Bedingungen und Bedürfnissen der Zeiten in sehr verschiedener Gestalt einzudringen pflegt. Eine andre, nur weniger leicht irre leitende Form derselben liegt in der ziemlich alten allegorischen

Auslegung der Mythen — Erdichtungen im physikalischen und ethischen Sinn — die, bis zum Greuelhaften unwahr, kaum zu begreifen seyn würde in ihrer Dauer, ihrem Ansehen, wenn nicht spätere Erfahrung lehrte, dass historisch kritische Auslegung eine der zuletzt entwickelten Fertigkeiten des menschlichen Geistes sey. Es kann einen ein Bedauern anwandeln wenn man bemerkt, wie die Menschheit so oft sich beschränkt und verwahrlost von einzelnen Seiten zeigt, wenn sie andere der Bewunderung darbietet. So nah der logische Grund zur Auslegung zu liegen scheint, so ist es doch gewiss, dass er vor Melanchthon nie bestimmt gefasst und ausgesprochen war, und dass alle frühere Zeitalter unter dem Auslegen eher ein Hineinlegen verstanden, wovon die jüdische und die christliche Bibelerklärung der ältesten Zeit eben so starke Beyspiele enthalten, als irgend ein Neuplatoniker. Auch die allegorischen Erklärungen würden durch wohl gewählte Proben sich vielleicht am besten charakterisiren und widerlegen lassen. Sie und die Legenden dächte ich dann in der Darstellung selbst ganz unberührt zu lassen, wo nicht etwa nebenbey in ihnen etwas zu benutzen das eingeschlossen liegt — so dass sie nur ihrer Entstehung und ihrem Wirken nach im Allgemeinen, als ein historisches Moment, nicht aber im Einzelnen zur Begründung einer Idee oder eines Symbols herangezogen würden.

Vielleicht dann sollten auch die *ἱεροὶ λόγοι* (mystische und symbolische Sagen) und die andern Klassen der Dichtungen, eigens als Material bearbeitet, dem kritischen Leser als Hülfsmittel dargeboten werden. Umfassende Analysen einiger ausgehobenen von jeder Art würden ihn in Stand setzen über das Mass der Umsicht zu urtheilen, womit der Schriftsteller von solchem Material Gebrauch zu machen verstehe, ob er die verschiedenartigen Elemente, die sich oft verschmolzen haben, alle eigenthümlichen Motive und Nebenmotive im Allgemeinen zu unterscheiden, zu fassen und zu bestimmen wisse.

Ueberhaupt scheint mir, dass auf die Erforschung und Entwicklung des Wesens und Begriffes einer jeden dieser Arten, die sich unter dem Gattungswort Dichtung verbinden

lassen, wie die Griechen sie gewöhnlich unter μῦθος zusammenfassen, sehr viel ankommt: und in meinen Vorlesungen habe ich gewöhnlich in der Einleitung diese Begriffe genau zu erörtern gesucht. Die übrigen Arten, ausser den schon erwähnten, sind mir die Allegorie, die sich vom Symbolischen hauptsächlich durch die Bewusstheit unterscheiden, also bestimmt einer spätern Entwicklungszeit im Allgemeinen angehören möchte, die Göttermythen, in denen das Princip der Schönheit und Natur- und Charakterdichtung eintrit, das Märchen, der Kindheit eigen, vom Mythus oft umgewandelt, erhoben, unterdrückt, an dem es dafür sich oft rächt, wenn die Mythen von Volk und Kindern wieder märchenhaft um- und fortgebildet werden, endlich die systematisirende Mythologie, die hauptsächlich in der Theogonie thätig ist, doch auch durch Amalgamiren und Verknüpfen im Einzelnen vieles neuert und hervorbringt. Es werden ausserdem noch Elemente zu unterscheiden seyn, welche durch die eigenthümlichen Bedingungen des Mimischen (in den Gebräuchen oft sehr ausgedehnt seit ältester Zeit) und durch die der bildenden Künste almälig in die Vorstellungen der Menschen eingewachsen sind, und manches andre. Es sind diess so viele Standpunkte der Betrachtung und Auffassung; noch andre sind zu beachten, worin der Einbildungskraft freyer Spielraum nicht gestattet ist, sondern wo im directen Ausdruck der Lehre, als in Gebetsformeln, in der Lehre der Philosophen, in der Zahlenmystik sich Religionsbegriffe zu erkennen geben. Eine möglichst deutliche und geläufige Unterscheidung dieser verschiedenen Betrachtungsarten, insbesondere aller dichterischen, ist nicht blos zur tieferen Auslegung erfoderlich, sondern sie scheint mir auch, in Ermangelung der gewünschten chronologischen Merkmale, sehr oft den Massstab der Zeiten herzugeben.

Und diess hängt denn mit dem andern Anstoss zusammen, den ich selbst auch oft genommen habe in meinen eigenen Vorträgen über Mythologie und im Lesen Creuzers und anderer, dass nehmlich die Stufenleiter aller Autoren oft durchgelaufen wird in Bezug auf ein Moment von bestimmter, meist sehr alter Zeit. Wer dies thut, sollte immer die innre

Beschaffenheit des Angeführten wohl prüfen: er sollte ungefähr mit derselben Sicherheit, womit der Kunstcharakter verschiedener Zeiten zu erkennen ist, das geistige Gepräge zu unterscheiden suchen, welches eine von Späteren angeführte Dichtung an sich trägt: denn dass gewisse Zeitbildungen gewissen Formen derselben vorzugsweise angemessen sind, steht nicht zu läugnen. Auch wird man aufmerksam seyn müssen, das gleichsam Nachgeahmte, eben wie in der Kunst, von dem Aechten — das Aechte war ein herrschendes — zu unterscheiden und das etwa Beybehaltene wahrzunehmen. (So wenn etwas märchenartiges von Homer aufgenommen ist, womit ich eine Rechtfertigung meiner Aktoriden bevorworten will, die Ew. Excellenz abgewendet wissen wollen.) Es scheint mir in der Natur der Sache zu liegen, dass hierin dem Tacte des Erklärers viel überlassen bleiben muss. Ich will ein einziges Beyspiel anführen. In Arkadien war in der Nähe von einem Heiligthum der Furien ein Erdhügel mit einem marmornen Finger. Pausan. 8, 34, 2. Sehr möglich, dass ich irre, wenn ich die dortige Legende zur Erklärung dieses eigenen Denkmals, wie unzählige andre, als spät und den Sinn verfehlend, verwerfe: doch ändert diess in der Sache nichts, wir nehmen an, dass ich das Symbol richtig deute. Ein Finger wächst aus dem Grabe des Vater- und Muttermörders, und des **πατϱαλοίας**; diess kommt in deutschen Volksliedern und Märchen vor. (Grimms Märchen Th. 3 S. 205, der sich des Pausanias nicht erinnert, obgleich er sonst das Griechische fleissig verglichen hat. Ew. Excellenz aber bitte ich zuvor um Gnade um die Kindermärchen, und für mich, dass ich mit einem Lächeln abkommen möge, wenn ich scheinen sollte, sie sehr unzeitig in die Philologie einzumischen, da ich freylich die Debatten vorhersehe, die durch solche Einmischung uns leicht erwachsen könnten.) Nun scheint mir diess sehr schöne Symbol — noch wenn den Vatermörder die Erde birgt, wird sein eigner Finger sich gegen ihn kehren, und deuten auf eine Schuld — zu denen zu gehören, die, wie weit auch die Uebereinstimmung und Wiederholung in Erfindung von Bildern unter den Geschlechtern der Menschen reichen möge — nicht zweymal

erfunden werden, sondern die von einem Ursitz mitgebracht worden sind. Aus dem Griechischen kann es nicht, wie wohl von vielen andern mythischen und symbolischen Motiven anzunehmen ist, in den Norden gekommen seyn: es findet sich in keinem weitverbreiteten Schriftsteller, es wurde vom Arkadischen Volk selbst nicht mehr verstanden. Diess Symbol würde ich daher, die Richtigkeit der Sache vorausgesetzt, aus dem Pausanias ohne weiteres in die griechische Urzeit versetzen, wie und wo ich es dort brauchen könnte.

Ein Hauptgrund, die Mischung der Zeugnisse in vielen Fällen zu rechtfertigen, liegt in der Festigkeit, womit sich gewisse Grundideen im Volke selbst, das gerade in religiösen Dingen so viel zur Sprache kommt, von Anfang bis zu Ende halten — und eben so religiöse Gebräuche, deren Sinn eher sich verkehrt, als dass sie selbst wichen, und bey denen das Angesetzte vom Uralten gewöhnlich sehr leicht zu unterscheiden ist. Was den *ἱερὸς γάμος* der Here betrifft, so ist er allerdings in sofern in meiner Ausführung ein *hors d'oeuvre*, als ich von der Behauptung, Here sey Erdgöttin, ausgieng. Aber ich wollte gelegentlich und gleichsam beyspielsweise ein dunkles Fest schildern, und diese Schilderung hatte Schwenck gleich angeregt, sich das Festwesen bekannt zu machen, worüber er sofort zu schreiben sich vorsetzte. Diess habe ich ihm widerrathen und ihn vermocht, was ich schon längst von ihm gewünscht hatte, dass er sich jetzt mit einem lateinisch-griechisch-deutschen Etymologicum ernstlich beschäftigt.

Meine Behandlung der Here ist übrigens ausserdem auch unvollständig und einseitig: es hätte mich allzuweit geführt, sie abzuschliessen. Ich meyne nehmlich, dass ausser der Naturseite immer zugleich das Persönliche, Dämonische eines Gottes aufgefasst werden muss — es ist das Wunderbarste in den alten Religionen, dass, während der religiöse Sinn sich abwärts ins Naturalistische verirrt, die Natur als eine sich offenbarende Gottheit nimmt, er zugleich immer wieder den Rückweg nach oben nimmt, und wenn er auch nicht zu deutlichem Gefühl eines einigen, überweltlichen Gottes gelangt, doch seine der Natur zuvor angepasste oder von ihr

abstrahirte Dämonen immer der Sphäre jener Idee entgegenführt. Neben der besonderen Berücksichtigung dieses Dämonischen sollte dann auch alles, was sich an den Hauptcharakter anschliesst, aus ihm selbst auf dem Wege der Cultur entwickelt oder auf äusseren localen Verhältnissen beruhend, erwogen werden.

Die grösste Wirkung macht die Verwandlung von einer Reihe von Göttern im Lauf der Zeit, wenn sie die physikalische Bedeutung ausziehen und in der geistigen Natur des Menschen und in dem Leben der Gesellschaft eine analoge Stelle sich aufsuchen. Mir, muss ich gestehen, scheint durch die neuere Art der Behandlung die griechische Mythologie am Interesse des Schönen im Ganzen nur zu gewinnen. Denn wenn sie wie ein Proteus erscheint, so weichen doch die mishelligen Gestalten auf allen Punkten den gefälligeren, die Contraste beleben die Interessen. — Die Drachen und die Tiger, womit Thetis sich zuerst umgiebt, verhindern nicht, dass sie als die schönste Braut eines Heros gefeyert wird.

Vorzüglich viel wird auf Stellung und Vertheilung der Sachen ankommen: die grösste Schwierigkeit, auch die mühevollste, scheint mir in diesem Theil des Geschäftes zu liegen. Wie vielerley habe ich schon in dieser Absicht versucht und geändert! Aber ich bin überzeugt, dass nur dann, wenn alles Einzelne fertig durchforscht ist, die Anordnung sich befriedigender ergeben kann: nur vorbereiten kann man und theilweise zuschneiden, doch auch diess nicht ohne Ideen unbestimmterer Art von einem Ganzen. Die Fragen und Winke, die Ew. Excellenz auch in dieser Beziehung äussern, sind mir vorzüglich wichtig und schätzbar. Eine zwangvolle chronologische Scheidung auf Kosten der Fasslichkeit und Ueberschaulichkeit der Lehre im Ganzen scheint mir nicht vortheilhaft. Nur entschiedene Merkmale gebieten chronologische Trennung. Wiederholungen werden unvermeidlich seyn, so sehr ich sie hasse; wenn man z. B. die Hauptgötter überblickt hat nach einem System von Ideen, und nach einer gewissen Stufe der Ansicht und des Glaubens, wird es dienlich seyn, auch jeden einzeln nach der Reihe seiner Umdeutungen, wenn ich so die Veränderungen der religiösen

Ansicht nennen darf, zu verfolgen. Wo man nicht von ganzen Zeitaltern reden kann, werden die Autoren häufig zu scheiden seyn.

Auch diese erfordern eine scharfe Prüfung hinsichtlich ihres religiösen und wissenschaftlichen Standpunktes, wonach die Nähe oder der Abstand der Zeit oft eine wesentliche Modification für die Anwendung ihrer Aussagen erhält. Ich habe daher schon in Göttingen angefangen manche eigens in der Absicht zu lesen, um aus einzelnen Urtheilen und Andeutungen über religiöse Dinge, über höheres Alterthum u. s. w. auf den Umfang und die Beschaffenheit ihrer Begriffe weiter zu folgern, und habe mich daher angewöhnt, bey den Zeugnissen, die ich aushebe, den Mann, der sie giebt, immer ins Auge zu fassen. Vergleichung lehrt auch in dieser Hinsicht manches leicht und sicher. Das Wichtigste, wovon mir diese Art der Prüfung eine Anfangs nur schüchterne, almälig aber selbständigere Ueberzeugung gegeben hat, ist, dass unsere Alten die Natur des Alterthümlichen, ihre eigene Vorzeit im wahren Sinne derselben zu fassen nicht verstanden, wenigstens nicht mehr, als sie sich ungebildetere Völker richtig vorzustellen wussten, und dass daher unser historisches Urtheil, wenn es auf sie fusst, von der lebendigen Kenntniss alterthümlicher Zeit überhaupt immer begleitet seyn muss. Sie berühren Dinge gleichgültig, aus welchen wir wichtige Folgerungen mit hinlänglicher Wahrscheinlichkeit ableiten können: sie ermangeln mancher wesentlichen Begriffe, die uns mit Sicherheit leiten. Sogar die auf einer falschen philosophischen Hypothese beruhende Gestaltung ihrer Vorzeit, wie sie mit Unmenschen den Anfang der Geschichte machen, ein System, in Geschichtssage stark eingekleidet, welches sich tief herab in der Geschichte fortgepflanzt hat, lässt sich vielleicht in seiner Bildung und seinem Ungrund aus der alten Litteratur selbst nachweisen. In dieser Beziehung sind die nordischen und übrigen germanischen Sagen von so grosser Wichtigkeit: die gleichartigen Erscheinungen bey äusserer Getrenntheit verrathen die organischen Bildungsgesetze — erst eine solche Vergleichung lehrt das Bedeutsame von dem Zufälligen sichrer zu trennen.

Zu grosser Beruhigung gereicht es mir, dass Ew. Excellenz ein nicht unfruchtbares Studium des griechischen Alterthums ohne das Hülfsmittel der Sprachen Asiens möglich halten. In der That ist dort, wenn man sich nur an die nächsten Quellen der Untersuchung hält, nach dem Mass meiner Kräfte und Zeit noch so viel zu sichten und zu ordnen, dass ich jetzt wenigstens kaum darüber hinaus zu blicken wage. Es muss aber, dünkt mir, jede wohl abgeschlossene Untersuchung auf diesem beschränkten Gebiet als ein dienstbares Glied in eine umfassendere eingehn können. So schliesse ich also jetzt alle Fragen nach der Urwelt, womit ich sonst mich viel zu beschäftigen auch nicht ermangelt habe, aus: mein Geschäft leidet nicht dabey, wenn ich mich über die Frage nicht entscheide, gieng ein klares Denken vor dem trüberen voraus, Vielgötterey vor Einem Gott? — Auf dem Boden Griechenlands, finde ich Grund anzunehmen, lässt vieles auf eine schon anfänglich höhere Religionskenntniss auf einen gewissen Monotheismus schliessen, im Hintergrund all jener bunten Erscheinungen erkennbar.

So sind mir auch die Pelasger nur ein griechisches Geschlecht, keine Nation. Man wird sie immer zuerst wieder fassen wenn man versucht, den Griechen den Weg aus Asien herüber nachzuweisen. Ich kann nicht anders anfangen als mit dem Pelasgischen Zeus in Thessalisch Dodona, zu welchem Achilles betet. Eine sehr weite Verzweigung scheint mir Homer nicht schliessen zu lassen: keine Volkssagen enthalten sie. Darum möchte ich glauben, sie gehöre schon seit Aeschylus und früher nur den Gelehrten an, die es bequem fanden, einem wenigstens unter den übrigen des vielstämmigen Landes hervorstechenden Namen, dem späteren Nationalnamen entgegengesetzt, eine weitere Geltung zu geben und die Benennung bedeute, in weiterem Sinn schon damals, wie bey den Römern, althellenisch, wenn man so sagen kann von einer Zeit, wo die verschiedenen Thrakischen und kleinasiatischen Mundarten kaum mehr wie die in Hellas und dem Peloponnes von eigentlich hellenischer Form entfernt seyn mochten. Wenn ich das Wort Pelasgisch in diesem weiten Sinn genommen habe, so will ich nicht läugnen, dass von

dem eigentlichen Geschlecht der Pelasger einiges aus Homer zu entnehmen, auch sonsther zu erschliessen sey: und diese sind es, die ich für *ἔλασγοι*, Erlauchte, für einen Adel nehmen möchte, der wie die Kydonen, Kaukonen (Priester, also auch Herren) u. a. bey den Griechen, vielleicht auch die *F-άξιοι* in Kreta, wie die Armannen bey den Longobarden, wie die Gothischen *asdingi* u. a. welche Grimm in der zweiten Ausgabe seiner Grammatik S. 1070 anführt, einen dienenden Stamm neben sich voraussetzen.

Um nun diesen Pelasgern und den mit ihnen ungefähr gleichartigen Herrschaften vorhomerischer Zeit einigen bestimmt unterscheidenden Charakter zu finden, haben mir vorzüglich die Mythen des Herakles gedient, als ich nach und nach und ohne irgend einer Anwendung noch zu gedenken, fand, wie viele darunter die ursprüngliche Bedeutung abgeschaffter Menschenopfergreuel noch deutlich verrathen, wie diese Herakliden, welche die Staaten umschaffen, sichtbarlich auch als Reformatoren gegen Hierarchie in den Kampf getreten sind. (Gerade die Sellen stürzt Herakles, indem er, selbst nach der Ilias, Ephyra zerstört.) Denn dass Menschenopfer in der Art und Ausdehnung wie sie aus den griechischen Sagen und aus so vielen leisen Spuren bey denjenigen, die darüber nur andeutend reden wollten, hervorgehen, ein Mittel hierarchischer Gewalt gewesen seyen, glaubte ich unbedenklich annehmen zu dürfen: und von diesem Punkt aus schien mir manches andre eine nicht unwahrscheinliche Beziehung, vorwärts so wohl als rückwärts, zu gewinnen.

Ich habe Ew. Excellenz vielleicht ermüdet durch diese Ausführungen: eine gewisse Selbstzufriedenheit hat mich ergriffen, als ich mir bewusst wurde, gerade mit dem innern Bedürfniss der kritischen Sonderung und des historischen Zusammenhangs in mythologischen Studien und mit dem Widerwillen gegen hierophantischen Mischmasch, welche Sie äussern, zu sympathisiren. Ich fühlte die Wahrheit und das Licht Ihrer Worte so lebendig, dass ich zu beweisen wünschte, ich sey für dieselbe vorzüglich empfänglich und nicht ganz unvorbereitet gewesen. Ebenso muss ich denn auch in die Aussetzungen am Creuzerschen Werk einstimmen, ja ich

muss bekennen, dass ich es seit mehreren Jahren, auch wenn ich etwas ausarbeite, nicht mehr zur Hand nehme, weil ich den Mann und sein Verdienst so hoch ehre und schätze, dass mich die unglaubliche Unkritik die sich zeigt, wenn man einzelne Mythen untersucht, zur Verzweiflung bringt. Wenn ich sehe, wie er die Neuplatoniker, in denen ich mich nicht erwehren kann, einen grossen Einfluss des Christlichen und eben so schlechte Antiquare als fromme Männer zu sehen, wie er die Etymologie der Griechen, das principloseste und spielendste Ding, das irgendwo im Wissenschaftlichen da gewesen seyn mag, sich leiten lässt, so peinigt es mich ordentlich: und zu der ganzen Durcheinanderarbeitung der Symbole und Mythen aller Völker scheint es mir an Vorarbeit noch allzusehr zu fehlen. Das, was Creuzer in der neuen Ausgabe über den Mithras, und was er über den Narcissus gesagt hat, möchte mir diese ganze Kunst verleiden. Früher habe ich ihm über manche Erklärung z. B. von Vasen ausführlich geschrieben: aber er ist einer zurückhaltenden und engeren Behandlung leicht eben so wenig zugethan, als ich einer allzu laxen. Was er geleistet und gewirkt hat, wird mir darum doch immer höchst ehrenwerth erscheinen. Auch würde es, glaube ich, auf jeden Fall dienlich seyn, Proben einer Behandlung im Sinn der Mysten und der salbungsreichsten Synkretisten zu geben, in die man aus den tollsten Allegorikern und den fliegendsten Neuplatonikern unsparsam einwebte — so hat Zoega eine wirklich schöne Hymne in der Begeisterung eines Mysten, in seinen Briefen Theil 2, Seite 286; aber Creuzer wollte mehr, als uns von diesem Zustand ein ungefähres Bild geben, er wollte wissenschaftlich gestalten.

Dagegen enthält Ew. Excellenz gütiges Schreiben auch einen Rath, dem ich nach meinen bisherigen Erfahrungen, offenherzig zu gestehen, mich nicht fügen kann, den ich nur zur Beobachtung einer strengen Vorsicht mir nutzbar zu machen suchen werde. Noch offenherziger bekenne ich nicht recht einzusehen, wie derjenige, welcher aus wenigen Ueberresten einer ganz abgeschnittenen Sprache die wichtigsten und annehmlichsten historischen Resultate gewonnen hat,

berechtigt seyn könne, den etymologischen Gebrauch einer Sprache wie die Griechische ist, überall zu widerrathen. Ich sollte denken, wenn man sich auf das Veraltete in der Sprache selbst, auf das, was in den nächst verwandten Mundarten sichre Erläuterung findet, auf das, was durch vielfältige Uebereinstimmung mit bekannten Ideenverbindungen, durch Analogieen unter sich bewährt wird, einschränkt, und jede Annahme, welche nur durch höheren Sprachzusammenhang erweislich ist, ausschliesst, so dürfte man unverdächtig etymologisiren, und ich glaube, dass auch so ein reicher Stoff zu sicheren Erklärungen vorliegt, die sich, wenn man in einen gewissen Ideenzusammenhang einmal eingegangen ist, meist leicht und ungesucht darbieten. Wenn ich als Heroldsnamen finde *Ταλ (τῆλε)-θύβιος*, *Ἀϱ-τύβιος*, soll ich mich nicht zuerst an *tuba* halten, zumal im Mythischen Stand und selbst Charakter der Personen gewöhnlich im Namen ausgedrückt wird, und ein Herold daher auch *Ἠπυτίδης* heisst, und *ἀστυβοώτης*? Eben so entnehme ich aus *Ἀχιϱόη Ἀχέϱων*, *Ἀκιδοῦσα* ein vorhellenisches *aqua*, aus *θησαυϱός*, *auron*, u. s. w. Ob dann diese Wörter, die Pelasgisch heissen mögen, in gleicher oder in einer ursprünglicheren, weiteren oder engeren Bedeutung, im Sanskrit, im Zend, im Persischen, im Deutschen und im Celtischen sich finden, lasse ich meines Orts auf sich beruhen. Durch Eindringen in die Namen überhaupt, vorzüglich aber in die ältesten gewinnt man unzählige kleine Aufklärungen, Bestätigungen, oft wichtige Aufschlüsse. Wenn ich z. B. in der merkwürdigen Stelle über Hekate, die aus einem Hymnus in die Theogonie sich verirrt zu haben scheint, und die offenbar die authentisch älteste eigentliche Religionsurkunde im Griechischen ist, lese, dass mit Hermes Hekate — die durch den *ἱεϱὸς λόγος*, welchen Herodot Pelasgisch nennt, mit ihm gepaarte — Fruchtbarkeit schafft, *βϱιάει*, so wird mir deutlich, was der mystische Name dieser Göttin, *Βϱιμώ*, den Frommen galt, selbst wenn, was ich nicht glaube, die Erklärung *Ἀλκή* aus Alexandrinischer Zeit sprachlich richtiger wäre. In dieser historisch-kritischen, auf Analogieen maunigfaltiger Art zu begründenden Etymologie der mythischen Namen ist, wie ich glaube,

noch sehr viel zu thun: und Schwenck, welcher viel Spürsinn und Scharfsinn besitzt, befriedigt mich gerade in dieser bey Weitem nicht einmal in der Mehrzahl seiner Vorschläge. Creuzer giebt sich dem Getändel der Griechen hin. Nur das gebe ich sehr gern zu, dass man alle Hauptsätze auf mehr als auf den Wortsinn einiger Namen gründen muss, so wie ich nicht wagen würde, eine auf mehr andre als etymologische Leser berechnete Darstellung mit einem Gewimmel kleiner Nebenuntersuchungen zu durchkreuzen. Ich dachte in ein alphabetisches Register die Beweise der gegebenen Uebersetzungen und die Belege und Analogieen von Buchstabenvertauschungen und von Namenformen und Zusammensetzungen aller Art zurückzuschieben.

Was die bisherigen Erklärungen aus dem Aegyptischen, Phönizischen, Hebräischen betrifft, so verwerfe ich sie nicht a priori, sondern nachdem ich sie mit vieler verlorenen Mühe für falsch, unzusammenhängend unter sich, unangemessen dem sonsther sich zu erkennen gebenden Stoff gefunden habe. Die Hebräischen bey Kanne, Schelling u. a. vermochte ich noch aus früherer ziemlich geläufiger Kenntniss dieser Sprache einigermassen unmittelbar etymologisch zu beurtheilen, die andern fallen mir weg, wenn ich sie nur mythologisch, nach allen bekannten Begriffen und Bezeichnungsarten, beurtheilend gegen einander halte. Elenderes als Sicklers Etymologisiren ist mir wenig vorgekommen. Einer der Namen, welche am Uebereinstimmendsten für orientalisch genommen worden sind, obwohl auf äusserst verschiedene Art, ist der der Kabiren. Lauter allgemeine Begriffe, die im Weiten herumfliegen. Die Griechen aber geben unzähligemal den Elementengöttern Weiber von gleicher Bedeutung — darum ist es gewiss nicht unwahrscheinlich, dass die Genossin des Hephästos auf vulcanischem Boden, von *κάειν καϜείρη* hiess; um so mehr als die aus dem Feueräther geborne dem Hephästos anderwärts gegebene Athene in der Bedeutung, wenn man ursprüngliche Züge mit vielen späteren Merkmalen vergleicht, übereinkommt. Die Feuerkinder aber, die Kabirendrillinge, führen um so wahrscheinlicher den Namen von Vater und Mutter, als die verwandten drey Daktylen vermuthlich von

Ambos, Hammer und Schmelzesse genannt sind — eine Weltschmiede, was, wenn auch nicht ganz so, Schwenck von mir angenommen hat. — Dass man die kabirischen Sacra von den andern Griechischen so sehr getrennt und übertrieben viel Aufschluss gerade in diesen allein gesucht hat, ist vielleicht am Meisten daran Schuld, dass diese Materie in dem Zustand sich befindet, welchen Ew. Excellenz so treffend entwickeln. Gewiss bin ich mit diesen Sachen nicht aufs Reine gekommen, weder zu meiner Befriedigung, noch weniger so, dass ich wagen dürfte, auf Zustimmung prüfender Kenner zu hoffen. Nur das glaube ich versprechen zu dürfen, dass ich in vielen Punkten nachweisen würde, was und warum gefehlt sey, und dass eine ganz andre Erklärung und Auseinandersetzung ohne alle Ungerechtigkeit gegen die vorliegenden versucht werden dürfe.

Ein besonderes Anliegen ist es mir noch, die Aktoriden in einem etwas vortheilhafteren Lichte darzustellen. Diese Erklärung, so wie sie da steht, ist ein Einfall des Augenblicks, ausgeführt in fliegender Eile. Daher, dass Deutlichkeit der Entwicklung gebricht, und der Zusammenhang, worin ich die Sache sah, die, wie es mir scheint, sprechenden Gründe nicht genug hervorgehoben sind. Denn zu der Erklärung mich bekennen muss ich auch jetzt noch. Ew. Excellenz sagen selbst: jedes Symbol hat einen festen Punkt, in welchem Begriff und Bild einander gleichsam decken — und die in ihren Umrissen unbestimmtesten und schwankendsten Bilder zeigen doch, wie die Kometen, einen Kern. Bey den Aktoriden ist Grundzug: das Zusammengewachsene und die Gleichheit beyder Körper. In der Natur oder der Kunst muss aufgesucht werden, was diesem Kern entspricht: denn auf menschliche Verhältnisse unmittelbar können so naive Symbole nicht bezogen werden, für sie wurden sie nicht erfunden. Ethische Reflexionen und die Erfindung solcher Bilder liegen weit aus einander. Nun finde ich noch immer nichts aus, was zu diesen Zweyleibigen so vollkommen passt, als die beyden Mühlsteine. Die Mühlsteine unter diesem Symbol werden Dämonen des Mahlens, und die Zeugnisse sind da, dass die agrarischen Culte in ihrer merkwürdigen Ausdehnung häufig

auch Mahlgötter hervorgetrieben haben. Diese Dämonen werden märchenhaft gefasst, mit den Mühlsteinen selbst vermischt: diess ist das Erste. Nun aber gehn Dämonen aller Art in die Stammessagen über, so unter andern die Dioskuren. Warum also nicht auch die in ihrer Einigung allzertrümmernden Molionen, als gefeyerte Dämonen und bedeutende Bilder in der Phantasie des Volks? Dass Otos und Ephialtes, die nach Platon zusammengewachsenen, eine Variation derselben Geschichte sind, was ich nur zweifelhaft ausgedrückt hatte, bezweifle ich in der That gar nicht. Die Abstammung beyder Paare von Poseidon drückt nicht, wie Creuzer meynt, das Wilde, Ungeheure aus, sondern hat denselben Sinn, als ob sie der Demeter Söhne hiessen. Denn Poseidon steht neben der pferdeköpfigen Demeter bey den Thelpusiern und Phigalern, in Trözen wird Poseidon *φυτάλμιος* und Demeter verehrt, in Krissa einst Poseidon mit der Ge = Themis (sie hatten das Orakel gemein). Und so ist noch sonst Poseidon namentlich, oder unter andern Formen das Wasser, mit der Demeter verbunden worden. Das Charakteristische hält auch die, wie ich nicht zweifle, ungleich spätere Mähr fest, welche den Aktoriden Weiber giebt. Zwillingschwestern sind auch diese. Dergleichen einfältige Erzählungen, welche in Personen die Sache ausdrücken, kommen in unsern deutschen Volkssagen manche vor. Griechische möchten wohl wenigere aufgezeichnet seyn. Ich will nur eine ähnliche anführen aus Schol. Ap. Rhod. 1, 308. Tiresias Tochter wird als Beute nach Delphen geschickt, (zum Opfer): denn es heisst, sie heirathet den Sohn des *Λέβης* — diess ist bey Opferungen der übliche, oft, wo sie euphemistisch verschwiegen sind, ein ominöser Ausdruck — mit Namen *Ράκιος*, einen *Μυκηναῖος* (dass diess Opferung bedeute ist streng zu erweisen aus Aeschylus in den Edonen und aus einigen andern Stellen) das Zerfleischen und das Schmerzgeheul anzudeuten. — Mir dünkt, das Zusammentreffen mehrerer Namen in derselben Sache giebt in solchen Fällen eine Bürgschaft, obgleich die Bedeutsamkeit der Namen weit genug geht, um auch oft genug sie im Einzelnen nicht zu bezweifeln. Bey *Θηραφόνη* und *Θηρανίκη* kommt in Be-

tracht, dass das erste Wort ein üblich Griechisches seyn muss, weil es das zweyte ist, und dass *ϑήρ* bilden würde *ϑηροφόνη*. Daher nahm ich an, dass in *ἀ-ϑήρα* das *α* vorgesetzt sey wie in *Ἄϑαμας*, *Τάμμας*, *ἄ-σταχυς*, *ἀ-σκαίρω*, *Ἀ-σπλήδων* und vielen audern. Das *ϑ* als halber Zischlaut nimmt, eben wie das *σ*, einen Vocal leichter an sich, wie andre Consonanten. Der Anklang eines Volksliedes, welchen ich S. 313 vermuthete, scheint sich durch den Inhalt und Charakter von Il. 22, 127 zu bewahrheiten:

τῷ ὀαριζέμεναι, ἅτε παρϑένος ἠΐϑεός τε,
παρϑένος ἠΐϑεός τ' ὀαρίζετον ἀλλήλοιϊν

wo die letzte Zeile geradezu das Wort des bekannten Liedes zu seyn scheint.

Creuzers Erklärung und die Hermannische, die ich jetzt erst kennen gelernt habe, scheinen mir nicht blos den Grundzug des Symbols zu umgehn, sondern auch darum unhaltbar, weil sie trockne Verstandessachen, Beobachtungen enthalten, die kaum Inhalt und Kern eines Märchens, viel weniger Gegenstand des Cultus seyn können. Aus *μῶλος* wird vielleicht *Ἀ-μούλιος* aber nicht *Μολιόνη*.

Noch manches wäre über beyde Sagen zu bemerken: aber ich würde unverzeihlich Ihre Geduld misbrauchen, wenn ich nicht endlich abbräche. Ich muss auch noch darum sehr um Entschuldigung und Nachsicht bitten, weil ich von verschiedenen Geschäften gedrängt nachlässiger und flüchtiger geschrieben habe, als sich geziemt. Ich hatte nicht Zeit, wie Plinius sagt, kurz zu schreiben. Ich wiederhole noch schliesslich meinen besten Dank, mit der Versicherung dass so wohlwollender Tadel und einsichtsvoller Rath mir gewiss nicht minderes Vergnügen gewähren können, als die vielleicht nur zu gütig ausgedrückte Billigung, die ihnen beygemischt ist.

Auch das hat mich gefreut, dass meine Erklärung des Pythischen Kitharödendenkmals Ew. Excellenz Beyfall gefunden hat. Ich habe darüber eine noch nicht gedruckte Abhandlung geschrieben, die ich Ihnen sehr gern mittheilen würde, wenn ich nicht zu besorgen hätte, dass sie Ihrer Musse nicht ganz würdig seyn möchte.

Von Ihrem Puteal sind mir vor einiger Zeit Zeichnungen

der einzelnen Figuren zugekommen durch Prof. Lange in Schulpforte, aber ohne eine Zeile dazu, so dass ich weder weiss, wie er dazu gekommen ist, noch ob ich sie als mein Eigenthum betrachten soll. Schade, dass die Ergänzungen darauf nicht angedeutet sind. Da das interessante Denkmal nächstens im Stich erscheinen wird, so kann ich mich auf diesen, wenn ich etwas darüber zu sagen finde, beziehen. Recht begierig bin ich aus diesen Schinkelschen Zeichnungen Ihr neues Tegelianum kennen zu lernen.

In diesen letzten Wochen werden Ew. Excellenz oft mit Sehnsucht des Landes gedacht haben, wo die Winter weniger streng sind, als dieser, welcher mir selbst hier, wo wir vielleicht 10 Grad Kälte weniger haben, oft zu stark vorgekommen ist.

Sehr freuen mich die guten Nachrichten über die Gesundheit und das heitre Glück Ihrer ganzen Familie. Niemand kann theilnehmender wünschen, dass es recht lange von jeder Störung befreyt bleiben möge. Des kleinen Hermanns ausdrucksvolles und fröhliches Gesicht steht noch ganz deutlich vor mir. Für seine Grösse aber habe ich kein Mass. Ich bitte Sie, Ihrer Frau Gemalin und Fräulein Caroline meine herzlichsten Wünsche für die Fortdauer ihrer so glücklich gehobenen Gesundheit und meine besten Empfehlungen zu sagen. Leben Sie recht wohl.

Ew. Excellenz treuergebenster
F. G. Welcker.

Meinem Freund Schwenck habe ich alles mitgetheilt, was Ew. Excellenz so gütig waren in Bezug auf seine Schriften zu äussern. Ich habe fortgefahren mich auswärts für ihn zu bemühen: aber sehr schwer wird es seyn, etwas zu erreichen. Wo einmal Widerwärtigkeit Platz gefasst hat, ist sie oft in langer Zeit nicht zum Weichen zu vermögen.

Gottfried Hermann an Welcker.

Verehrtester Herr Professor,

Den freundschaftlichen wohlwollenden Brief, in welchem Sie mir die Zusendung ihres Buches über die Aeschylische

Trilogie ankündigten, fand ich zu Ende Novembers, als ich von einer Reise nach Zürich zurückkehrte. Ueberhäufte liegen gebliebene Arbeiten hätten mir damals nicht erlaubt das Buch zu lesen, wenn es auch schon in meinen Händen gewesen wäre. Als aber die Ferien mir einige Musse versprachen, liess ich es mir von Herrn Leskens Commissär holen, schickte es hingegen, weil da eben das für mich gütigst bestimmte Exemplar eintraf, wieder zurück. Nun setzte ich mich sogleich drüber und las es in einem Striche durch. Und wie sollte ich Ihnen nicht den aufrichtigsten und innigsten Dank für ein so reich ausgestattetes Werk und für die wohlwollende Gesinnung sagen, die mir Ihre Briefe verbürgen? Sie kennen mich hoffentlich hinlänglich, und wäre das nicht, so könnte es Ihnen mein alter Freund Näke versichern, dass Widerspruch, selbst wenn er gerade das Gegentheil von der Humanität zeigt, mit der Sie von meiner Meinung abweichen, mich nicht auf die entfernteste Weise beleidigen kann. Ich gehöre Gottlob nicht zu den Leuten, die sich für infallibel halten, oder, was sie einmal gesagt haben, nicht wieder fahren lassen wollen. Vielmehr ändere ich sehr gern meine Meinung, so bald sich mir sei es von wem es wolle etwas besseres zeigt. Wie ich denn namentlich, was den Aeschylus anlangt, z. B. die Irren der Jo, jetzt manches besser einzusehen glaube, als da ich darüber schrieb. Jetzt habe ich nur den Wunsch, dass Sie eben so denken und gesinnt sein mögen, wie ich es bin. Denn, erlauben Sie, dass ich mit meiner gewohnten Freimüthigkeit mich ausspreche, was den Aeschylus betrifft, kann ich in den meisten Stücken Ihren Ansichten nicht beitreten. Ich möchte fürchten, dass Sie böse auf mich würden: allein ich glaube gefunden zu haben, dass ich Ihnen als einem ehrlichen wahrheitliebenden Manne trauen kann, und so thue ich es denn auch. Sie haben hier ein Gebiet betreten, dass ich gewissermassen als mein ansehe, und auf dem ich mir einige Competenz zutrauen kann. Auch glaube ich, dass von mir am ersten ein Urtheil über Ihr Buch erwartet wird. Ich habe mich daher, sobald ich es durchgelesen hatte, noch einmal darüber gemacht, und das Einzelne genauer geprüft. Noch liegt mein Arbeitstisch

hoch voll aufgeschichteter Bücher, die ich deshalb nachgeschlagen habe. Daraus ist eine Recension für die hiesige Litteraturzeitung worden, die ich heute abgeliefert habe. Ich weiss Sie werden damit nicht zufrieden sein, da sie fast durchgängig Widerspruch enthält: indessen werden Sie doch finden, dass ich meine Einwendungen mit Gründen unterstützt habe. Bei einigen kann ich freilich voraussehen, dass ich Sie nicht überzeugen werde, besonders wo ich die Principien nicht zugebe, von denen Sie ausgegangen sind. Denn vorzüglich ist es die ganze Methode und Verfahrungsart, die ich in Anspruch nehmen musste und die ich stark in Anspruch genommen habe, da ich mich mit ihr schlechterdings nicht vertragen kann. Doch da ich dasselbe gegen Creuzer in dem Briefwechsel über Mythologie gethan habe und dieser dennoch mein Freund geblieben ist, so baue ich darauf, dass es mir mit Ihnen auch so gehen werde. Und so versichere ich Sie nochmals meines lebhaftesten Dankes und meiner aufrichtigsten Hochachtung und Ergebenheit.

Leipzig d. 4. Januar 1824. Hermann.

Ich bitte Sie Näke, Heinrich, Niebuhr, der so viel ich weiss wieder in Bonn ist, und Schlegel schönstens von mir zu grüssen und mich ihnen zu empfehlen. Sie und diese alle sollen nächstens gleich zwey, aber leider sehr magere Programme, zusammen, denen bald ein drittes folgen wird, erhalten.

Welcker an Gottfried Hermann.

Bonn den 2. September 1826.

Verehrter Herr Professor!

Sie werden überrascht werden durch meine Antwort, so sehr hat sie sich verspätet. Daran ist aber keineswegs die Recension meines Buches über Aeschylus Schuld, ob sie gleich mir nicht anders als mit einer gewissen Eingenommenheit gegen dasselbe geschrieben zu sein gleich anfangs schien und manche Bitterkeiten einmischt, die gewiss nichts zur Aufklärung der Sachen beitragen: sondern ich hielt mich an Ihren freundschaftlichen Brief und würde auf diesen in

gleichem Sinne sogleich Ihnen wiedergeschrieben haben, wenn ich nicht hätte entweder eine Antikritik Ihnen im Voraus ankündigen oder eine Art von Verstellung üben müssen. Beydes würde mir unangenehm gewesen seyn. Ich glaubte denn damals auch nicht, dass sich mein Vorsatz mich gegen Sie zu rechtfertigen so lang hinausschieben würde, wie nachher geschehen ist. Nehmlich, erst im November kam ich dazu die Feder gegen Sie zu ergreifen und im Anfang Decembers war das Manuscript zuerst in Händen des Herrn Leske in Darmstadt; von dem es an Brönner auf meinen Vorschlag abgegeben wurde, obwohl nicht ohne Verzug. Unterdessen beschäftigte ich mich ruhig mit andern Dingen, indem ich glaubte, die paar Zusätze, die ich noch zu meinen Trilogien niederschreiben wollte, würden einige Blätter füllen und dazu Zeit seyn, wenn das andre beynahe abgedruckt wäre. Aber sie dehnten sich, als ich später daran ging, weit mehr aus und ein allgemeines Urtheil über den Charakter des Satyrspiels, welches ich bey Gelegenheit des Achäermahls eingemischt hatte, fand ich nöthig erst einigermassen zu begründen, dann, nachdem sich diese Entwicklung sehr erweitert hatte, als besondre Abhandlung zu trennen. Endlich nachdem ich vor Pfingsten fertig geworden war, so dass ich auf einer Reise in den Ferien das letzte Manuscript mitnahm, hat die Druckerei mich noch so lange hingehalten, dass erst ganz vor kurzem der letzte Bogen bei mir zur Correctur gewesen ist. Die Gesinnungen, mit denen ich von meiner Polemik gegen Ihre Recension zu dem Briefe zurückkehre, sind dieselben womit ich ihn zuerst empfing: und ich wünsche aufrichtig, dass Ihnen aus meiner neuen Schrift klarer als aus der ersten werden möge, dass es nicht so leichtes und luftiges Hypothesenwesen sey, worauf ich diese Reihe von Trilogieen auferbaut zu haben glaubte. Sollten aber auch die Gründe, die ich anführe, nicht vermögen Sie von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges zu überzeugen, sollten alle die vielen Analogien Ihnen die Grundform, die sich mir dargestellt hat, nicht empfehlen, so bleibt mir die Hoffnung übrig, dass Sie dem Ernste der Forschung und der Redlichkeit des Streites Gerechtigkeit werden wiederfahren lassen.

Ist dieses, so wird Widerspruch über die Sachen, der gewöhnlich nur Aufklärungen zur Folge hat, auf der einen oder der andern Seite mich niemals verdriessen.

Sehr leid ist es mir, dass der Streit zwischen Ihnen und Böckh eine so üble Wendung genommen hat. Dass ich Ihr Urtheil über dessen älteste Inschriften nicht billigen kann, habe ich in dem Nachtrag zur Trilogie auf eine Art ausgesprochen, woraus Sie schliessen werden, wie sehr viel fehlt, dass ich es für gerecht halten könnte. Ich habe dies freymüthig herausgesagt, um so mehr als Sie selbst nicht blos gegen den, welchem Sie widerstreiten, sondern allgemein die Freymüthigkeit selbst lieben und üben, was auch ich an sich bestimmt vorziehe. Glauben Sie meiner Versicherung, dass ich über diese ältesten Inschriften eine Recension zu Gunsten Boeckhs zu schreiben mich getraue, welche ein starkes Gegenstück zu der Ihrigen ausmachen würde, und sie zu rechtfertigen. Ohne dieses würde ich nicht gesagt haben, was dort steht. Ich habe übrigens auch selbst manches gegen ihn bemerkt in einer Sammlung von Epigrammen, die ich drucken lassen werde; und wer sollte in diesen Sachen jeden Irrthum vermeiden, in jedem Punkte allen genügen? Aber nun, verehrter Mann, lassen Sie uns nicht die Philologie in Partheyen trennen, sie welche das Zusammenwirken von allen Seiten nach allen Seiten so sehr bedarf und so wohl erträgt.

Für das Programm über den Philoktetes des Attius sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank. Die beyden andern, für mich sowohl als andre hiesige Professoren, deren Sie in Ihrem Briefe erwähnen, habe ich niemals erhalten.

Mit der grössten Hochachtung und aufrichtiger Ergebenheit

F. G. Welcker.

Gottfried Hermann an Welcker.

Verehrtester Herr Professor,

Den Ueberbringer dieses, Herrn Classen aus Hamburg, einen geschickten und talentvollen jungen Mann, der seine philologischen Studien in Bonn fortsetzen wird, empfehle ich Ihnen angelegentlich. Ich ergreife diese Gelegenheit, um

Ihren eben empfangenen Brief vom 2ten dieses zu beantworten. Ueberrascht hat er mich allerdings, aber sehr angenehm, indem er mir zeigt, dass Ihr langes Stillschweigen nicht aus einer Verminderung Ihres Wohlwollens herkam. Dass Sie gegen mich schrieben, ist mir erzählt worden, zugleich aber auch, dass Sie dieses in dem Tone thäten, der eines Gelehrten würdig ist. Ich zweifle nicht, dass ich manche Belehrung aus dieser Gegenschrift schöpfen werde; und dass ich, wo mir mit Gründen dargethan wird geirrt zu haben, den Irrthum lieber einzugestehen als zu vertheidigen gewohnt bin, brauche ich wohl nicht erst zu versichern. Befremden aber darf es Sie nicht, wenn in manchen Dingen meine Ansichten von den Ihrigen und denen anderer abweichen. Ich habe meine Studien mit den Alten selbst, und mit ihnen allein, angefangen: daher glaube ich ein ziemlich sicheres Gefühl zu haben, wo sich ein modernes Element einmischt. Andere scheinen mir dagegen von gewissen erst in neuerer Zeit aufgestellten Ideen auszugehen, und diese in das Alterthum hineinzutragen. Natürlich finden sie sie denn auch darin. Wer von beiden recht hat, kommt der Parthey nicht zu zu entscheiden: aber dass der Weg, den ich gegangen bin, der einfachste und natürlichste ist, das glaube ich wird mir jeder einräumen. Wer den entgegengesetzten geht, muss überall erst beweisen, dass die Alten an das gedacht haben und daran denken konnten, was er in ihnen finden will. Das aber scheint mir meistens mehr postulirt, als erwiesen zu werden: gerade so wie es mit der Bibel gegangen ist. Wundern Sie sich daher nicht, wenn Sie in dem neusten Programme von mir, das Ihnen Herr Classen überbringt, mich ebenfalls einigemal von Ihrer Meinung aus diesem Grunde abweichen sehen. Glauben Sie aber nicht, dass ich die Absicht gehabt habe gegen Sie zu schreiben. Ich hatte vergessen, dass die Ernestische Gedächtnissrede gehalten werden müsste, und, da ich mich glücklicherweise noch ganz kurz vorher daran erinnerte, ergriff ich meine Fragmente des Aeschylus um ein Stück auszusuchen, womit man in der Geschwindigkeit fertig werden könnte. Ich wählte daher die Heliaden, aus denen nur ein einziges bedeutendes Fragment vorhanden ist, und

als ich schon darüber her war, schlug ich Ihre Trilogie nach, um zu sehen, was Sie darüber gesagt hätten. Diess konnte ich nun weder übergehen, noch in allem beystimmen. Daher der Widerspruch, der auch wieder auf jene oben angegebene Verschiedenheit der Ansichten hinausläuft.

Sie erwähnen den unerfreulichen Streit mit Böckh, und sagen, dass Sie mein Urtheil nicht für gerecht halten können. Ich habe unpartheyisch geurtheilt, und kann nicht anders urtheilen. Auch habe ich dasselbe Urtheil von mehrern andern gehört, ein entgegengesetztes aber bis jetzt nur entweder von offenbaren Partheygängern, oder von solchen, die das Buch noch gar nicht gelesen hatten, oder von solchen, die es bloss flüchtig angesehen hatten. Ich habe es von Seiten der Kritik betrachtet, weil diese hier das erste Erforderniss ist. Und dass die Kritik auf die gewissenloseste Weise hier gehandhabt ist, wird wahr bleiben, so lange es Kritik giebt. Sie versichern mich, dass Sie sich getrauen, über jene ältesten Inschriften eine Recension zu Gunsten Böckhs zu schreiben, welche ein starkes Gegenstück zu der meinigen ausmachen würde, und sie zu rechtfertigen. Erlauben Sie mir darauf recht offenherzig zu erwidern, dass ich gerne das erstere, eine Recension die meiner entgegengesetzt ist zu schreiben, für etwas sehr leichtes, das zweite aber, Böckhs Behauptungen die ich angegriffen habe, zu rechtfertigen, für etwas sehr schweres halte, wenn Sie nicht, wie er selbst, bloss das Publicum, das man leicht bestechen kann, vor Augen haben, sondern an das denken wollten, was wirklich wahr ist, und von denen, die nach uns leben werden, dafür erkannt werden wird. Ich berufe mich wegen dieser Behauptung auf das allerunverwerflichste Zeugniss, auf Böckh und seine Gehülfen selbst. Denn betrachten Sie nur, was man zum Behuf der Rechtfertigung gethan hat. Zuerst hat Böckh selbst in dem Tone, den man von ihm gewohnt ist, versichert, dass er die Sache verstehe, ich aber nicht. Alsdann hat man durch den Hallischen Juden erst recht grob und gemein schimpfen, dann in marktschreierischem Tone ein langes Verzeichniss der vielen Aufschlüsse, die in dem Buche zu holen seien, ausrufen, zuletzt noch einmal und noch

ärger schimpfen lassen. Endlich hat man auch durch einen Christen in den Göttinger Anzeigen nicht etwa irgend etwas gutes aus dem Buche anführen, sondern in lauter hohlen Worten versichern lassen, dass alles vortrefflich, dass auch das evident falsche richtig, dass selbst die Verwandlung des δ in ϑ vor dem Spiritus asper „allenfalls" annehmbar sey. Um das alles recht eindringlich zu machen, hat man nach Fehlern bey mir gesucht, hat selbst ein glücklich oder unglücklich gefundenes μέμφοντες nicht verachtet, ja sogar meine darüber gegebene Erklärung durch das Ansinnen einer zweyten Ausgabe verdächtig zu machen getrachtet. Wahrlich wo man zu einem solchen Extrem gekommen ist, dass man, um das irrige für wahr gelten zu lassen, Subscriptionen sammeln muss; dass man, um einen Vorwurf zu widerlegen, zu den Waffen der Höckerweiber greifen, und dem Gegner einen wo möglich noch ärgern Vorwurf machen muss: da hat man die Unmöglichkeit sich zu vertheidigen und die Gerechtigkeit des Tadels eingestanden, und ist *pro confesso et convicto* zu achten. Sie ermahnen mich, die Philologie nicht in Partheyen zu trennen. Böckh ist es, nicht ich, der diese Ermahnung von Ihnen erhalten sollte. Die Acten liegen ja zu jedermanns Ansicht offen. Ich habe in der Recension nach Pflicht und Gewissen geurtheilt und kann, wie schon gesagt, nicht anders urtheilen. Die Trennung aber, die Sie rügen, hat Böckh in seiner Antikritik ausgesprochen. Ich würde weiter kein Wort über die Sache verloren haben: denn auch die Analyse habe ich mit dem Mitleid gelesen, mit dem man so etwas lesen kann, und sie dann weggelegt! Selbst mannigfache erhaltene Aufforderungen etwas dazu zu sagen konnten mich nicht bewegen sie wieder in die Hand zu nehmen, und nur die moralische Schlechtheit am Ende der Hallischen Recension bewirkte, dass ich endlich jenen Aufforderungen nachgab: aber auch dann noch, als ich sie vorgenommen und angefangen hatte diesen Wust durchzugehen, habe ich mehrmals es bereut mein Wort gegeben zu haben, und hätte gern diese ekelhafte Arbeit wieder weggeworfen. Mir ist es sehr gleichgültig, was der oder jener sagt, denkt, schreibt oder vom Katheder schimpft. Die

Wahrheit wird doch bleiben, und ist das nicht wahr, was ich gesagt habe, so wird das bessere siegen, und von mir gern und willig aufgenommen werden. Ich wünschte dieser Streit wäre zu Ende, obwohl es nicht so scheint, da Böckh wieder auf dem Umschlage des zweiten Heftes in dem Tone gedroht hat, der bei ihm, seit er Wolfs Sarkasmen nicht mehr fürchten muss, immer ärger wird. Ein litterarischer Streit ist nur dann angenehm, wenn man den Gegner moralisch achten kann. Daher hat mir die mythologische Streitigkeit mit Creuzer wirklich Vergnügen gemacht. Hat aber der Gegner die moralische Achtung verloren, dann ist der Streit allemal widrig, weil man nicht blos das, was man für irrig hält, sondern auch den schlechten Willen das irrige geltend zu machen angreifen muss. Wenn Sie, wie Sie mich versichern, sich getrauen Böckh gegen meinen Tadel zu rechtfertigen, warum thun Sie es nicht lieber, sondern begnügen sich zu sagen mein Tadel sei ungerecht? Das ist denn doch auch nur wieder, wie alles was bisher geschehen ist, auf das leidige Publicum berechnet, das glauben soll ich habe unrecht, weil einige das sagen. Dadurch aber bekommt Böckh noch eben so wenig recht, als die Geschichte durch das, was von den Cabinettern angestellte Zeitungschreiber erzählen, verändert wird. Mir wäre es wahrhaftig weit lieber, es rechtfertigte jemand Böckhs Behauptungen, als dass man sagt ich habe unrecht, und es nicht beweist. Billig aber wäre die Forderung, dass, wer eine solche Rechtfertigung unternähme, andere Waffen gebraucht, als die bisher angewendeten, Machtsprüche, unbegründete Hypothesen, corrupte oder sprachwidrig erklärte Stellen, und logisch unrichtige Schlüsse. Doch Böckh will ja selbst sich rechtfertigen, und ich werde sehen was er sagt: möchte er nur im Stande sein in einem anständigen Tone zu sprechen, und nicht bloss an die Zustimmung der Menge, sondern auch an die unpartheiischen Nachkommen zu denken. Mir meines Theils liegt wenig daran, dass man sage ich habe recht, sondern mein Bestreben ist darauf gerichtet, dass das, was ich sage, wahr sey. Als Wolf einen ächten Brief des Cicero für unächt erklärt hatte in voreiligem Eifer, wiederholte er, um

nicht unrecht zu haben, der Brief sey doch unächt. Als er das *te doctarum ederae praemia frontium* vertheidigt hatte, und mir voll Freude diese Blätter, noch ehe das ganze Heft erschien, zuschickte, und ich ihm schrieb, warum das schlechterdings nicht so heissen könne, antwortete er, er beharre dennoch auf seiner Meinung. Was hat es ihm geholfen? Man hat gelächelt, und der Brief des Cicero bleibt ächt, und im Horaz wird das alte *me* nie dem *te* weichen. Es ist ein ganz vergebliches Bemühen, die Wahrheit verdrehen zu wollen: sie siegt dennoch.

Mit aufrichtiger Hochachtung und freundschaftlicher Gesinnung

Ihr ergebenster

Leipzig d. 12. Sept. 1826. G. Hermann.

Da Sie zwey in meinem frühern Briefe erwähnten Programme nicht erhalten haben, lege ich sie dem jetzt erschienenen bey.

An Schwenck.

21. Febr. 27.

Mein geliebter Freund! Gestern in der Nacht, zwischen 12 und 1, ist die Gräfin Julie Dohna in Gott entschlafen. Unsere Hoffnungen waren schon lange erschöpft, Gott hatte sie schon der Erde genommen; tausendmal habe ich diess mir vorgesagt und in einer Abgezogenheit fast von allem Umgang mich bereitet. Aber doch empfinde ich neu und stark diese Oede weit umher. Lange war sie aus dieser Stadt geschieden — aber alle diese Bilder des freundlichsten Herzens und der hohen Seele weilten doch noch unumflort; verloren ist nun Beatrice — und es erfüllt mich eine Trauer, die sich um so mehr in die Seele vergräbt und in das Leben verwächst wie sie lange schon gethan hat, weil sie sich nicht, wie in Verhältnissen äusserer Vereinigung in Familie oder Umgang, ganz und voll mit der Trauer anderer Menschen vermischen kann, um in Harmonie mit diesen auch wieder der vollen Herzensfreudigkeit Raum zu geben.

Fittige des Glaubens und eines zum himmlischen bereits geläuterten Willens haben sie emporgehoben, in vollem Bewusstsein bis zuletzt — die Klarheit ihres Geistes war der

Poesie ihres Herzens gleich. Im Arm ihres höchst vortrefflichen Mannes, dem sie auch in diesen Leidenstagen so unendlich viel gewesen und den sie so verklärt liebte, ist sie geschieden. Eine Liebe und Zärtlichkeit, wie in ihrer Brust geblüht und geglüht hat, muss auch in dem grossen Augenblick des tiefsten Leidens noch mit einer eigenen Seligkeit erfüllen, der Todeswunde Balsam einflössen. Den Tod ihres vor mehreren Monathen vorangegangenen Bruders hat sie nicht mehr erfahren, wofür ich Gott danke. Friede dieser Asche, und für allen Schmerz des Lebens ihrer Seele Wonne! Die Seelen erwachen wieder — Geist und Gemüthskraft sind nicht wie ein Farbenschein, wie ein Windeswehn. — Denken Sie an mich ganz mit der alten wirklichen Liebe und Theilnahme. Von Herzen

Ihr Freund

F. G. W.

An W. von Humboldt.

Bonn den 12. April 1829.

Das schwarze Siegel des Trauerbriefes brachte mir nicht den ersten Schrecken: ich war schon einen Tag früher durch einen Reisenden mit der traurigen Nachricht überrascht worden. Seitdem habe ich jeden Tag mehrmals mich hinsetzen wollen zu schreiben, und bin immer von neuem durch das schmerzlichste Gefühl davon zurückgezogen worden. Heute darf ich diesem Gefühl nicht mehr nachgeben, weil ich noch an diesem Tage verreisen werde.

Wenn die vorzüglichsten gestorben sind, die man in früheren Perioden des Lebens gekannt hat, so verbreitet sich über alle Erinnerungen Trauer, und nun erst scheint uns diese Zeit wirklich vergangen. Die Hoffnung eines Wiedersehens, des gemeinschaftlichen Wiederholens schöner Tage bleibt auch bey der langen Entfernnng; dies wird man recht inne, wenn sie getäuscht ist. Und ohnehin ist es das traurigste, die Welt um einen der wenigen, die den menschlichsten Sinn mit einem reichen Geiste vereinigen, ärmer zu wissen. Es ist mir nicht darum zu thun, mich von schmerzlichem Empfinden und Sinnen bald zu befreien; denn es kommt mir als das Rührendste an dem menschlichen Wesen

vor, dass auch die Trauer so vergänglich ist, und ich sehe nicht, dass man sie geflissentlich zu zerstreuen und zu verwischen suchen müsste, wenn ihrem Rechte nicht andre bestimmte Anforderungen entgegentreten.

Am meisten bewegt mich natürlich der Verlust, wenn ich ihn als den von Ihnen allen, von Ew. Excellenz selbst und Fräulein Caroline am meisten, empfinde. Meine Hoffnung war nach den letzten Nachrichten noch in die Ferne gestellt. Dass die grossen Leiden über den Geist und den heitern und milden Sinn nichts vermocht haben, ist mir nicht unerwartet. Diess ist bey allen Gewalten des Wechsels das erfreulichste Sichere, dass angeborene und durch Bildung befestigte Vorzüge des Herzens unveränderlich sind. Mir würde es sehr wohlthuend seyn, die Theilnahme der verschiedensten Art und Abstufung und in recht vielen Menschen das Gefühl und die Anerkenntniss jener seltenen Eigenschaften wahrzunehmen, welche gewöhnlich durch den Verlust in allen Menschen, wenn auch nicht gesteigert, doch eher und stärker laut werden.

Vor nicht langer Zeit fand ich im zweyten Bande von G. Forsters Briefen eine Auzahl auch von Ew. Excellenz aus einer Zeit Ihres Lebens herrührend, welche mir vorher noch nicht so anschaulich bekannt war. Auch die beyden ersten Bäude von Goethes und Schillers Briefwechsel, die auch ausserdem mir merkwürdiger waren als viele ihrer Werke, haben mich in Hinsicht Ihrer lebhaft beschäftigt. Da mich meine Studien fast fortwährend bey der geuauen Betrachtung ausgezeichneter Menschen und der Erforschung der bedeutendsten Bildungsarten festhalten, so gewähren mir solche Sibyllenblätter freundschaftlicher Briefwechsel die schönste und belehrendste Lectüre. Sie gewähren, mehr wie manches andre, eine gewisse geschichtliche Divinatiou, die einem Wissen sich häufig nähert.

Ich werde sehr beruhigt seyn, sobald ich weiss, dass die ganz veränderte Gestalt des Lebeus Ihnen gewohnt und heiter genug geworden ist, um das Unersetzlichste aus dem Früheren, dies sichere und leichte Verständniss über das Kleinste uud Grösste, uud die stete geistige freuudliche An-

muth mehr mit einer wehmüthigen Freude im Andenken fortzubesitzen, als in der Gegenwart schmerzlich zu vermissen. Mir wird es nie anders möglich seyn, als mit dem Andenken und der Vorstellung von denen, welche ihr die ersten und die theuersten waren, alle Empfindungen zu verschmelzen, welche die schönsten Eigenschaften verbunden mit so viel freundschaftlichem Wohlwollen mir stets und für immer eingeflösst haben.

Mit der innigsten Ergebenheit

F. G. Welcker.

An Droysen.

Bonn den 26. September 1832.

Ich muss Ihnen gleich in der ersten Freude über Ihr neues Geschenk meinen Dank aussprechen, werther Freund. Dank in der That, nicht für das Exemplar eines Buchs — dafür mögen die einzelnen Blätter Schulzeitung u. s. w. die ich durch eine Buchhandlung schicke, ein kleines ἀντίδωρον seyn — sondern für solch eine ausgezeichnete Leistung. Ich habe Corporationsgeist genug um grossen Antheil zu nehmen, so oft ich (und es kann nicht sehr oft seyn) einen Mann in der Philologie auftreten sehe, der mit Kraft und Geschick zu ihrem Aufbau tüchtig mitzuwirken verspricht; und ich leugne nicht, dass unter den Eigenschaften, die sich zu den unerlässlichen des kritischen Verstandes und des emsigen Fleisses glücklich hinzugesellen, philosophischer und poetischer Geist mich mehr als manche andre, da nicht alle alles haben können, bestechen. Ihr Buch hat ausserdem zu meiner alten Vorliebe für Aeschylus und zu meinen Kunstansichten über ihn eine so wichtige Beziehung dass diese erstorben seyn müssten, wenn ich mich nicht darüber freuen sollte. Ich habe diese Wirkung immer erwartet, sehr resignirt in Ansehung der Zeit, nemlich das Uebergehn der Hauptansichten über die trilogische Form in die Wissenschaft und es ist möglich dass dazu Ihr Werk ausnehmend viel wirken wird. Gegen den, welcher eine neue und gegen alte und allgemeine Verkennungen angehende Meinung zuerst vertritt, herrscht ein nicht unbilliges Mistrauen, denn er scheint ebenso wohl

eine eigene Sache wie eine Wahrheit zu verfechten: wer kann wissen, woran ihm am meisten gelegen ist? Bevor also ein zweiter und dritter den Gegenstand in seinem ganzen Umfang gleichfalls durchdacht und erörtert und seine unpartheiische Ueberzeugung ausgesprochen hat, weiss die Menge derer, welche ihr eigenes Urtheil sich zu bilden nicht Zeit oder Muth genug gehabt hat, nicht recht woran sie ist, ob es nun der Mühe werth sey, der Prüfung einer Hypothese sich ernstlich zu widmen. Im Allgemeinen hatten zwar einige Recensenten sich günstig ausgesprochen, und Dissen und Müller haben in der That eine Stimme über Kunst der Alten: allein Recensionen gelten heutiges Tags dem einen nicht, weil die meisten flüchtig, dem andern nicht, weil viele partheyisch geschrieben werden. Wir wollen denn sehen, ob ein Buch die Frage zu allgemeinerer Entscheidung zu bringen im Stande seyn wird. Dass ich selbst meiner Ansicht fortwährend gewiss, obgleich zur Berichtigung und Ausbildung im Einzelnen immer bereit war, hatte in der That seinen Grund nicht in eigenliebiger Beschränktheit, sondern theils in der Art, wie sie mit so manchen andern aus Anschauungen und wohl begründeten Wahrnehmungen hervorgegangenen zusammenhing und zusammenstimmte, theils selbst in der Art, wie sie entstand und sich erweiterte und ausbildete. Undinge zu entdecken fühlte ich nie die geringste Verführung in mir, und wenn man in dieser Epoche weder in der Mythologie noch in der Poesie, Kunst und manchen andern Theilen des Alterthums lange thätig seyn kann ohne zu entdecken, und zugleich noch nicht entdecken kann ohne nach verschiedenen Seiten hin anzustossen oder der Berichtigung und Vervollständigung Raum zu lassen, so darf ich im Bewusstseyn reiner Freude an der Sache und freyer Wahrheitsliebe dem Mistrauen zusehen, das zum Theil auch durch die zufällige, ungeordnete, planlose Art meiner Mittheilungen verschuldet war, und Entwicklung, Erfolg und Theilnahme hoffen, die mich nicht am wenigsten wegen der Genossenschaft auf einem so reichen und herrlichen Felde von Betrachtung und Geistesgenuss erfreuen würden. Zur Bestätigung dienten mir dann auch die brieflichen Urtheile

namentlich Dissens und Müllers über die Trilogien im Einzelnen, besonders auch seit dem Nachtrag und der Thebais; zur Bestätigung dient mir jetzt wieder Ihre geist- und ideenreiche Arbeit.

Da Sie, mein lieber Freund, diese Trilogien lieb gewonnen haben, so lassen Sie mich Ihnen erzählen wie sie entstanden sind.

Ueber den Prometheus hatte ich schon in Giesen manche Ideen gefasst: in Bonn, als ich wieder darüber zu lesen hatte, schrieb ich darüber einen Aufsatz und legte ihn hin. Zufällig las ich ihn nachher einmal meinem Bruder Karl und dem Ihnen nicht unbekannten, sehr poetischen Schwenck vor, die sich an dem Stoff sehr erbauten. Diess veranlasste mich später ihn auch Dissen, nachher W. von Humboldt mitzutheilen als Kunstfreunden zu ihrer Unterhaltung. Dieselbe Wirkung. Und als nun Herr Leske hier war und mich bat, seine neue Druckerey zu proben, so fiel mir ein den Entwurf als Fragment einer Geschichte der griechischen Poesie, womit ich mich trug, drucken zu lassen. Als Einleitung wollte ich einige Blätter hinzufügen über einige andre erkennbare Trilogieen mit der allgemeinen Vermuthung, dass die Form weiter gereicht habe. Und als ich nun die Fragmente genauer mustere, so fallen mir die übrigen Trilogieen wie von selbst zu. Es war in jenem heissen Sommer, wo ich gleichzeitig Vormittags die widerwärtigsten Verhöre über meine weggenommenen Papiere, historische und andere Excerpte, Hefte u. s. w. zu bestehen hatte. Nachmittags führte ich dann die Trilogieen und was damit zusammenhängt aus mit einer Geschwindigkeit, dass ich mir späterhin immer gewünscht habe, dass ich noch einmal auf eine solche Mine in dem Umfang der alten Litteratur stossen möchte, wo so gediegene Schätze nur auf den Hebenden warteten. Ich war überzeugt, dass es keine zweite der Art mehr gäbe, bis die Ausführung der epischen Gedichte — die mir in den Hauptumrissen doch auch vorher schon deutlich seyn mussten — mich vor noch nicht zwei Jahren fast eben so sehr überrascht hat — und darum ging diese auch mit gleicher Geschwindigkeit vor sich. Sie werden selbst an manchen dieser

Schatten, wenn ich vielleicht bald diese Nekyia epischer Gedichte vorführe, wie ich hoffe, Ihre Freude haben.

An Otfried Müller.

Bonn den 10. Juli 1833.

Ich habe Ihnen Dank zu sagen, theuerster Freund, für das zweyte Bilderheft, für die Eumeniden und die eingelegten Blätter der Anzeigen. Alles mir sehr willkommen, und die Eumeniden ein wahrer Schatz für mich. Sie enthalten die lichtvollsten und feinsinnigsten Erörterungen, ich freue mich im Voraus im labyrinthischen Gange meiner Arbeiten recht oft auf sie zu stossen und ein und das andermal mich ruhiger und eindringender als mir bisher noch vergönnt war damit zu beschäftigen. Dieser Theil der Litteratur und Alterthümer ist mir wirklich wie ein öffentlicher Garten einer friedlich gesinnten lieben Vaterstadt; jeder der darin baut, begiest, aufräumt, schmückt, ist mir lieb und werth — und wer thäte es rüstiger und sinnvoller zugleich als Sie? Besonders scheint mir die Construction des Chors, wovon Sie mir früher schon einiges mitgetheilt hatten, sehr gelungen und wichtig.

An Fr. Jacobs.

Bonn 16. Sept. 1833.

— Auch bey der philosophischsten Haltung der Seele gewinnt unvermerkt und unbewusst das Schmerzliche leicht eine Stärke und einen solchen Grad von Leidenschaftlichkeit, dass der Geist in eine gewisse Dumpfheit sinkt und mit der Freude an den Dingen auch die Kraft zu ihnen schwinden zu sehen meynt. Wahr ist es, dass in der Zeit selbst vielfache und mächtige Störungen des wissenschaftlichen Behagens liegen: ausser dem Rütteln der öffentlichen Verhältnisse, das unruhige Treiben der gelehrten Welt selbst. Auch weit Jüngere als Sie und ich, wie mein Freund Schwenck, verlieren durch den zu starken Andrang neuer Arbeiten, wie jeder Tag sie einem unter die Augen führt, die Lust sich in diese Strudel, dieses Marktgewühl zu begeben. Wie aus einer Saat von Drachenzähnen gehn neue Geschlechter hervor, streiten, fallen, und ob die übrig bleibenden ein ganz ab-

sonderliches Volk begründen werden, das unsre Sprache nicht mehr versteht, kann einem zweifelhaft werden. Und doch ist es bey allen Studien, vorzüglich aber bey den unsrigen, deren Object so schön abgeschlossen ist, höchst anziehend, sich die Gleichgestimmten auch unter den Nachlebenden zu denken und zu deren Verhandlungen im Voraus eine Stimme abzulegen. Als Niebuhr bey dem Gedanken, dass Europa Schiffbruch leiden könnte, die Lust an gelehrten Arbeiten verlor, äusserte ich ihm, dass selbst der Schiffbrüchige, der seine Entdeckungen oder Nachrichten in einer Flasche dem Ocean vertraue, noch die Hoffnung habe, bald wieder mit den Lebenden zu verkehren. Aber beydes ist überspannt, und das Gewisse vor der Hand ist, dass die ungeheure Ausbreitung unsrer Studien in die Fläche und die Verhandlung aller grossen und kleinen Gegenstände vor dem Demos, so dass sich eine gesetztere und erfahrenere βουλή kaum noch in Wirksamkeit erhält, ihre grossen Unbequemlickeiten hat. — Heute verlässt mich mein Freund Gerhard, der über 14 Tage bey mir gewohnt hat, ein sinniger, edler Mann, der, wie mancher, einen tiefen Schmerz in sich vor der Welt verschliesst. Sein Augenübel hat sich in Deutschland ververschlimmert — so dass ich neben ihm die Beschränkung, die das meinige mir auflegt, weniger empfinde. Er geht auf anderthalb Jahre nach Rom zurück.

An Fräulein Caroline von Humboldt.

Bonn den 2. May 1835.

— Ich war schon seit geraumer Zeit, nach allen Umständen, die ich wusste, äusserst besorgt und in den letzten Tagen vorher beschäftigte mich ganz besonders wie eine Ahnung von der Gefahr, die das Frühjahr mit sich führte.

Es liegt etwas sehr erhebendes darin, dass ein edler Charakter sich bis zuletzt treu bleibt und so sind die Züge, welche Sie mir mittheilten, jedes Wort wahrhaft tröstlich. Auch bin ich längst entwöhnt, das Leben nach der Dauer der Zeit zu messen, und wer es so folgerecht, thätig, heiter, mild und wohlwollend gesinnt, so bedeutend und grossartig geführt und vollendet hat, ist nur glücklich zu preisen. Aber

mir thut das Scheiden eines hochgehaltenen und wahrhaft geliebten Menschen aus dem Kreise der Seinigen und den weiteren Kreisen, denen er angehörte, dennoch auf eine Art weh, der ich mich nicht entschlagen will und mag. Und Sie mögen sich immer denken, dass ich den Gefühlen dieses Verlustes viel und gern nachhänge und nachhängen werde, und dass meine herzlichste Theilnahme der Ihrigen oft begegnet.

Wie lebhaft stehn mir die Zeiten alle vor Augen, wo ich ihn täglich sah und in glücklicher Nähe zu ihm stand und wo ich ihn dann, wenn auch kurz, doch immer als ob nur kurze Zeit dazwischen gelegen hätte, wiedersah!

Es ist ein so richtiges Wort, was Sie mir sagen, dass es auch für mich ein grosses Glück gewesen sey, Ihrer vortrefflichen Eltern Wohlwollen und Freundschaft zu erfahren. Wie weiss ich das zu empfinden und zu schätzen! Die menschlichsten Menschen sind sie, die man finden konnte, und bey so viel Güte, Treue und Zuverlässigkeit, diese unvergleichbare Bildung des Geistes. Ein grosser Schmerz ist es mir, dass ich meine oft gehegten Vorsätze den Verewigten in Berlin zu besuchen nicht ausgeführt und ihn in so vielen Jahren nicht mehr gesehn habe. — Auch auf das Briefschreiben habe ich in der letzten Zeit verzichtet, einzig aus Schonung seiner Zeit, da ich ihn so ganz beschäftigt wusste, und auf meine Studien, wie ich sonst immer gethan hatte, auch nicht augenblicklich seine Aufmerksamkeit abziehn wollte: in der allerletzten zwar auch, weil ich nach der grossen eingetretenen Veränderung in seinem Befinden mich in Gedanken mit ihm besser zu verstehen glaubte, als ich darüber in Worten mich hätte aussprechen dürfen. Man schweigt, bey wahrem Antheil, nicht gern über das Schmerzliche, und es zu berühren, wenn man nicht die bestimmteste Nachricht hat, ist auch nicht immer gut.

Die Versicherung, dass er mir sein Wohlwollen bis zuletzt immer gleich erhalten habe, ist mir im höchsten Grad erfreulich, obgleich ich daran nie gezweifelt habe und zweifeln durfte. In Hinsicht Ihrer, meine theure Freundin, ist mir der Sinn, den Sie selbst aussprechen, die Haltung, die Sie nehmen, die beste Beruhigung.

An Otfried Müller.

Bonn den 14. Januar 1836.

Verehrter Freund!

Vor nicht vielen Tagen ist mir die ausführliche Recension meines Buches in der Schulzeitung zu Gesicht gekommen, wofür ich mich gedrungen fühle Ihnen den verbindlichsten Dank zu sagen. Eine solche Art der Bestreitung weiss ich sehr zu schätzen, und die Gunst, womit Sie im Allgemeinen von dem Buche sprechen, wird ihm zur grössten Empfehlung dienen. So scharfsinnig, ausführlich und zusammenhängend Ihre Gründe entwickelt sind, so will ich gestehen, dass ich den Schluss Ihrer Abhandlung nicht unterschreibe. Vollständig liegen dem Publicum die Acten noch nicht vor, obgleich ich nicht daran denke zu dupliciren. Gleich in Ansehung der Stelle über Zenodot bin ich nicht überzeugt. Dass *ποιήματα*, welche selbst Tzetzes in seinen Uebersichten der Litteratur vorzugsweise auf das Epos bezieht, neben dem weiten Umfange der Tragödien und der Komödien, die lyrische Poesie bedeuten sollte, die vermuthlich auch damals schon in einem einzigen Bande gesammelt war, scheint mir nicht. Uebrigens halte ich an dieser Notiz nicht gar sehr; da die Frage, ob eine Anzahl epischer Gedichte, die man Ursache hatte auf diese Art in Sammlung zu bringen, da war und von den andern sich unterschied, mir unendlich wichtiger ist, als ob gerade Zenodot sie zusammengestellt habe. Auch Böckh schreibt mir, er halte die Hauptsache meiner Untersuchung für unabhängig und ungefährdet von dieser Frage. „Gesammelt hat Zenodot die Gedichte freylich auf jeden Fall, sagt er; aber dass die Idee des Cyclus, der ideale Bestand desselben nicht früher gewesen, davon habe ich eben so wenig einen Beweis gefunden, als ich das Gegentheil zu beweisen wüsste.“ Einen solchen idealen Bestand nehme ich selbst an und glaube ihn durch Aeschylus und Sophokles erweisen zu können; und wer mir das Homerische in dem weiten Begriffe des Namens als alten Ausdruck zugiebt, hat schon darin diesen idealen Cyclus. Inzwischen ist ein Hauptumstand, worüber ich gern Ihre Meynung gehört hätte, die

Stelle des Ausonius; von dieser hängt es ab, ob man den Zenodot als Sammler eines *corpus Homericum* verstehen müsse. Gewundert habe ich mich über die Amazonis Sie im Zweifel zu sehen, oder vielleicht im entschiednen Widerspruche. Die grösste Differenz unsrer Ansichten liegt indessen darin, dass Ihnen die Ilias mehr als ein isolirter Pic erscheint, die Odyssee als ein andrer, während mir beyde nur die höchsten Kuppen grosser Gebirgslagerungen sind, die uns im Nebel liegen bis auf die Häupter. Durch die Analyse der Homerischen Poesie und der mannigfaltigen Sagen in und ausserhalb des Troischen Kreises ist mir die Meynung entstanden, welche ferner zu prüfen mir angelegen seyn soll, dass der Reichthum des Stoffes sehr gross war, und dass dieser zum Theil aus gleichzeitigen und zum Theil sogar früheren Rhapsodieen traditionell und volksmässig bis auf die Periode der cyclischen Dichter herabgekommen sey. Nun aber war dieser Stoff schon eine Antiquität geworden, deren ganzen Zusammenhang der Dichter höher hielt, als in dem früheren erfindenden und gestaltenden Zeitalter geschah, indem er die Lust des Erdichtens und Neuerns nur in einer Beymischung fremder Sagen, örtlicher Beziehungen, neuer Ideen &c. suchte. Hierdurch erklärt sich das mehr chronologische Fortschreiten und die durchaus verschiedene Behandlung der Einheit. Sie dagegen neigen sich mehr auf die Seite der alten Kritiker, welche den Anfang und das Ende sowie bedeutende Zwischenscenen als neu ansehen, indem man auf sinnreiche Weise gewisse gelegentlich von Homer als nothwendige Motive oder auch zufällig ausgetrennte Umstände zum Richtmasse nahm. Dann kann ich mich nicht finden in das Gewicht, welches Sie fortwährend auf die ἀκολουθία τῶν πραγμάτων legen, als ob die Bedeutung derselben vollständig bestimmt wäre. Sie bezog sich aber im Sinne des Proklos vielleicht nur auf die Hauptmassen, das Troische, Thebische. Wie könnte sie auf das Ganze der Sage gehen, da diese doch nur stückweise episch ausgebildet worden ist, und also nur von der Aufeinanderfolge des Epischen ist die Rede — wo denn von den Titanen gleich ein gewaltiger Sprung zu machen ist. So ist manches Einzelne, worüber ich Ihnen im Gespräche gern er-

widern möchte, z. B. die tabula Iliaca, die ich, nach der ganzen sinnvollen Composition, von einem Dichterverzeichnisse gänzlich unterscheide. Den Peleus habe ich mir keineswegs an gebrochnem Herzen gestorben gedacht, wiewohl ich Ihren Gründen, warum er gelebt haben möge, gern Gerechtigkeit widerfahren lasse. Die Geschichte von Zopyrus habe ich mir (mit Niebuhr 3, 218) als ein Märchen gedacht, sonst hätte ich sie freylich nicht auch schon in der Kleinen Ilias finden können. Bey Kreophilos, wenn man, orthographischer Willkür in den Namen gemäss, Kreophylos setzen, die Bedeutung verstecken wollte, wüsste ich die Quantität nicht in Anschlag zu bringen: ich müsste sonst das Princip, woraus ich die Aenderung ableite, selbst aufgeben. Ueberhaupt aber wird die Vergleichung von Namen und selbst der Homerischen Prosodie in Hunderten von anderen Wörtern noch manche Unregelmässigkeiten aufschliessen. Aber ich müsste fürchten Sie zu ermüden, liesse ich mich in das Einzelne Ihrer so inhaltreichen und vortrefflichen Arbeit weiter ein.

Otfried Müller an Welcker.

Göttingen 22. April 1836.

— Ueber den Kyklos haben Sie selbst in Ihrem letzten Briefe, der mir grosse Freude gemacht hat, das Verhältniss unsrer Ansichten so klar und unbefangen ausgesprochen, dass ich mich der Erwartung hingeben darf, dass beide eine Zeitlang neben einander bestehen werden, bis die weitere Ausbildung der Geschichte der alten Poesie die endliche Entscheidung herbeiführen wird. Um in einem von Ihnen gewählten Bilde zu bleiben, so denke ich mir Ilias und Odyssee allerdings als isolirte Kuppen, die das Feuer des Homerischen Genius allein so hoch gehoben hat — aber nicht weil sie gar keiner Kette von Bergen angehört hätten, sondern weil die andern Höhen viel geringer waren, so dass sie durch späte Lagerungen zugedeckt worden sind; die Epen des Kyklos dagegen erscheinen mir, nach dem was man vom Inhalte weiss, als spätre Flöze, gebildet aus Massen, die grossentheils von jenen Kuppen entlehnt waren, nur an dieselben angeschichtet. — Die Frage über Zenodot trat mir, nach dem

Gange der Entwickelung, den ich gewählt hatte, etwas in den Hintergrund, daher es kommt, dass ich dass Zeugniss des Ausonius nicht einzeln geprüft habe; jetzt da ich es genauer ansehe, fühle ich mich genöthigt Ihnen darin beizustimmen, dass der *qui lacerum collegit corpus Homeri* Zenodot sei, aber ist das *lacerum* nicht doch dasselbe was die *διεσπασμένα ἔπη* Anderer? Ich denke, Ausonius spreizt sich etwas mit seiner zusammengerafften Gelehrsamkeit, und da er gelernt hat, dass das *corpus Homeri* einmal *lacerum* gewesen, stellt er sich vor, es sei dies bis auf die Zeit der Alexandrinischen Grammatiker gewesen. Gerade aber so glaubt der Grammatiker Diomedes (Wolf Prolegg. p. CXLVII), dass die Grammatiker Zenodot und Aristarch — unter Peisistratos — die *σύνθεσις* der Homerischen Gedichte besorgt hätten! Sollte wohl der Zustand des *κύκλος* vor Zenodot, eine abgesondert existirende Thebais, Kypria u. s. w. ein *lacerum corpus* genannt werden können?

Doch wie viele Punkte wären da zu besprechen, wenn der enge Raum eines Briefes mehr davon fasste. Ich wollte hauptsächlich nur meine Freude darüber ausdrücken, dass es uns vergönnt ist, was doch wenigen unserer philologischen Zeitgenossen gelingt, unsre Discussionen vor dem Publicum mit allem Eifer für die eigne Ansicht zu führen, ohne dass freundschaftliches Wohlwollen und Vertrauen darunter leiden. Lassen Sie es immer so unter uns sein; ich will mir Mühe geben, dies schöne Verhältniss in seiner Reinheit zu bewahren. Wenn mir etwa in der Hitze des Streits ein unrechtes Wort, eine unpassende Bemerkung entschlüpfen sollte (wie so leicht in rein wissenschaftliche Erörterung sich doch etwas Verletzendes einschleicht): so vergeben Sie es mir um des Ganzen willen, so lange Ihnen darin die richtige Gesinnung zu walten scheint. —

Schriftstücke in Betreff der Untersuchung 1819—1825.

Welcker an den König.

Allerdurchlauchtigster &c.

Wenn es einem schuldlos angegriffenen Unterthan je zusteht, vor dem Thron der Königlichen Majestät, die mit der Gerechtig-

keit eins ist, den Schutz derselben anzuflehen, so darf der allerunterthänigst Unterzeichnete gewiss sich erkühnen, seine Stimme zu demselben zu erheben.

Meine sämmtlichen Papiere sind, so wie die meines jüngeren Bruders, des professor juris Welcker, auf einen von Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Wittgenstein unterzeichneten Befehl, wegen angeblichen dringenden Verdachts geheimer Verbindungen oder der Mitwissenschaft um dieselbe in Beschlag und Untersuchung genommen worden.

Mit Ehre und Dienst hafte ich Eurer Königlichen Majestät dafür, dass ich mit geheimen Umtrieben und politischen Verbindungen, welche in Deutschland stattfinden sollen, nicht im Entferntesten zu thun habe. Dieselbe Gewissheit habe ich in dieser Hinsicht von meinem Bruder, welcher sofort sich selber allerunterthänigst an Euere Königliche Majestät wenden wird.

Das angebogene allerunterthänigste Promemoria enthält den Zusammenhang der Umstände, unter welchen ich, vollkommen schuldlos, der hohen Polizey verdächtigt worden seyn kann.

Indem ich aber über die über mich verhängte Inquisition unmöglich ruhig seyn kann, wenn sie einer Behörde anheimgegeben ist, welche, während ich gewiss weiss, dass etwas Verdacht wohl begründendes nicht vorliegen kann, gegen mich auf eine Weise verfährt die ich ungleich härter halte, als selbst die Aufhebung der persönlichen Freyheit, so geht meine allerunterthänigste Bitte dahin, dass Euere Königliche Majestät meine Sache der ordentlichen richterlichen Behörde zu übergeben allergnädigst geruhen wollen, ehe durch Verletzung meiner jetzt versiegelten Privatcorrespondenz ein bey der Abwesenheit jedes begründeten Verdachts, wie gerichtliche Untersuchung zeigen wird, nie zu vergütendes Unrecht mir geschehe.

Ich ersterbe in in tiefster Devotion &c.

(Das Promemoria setzte den Zusammenhang der in Hannover früher gegen Welcker durch Herrn von Kamptz gemachten Denunciation auseinander und was damit zusammenhängt.)

Eingabe der beiden Welcker an den Minister von Altenstein.
(Von F. G. Welcker abgefasst.)

Hochwohlgeborner Freyherr
Hochgebietender Herr Geheimer Staatsminister!

Ew. Excellenz erlauben uns in hochdringender Angelegenheit uns ehrerbietigst an Sie zu wenden.

Uns ist von dem Königlichen Immediat-Untersuchungs-Commissarius Herrn Pape am 24. d. die in Abschrift beygeschlossene höchste Verfügung der Königlichen Ministerial-Commission zu-

gegangen, welche uns mit Erstaunen und Bestürzung erfüllt. Wir lassen heute die gleichfalls in Abschrift angebogene unterthänigste Vorstellung an hochdieselbe abgehn.

Da inzwischen das bisherige Verfahren gegen uns jede Berufung auf bestehende Gesetze unberücksichtigt gelassen hat, so müssen wir uns gewärtigen, dass die Anwendung der Allerhöchsten Cabinetsordre vom 12. April auf uns dennoch gemacht werden wird, nach welcher die Entlassung von unserm Lehramt, wovon das obige Rescript spricht, durch Ew. Excellenz und Seine Excellenz den Herrn Minister des Innern und der Polizey auszuführen sein würde.

Möglich ist es, dass wir hierin irrten, und es würde uns noch eine besondere Freude für sich gewähren, wenn wir irrten und vorurtheilsvolle und ungerechte Darstellungen leicht und von selbst im Lichte der Wahrheit zerflössen. Aber wir haben zu viel ausserordentliches, eine zu grosse Feindseligkeit, die zum Theil aus der Darstellung des Gangs der Sache deutlich genug hervorgeht, im Laufe der gegen uns geführten Untersuchung erfahren, als dass uns verargt werden könnte, wenn wir Ew. Excellenz noch besonders dringend ersuchen, alle Theile unserer Vertheidigungsschriften selbst und vollständig einem der hochachtbaren Räthe Ihres hohen Ministeriums zu einer genauen und erschöpfenden Prüfung zu übergeben, indem wir nicht hoffen dürfen, dass Sie selbst diese Actenmasse zu untersuchen Zeit haben werden.

Ew. Excellenz schrieben an mich, den Professor der Philologie F. G. Welcker, den 23. July 1819:

> „Sie können versichert seyn, dass bey der ganzen Untersuchung mit aller nur möglichen Schonung verfahren, und auch Ihnen unpartheiisches gerichtliches Gehör zu Theil werden wird.“

Wenn gerichtliches Gehör, auch von andern hohen Behörden erwartet und uns verheissen, uns nicht zu Theil werden wird, so entziehen nicht auch Ew. Excellenz, die wir für unpartheiisch halten, denen es, nach unserer Ueberzeugung, nahe gehen würde, die Gerechtigkeit der Preussischen Regierung durch einen unauslöschlichen Makel befleckt zu sehn, jetzo uns Ihr unpartheiisches Gehör, entziehen Sie es keinem Theil unserer streng beweisenden Ausführungen.

Ew. Excellenz schrieben unterm 15. August 1819 an ebendenselben unter Bestätigung der obigen Aeusserungen:

> „Ich ersuche Sie zugleich der weiteren Entwicklung dieser nicht allein für Sie, sondern für den ganzen Staat wichtigen Sache mit männlicher Ruhe entgegen zu sehen und Sich überzeugt zu halten, dass unter der gerechten Re-

gierung Seiner Majestät des Königs die Unschuld nicht verkannt und die Schuld nicht unbestraft bleiben wird."

Es war nicht vorauszusehn, dass Ew. Excellenz bestimmt seyn könnten, dieser Ueberzeugung, die uns in Bezug auf die Allerhöchste Willensmeynung selbst niemals verlassen hat, auch in weiterem Umfang der unter dem Scepter Seiner Majestät thätigen Verwaltung zur kräftigen Stütze zu dienen, wozu wir jetzo Hochdieselben bey der Gerechtigkeit Seiner Majestät selbst, bey Ihrer eigenen Ehre als Staatsmann, auch bey unserer Wohlfahrt, aus voller Ueberzeugung unseres Gewissens auffordern.

Wir hätten unsere Vertheidigung buchstäblich mit den Worten anheben können, deren sich ein Griechischer Redner zum Eingang bediente: „Wir glaubten es dürfe, wer da wolle, wenn er Ruhe hielte, frey seyn von Processen und Händeln. Nun aber sind wir in so unerwartete Anschuldigungen und so schlimmen Sykophanten in die Hände gefallen, dass, wenn es möglich wäre, scheint es auch die nicht Geborenen schon fürchten müssten wegen deren, die noch geboren werden sollen. Denn durch solche Leute werden die Gefahren gemeinsam für diejenigen, welche kein Unrecht thaten und für die, welche viel gefrevelt haben."

Diess wird Ew. Excellenz zur Ueberzeugung werden, wenn Sie von den Acten unseres Processes vollständige Kenntniss nehmen wollen.

Das Resultat der ganzen Untersuchung gegen uns wird Ihnen das unangenehme Gefühl erwecken, welches wir bitter genug empfunden haben, wie viel Nachtheil nehmlich durch ein kurzsichtiges und leichtsinnig zufahrendes Gezücht geheimer Delatoren geschaffen werden kann, wenn ein Schritt den andern leicht nach sich zieht, und die, welche grundlos angegriffen haben, ein grosses Interesse erfassten und aus allen Kräften sich bemühen, dass rechtlos verurtheilt werde.

Unsere Sache ist jetzo auf einen Punkt gediehen, wo eine zurückhaltende Sprache uns nur zum Vorwurf gereichen müsste. Wir müssen Ew. Excellenz zum Voraus sagen, dass wir nach der ganzen Lage der Dinge, so weh es uns thun würde und so sehr wir entfernt sind Hochdenselben den geringsten positiven Antheil an dem was uns zugedacht seyn könnte zuzutrauen, so sehr wir durch unsere Amtsverhältnisse Ihre Gesinnungen gegen die Ihnen untergeordneten Staatsdiener zu verehren gelernt haben, nicht umhin können würden, auch die Entziehung Ihres Schutzes als ein grosses Unrecht gegen uns zu empfinden, wenn in unserer Person, die wir der Einladung in den preussischen Staat gefolgt sind ohne einige Verantwortlichkeit gegen die beyden Regierungen, denen ein jeder von uns vorher gedient hatte, zurück-

zulassen, durch Verurtheilung ohne Schuld, ohne den mindesten Vorwurf in unsrer hiesigen Amtsführung auf uns gezogen, ohne den mindesten in der früheren verdient zu haben, öffentliche Treu und Glauben schwer verletzt werden sollten.

Wir könnten vor eine Militär-Commission gestellt seyn, um in 24 Stunden gerichtet zu werden und wir vermöchten keine bessere Gerechtigkeit darin zu erkennen, als wenn eine Ministerial-Commission uns unserer Stellen verlustig erklärte. Wir würden in jenem Fall uns ergehen in dem Glauben, dass aus unsern Gebeinen ein Rächer aufstehen würde: so wie wir jetzo, nicht weil wir es wünschen (vor solchen Empfindungen wird Gott ferner uns gnädig bewahren), sondern weil es so in der Natur der Dinge begründet ist, glauben, dass auch im andern Fall die ungerechte Entscheidung früh oder spät Reue und bey edlen und einsichtigen Dienern des Königs grosses Bedauern erwecken wird. Da wir uns frey von aller Schuld wissen, so hört in uns selbst aller Massstab der Strafe auf, welchen auch das Gericht anlegen möchte, dem es obläge, auch (wie das Rescript sich ausdrückt) auf Criminalstrafe gegen uns zu erkennen, als ob unsere Entlassung als Grund dieser Operation, wie in einem der Verhöre die Untersuchung genannt wurde, als bereits entschieden zu betrachten wäre.

Ohne Stelle zu seyn ist für einen gesunden und thätigen Mann, auch wenn er kein Vermögen besitzt, kein äusserstes Unglück. Welches Opfer auch würde uns zu gross seyn, wenn es uns aus einer Lage, die unsre Gefühle zu hart verletzt, wirklich befreyte? Aber Ehrenstellen und Einkommen oder auch Armuth und Noth sind höchst geringfügige Dinge gegen das, was uns, wo möglich, genommen werden würde, unsre Ehre und wenigstens Freyheit und Frieden im ganzen Deutschen Vaterland. Wir machen uns über die Lage, in welche die Anwendung der Allerhöchsten Cabinetsordre uns setzen würde, keine Täuschung. Schon vor dritthalb Jahren, seit welchen vieles anders geworden ist, schlossen sich die meisten Zeitungen unserer einfachsten Rechtfertigung durch den blossen Abdruck eines officiellen Schreibens Seiner Durchlaucht des Fürsten Staatskanzlers. Schon zu dieser Zeit, wo doch noch keine Commission unsere staatsbürgerliche Existenz erschüttert hatte, wo wir auf den Schutz unserer Vorgesetzten und der Gesetze alle Ansprüche zu haben scheinen konnten, wagte man uns so wie den Professor Arndt in der Staatszeitung als Verbrecher hinzustellen, in Beziehung auf Briefstellen, welche ohne Ausnahme gröblich verfälscht sind, wie jetzt endlich unsere Vertheidigungsschriften haben darthun können. Diess geschah unter der Rubrik von amtlichen Acten-Auszügen (Staatszeitung Stück 58), während unsre Papiere in

Händen der Königlichen Ministerial-Commission waren. Was ausseramtlich und anonym gegen uns öffentlich insinnirt und gefälscht werden würde, können wir leicht absehn und dürfen uns versprechen dass die Agenten unserer Verfolger uns noch im letzten Winkel von Europa beunruhigen würden, um den Schein zu behaupten, dass Grund dazu da sey. Wurde doch schon im vorigen Herbst der Arzt förmlich aufgefordert uns von dem Besuch des Aachener Bades abzuhalten, obgleich nicht die entfernteste Spur von politischen Verbindungen oder Absichten da war.

Die, welche nach der Königlichen Cabinetsordre vom 12. April in dem ihnen anvertrauten Lehramte nicht belassen werden können, sind darin im voraus bezeichnet als „unwürdige Subjecte", entgegengestellt den treuen Unterthanen als „unwürdige, den Königlichen landesväterlichen Absichten und ihrem hohen Berufe nicht entsprechende Individuen, welche auszuschliessen die Königliche Pflicht und die Ehre des Lehrstandes und der Lehrinstitute erfordert."

Wen irgend sein schwerer Beruf verpflichtet, die Königlichen Blitze zu leiten, o der möge wohl das schuldige Haupt zu finden verstehen! Denn wie leicht es ist, mit solchen Waffen zu zerschmettern, so wird auch die Waffe der Gerechtigkeit zum gemeinen Gewaltwerkzeug vor allem Volk entheiligt werden, wenn sie sich gegen Unsträfliche richtet.

Darum ist unsre letzte Bitte, dass Ew. Excellenz, nachdem Sie aus den Acten sich die nöthige Gewissheit verschafft haben,

1. Dass die Actenauszüge der Staatszeitung in Hinsicht der einen Stelle, die sie aus meiner, des älteren, und aller sechs, die sie aus meiner, des jüngeren Bruders, Professor des Rechts, Correspondenz enthielt, falsch waren.

2. Dass aller durch auswärtige Mittheilungen erregter Verdacht, dass wir an politischer Bündeley und staatsgefährlichem Treiben Antheil je gehabt hätten, unbegründet oder böslich erdichtet gewesen.

3. Dass unsre Grundsätze zu keiner Zeit etwas ungesetzliches, der öffentlich ausgesprochenen Ordnung zuwiderlaufendes enthalten haben:

Diese Ueberzeugung Seiner Majestät Allerhöchstselbst aussprechen mögen, da ohne Zweifel die gedachten Anszüge Seine Majestät den König gegen uns eingenommen haben und ihm leicht noch andre durch irrige Combination und falsche Auslegung entstellte Aeusserungen von uns vorgelegt seyn könnten.

Abschrift unserer Vertheidigungsschriften geht theils heute theils nächsten Freytag an Ew. Excellenz ab. Auch die besondere Beschwerdeschrift gegen den Untersuchungs-Commissarius Herrn Pape, welche der ältere Professor Welcker bei dem Königlichen

Justiz-Ministerio einzugeben genöthigt worden ist, soll, weil seinen unwahren Berichten sofort von der Königlichen Ministerial-Commission Folge gegeben worden ist, nachfolgen.

In tiefster Verehrung Ew. Excellenz

Bonn den 2. Juli 1822.

unterthänigste

Schreiben des Ministers von Altenstein an F. G. Welcker.

Das, von des Hrn. Ministers des Innern und der Polizei Excellenz mir mitgetheilte, von der Königlichen Ministerial-Commission unterm 17. d. M. an Ew. Wohlgeboren erlassene Rescript ist nach meiner näheren Kenntniss von Ihren Gesinnungen und Benehmen, seitdem Sie in Königliche Dienste getreten sind, mir zwar nicht unerwartet, aber dennoch sehr erfreulich gewesen. Es kann mir nur zur wahren Freude und Genugthuung gereichen, durch diesen Ausspruch jener, diese ganze Angelegenheit ihrem ganzen Umfange nach actenmässig übersehenden Behörde dasjenige Vertrauen bestätigt zu finden, was ich, seitdem Sie Lehrer der dortigen Universität sind, nicht allein zu Ihrer ausgezeichneten und unverdrossenen Amtsführung, sondern auch zu Ihren redlichen und treuen Gesinnungen gehegt und Ihnen unvermindert erhalten habe. Wenn ich gleich bedaure, dass Verhältnisse frührer Zeiten, wie entfernt und frei von jeder tadelnswürdigen Absicht sie auch gewesen sein mögen, die Zufriedenheit späterer Jahre getrübt haben; so ist es mir doch nicht minder erfreulich, wie Ihnen selbst, dass das Andenken an erstere in die Anerkennung der Verdienstlichkeit der letzteren untergegangen und dies, so wie von meiner Seite, so auch von Seiten der Königlichen Ministerial-Kommission auf eine für Sie so ehrenvolle und daher für mich so erfreuliche Art anerkannt worden ist.

Ew. Wohlgeboren haben aus dem Rescript der Ministerial-Kommission ersehen, wie leicht selbst eine entfernte und gutgemeinte Theilnahme junger akademischer Bürger an politischen Richtungen sie in späteren Jahren in die empfindlichsten Unannehmlichkeiten verwickeln kann, die um so gefährlicher für sie sein können, als sie nicht allenthalben so gerecht und unpartheiisch beurtheilt werden dürften, als es unter der Regierung Sr. Majestät des Königs der Fall ist. Sie werden hieraus von neuem ersehen, wie wohlthätig und nothwendig mein unablässiges Bestreben für eine, dieser Gefahr vorbeugende, Richtung der akademischen Jugend ist, hierin aber, wie ich mit völligem Vertrauen voraussetze, auch einen neuen Bewegungsgrund finden, diese meine Absicht in Ihrem Wirkungskreise treu und thätig, wie bisher, zu befördern und zu unterstützen.

Berlin, den 29. October 1825.

(gez.) Altenstein.

Schreiben F. G. Welckers an den Minister von Altenstein.

4. Jan. 1826.

Das Schreiben, womit Ew. Excellenz die freysprechende Erklärung der K. Ministerial-Commission zur Beendigung meines Processes zu begleiten die Geneigtheit gehabt haben, hat mir eine grosse, gewiss nicht augenblickliche Freude gemacht und mich mit wahrer Dankbarkeit erfüllt. Ich würde geeilt haben, Ew. Excellenz die Empfindungen und Gesinnungen anzudeuten, welche diese Versicherung Ihres unter ungünstigen Umständen mir erhaltenen und ferner geschenkten Vertrauens, so wie Ihre Zufriedenheit in Ansehung meiner Dienstführung in mir hervorbringen, wenn ich nicht durch öftere Briefe Dieselben zu behelligen billig Scheu trüge. In der That liegt nach meiner Art den Staatsdienst zu betrachten, und ihm mit einer freyen, aber willigen und vollen Hingebung die geringen Kräfte zu widmen, in dem Zutrauen und Wohlwollen hochachtbarer Oberen, denen ich mich unmittelbar verantwortlich fühlen muss, die erste Bedingung derjenigen Zufriedenheit, durch welche jede Lage dieser Art angenehm und zugleich veredelt werden kann. Die Entscheidung der Ministerial-Commission ist gewiss hinreichend, um weitere üble Folgen jenes alten Vorfalles abzuwenden; aber ich muss Ew. Excellenz gestehen, indem selbst die uneingeschränkte Gerechtigkeit, die Sie selbst, nur vielleicht unter zu schmeichelhaften Ausdrücken, mir widerfahren lassen, mich zu dieser Freymüthigkeit einlädt, dass ich in jener Entscheidung die Motivirung des ganzen Verfahrens nach seinem Ursprung und seiner mehrjährigen Fortsetzung durch eine von mir begangene Unvorsichtigkeit ungern gelesen habe. Diese Unvorsichtigkeit soll bestehn, einzig, in dem Antheil an einer Adresse und die Acten, von denen ich Abschrift habe, beweisen, dass ich den Antheil abgelehnt habe, dass hierüber die Freunde des Zusenders unzufrieden waren, und dass übrigens die Adresse in dem Staate, aus welchem sie mir zukam, öffentlich zugelassen und als unsträflich förmlich erklärt war. Wäre es daher meine Absicht die ganze Erklärung bekannt zu machen, um das grosse Publicum, welches Zeuge der Anklage geworden war, auch von dem Ausgang zu unterrichten, so würde sich jener zuletzt übrig gelassene Vorwurf leicht heben lassen. Die wahren auswärtigen Urheber des Verfahrens gegen mich sind mir bekannt genug, und ich konnte nicht fodern oder erwarten, die Sache auf ihre eigentlichen Gründe zurückgeführt zu sehen; ja ich glaube gewiss, ich selbst würde diese unter allen Umständen, auch wenn die Personen nicht durch grosse Verbindungen geschützt wären, am Liebsten ruhen lassen und vergessen. Auch sind manche Folgen, welche diess Ereigniss zufällig für mich gehabt hat, zu bleibend schmerzlich

für mich und zu ernsthaft, als dass ein mich schlechthin nicht überzeugender Vorwurf, dass ich doch eigentlich selbst die Ursache von allem gewesen sey, mich irgend kränkend berühren oder empfindlich stimmen könnte. Nur würde es mir erfreulich und schmeichelhaft gewesen seyn, da ohnehin in der ganzen Sache so vieles blos persönlich genommen worden ist, wenn diese Form in Hinsicht meiner nicht nöthig befunden und übergangen worden wäre.

Schreiben des Ministers von Altenstein an F. G. Welcker.

Ew. Wohlgeboren bezeige ich unter Bezugnahme auf Ihr gefälliges Schreiben vom 4. Januar d. J. nochmals meine persönliche aufrichtige Theilnahme an der freisprechenden Erklärung, welche Ihnen von Seiten der Königlichen Ministerial-Kommission geworden ist. Aus erheblichen Gründen halte ich es weder für räthlich noch für nöthig, dass Ew. Wohlgeboren Sich gegen den Ihnen in jener Erklärung gemachten Vorwurf des Antheils an einer Adresse noch weiter rechtfertigen oder gar die fragliche Erklärung öffentlich bekannt machen. Vielmehr glaube ich, dass Sie wohl thun werden, die ganze Sache nunmehr auf sich beruhen zu lassen und der Vergessenheit zu übergeben, und die Besorgnisse, welche die Erklärung der Königl. Ministerial-Kommission in Ihnen etwa noch erregen könnte, durch das achtungsvolle Vertrauen zu beseitigen, welches Ihnen unter allen Umständen von Seiten der Ihnen zunächst vorgesetzten Behörden auf die unzweideutigste Weise und aus voller Ueberzeugung zu Theil geworden ist.

Mit Vergnügen benutze ich diese Veranlassung, Ew. Wohlgeboren die Versicherung meiner ausgezeichneten Ihnen gewidmeten Hochachtung zu erneuern.

Berlin, den 15. März 1826.

(gez.) Altenstein.

V.

Griechische Reise.

1841—1843.

Wohlüberdacht war die grosse Reise, die der siebenundfünfzigjährige Mann unternahm, die er erst auf ein Jahr angeschlagen hatte, die sich ihm in der Ausführung auf die Dauer von dritthalb Jahren ausdehnte: über Italien nach Griechenland, von Griechenland über Sicilien und Italien zurück zur Heimat.

Zweiundzwanzigjährig hatte er auf dem Schiffsmast in dem Hafen von Venedig nach der Richtung gespäht, wo die feuchten Pfade nach Hellas führen. Seitdem war seiner urdeutschen Wanderlust und Sehnsucht nach dem classischen Süden nur in den idealen Gebieten des Geistes Genüge geschehen. Alle Provinzen im weiten Reiche des griechischen Altertums hatte er lernend und lehrend durchwandert, lachende weite Gefilde und steinige öde Strecken, die sonnenbeglänzten Höhen der Kunst, den gewaltigen Gebirgsstock des alten Götterglaubens, an dem die Nebel hängen und hin und her ziehen, in dem Ströme uralter Poesie rauschen und die Berghäupter von Stürmen umweht in den reinen Aether ragen. Er war geduldig jede feste heitere Strasse und jeden verschütteten Weg gezogen, er hatte in dichten Wäldern Richtwege geschlagen und Pfade gefunden, in taubem Gestein geschürft und reiche Schachte eröffnet; er hatte dem Sang des Zaubervogels gelauscht und seine Sprache verstanden, die goldenen Hesperidenäpfel vom Baume der Poesie und Schönheit gepflückt — aber rastlos war er weiter geschritten, um die Grenzen des Reiches zu ermessen, das ohne Grenzen ist. Jetzt endlich nach 35 Jahren war er wiederum auf dem Wege südwärts; er sollte Rom, wo sein Jugendsinn sich zu hellem Enthusiasmus entflammt hatte, wiedersehen und zum erstenmal den Himmel Homers, das Meer des Odysseus und Achill und die geliebteste Stelle des Erdenrundes, wo Phidias, Sophokles, Perikles gewandelt, mit eignen Augen anschaun.

Auf der Höhe des Ruhms, nach einem durchlebten Menschenalter von Mühen und Erfolgen, war er für den Rest der ihm beschiedenen Tage ohne andern grossen Wunsch — nur diese Reise wollte er als das letzte Ideal, an dem sein Herz hing, in sein reiches Lebensschicksal aufnehmen. Am stillen Arbeitstisch verliert sich der Gelehrte im Sinnen und Forschen. Die wissenschaftliche Reise fordert die ganze Persönlichkeit mit allen ihren Kräften heraus, wie zur Probe, ob er auch zum thätigen Leben getaugt hätte. Es war, als ob für die neue grosse Aufgabe die ganze stetige Munterkeit und unverdrossene Beweglichkeit des Geistes, die Welcker in der ersten Jugendfrische ausgezeichnet hatten, wiedergekehrt wären; mit dem seiner Natur eigenen Spürsinn, einer überall auf den Kern der Dinge gerichteten Beobachtung und dem ruhigen milden Urteil gereifter Erfahrung vereint, verhalfen sie ihm zu einer geradezu bewundernswürdigen Virtuosität, all und jedes grosse und kleine rein und ganz auf sich wirken zu lassen und, in dem feinen und sicheren Gefühl seiner grossartigen in sich selbst vollendeten Persönlichkeit, einer jeden Erscheinung, je nach ihrem Wert, in der ganzen Stufenleiter der Stimmungen von bewundernder Begeisterung und priesterlichem Schwung, von philosophischer Ruhe und mitfühlender Freude bis herab zu mitleidigem Spott und harmlosem Scherz auch über eigenes leichtes Reiseungemach, frei gegenüber zu treten.

Der gewählte Weg führte über Coblenz und Trier nach Metz, wo der Dom und die römischen Altertümer lockten. Hier wurde das Schiff mit dem engen Postwagen vertauscht, der den Reisenden in 40 Stunden durch weite baumlose Ackerfelder und den herrlichen Grund der Marne mit den heiteren Dörfern und Weilern an den sanften Höhen hindurch nach Paris brachte. Paris war der erste Haltepunkt auf der raschen Reise und die daselbst verlebten Wochen überaus erfreulich. Die altbekannten wie die neu hinzugekommenen oder bei dem früheren Aufenthalt nicht beachteten Schätze der öffentlichen Museen und der Privatsammlungen, der Coloss des Sesostris und die andern ägyptischen Colosse,

die grossen Granitbrocken des rohen Frieses von Assos, die Sculpturen aus Olympia, die innigen attischen Grabsteine, die Bronzen, Vasen, geschnittenen Steine, die schönen griechischen Münzen heischten eingehende Betrachtung. Und neben der antiken welch herzerfreuende Fülle neuerer Kunst! Neben Rafael und Lionardo zumal die spanischen Maler! Missfälliges und ganz missratenes, wie in andern Schulen und Zeiten fand Welcker bei ihnen nicht hervortretend, wohl aber die Klarheit, den Verstand, den Schwung der Nation, eine so grosse Tiefe im geistigen und im Ausdruck des Leidens, dass sie die Idealität ersetze.

Im Théatre français feierte die Rachel ihre Triumphe. „Aber was hätten die Alten — so ruft der Bewunderer antiker Grösse aus — zu solch einer tragischen Person gesagt? Kleine Figur, das blasse Gesicht nicht schön, wenn auch nicht entstellt, mindestens von unbedeutenden Formen; auch die Stimme nicht natürlich kräftiger als die Bewegungen, theilweise durch Kunst hinreichend, wenn auch nicht bis zur hohen Kraft gehoben. Doch die Uebereinstimmung fehlt und die Dürftigkeit der Natur im Ganzen tritt bei aller Liebenswürdigkeit des Talents und Achtungswürdigkeit des Strebens hervor. Aber es verlohnt der Mühe sie kennen zu lernen. Sie besitzt wahren Kunstsinn, auch in Stellung und Geberde, grossen Ausdruck in den grossen Momenten, Einfachheit, doch in einzelnen Stellen auch, nur gemildert, die tragische Wut, die, wie ein plötzlicher Anfall, den Darsteller des Polyeucte, einen bedeutenden und stark applaudirten Schauspieler, oft ergriff. Noch mehr sticht ab, dass sie in manchen Partien die tragische Würde durch den gewöhnlichen französischen Vortragston unterbricht, offenbar in dem Bemühen, von der falschen Tragik zur Natur zurückzukehren — nur dass einer gewissen französischen Manier auch im Leben die Natur fehlt.“ Zur Abwechslung vernahm er neben der stolzen Pracht des Corneille auch gerne wieder einmal den „Finkenschlag“ der französischen Musik, das Vaudeville mit dem immer durchklingenden Volkslied.

Von Freunden und Bekannten waren gerade der Duc de Luynes, der ihm der liebste gewesen wäre, und Fauriel, De

Witte, Ampère, Ch. Lenormant nicht anwesend. Aber er konnte sich wenigstens daran freuen, des Duc de Luynes Lob singen zu hören, seine Einfachheit, Einsicht, Lebensweisheit, seinen wissenschaftlichen Sinn, dem Bilde, das er sich selbst entworfen hatte, entsprechend, überall anerkannt zu sehen. Uebrigens war Paris natürlich auch so noch übervoll von für unsern Reisenden interessanten Menschen; und diese thaten alles, um den Verfasser des *fameux livre de la trilogie*, dessen Persönlichkeit imponirte und anzog, dessen wissenschaftliche Bedeutung und Ruhm notorisch war, mit Artigkeiten zu umgeben. Auf der Bibliothek, als er sich an einem der dicht besetzten Tische niedergelassen hatte, holte ihn der Bibliothekar Naudet in sein Cabinet mit den Worten *les princes ne doivent se trouver dans la foule.* Ernsthafter war der freundschaftliche Empfang bei Cousin, der den Ideen über die notwendige Entwicklung Deutschlands, wie sie Welcker mit Ueberzeugung aussprach, so aufmerksam lauschte, wie Guizot seinen Gedanken über die Richtungen der deutschen Wissenschaft. Cousin war ihm schon von früher her sympathisch und seine lebhafte Verwahrung gegen alle ehrgeizigen Absichten Frankreichs und die Erzählung, dass er um Deutschlands willen mit Thiers zerfallen sei, berührten ihn doppelt wohlthuend. Auch Guizot gefiel ihm; doch sagte er sich, dass er ihn nicht viel würde aufsuchen mögen. Denn wenn auch in seinem Ausdruck Geistesgegenwart, Klarheit und Festigkeit sich ausspreche, so verberge die, man wisse nicht ob mehr aus dem Umgang mit Königen oder mit der Philosophie und Geschichte gewonnene, Ruhe und Milde doch nicht ganz den Charakter des ministeriellen Herrschens und er scheine so ganz in seiner Stellung aufzugehen, dass er die Idee über ihr wohl wenig empfinde. Wie bei Cousin das Gespräch von der Politik auf Thiersch, Schelling, die Hegelianer, die französische Kunst im 16. und 17. Jahrhundert überging, so schweifte, in jener Zeit leicht begreiflich, die Unterhaltung mit den Gelehrten von Sculpturen, Vasen und Manuscripten zur Politik hinüber. Lebas war Republikaner von Vater und Mutter her. Der Vater kam mit Robespierre's Sturz zu Fall, der einzige des äussersten

Bergs, der das Herz hatte, sich selbst eine Kugel vor den Kopf zu schiessen; die Mutter, siebenzigjährig, noch frisch und lebhaft, wohnte mit dem Sohn zusammen — sie erzählte dem fremden Gelehrten mit Begeisterung von Robespierre und zeigte ihm unter ihren Erinnerungen aus jenen Zeiten ein sanftes Reliefporträt des wilden Revolutionshelden. Dem neuen Bürgerkönigtum der Orléans waren zugethan Guigniaut, dessen Charakteristik durch einen französischen Freund *une sincérité, une cordialité parfaite* Welcker richtig fand, wenn man noch treuherzigen wissenschaftlichen Ernst hinzunehme, und Letronne. In seiner Freundschaft und Hochschätzung für diesen bewundernswürdig klaren, scharfen, seinen Nebenbuhlern so weit überlegenen Geist liess er sich durch die Sticheleien der Gegner, die ihm auch den hübschen Ausspruch Letronnes über sich selbst zutrugen, er sei weniger gelehrt als die Deutschen, aber *plus curieux*, nicht irre machen; er verkehrte gerne mit dem gefürchteten Polemiker und folgte mit dem grössten Genuss den ausführlichen Darlegungen, die er von ihm über Plan und Umfang seines Hauptwerks über ägyptische Geschichte, auch über seinen Lebensplan und seine veränderte amtliche Stellung vernahm. Ueberhaupt fiel es Welcker schwer, sich in den gelehrten Coterien zurecht zu finden und er hörte verwundert der Behauptung zu, dass nur wenige der berühmten Pariser Gelehrten „Selbstarbeiter“ seien, weil er nicht recht einsah, wie man es mache, als Gelehrter andere für sich arbeiten zu lassen. Raoul-Rochette, mit dem sich die meisten archäologischen Anknüpfungspunkte ergaben und der gerne seine reichen Sammlungen von Vasenzeichnungen vorzeigte, war ebenso wie Boissonade Legitimist. Als solcher entpuppte sich nach und nach auch Hase, mit dem und Egger Welcker am häufigsten und liebsten zusammen war. Egger erwies sich ihm als ein treuer, guter, feinfühlender, wahrhaft dienstfertiger Freund. Hase liess alle Liebenswürdigkeiten spielen. Er fing an mit Theognis, sprang über auf Journale, Journalisten und Damen und endigte mit Algier und den Beduinen, die sich ihrer Kleider neben Ameisenhaufen entledigen, damit die Ameisen das Geschäft der Reinigung von Ungeziefer übernehmen. Auch mit dem in

der Stille deutsch arbeitsamen Dübner, mit dem geistvollen Martin, mit Lajard kam er zusammen; aber des letzteren lange Auseinandersetzung seines falschen Systems konnte er nur mit arger Ueberwindung aushalten, wie er auch aus seinem Widerwillen gegen Lenormants und De Wittes Vasenerklärungen kein Hehl machte. Eine eigenartige nichtfranzösische Bekanntschaft endlich war, als Vorankündigung des modernen Griechenlands, der griechische Gesandte, General Koletti. Der alte Klephte, eine stattliche Palikarenfigur in Ueberrock und Fez, mit ernstem, schönem, mannhaftem Gesicht, empfing ihn in seiner einfachen, geringen, von einem einzigen Diener in griechischer Tracht in Ordnung gehaltenen Wohnung, freundlich und wohlwollend. Sie redeten hin und her über Kunst, Geistesbildung, Ackerbau in Griechenland; der Grieche freute sich der Theilnahme des Deutschen an seiner Heimat, der Deutsche der Schaar junger Griechen, die als Schützlinge des Gesandten während des Besuchs in ungezwungenem, aber nicht unbescheidenem Behaben eintraten.

Am 17. October fuhr Welcker höchst befriedigt, wenn auch des Glaubens dass dem Ganzen, wie er es beobachtet hatte, tiefe und arge Schäden anhafteten, von Paris ab, ein handschriftliches *itinéraire*, das der sorgliche Hase ihm aufgesetzt hatte, in der Hand. Am 19. spät Abends setzte ihn der „Menschenpackwagen“, dem er sich anvertraut hatte, in Lyon ab —, wo er einst in der Jugend, als Soldat, im Quartier gelegen. Auf place Bellecour erinnerte er sich der Stellen, wo in fanatisch heroischer Wut einzelne Franzosen, um ihren Hass durch eine Beleidigung zu kühlen, dem sicheren Tod durch österreichische Bayonette trotzten und vor seinen Augen fielen, der eine, der angesichts der Schildwache den Prinzen Philipp von Homburg antastete, als er ins Haus treten wollte. Auch das Haus seiner alten Hauswirte suchte er nicht ohne Mühe auf und hörte theilnahmvoll, wer von der Familie noch am Leben und wie sein Andenken nicht ganz verloschen war. Die blühende Demoiselle Pauline war früh gestorben, die bleiche schwächliche Cécile wohlstehend und glücklich verheiratet. Von Bibliothek und Museum nahm er die pflichtmässige Kenntniss. Am Abend stand er,

in Gedanken an die Jugend verloren, auf der unteren Rhônebrücke und sah, wie die Sonne rot im Untergehen, durch Dünste gebrochen, das herbstlich kalte Bild der Stadt erleuchtete und labte sich, wie damals, am erhebenden grossartigen Anblick der Berge, denen der herrliche Strom sich zuwendet. Auf diesem Strom fuhr er am nächsten Morgen vorwärts, an Valence und Avignon vorüber in die gesangreiche Provence hinein, nach Tarascon und besuchte das Schloss König Rénés, seines alten Schülers Diez gedenkend, dem er einst die ersten Elemente des italienischen beigebracht und der jetzt der gefeierte Meister der von ihm neu begründeten romanistischen Wissenschaft war. Aufmerkend stieg er die nicht breite halbdunkle Wendeltreppe hinauf und durch schmale und niedrige Pforten in die Säle, aus deren derbem, rohem Gebälke er auf Natürlichkeit und Derbheit der in jenen kunstvollen Liedern besungenen Schönen Schlüsse zu ziehen geneigt war. Das classische Altertum dagegen forderte seine Rechte in Nîmes. Im Amphitheater zählte er die Bogen und mass ihre Weiten; aber von solchem Bau konnte er den Gedanken an eine verwilderte Gesellschaft nicht trennen. Weit erhebender war ihm der Anblick der berühmten *maison carrée*, des wohlerhaltenen schönen Tempels auf dem alten Forum und er geriet in Zorn über Merimés Kritik dieses zierlichen Baues. „Er zeigt mit der grobsten Unwissenheit im factischen jene leichtsinnig biegsame Art zu urteilen, womit die Kinder des Feuilleton eben so leicht das unverbesserliche tadeln als das nichtige preisen. Die Halbsäulen vermitteln die Kleinheit des Tempels mit der Eleganz und Pracht der Peripteren als eine in artistischem Sinn wohl zu motivirende Abkürzung und haben ihr Vorbild in Griechenland. Es ist nicht wahr, dass die Kapitelle kurz und gedrückt, der Karnies schwer und überladen seien." Auch in Arles fesselten ihn, mehr als das Amphitheater, das Theater mit seinen vielen schönen Architekturstücken und die Champs-Elysées, jene merkwürdige Nekropole verschiedener Zeiten und Völker, wo in weiter Ausdehnung zahllose rohe Todtenkasten und Grabtrümmer herumstehen. Der ganze Charakter der Stadt übte auf den Beschauer, der im Fort-

gang der Reise längst die immer deutlicher hervorbrechenden Kennzeichen südlichen Wesens mit aufmerkendem Behagen sorgfältig gesammelt hatte — das Kochen in Oel, die vielen Oliven, die Feigen, die in der Sonne spielenden raschen Eidechsen, die munteren schwarzen Schweine, die düstern grossen Säle und rauchigen Küchen —, einen bestrickenden Reiz aus. Neben und unter diesen engen Strassen und Gebäuden Theater und Amphitheater und die vielen zerstreuten Reste des Altertums, die Kirchen vom 6. Jahrhundert an, die christlichen Sarkophage — und in dieser Welt der Vergangenheit die eigene Erscheinung der lebendigen Menschen, zumal der Frauen. So viele schöne, hübsche, lebhaft verständige, feine Frauengesichter waren aller Orten zu sehen, mit den schönsten Augen, bei mittlerem und feinem Wuchs und geschmackvoller Volkstracht in wechselnden Farben, mit zierlichen Hauben, die, um den Kopf aus Binden und Tüchern gebildet, in eine leichte nicht hohe Spitze, die sich umbiegt, endigen. Das sei das alte Römerblut, liess er sich sagen, das so schöne Menschenblüten treibe. In der Nacht fuhr er nach Marseille; am 29. October hatte er den Lärm des Hafens von Marseille und seines Völkergewühls, seiner Neger, Mulattenkinder, Griechen, Türken und Papageibutiken, nach einer stürmischen Meeresfahrt mit dem noch grösseren italienischen Lärm im Hafen von Genua vertauscht. An Santa Maria di Carignano geht niemand vorüber; auch Welcker stieg die 106 Stufen hinauf, um das schönste Panorama zu bewundern. Im übrigen machte er die Stadt mit ihren stolzen farbigen Marmorpalästen kurz ab und fuhr schon denselben Abend und bald bei sternheller Nacht in rascher Kalesche auf der von sich drängendem Verkehr belebten, heiteren Strasse nach der Hauptstadt des fromm und despotisch, in ruhiger ernster Ordnung regierten Piemont. Hier galt es wieder ägyptische, griechische, römische Altertümer, schöne neue Bilder und Kirchen zu sehen und das Handwerk zu grüssen. Peyron, Gazzera, Baruch erweckten seine lebhafteste und aufrichtigste Hochachtung. Aber gleichzeitig regte sich in ihm etwas von Mitleid darüber, dass diese wackeren, gewissenhaften und klugen Turiner Gelehrten, ähnlich wie die Vertreter der

Wissenschaften weit im Norden, im schwedischen Lund, von aussen abgeschnitten, in der Beschränkung wie in der Ausbreitung ihrer Studien so ganz abhängig seien von dem was ihre Bibliothek, ihre Akademie der Wissenschaften, ihr Ländchen an gelebrtem Material besitzt und seine Anstalten erfordern. Weiter ging die Fahrt über Alessandria, Tortona, Voghera, Piacenza nach Parma, wo seiner eine neue Offenbarung harrte — Correggio. Der im Norden oft fühllos verkannte hohe Meister brachte den an antike Strenge gewöhnten und auch innerhalb dieser das erhabenste und feierlichste am liebsten aufsuchenden Kunstricbter zu vollem Enthusiasmus; und nicht die milde Schönheit und sanftleuchtende Farbenpracht allein war es, die ihn gefangen nahm. Er freute sich an dem heiteren Naturell und den sinnigen Andeutungen, die er in den Bildern auffand, und den grössten Eindruck in Correggios Kunst machte ihm die Compositionsweise, die mehrfach der besten antiken sich an die Seite stelle. Der Gedanke, dass die grossen Fresken des Meisters, durch den er seine Anschauung vom Kunstvermögen überhaupt erweitert, seine Kenntniss von Genien bereichert sah, allgemach zu Grunde gehen würden, schmerzte tief und er wandte das äusserste seines stammelnden Italienisch an, um dem Director der Kunstakademie Toschi, der ihn betroffen und erstaunt anhörte und ihm darüber zu schreiben versprach, die Vorzüge Correggios auf seine, der italienischen sehr entgegengesetzte Weise auszudeuten und die Notwendigkeit darzulegen, diese Wunderwerke für die Nachwelt irgendwie zu retten. Auf Parma folgten Modena, wo er Cavedoni nicht traf, und das altgeliebte Bologna. Seine alte Freundin, die Professorin Clotilde Tambroni konnte er nur in der ihr zu Ehren aufgestellten Marmorbüste wiedersehen — sie war schon 1817 achtundfünfzigjährig gestorben — und Mezzofanti, der längst in Rom war, nur in Gips, neben einer Büste der Taglioni mit Psycheflügeln, bei dem Bildhauer Baruzzi. Aber in dem Antikencabinet der Universität erfreute ihn der gute alte Bianconi durcb die herzliche collegialische Aufnahme und durch seinen naiven Abscheu vor zu grosser Gelehrsamkeit: *la troppa dottrina rovina ogni cosa* versicherte er. Den

Neptun von Giovanni da Bologna auf dem grossen Platz neben S. Petronio erklärt Welcker für eines der besten Werke der neueren Sculptur. „Er hat ihn gefasst als König der Wellen, der ihnen mit der Bewegung der linken Hand Ruhe gebeut, indem er nachlässig den rechten Fuss auf einen Delphin — das Bild des stillen Meeres — setzt und den Dreizack hinter sich hält. Hierin ist die vollkommenste Einheit und obgleich das elementarische nicht ausgedrückt ist und das Gesicht auch einen weltlichen oder geistlichen Herrn jener Zeit vorstellen könnte, so ist die Figur und die Zeichnung nicht genug zu bewundern; und auch die vier Bnben, die auf den vier Ecken des Postaments Seegeschöpfe handhaben, sind vortrefflich.“ Die grosse Kirche S. Petronio ist so ehrwürdig, reich und schön; sie übte den alten Zauber; und wenn ihm in S. Domenico Guidos Gemälde in der Kuppel, „die Verherrlichung des Heiligen, der in der Glorie fast brennt, ihm zur Seiten die heilige Jungfrau und Gott Vater, dieser als ein Mann in guten Jahren, als seine Hofämter“ vorkam wie eine Blasphemie der vergötterten Kunst, so war er um so mehr einverstanden mit Rafaels Cäcilia. Ob ihm vor dieser schönen Schutzheiligen der Musik wieder die Silbertöne der Imperatrice Sessi und Davids *più sventurato padre chi vidde mai di me* in den Ohren summten? Die Todtenstadt um die Certosa endlich, durch welche das moderne Bologna den hohen Grad seiner Cultur so glänzend erweist, durchwanderte er mit der bewundernden Ehrfurcht, die dieser Stätte der Pietät und sinniger Wehmut gebührt.

In noch volleren Tönen, als in Turin, Parma, Bologna, spricht die classische, antike und moderne Kunst in Florenz. Immer und überall gebührt Rafael die Krone reiner Schönheit und entzückt beschreibt Welcker die Madonna del baldacchino, die heilige Familie, in der vielleicht am meisten Handlung sei. „Santa Barbara mit altem, dunklem Gesicht spricht freundlich zu dem Kind, das, zwischen Lächeln und Schrecken getheilt, im Begriff ist sich von ihr abzuwenden und an das Busengewand der Mutter greift, indessen eine schöne heilige Jungfrau mit Innigkeit still hinblickt und der nachdenklich hinsitzende kleine Johannes, sowie die ihres

Kindes bewusste Mutter den Hauptzug, die heilige Bedeutung des Kindes, hervorheben, der durch die naive Einmischung nur verschönert wird.“ Aber den gewaltigsten persönlichen Eindruck empfand Welcker wieder von einem Meister, der der Antike fremd gegenüberzustehen scheint, wie in Parma von Correggio, so hier von Michelangelo. „Die sitzenden Statuen des Julian — so schrieb er sich auf — und des Lorenzo sind ungleich: die erste, worin Nacktheit mit Rüstung auf sonderbare Art verbunden ist, auch die Persönlichkeit vielleicht weniger günstig war, nicht so durchaus befriedigend als die zweite, deren in Betrachtung ruhig nachlässige Haltung unübertrefflich ist in Natürlichkeit und Einheit. Die herrschende fatale Art der ausgebogenen Sarkophagdeckel bestimmte die Stellung der Tageszeiten, von denen auch ich die an dem Grabmal des Lorenzo vorziehe — sie gehören zum höchsten. Der Kopf der männlichen Figur ist übermenschlich gewaltig, der weibliche von hohem Naturausdruck der Tageserscheinung —, eines der Geheimnisse wie sie sonst nur den Alten eignen. Die Nacht, die mir einst einen abschreckenden Eindruck machte, will ich jetzt mehr anerkennen; doch begreift man den Meister, der die Anmut verstand, nicht, wenn er zu diesen Brüsten diesen Leib, zu dem bedeutungsvollen, schönen Gesicht diesen unschönen strengen Schenkel wie nach Modell bildete. Der Kopf der männlichen Figur ist unvollendet, der Rücken scheint nach dem Torso des Hercules.*) Ein ganz herrliches Werk auch ist die Madonna mit dem Kind. Rein menschlich genommen, gross und anmutig in den Gesichtszügen, in der Haltung des Kopfs, in dem Fassen des Kindes mit der linken Hand, in dem Aufsetzen des übergeschlagenen Beins: nur das Gewand zu

*) Im Herbst 1852 schrieb er in Florenz in das Tagebuch: „Die Werke Michel Angelos in der Capelle der Mediceer meinte ich mit grösserem Verständniss als je zu bewundern und zu begreifen. Zwischen der Nacht, die am glücklichsten ausgedrückt ist, und der den Schlaf abschüttelnden Aurora ist die Beziehung deutlicher, als zwischen dem Crepuscolo und dem Tag, der übrigens eher am Abend auszuruhen scheint. Nie wohl hat ein andrer Bildhauer kolossale Figuren an und mit ihrer Unterlage zugleich gearbeitet, und diese Unterlage muss sich der Wölbung der Grabdeckel anschliessen.“

sparrig. Ebenso ist das Gemälde in der Tribuna von Michel Angelo, wo Sanct Joseph, als der wahre Vater, das Kind der Mutter auf der Schulter halten hilft: recht eine häuslich heitere Scene. So auch protestirt Correggio in einer herrlichen Composition, wogegen in einer andern daneben die Mutter das neugeborene Kind so innig als zierlich anbetet. Aber jene Correggiosche und die Rafaelischen Madonnen sind, wenn auch vom dogmatischen Typus frei, doch nicht im Widerspruch damit, während die Hoheit natürlicher Bildung, wie in der marmornen Madonna von Michel Angelo und in der von Cornelius in der Ludwigskirche, eigentlich den kirchlichen Begriff umstösst." Aber weder Tribuna noch Palazzo Pitti, weder Ghibertis Paradiesesthüren und die Medicäerkapelle, weder der Glockenthurm Giottos und die vielen schönen Kirchen der liebenswürdigsten aller Städte noch die anmutigen Hügel ringsum, bei denen man nicht weiss welcher am meisten den Namen Bello sguardo verdiene, weder die Handschriften noch die Altertümer, selbst nicht die Niobiden, konnten lange von Rom zurückhalten. Am 19. November fuhr Welcker zum zweitenmal in seinem Leben über Ponte Molle in die ewige Stadt ein.

„Es war ein Irrtum — so schrieb er an die Bonner Freunde — wenn ich glaubte, die Erinnerung der Jugendzeit und der vielen Verstorbenen, die das lebende Rom damals für mich ausmachten, würde mich ernst und wehmütig stimmen. Vielmehr ist die Wirkung der Gegenwart so gross, dass ich nur sehr momentan — als ich am Sonntag bei Kestner in demselben Zimmer, wo Humboldts wohnten, jetzt ein Museum, eintrat, um unter so ganz verschiedenen Menschen mit ihm zu essen — an die Vergangenheit mit Gefühl gedacht, noch weniger aber meine lang hingeschwundene Jugend beseufzt habe: denn der Lebende hat Recht auch innerhalb seines eignen Lebens. Zu allem unverändert bleibenden gab mir der Himmel bisher auch was ändern wird — das schönste Frühlingswetter. Am Sonntag mit Braun die schönsten Punkte, das Priorat auf dem Aventin, die Passionisten und Villa Mattei auf dem Coelius besuchend, welche Gärten sah ich — die Albanerberge, Monte Mario, den Apennin, alle

weiten und weiteren Blicke nicht zu nennen, in der sommerlichsten Wärme und am schönsten Abend. Die duftenden Lorbeergewölbe und Lorbeerhallen, die Buchsbaumhecken mit hellgrünen frischen Trieben, blühende Rosenhecken gegenüber den baumgleichen Oleanderstauden, dies herrliche Grün, die römischen Gemüse von einer plastischen Schönheit, dass man andre korinthische Kapitelle damit bekleiden könnte! Das Glück hier zu sein, ich empfinde es von neuem wie in alten Tagen — nur wandelt mich oft ein leiser Zweifel an, ob ich denn wirklich auch verdiene, so erhebende, so erquickliche Eindrücke als Aufregung der ganzen Existenz zu erfahren, für die sich ein Einschlag entsprechender Thätigkeit finden soll. Zur Demut von Natur nicht mehr als zum Stolze geneigt, möchte ich wirklich den Göttern mein Demutsopfer bringen, damit sie mich bewahren. Doch den Freunden will ich meine Zufriedenheit nicht verhehlen — sie gönnen sie mir und erbitten von den Himmlischen ihre Dauer, die ich mehr zu verdienen als zu erflehen suchen muss. Die Monumente sind nicht zu zählen, nicht zu messen, und es hat mich doch das Leben hindurch wenig anderes mit so viel Liebhaberei beschäftigt, als der Ideenkreis und die Formen, in welchen sie mehr oder weniger zusammengreifen. Als ich früher hier war, standen sie mir in ihrer Gesammtheit weniger nah, theils weil die Jugend nach dem höchsten, dessen immer nur wenig ist, so eifrig schaut, dass sie versäumt den niederen Graden, deren viele sind, Aufmerksamkeit und Theilnahme genug zu widmen, theils weil meine Kenntnisse zugenommen haben und jeder Gegenstand mir etwas sagt und bedeutet, theils auch weil damals eigentlich die neuere Malerei der guten Zeiten mich weit mehr noch als die antike Sculptur beherrschte."

Dieser Brief gewährt ebenso wie die Tagebuchblätter ein überaus frisches und anziehendes Bild des Lebensmutes, des grossartigen, heiteren Sinnes, mit dem Welcker die neugeschenkten römischen Tage genossen hat. Von alten Freunden und Bekannten fand er nicht mehr eben viele. Thorwaldsen traf er wieder und, anmutig genug, das erstemal an einem entzückenden Abend oben auf S. Pietro in montorio,

in schönem weissen Haar, aber voller als früher und „*quantum mutatus ab illo*.“ Auch an ein paar Malern war der Tod vorübergegangen, als ob er sich vor ihnen fürchte, an dem alten Reinhart und dem knorrigen Rhoden, den Cornelius seiner mit Frömmigkeit verbundenen schönen Geschichten wegen den heiligen Münchhausen zu nennen liebte. Christel Riepenhausen lebte noch, möglichst wenig verändert, ein alter Freund, mit dem auch wegen der Reconstruction der Polygnotischen Bilder, die Welcker schon seit 1824 in dem Sinne lag, zu verhandeln war. Am archäologischen Institut endlich war Emil Braun thätig, zweiunddreissigjährig, in der Schwungkraft des aufwärts und vorwärts treibens, mit allem Eifer und aller Hingebung, derer seine schwer fassbare, widerspruchsvolle Natur fähig war. Er war von Ed. Gerhard, der es für ein schicksalentscheidendes Unglück hielt wenn ein angehender Jünger der Archäologie Welckers Grösse nicht zu fassen verstand, in der Verehrung Welckers aufgezogen, er hielt ihn, wie der Duc de Luynes und Gerhard, für den tiefsten und geistvollsten Erklärer alter Kunst, er hatte vor nicht lange eine seiner frühsten Schriften ausdrücklich an Welcker gerichtet.*) Jetzt hatte er den Meister, an dem er in die Höhe sah, und an dessen Bewunderung er auch dann festhielt als er sich in einen in der That schicksalvollen Hass gegen deutsche Gelehrsamkeit verrannt hatte, noch unzwiespältig und in sich glücklich, in Rom zu führen und erfuhr mit staunender Bewunderung und in seinem eignen Können wie niedergeschmettert, welche Funken und Blitze der Anblick der Antiken in Welckers Geiste wachriefen, wie schöpferisch mächtig der Moment, wie schmiegsam und gehorsam die Gelehrsamkeit in ihm war. Braun wurde im Führen so wenig müde, als Welcker im Sehen. Alle Museen und Privatsammlungen, alle Villen und Paläste, jedes Haus und jeder Hof, der ein antikes Werk barg, jedes Magazin und jeder Kramladen der Kunsthändler wurden besucht und durchspürt; und wenn Braun, der damals noch tagtäglich in den Vatican ging und die Last der Institutsgeschäfte selbst

*) Kunstvorstellungen des geflügelten Dionysos, Herrn Professor Welcker zur Beurtheilung vorgelegt von Emil Braun. München 1839.

bewältigte, sich einmal nicht frei machen konnte, so fehlte es nicht an anderer hilfreicher und bereitwilliger Genossenschaft. Am Institut selbst war noch der liebenswürdige Wilhelm Abeken; mit dem schwedischen Bildhauer Fogelberg ging Welcker gerne in den Vatican und liess sich von ihm auseinandersetzen, wie der Laokoon mit einem schmalem Eisen stark überschabt sei, wie Menander und Posidipp durch Verputzen viel gelitten, wie der stehende Diskobol unvollendet sei weil hinten gewisse Kritzel, die von einem uns unbekannten Instrument herrührten, sichtbar seien und dergleichen Wunderdinge mehr, wie sie jungen und alten Archäologen, die zum erstenmale oder nach so langer Zeit wieder dass es für ein erstesmal gelten kann, nach Rom kommen von irgend einem Bildhauer mit dem überlegenen Gefühl technischer Unfehlbarkeit auseinandergesetzt zu werden pflegen. Von Fogelberg oder einem andern Künstler wird auch wol die hübsche Notiz stammen, dass die langen Tische und Bänke in den römischen Kneipen Bocksfüsse hätten, wozu Welcker vergnüglich anmerkt: dies rührt gewiss aus dem Altertum her. Denn die „Messerstechereien", wie er mit seinen Jugendfreunden die Kneipen genannt hatte, besuchte er jetzt im würdigen Alter nicht mehr, wenigstens nicht in der Stadt, höchstens einmal vor den Thoren. Ausser Fogelberg, der eine schöne, jetzt in München befindliche Sammlung von hübschen Figürchen und Reliefs in gebranntem Thon zusammengebracht hat, machte sich unter den Künstlern am meisten mit der Antike zu schaffen Martin Wagner, der gerade damals als von München neu nach Rom zurückgekehrt von seinen Kunstgenossen mit Festessen gefeiert wurde. Er zeigte nicht nur seine Zeichnungen zur Ilias, sondern wusste auch launig scherzend zu erzählen von der Kunst in München, von der Weise des Königs und von dessen Dichtung über die Götter Griechenlands, die von den christlichen Heerscharen gedrängt abziehen, Venus mit den Amoren und Bacchus im Nachtrab, so dass sie den Mönchen noch zu schaffen machen. Auch der Philologe Ziegler, mit dem Welcker viel zusammen war, der Sachse Platner und Braun selbst steckten voll von Geschichten und Neckereien, die von

Schlegel und Tieck auf Rumohr, Böttiger, Bader hin und herflogen; sie freuten sich in dem glücklichen römischen Uebermut an Schellings Witz, Thiersch könne in der Kunstgeschichte Epochen, aber nicht Epoche machen oder an seiner Charakteristik Krauses, er sei ein weitläufiges Halbtalent. Welcker, der auch den Scherz mit einem gewissen feierlichen Ernst aufzunehmen gewohnt war, mag still lächelnd dem tollen Spiel zugehört und nach dem für die Urheber des Schlags nicht weniger als für die getroffenen charakteristischen gesucht haben. Der gute eitle Kestner, dessen Schwächen man gern übersah, zeigte das was er seinen kleinen Vatican zu nennen liebte, seine wohlgeordneten, von ihm selbst am enthusiastischsten bewunderten Sammlungen, Bronzen, Vasen, Lampen, geschnittene Steine und erzählte, wie er von allen Seiten beständig geplagt werde, sich porträtiren zu lassen. Vielleicht hat ihm Welcker mit W. von Humboldts Ausspruch geantwortet, nach dem Hängen sei Sitzen das schlimmste. Aber er war um so lieber bei dem harmlosen freundlichen Herrn, als Kestner auch Goethische Reliquien auskramte und er bei ihm oft Thorwaldsen traf, der sich bei Kestners Einladungen seinen alten Freund Welcker auszubitten pflegte. Der wackere Badenser, Major Maler, der in Palazzo Rospigliosi, Guidos heiterer Aurora nahe, hauste, hatte eine berühmte Sammlung griechischer Rüstungen und er schenkte Welcker nicht nur Decemberveilchen aus dem Gärtchen vor dem Casino, sondern auch die Abschriften griechischer Inschriften aus dem Nachlasse Linkhs. De Witte, den Welcker jetzt zum ersten male persönlich kennen lernte, hatte, eben von Constantinopel und Athen über Neapel zurückgekehrt, Vasenzeichnungen zu zeigen und wusste allerlei bedenkliches über das griechische Klima mitzutheilen. Schulz erzählte von seinen Reisen in Unteritalien, Lord Northampton war mehr zeitraubend als lehrreich, aber hatte doch mancherlei vorzuweisen; eine interessante norditalienische Bekanntschaft endlich war der gute, arbeitsame, vielschreibende Canina, den Welcker, bei seinem Besuch, in Gesellschaft seiner Katzen speisend fand.

So schwanden die Rom bestimmten Wochen nur allzu-

rasch dahin. Das Christfest, mit deutschem Christbaum, brachte Welcker noch in Rom zu. Er hörte in der Capelle der preussischen Gesandtschaft die Predigt des Gesandtschaftsgeistlichen Thiele aus Braunschweig, die ihm an diesem Tag so wohl gefiel, dass er — was in Welckers Mund viel ist — erklärte, er würde einer solchen Predigt jeden Sonntag mit Vergnügen folgen; er sah sich dann die Feierlichkeit in der Sixtina an, hörte um Ave Maria den Kanonendonner von der Engelsburg unter dem Geläute aller Glocken wiederhallen und fühlte, bei aller Schönheit dieses Moments, in dem der Mond den Aventin und den Tiber beleuchtete, tiefbewegt, dass alles was er von dieser jetzigen römischen Welt erfahren, nichts sei gegen die Stille eines geweihten Lebens und hochgestimmten Herzens. Das grössere und höhere Ziel rief. Der römische Aufenthalt war zu Ende und die eigentliche griechische Reise begann, für die sich ein früherer Zuhörer, W. Henzen aus Bremen und eine neue römische Bekanntschaft, ein junger Genfer, Turrettini, der in Leipzig und Berlin studirt hatte, an Welcker anschlossen.

Am 13. Januar verliess Welcker mit seinen beiden Reisegefährten Rom, bei hellstem Wetter. Am 4ten Tag waren sie in Ancona, nachdem sie auf dem Apennin einen Tag lang nichts gesehen hatten, das nicht von Schnee bedeckt gewesen wäre. Die Seefahrt nach dem Piräus ward in Ragusa, Corfu, Patras unterbrochen; sie war so stürmisch, dass Welcker von Seekrankheit geschüttelt an das dem Odysseus ertheilte Orakel denken musste, er möge sich siedeln, wo man das Ruder für eine Wurfschaufel halte, und an der Lust nach Smyrna zu schiffen fast irre ward. An Odysseus' Insel kam er schlafend vorüber. Am 26. Januar erfolgte die Ankunft in Athen; den 28ten wollte er mit grossen Buchstaben in dem Buche seines Lebens angemerkt wissen. „Die Akropolis in der Herrlichkeit der Tempeltrümmer, wonach ich im Sinne so oft ausgeschaut, die neuerlich ans Licht gezogenen merkwürdigen Gebäude, die neu zum Vorschein gekommenen Metopen, die ersten von Phidias die ich im Marmor selbst erblickte, die verschiedenen Räume, worin die zahllosen Bruch-

stücke ausgegrabener Sculpturen zusammengestellt sind, die Sammlung der Vasen und Bronzen damit vereinigt, alles bunt untereinander, dazu der Graus der Zerstörung und des Schutts, mit unzähligen ausgestreuten Bomben aus der Zeit des Generals Königsmark durchmischt, durch die neueren Ausgrabungen und die fortgehende Bauthätigkeit vermehrt — dies alles zuerst zu bewundern und anzustaunen, zu durchklettern, zu durchmustern, ist eine wunderbare Erfahrung. Und mit welchen Gedanken blickt man am südöstlichen Ende hinab auf die Stelle des unmittelbar anschliessenden Theaters, von wo Aeschylos und Sophokles ihre die ganze Menschheit durchdringende Predigt gehalten — unter dessen Boden vielleicht auch noch das Marmorbild des Aeschylos begraben liegt, das ich gern noch hervorgehn sehen möchte, nachdem ich im Lateran die unlängst gefundene ganz unvergleichliche Statue des Sophokles erlebt habe."

Ueber Monate erstreckte sich der Aufenthalt in Athen; viermal zog er von da zu grösseren Reisen aus und kehrte dahin zurück, und diese öftere Wiederkehr prägte das Bild Athens und seines vor allen andern schönen Himmels um so tiefer ein, wie jeder neue Gang auf die Akropolis neue Erkenntniss und neue Freude brachte. In der Morgenhelle, im Abendrot, in Mondscheinnächten stieg er hinauf und mass und zählte die Säulen und durchsuchte die Trümmer; er kletterte am Parthenon den schwindelnden Weg zum Westgiebel hinauf und fand sich oben wie beengt durch die dichte Masse der herrlichen Marmorbalken. Er sah ein Käuzchen eine Krähe jagen und es fiel ihm die alte Sage ein, dass keine Krähe über die Burg fliegen dürfe, weil eine Krähe die Geburt des Erechtheus verriet. Er sah beim Carneval maskirte Kinder und die Burschen meist weiblich verkleidet — und er vermutete darin einen Ueberrest der späteren Dionysien mit den Horen und Nymphen. Auf Schritt und Tritt tauchten ihm Bilder des Altertums auf; am Kolonos zugleich die von neuem schmerzliche Erinnerung an Otfried Müller. Mit dem ihm eigenen rastlosen Fleiss auch im kleinen ging er allen Spuren des antiken und des neu aufsprossenden Lebens nach; mit der überwältigenden Macht seiner Persön-

lichkeit erfasste er die Eindrücke, die sich ihm, von selbst oder mit Mühe aufgesucht, darboten. Noch dreissig Jahre später konnte man in Athen von Welcker als einem Manne erzählen hören, dessen gleichen Athen nicht wieder gesehen habe. Er durchwanderte die Stadt auf den gewachsenen Boden achtend, um ein Bild der alten Ansiedelung zu gewinnen und in den Widersprüchen athenischer Topographie festen Grund zu finden; er freute sich an Wordsworth und entsetzte sich über seines Pariser Freundes Raoul-Rochette Leichtfertigkeit und Leichtgläubigkeit. Er wandte immer neue Tage auf die Tempel, Säulen und Mauern, auf die Sammlungen im Theseion, in der Stoa, bei Liebhabern und Händlern und hörte später in Neapel mit Schrecken, dass dortige Kunsthändler Waare an ihre athenischen Collegen abgaben; er las in den alten Handschriften der Bibliothek; er achtete auf Wind und Wetter, auf Bäume, Sträuche und Blumen, auf Thier und Mensch. Das Thierreich fand er in Griechenland überhaupt dürftig und vermisste schmerzlich die Singvögel; den Adler sehe man um so häufiger über den Tiefgründen schweben und viele Eulen und Raben. Mit offenem Auge verfolgte er alle charakteristischen Aeusserungen des Volkslebens, das friedliche Zusammenwohnen von Griechen und Albanesen, und merkte auf Klephtenlieder und Musik, Gottesdienst, Tänze und Feste, Trachten. Dem neuerstandenen Volkstum und Königreich brachte er die wärmste Sympathie entgegen, fragte überall nach Gesetz und Verwaltung, nach den Bildungsanstalten, nach Handel und Gewerbe, las eifrig die neue Litteratur; sogar ein eigenhändiger Auszug aus einer „königlich griechischen Militärliste“ findet sich unter den Notizen aus jener Zeit, und in der Zuversicht für die Zukunft des jungen griechischen Staats vermochte ihn auch das Wirrsal widersprechender persönlicher und Parteiansichten und gegenseitiger Anklagen, das ihm, sobald er aus antiker Stille in die Gegenwart zurückkehrte, von allen Seiten entgegenklang, nicht irre zu machen. Denn er wurde viel aufgesucht und verkehrte viel und gern. Der Hof überhäufte ihn mit Artigkeiten, gegen die er nicht unempfindlich war. Er bewunderte die Königin Amalie und

ihre anmutige Erscheinung im nationalen oder Phantasiecostüm, während er den Aufputz der Männer mit Stickereien und Fustanella eitel und weibisch fand. Er rühmt die gute Natur und die Freundlichkeit König Ottos; aber vor allem suchte er ihn von der Notwendigkeit von Ausgrabungen im grossen Theater — die zwanzig Jahre später Strack mit so glänzendem Erfolg ins Werk gesetzt hat — und in Sunion zu überzeugen. Unter den fremden Gesandten war der Oesterreicher Prokesch der interessanteste; als liebenswürdiger, phantasievoller Unterhalter, als scharf beobachtender Kenner des Orients, als vielerfahrener Reisender in Aegypten und Kleinasien, als Sammler von Marmoren und Vasen, vor allen aber der wundervollen griechischen Münzen für Welcker gleich anziehend. In Prokeschs gastlichem Hause hat er viele gute Stunden verlebt. Er freute sich, dass der vielgewanderte seine Heimat am Rhein für das schönste Land erklärte; er lauschte gespannt, wenn Prokesch aus seinen Tagebüchern vorlas, wenn er schwärmerische Schilderungen der Türkei entwarf, in die er „alle schönen Züge eines milden Barbarentums legte ohne dessen Schattenseiten zu berühren", oder abfällige Urteile über die geringe Fähigkeit der griechischen Politiker abgab. „Wenn ich als König — so hörte Welcker ihn sagen — einen Minister des Auswärtigen hätte, der es nicht dahin brächte, dass die Mächte den König als um eine Gnade bäten das übrige was zum Lande gehört anzunehmen, so würde ich ihn fortjagen. Kein Staatsmann in Europa zweifelt, dass Griechenland den noyau bildet, um den das ganze Volk sich vereinigen muss." Andre male lenkte Frau von Prokeschs Klavierspiel die Aufmerksamkeit von ägyptischen Götterbildchen und griechischen Münzen allgemach auf Beethoven hinüber und Bilder der rheinischen Heimat stiegen vor den träumenden Sinnen auf.

Die eigentlich wissenschaftlichen Helfer und Genossen waren die beiden in Athen ansässigen deutschen Gelehrten Ludwig Ross und H. N. Ulrichs, beide Welcker herzlich zugethan, und unermüdlich im Herumführen, Auskunft geben, in Antworten und Fragen. Ross, damals schon seiner Stelle als Aufseher der Altertümer in Folge griechischer Eifer-

süchteleien entsetzt und dann zum Ersatz an der Universität verwandt, war deshalb nicht weniger der beste Führer unter allen Lebenden, den man sich für Athen und ganz Griechenland wünschen konnte. Thatkräftig, lebendig, wahrheitsliebend, offen, munter und liebenswürdig musste er Welcker willkommen und wert sein. Aber jede tiefere Annäherung wurde durch die völlige Verschiedenheit ihrer Naturen und den harten Gegensatz ihrer wissenschaftlichen Principien unmöglich, und wehmütig schrieb Welcker in sein Tagebuch: „Bei aller Selbständigkeit des Mannes, bei seiner Weltbildung und der Harmlosigkeit, welche zwischen uns persönlich der Widerstreit behalten wird, ist so grosse Verschiedenheit der Ansicht doch traurig; sie stellt sich wie verschiedene Religion zwischen die Menschen.“ Und er begründet es mit den Worten: „Von der ganzen durch Wolf gegebenen Richtung sagt Ross sich ausdrücklich los. Das mythische ist für ihn nicht da, das Verhältniss zur Geschichte nicht gegeben, der Naturorganismus in jenem, in den Sprachen selbst noch nicht als Ausgangspunkt gekannt noch geahndet, der Unterschied zwischen Griechen und Aegyptern nicht erwogen, die Anführer der ägyptischen und phönicischen Colonien wirkliche Personen, so Dädalos u. s. w., alles im katholischen Glauben an die Wahrheit der Geschichtsschreiber, die «Uebereinstimmung des Altertums», Herodot und die Geschichtsanfänge über alle wissenschaftliche Forschung gesetzt, die dorische Baukunst nicht blos von Anbeginn, sondern noch in der Anlage der Propyläen und des Poliastempels nach ägyptischem Vorbild u. s. w. u. s. w.“ „Dass Kekrops, Boreas zuerst historische Personen seien, steht bei ihm fest, so dass durchaus keine Namensbedeutung in Betracht komme; und schwer könnte ich ihm einen Verdacht dagegen beibringen, dass bei Herodot u. A. vorkommende Inschriften erdichtet seien.“ Inniger war das Verhältniss zu dem gescheuten, feinsinnigen Bremer Ulrichs, der seine köstliche Kraft dazu aufbrauchte, den Unterricht des Latein in Griechenland zu begründen und nur in den Mussestunden seinen topographischen Studien nachgiug. Durch Ulrichs wurde Welcker auch zu den beiden wissenschaftlichen Arbeiten veranlasst, auf die er selbst von

den äusserlich sichtbaren Reisefrüchten aus Griechenland wol den meisten Wert legte. Anfangs hatte Welcker die sogenannte Pnyx, die ihm herrlich von Lage schien, als Pnyx bewundert. Erst im Juni führte ihn Ulrichs einmal auf die Felsterrassen hinauf, um ihm an Ort und Stelle auseinanderzusetzen, dass da nicht die Pnyx, sondern der Felsaltar des Zeus sei. Mit wahrem Enthusiasmus fasste Welcker diese Frage auf und führte sie später selbständig durch in einer in den Schriften der Berliner Akademie (1852) gedruckten Abhandlung „Der Felsaltar des höchsten Zeus und das Pelasgikon in Athen, bisher genannt die Pnyx." Ebenso war es Ulrichs, der Welcker zu dem, mit ihm und Henzen auf ihrer Inselfahrt gemeinsam ausgeführten Besuch und der Untersuchung des altertümlichen kleinen Tempels auf dem Berg Ocha in Euböa veranlasste, an dessen Bedeutung nnd Heiligkeit er gegen Ross' Widerspruch mit so scharfer Polemik festhielt.

Von den übrigen Deutschen war der freundliche alte Gropius, der mit Humboldts in Paris und in Spanien gewesen war, durch das, was er von allen früheren Reisenden seines Zeitalters, nicht immer zu ihrer und seiner Ehre, zu erzählen wusste, unterhaltend. Der Architekt Schaubert, bei dem er auch die beiden Hansen in der Arbeit traf, bestärkte Welcker in der Erkenntniss, „dass die Natur des Baumaterials die Form mit bestimmt und manche Abweichungen darin veranlasst — wenn z. B. auf Thera Gewölbe, auf Tinos, wo Schieferstein gebraucht wird, geradlinigt gebaut wird — und dass die Verschiedenheit in den Verhältnissen nicht immer das Zeitalter anzeigt, wie z. B. die Säulen in Korinth nicht gerade für so viel älter zu halten sind, wie der Tempel in Aegina mit älterer Sculptur sehr schlanke Säulen verbindet."

Die Griechen erwiesen sich alle zuvorkommend, auch der als Beschliesser der Altertümer wichtigste, Pittakis, über den das Tagebuch seine guten Eigenschaften anerkennend und mit einer Art heiteren Humors redet: „Ohne Gelehrsamkeit, ohne Kenntniss des altgriechischen selbst, hat er für äussere Merkmale Augen und weiss sie mit praktischem Verstande zu verfolgen." „Auch das Käuzchen liess sich wieder hören: und

Pittakis kramte wieder einige Thorheiten aus.“ Die treuesten Genossen waren natürlich die Reisegefährten Henzen und Turrettini, die auf den mühseligen Reisen ins Land mehr als einmal eigene Müdigkeit vorgaben, nur um den achtundfünfzigjährigen alten Herrn, ohne dass er es merkte, zur Schonung seiner selbst zu nötigen. Denn unermüdlich und unverwüstlich war er in seiner Ausdauer. Die ersten Monate in Athen wurden nur durch kleinere Ausflüge, wie auf den Hymettos, nach Phyle, nach der Mesogäa unterbrochen. Die Zeit des Carnevals war Welcker noch in Athen und ergötzte sich an dem bunten Treiben. „Gegen drei Uhr — so erzählt das Tagebuch am 14. März — ging ich zu dem Volksfest hinaus, das den Carneval totschlägt und begräbt und mit Lustigkeit die *Quadragesima* eröffnet. Unter den Säulen des Jupitertempels, die mir nie mehr Freude gemacht haben, und auf den Feldern umher, deren grüne Saat nicht berücksichtigt wird, den ganzen breiten Hügel zur rechten Seite des Stadium und in seltenen Gruppen auch den zur Linken bis zur Spitze hinauf, die Seite gegen den Kirchhof hin und in einzelnen noch weit umher nimt das Volk und die Zuschauer ein: Kirmess und Stadtvergnügen, griechisches und europäisches, neues und altgriechisches mischen sich gar eigen. Die eine Gruppe freut sich ihrer Zwiebeln und Oliven, Lauch und Portogalli mit einer Weinflasche, um eine andere tanzen vier bis sechs Männer, hier dreht sich ein Kreis, dort ein Par in dem immer ausdrucksvollen, oft graziösen, zuweilen an die alten Bocksprünge erinnernden Tanze. Die Weiber führen gelagert und wandernd ihre Kinder mit sich, die Esel spielen nicht die kleinste Rolle.“

Die nächsten Tage, die Welcker über Marathon, Rhamnus und Thorikos nach Sunion, von da über Vari nach Athen zurückführten, waren ein Vorspiel der grösseren, siebenunddreissigtägigen Reise in den Peloponnes. Er trat sie, den kranken Fuss, den er durch einen Sturz aus Rhamnus mitgebracht hatte, nicht achtend, am 30. März mit Henzen und Turrettini gemeinsam an. Der erste Tagesritt brachte, über Eleusis und Megara, den skironischen Feldweg, meist senkrecht über dem Meer, hinab, über Kinätha nach Kala-

maki. Den folgenden Morgen gings zum alten Tempel, dann hinauf nach Akrokorinth. „Die Aussicht — so berichtet das Tagebuch — ist mehr geographisch als landschaftlich bedeutend: Attika vom Pentelikon bis Sunium, dabei die Burg selbst sichtbar, die beiden Busen mit dem hier ganz flach aussehenden Isthmus, wiewohl kleine Unebenheiten und Hügel in Wirklichkeit nicht fehlen, weit kürzer als ich mir ihn vorstellte, unten das dörfliche Korinth, so sanft im Felde zwischen seiner unverhältnissmässigen Akropole und dem Meer hingebreitet, Rumelien und der Peloponnes mit allen ihren vielen Bergen und den bedeutenden noch schneebedeckten Massen entbehren einer Einheit; die eine grosse Bucht scheint der andern zu schaden. Vorzüglich fehlt nah und ferne der Wald. Der grosse Oelwald gegen Sikyon hin sieht von oben wie Gesträuch aus — statt der Reben ist jetzt gehäufeltes Feld; die grüne Saat allein in der Ebene nach dem Isthmus und nach Sikyon hin, so wie in der grossen gegen Argos hinau, sowie auf kleineren Punkten zerstreut durch die Berge, giebt dem Auge Abwechslung, lässt da ausruhen von dem Gran des gesammten noch so verschiedenartigen Gebirgs. Die nahen sanfteren Anhöhen und Gründe gegen den Berg sind vielfach zerrissen — wie auch um Patras — und diese Graben und gewundenen Schluchten des Erdreichs geben so gut wie Felsen den Eindruck eines ungünstigen Bodens. Die Vorzüge des Vaterlandes fallen einem neben denen des griechischen Südens auch hier stark ein. Die Formen der Felsen in Verbindung mit den Mauern zu verfolgen unterhält je mehr man sie betrachtet um so mehr. Auf der hohen Felsenspitze daneben liegt eine andere Festung, welche die Kreuzfahrer, um die alte zu bezwingen, erbaut haben sollen; ein Wetteifer der Kühnheit im Geist ihrer Zeit würde es sein."

Von den zunächst besuchten Orten, Nemea, Mykenä, Argos mit dem Heraion, Tiryns, Mantinea, Tegea war Mykenä für Welcker das erhabenste. „Am reichsten — so schreibt er au Naumanns — war der Tag, da wir zugleich Mykenä, das Heraion und die Larissa, die im Dreieck liegen, besuchten, die Mauer der Persideu und ihr sogenauntes Schatzhaus vier Stunden lang durchmusternd, und auf der Larissa

noch im letzten Abendstral. Nach Mykenä eilte ich auch schon den Abend vorher in der Dämmerung gleich nach der Ankunft aus dem Khan, fast eine Stunde weit, querfeldein, über Stock und Stein, wie man hier oft reitet, und ich kann den Eindruck nicht beschreiben, den mir die uralten Mauern dieser fast schauerlich zwischen hohen Felsbergen gelagerten Feste in der umgebenden Wüstniss machten. Abends vorher im Vorbeireiten, als ich die Höhe erblickte, sagte ich, dass diese wohl auch eine stolze Akropolis hätte abgeben können — die Reste der Mauern sieht man so weit nicht: aber meine Gedanken waren auf die des Perseus gewesen.“ Und im Tagebuch steht: „Selten hat mich etwas so sehr überrascht und im ersten Augenblick mit so bedeutenden Aufschlüssen überschüttet, als dieser Anblick. Was durch die Poesie und die Mythendeutung unbestimmt, traumähnlich geworden, tritt hier mit ungeheurer Positivität unter die Augen — der Charakter der gewaltig vollendenden Pelopiden, der kriegerische, riesenhaft gerüstete Geist einer Zeit, eines Völkergeschlechtes.“ Aber gleich tief und gewaltig wie das sagenumstürmte Mykenae ergriff Messene mit seinen historisch hellen Erinnerungen an Epaminondas. „Welch eine Persönlichkeit — schreibt Welcker — muss der Mann behauptet haben, der die Messenier und Arkadier, beide als ein Fremder, durch zwei solche Stadtgründungen selbst neu zu begründen fähig, der sie durchzusetzen im Stande war. Messene in seiner, sichtbar von einer Idee beherrschten Anlage muss man sehen, um den Epaminondas zu würdigen; selten werden die Monumente in Stein so sehr die Geschichte ergänzen. Die Grossartigkeit der Griechen überhaupt, des Zeitalters spricht nicht minder stark aus ihnen. Was man über die Bedingungen einer Dynastie und Herrschaft speculirt hat, unter welchen die Tirynthischen Bauten allein möglich gewesen, zeigt sich auch hier in seiner Grundlosigkeit. Alle diese Werke in der Steinart des Orts sind in kurzem Zeitraum ausgeführt worden. Der durchgängige Gebrauch dieser Steinart zu Substructionen, Stadtmauern, Tempeln und öffentlichen Gebäuden, auch Säulen, Postamenten, zu allem, wovon Ueberreste sind, muss der Stadt einen einförmigen Anblick gegeben haben.“ Weiter erzählt

er, wie er in der Morgenfrühe die Stadtmauer umwandert. „Allerlei Liebhabereien gehen durch das Leben durch. Wie es mir als Knabe Vergnügen machte, die Mauer des Homberger Schlosshofes zu messen, beim Anfang meiner ersten Reise die Mauern schöner Ritterburgen zu beschreiten, so würde schon, den blossen Umgang der alten Stadt zu umgehen, mich reizen; das ausserordentlichste Werk giebt einem solchen Spaziergang höhere Bedeutung. Ich ging um den letzten Hügel herum — durch einen Bach mit Platanen, durch dichtes Gesträuch, meist Lorber, Terebinthen und Mastix — um zu sehen, ob keine Spur der Fortsetzung nach der ebenen, offenen Seite gegen den Eva, die sich nicht findet; dann hinauf, wo auf dem Garten des Hügels die Mauer zuerst eine grosse Strecke darniederliegt. Dann ist sie mehr oder weniger vollständig, die obersten Lagen theilweise verschoben, hinabgestürzt, im wesentlichen erhalten. Sie ist nicht hoch, ungefähr die Hälfte der Thürme, vier Schritte breit, weiter unten massiv, aus drei Lagen.“ Und so schildert er die Steine und Steinlagen, die Thürme, die Schiessscharten, die Thore und erklärt es für eine Lust, so die Stadtmauer zu beschreiten, auch wo Gebüsch hervordringt oder die Balken sich verschoben und geworfen haben, durch die Thürme hindurchzugehen und die Trümmerhaufen zu überklettern.

Aber auch Lakedämon mit dem theatralisch-malerisch schön gelegenen, am Taygetos hoch hinaufgebauten Mistra mit der fränkischen Feste als Kranz des hohen Kegels, Arkadien mit Phigalia und dem edlen Bau seines Tempels, dessen tiefe Einsamkeit und Verborgenheit rührte, Elis mit Olympia, Pylos, Psophis und wie sie alle heissen, die Stätten altes Ruhmes — alle hatten ihre Anziehungen und immer andersartigen neuen Reiz. Nichts erreichbares ward übergangen, und das unerreichbare nur mit Schmerzen; die Rückfahrt nach Athen von Nauplia aus führte noch, in mit widrigem Wind einen Tag lang kämpfendem Kaik, über Aegina.

Am 5. Mai konnte sich Welcker in Athen wieder der Briefe und Zeitungen aus Deutschland erfreuen; am 13. besuchte er mit Ross Salamis. Schon am 15. fuhr er, wieder mit Henzen und Turrettini, zu neuer Reise aus Athen hinaus.

Die nächsten sechzehn Tage wurden Böotien, Phokis, Euböa gewidmet. In Chäronea gab der Anblick des in Trümmern daliegenden Löwen den Gedanken der Wiederherstellung und Aufrichtung dieses Denkmals zum Ruhm der Besiegten ein. Das eigentliche Reiseziel war Delphi, und der Tag dort schien Welcker ein recht glücklicher, vom frühen Morgen an. „Welch ein Ort schon durch die Natur! Zugeschlossen durch die hohe Kirphis und den Parnass nach der Meerseite, eingeengt durch die Phädriaden hinter dem Tempel her und geschlossen nach der anderen Seite gegen Arachova, etwas weniger eng durch die sich heranziehende, unebene aber fruchtbare, schmale Thalfläche, welche die hohe mächtige Kirphis abschneidet. In tiefem Bette fällt an dieser der Pleistos hinab, in den die Kastalia unter der Stadt, auch in tiefer Schlucht, sich ergiesst, und die Oliven neben dem weissen, trockenen Flussbett bezeichnen den Lauf des Flusses sehr stark. Der Tempel muss durch seine Grösse in dieser Enge und mit der umschliessenden Felsenwand einen eigentümlichen Eindruck gemacht haben — imposant und den Apollon als Herren bezeichnend, wenn nicht verhältnissmässig in städtischer Hinsicht.“ Aber unter so vielen erhebenden und spannenden Eindrücken war, wie bei dem Grab in Athen, hier an der Tempelwand, wo sich Otfried Müller die totbringende Krankheit zugezogen, sein Andenken tief schmerzlich.

Von Delphi schnitten die Reisenden quer hinüber über Liläa nach Lamia. Von Phalara trug sie ein Kaik über den Malischen Meerbusen bis nach Oreos auf Euböa. Zu Land erreichten sie Chalkis, in langem anstrengenden Ritt durch die schöne euböische Natur; zuerst zwischen mässigen, begrünten, zum Theil schön bewaldeten Hügeln, bald in engerem Thal zwischen Platanen und anderen Bäumen, in sanfter Landschaft, die Welcker an Elis erinnerte und mehr deutsch als hellenisch vorkam. Der Weg führte zwischen hohen Eichbäumen, wie Fichten gestreckten Pinien, durch Gründe mit Getreide und Wein, hinter denen höhere Waldzüge hervorschauen, durch Parkgebüsch, Lorber, Arbutus, hohes Farrenkraut in die Höhe. Ausblicke auf das eine und das andre

Meer, oft nach beiden zugleich, belebten und erfrischten die Lust an dem reizenden Gebirgsweg, der unter lebhaftestem Vogelgesang, in lieblichster Luft, durch die alle Gefühle des Sommermorgens hinschwebten, die Stimmung Ariostischer Naturscenen wachrief. In Chalkis machte Herr von Hahn den freundlichen Wirt und Führer. Der Rückweg nach Athen ging über den schmalen Sund hinüber nach Aulis und weiter über Tanagra, Oropos, Aphidna, Dekeleia und als die Reisenden sich von Patissia her der Stadt näherten, ergriff über Erwarten die Schönheit der Ausicht — „der nahe Hymettos, abgeschnitten vom ganz nahen Lykabettos mit den übrigen Felsen, die Stadt mit dem Palast an der Spitze, Philopappos mit dem ganzen Flügel der Felsen, Aegina, der Berg von Munychia und der Piräeus, gerade mit grossen Schiffen, Salamis, hinten die Berge von Achaja, der ganze Aegialos, die Ebene, darin die Hügel der Akademie und von Kolonos, der Parnes — das ganze Panorama zu freudiger Erhebung."

So schön und genussreich diese Reisen im Peloponnes und in Mittelgriechenland waren, als Krone aller Reisen, die er je gemacht, hat Welcker stets die in Kleinasien betrachtet und als die Glanzpunkte derselben Sardes und Troja. Er hat sie in den heissen Sommermonaten Juni und Juli, nur zum Theil von Turrettini, der bald aus Erschöpfung umkehren musste und dann von neuem in Fieber fiel, von Kiepert und anderer zufällig gefundener Reisegesellschaft begleitet, vielfach allein, ausgeführt. Von dem, was er sich dabei an Anstrengungen und Mühsalen zumutete und wie in einem gesteigerten Körper- und Geistesleben wie spielend überwand, von seiner beständig sich noch erweiternden und verfeinernden Empfänglichkeit für alle Aufschlüsse, welche die Anschauung der Grossartigkeit und Schönheit des kleinasiatischen Bodens geben kann —, finden sich in den Briefen und Tagebüchern genug Zeugnisse. In Aivari redete ihn der sardinische Consul an: „Wie, in Ihren Jahren reisen? da lässt man es die Jugend versuchen." Ein Tagebuchblatt berichtet bei dem Besuch von Tyrrha: „Der Weg hinauf wollte nicht enden; Turrettini, der schon bei der Rast, erschöpft durch

den Mangel der Ruhe und der gewohnten Nahrungsmittel, sagte, er sei auf dem Punkte *à ne rien souhaiter et à ne rien craindre*, brachte mich leicht dahin, diese Reise, worin alle Berechnung von Prokesch und anderen uns täuscht, die Wege länger und das Leben schlechter ist, als man dachte, um ein Triester Dampfschiff (14 Tage) auszudehnen, um sich nicht zu sehr anzustrengen. Der Weg hinab über Schieferstiegen, Platten, Klumpen, durch Furchen und Löcher und dazwischen immer durch Massen von Staub, so steil, dass die leeren Pferde kaum Auswege finden, war im Mondlicht, wohl an zwei Stunden lang, so unbequem, dass Kiepert sagte, was ich auch schon gedacht hatte, der Weg sei einer von denen, die man nicht vergisst. Ich war wie gebadet im Schweiss, müde waren wir alle. Und dieser Steinweg an der Stadt hinab, hinab, bis man durch die dunkeln Gässchen zum Khan gelangt. Dieser ward zu dieser Stunde nur nach langer Verhandlung, wie eine Ritterburg, geöffnet, sah aber nicht stattlich und sauber wie solche aus. Nur nach langem Harren erhielten wir Licht und Wasser und legten uns nach einer Tasse Thee alle vier in eine Mauerkammer unten. Bald fühlte ich Wanzenstiche am Hals, zog mich daher mit meiner Matratze in den Hof zurück, wo die Pferde umherirrten. Hier schlief ich einige Stunden, bis zwei Pferde mir am Gesicht herumschnüffelten.“ Im Winter darauf schrieb er von Rom aus an Gerhard: „Ueber alles andre stehen einige Gegenden von Kleinasien in meiner Phantasie. Und hätte ich nur noch einmal in meinem Leben das Gefühl von Gesundheit und Kraft, in dem ich damals stand! Einige Stunden Schlaf waren mir genug, ich schlief immer in freier Luft, und wenn mich einmal die Schnaken gar nicht schlafen liessen, so schadete es auch nichts — eine halbe Stunde Schlaf am Tag ersetzt viel. Als ich das zweite mal in Smyrna war, ritt ich Morgens um 5 aus, um zu Mittag zurück zu sein, nach der Grotte Homers hin und um den See aufzusuchen, den man dort irrig für den der Stadt Tantalis genommen hat. Aber der Weg führte weiter und weiter über das Gebirg hin nach Gianokale am Rand des herrlichen Hermosthales — zu essen fand sich nichts und nur der Bediente hatte ein Stück Brod

mitgenommen. Um 10 Uhr Abends ritten wir durch die engen Gassen von Smyrna, die weite, breite Stadt durch zurück — das Essen schmeckte sehr gut — und am andern Morgen hatte ich so wenig Erinnerung eines mehr als fünfzehnstündigen Ritts in meinen Gliedern, als wenn ich hier aus dem Bett aufsteige." Auch die Träume verraten die von den Ueberanstrengungen hervorgerufene Steigerung seiner ganzen Natur. Immer hat Welcker lebhaft geträumt und das ganze Leben hindurch auf seine Träume genau geachtet. Im Winter in Rom und auf der Fahrt nach Athen waren es hauptsächlich Bilder glänzender Museen, mit an einander schliessenden Sälen voll Sculpturen und Gemälden, die im Traum vor ihm vorüber zogen, und vielfach in einer und derselben Folge wiederkehrend, die ihn um so mehr betroffen machte, als sie einem gegebenen Vorbild nicht entsprach. Im Peloponnes kamen zu den Museumsträumen topographische Bilder — das alte Sparta stieg ihm auf und dergl. In Kleinasien traten zu den gewohnten Träumen noch Scenen und Motive wie aus Novellen und Märchen. Einen solchen Traum zeichnete er in Jakiakö, auf dem Wege nach Pergamos, auf. „Die Person dieser Dichtung hiess Titiges, ein Mädchen von acht oder neun Jahren, nicht blühend aber fest und gewandt, nicht schön aber anziehend — einheimisch, nicht absolut allein und sich selbst überlassen, aber unbestimmt nach der Seite ihrer Angehörigen und äusseren Verhältnisse, in der einsamen Sardis; sie durchschritt und durchschwamm die Enden des Gygessees, spielte mit den Störchen, die auf den ragenden Pfeilern römischer Prachtgebäude nachbarlich hausen, und verstand die Natur und die Geisterwelt so wohl, dass ich ihren beziehungsreichen und originellen Reden mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte."

Die Reiseroute führte von Smyrna über Ephesos und Magnesia am Mäandros nach Tralles; von da im Bogen wieder Smyrna näher über Tyrrha nach Nymphi und dem Denkmal des Sesostris, das drei volle Tage kostete. Dann an den Bergen her, wo der Tmolos hervortritt, „kahl und felsig, ehrwürdig wie ein greises Heldenhaupt", nach Sardes. „Vor dem Tmolos her ziehen sich beträchtliche Hügel von

der Art, die man in Elis am Alpheios her sieht, zackig, vielfach gebrochen, zerrissen, gerad abgeschnitten, rötlich aus einem Conglomerat von Kieseln, Sand und Thon, begrünt wohl nur von Prinos bis auf den Rand der Brüche und Abschnitte und dünner über die steileren Abhänge. Ketten solcher Hügel schieben sich ineinander und der schönste und bedeutendste in der Mitte bildet die in ihrer Art einzige Akropolis von Sardes. Die Seite einer Pyramide, nur zerrissen. Störche schritten heerdenweise unter der Rinderheerde und sie hausen auf den vielen Ueberresten römischer Gebäude unter dem Burgberg. Durch das dünne, über Kies rinnende Bächlein des Paktolos schreitet man auf ein paar gelegten Steinen, wovon der eine eine Ara mit Guirlande ist. Eine Brücke war darüber gebaut, wovon die Pfeiler des Bogens aus älterem edlem Material, zum Theil Architravstücken, noch stehen.“ „Die Tempelruine gehört zu den rührendsten . . . . . Statt der sieben Säulen, die Chandler, der sechs, die Peyssonel sah, stehen noch zwei, diese tief in der Erde, und von einer dritten zeigen die übereinander geworfenen Trommeln, dass sie gewaltsam umgestürzt wurde, was zu verwundern, da so viele Trommeln umherliegen, die einstweilen dienen konnten. Auch Knäufe, Basen, Gebälkstücke u. s. w. sind unter den kolossalen Trümmern; der Marmor ist, wo die Trommeln der Luft noch nicht zu lang ausgesetzt waren, weiss glänzend. Die herrlichen jonischen Kapitäle sehen bei der zufälligen Versenkung der Schäfte etwas schwer aus. Die Cannellirung ist unter ihnen schon ausgeführt und so für den Schaft vorgezeichnet, wo sie noch nicht gemacht ist.“ Die Akropolis ohne Führer zu ersteigen war keine kleine Sache. Mehrmals musste der ungeduldig vordrängende auf dem Bauche liegend mit Händen und Füssen arbeiten, um einen obersten Grat zu erreichen, von dem auf die letzte Spitze zu gelangen keine Möglichkeit war, und der Aufstieg ward von einer andern Seite von neuem begonnen. Aber der erste gewaltige Eindruck, dass dies weit die herrlichste Lage für einen Sitz der Herrschaft im Altertum sei, bestätigte sich von allen Seiten. Auf Sardes folgten, nach Pergamos, Kydonia, Assos, Alexandria Troas, Alt-Ilion, das

Welcker erst von der Lage enttäuscht, dann, nach eingehender Nachforschung, um so entschiedener in Bunarbaschi zu erkennen glaubte, und endlich Neuilion.

Nach allem eben erlebten schienen vierzehn Tage in Konstantinopel, trotz aller Bewegung verschiedener Eindrücke, mehr Ruhe- als Reisetage. Von Konstantinopel brachte das Dampfboot nach Smyrna, dann nach Syra in die Quarantaine. Dahin kamen Henzen und Ulrichs auf dem königlichen Kutter, den König Otto zur Verfügung gestellt hatte — für eine Inselreise, die sich als idyllisches, heiteres Nachspiel an die Heldenpoesie Kleinasiens anschloss.

„Es ist eine eigentümlich reizende Sache — so schrieb Welcker an die Freundin in Bonn — mit seiner eigenen kleinen Haushaltung unter den Cycladen herumzuschwimmen und zu landen, wann und wo einem gefällt. Nachts, während man auf dem Verdeck schläft, bald eingewiegt vom Plätschern der Wellen unter starrem Hinblick auf den blauen Sternenhimmel, gleitet man so sanft in einen neuen Hafen und beginnt mit dem Tage seine Spaziergänge zu den Ruinen durch oder um die kleinen Inseln. Eine Reise der Art wünschte ich Ihnen, so wie die Ebenen von Kleinasien mich oft an Naumanns Liebe zu den Wüsten erinnerten und ich ihn darum herwünschte. Diese Inselreise hätte ich wochenlang ausgedehnt, müsste ich nicht, weil ich an zu viele Orte will, abkürzen und eilen. So gingen wir nur nach Delos, Rhenäa, Mykonos, Tinos, Andros; von da aber nach Karystos in Euböa, wo ich mich innig freute, die ausserordentliche Lage dieser Stadt und vom hohen Berg Ocha den Kaphareus, an welchem Aias der Lokrer strandete, und eine weite Welt, vorzüglich aber ebenda auch den ältesten griechischen Tempel aus vorhomerischer Zeit zu sehen. Von da schifften wir nach Attika hinüber, nach Porto Raphti und gingen zu Pferd (8 bis 9 Stunden) um einen Tag zu gewinnen nach Athen."

Dann folgte der letzte Abschied von Athen und den dortigen Freunden. Er blieb bis zum dritten Tag, sah noch einmal die Akropolis an einem Abend und den letzten Morgen stundenlang und fuhr am 9. August um 2 Uhr nach dem

Piräeus, wo er den königlichen Kutter seiner wartend fand, der ihn nach Kalamaki brachte. „Den 14. um 2 Uhr — so erzählt er weiter — sollte das Dampfboot von Patras abgehen. Die Zwischenzeit hatte ich zu einer zweiten peloponnesischen Reise, die ich allein, mit dem erprobten und anhänglichen Pedro als Diener, in möglichster Ausdehnung sehr glücklich und befriedigt zurückgelegt habe. Ich sass am 10. um 5 Uhr im Cabriolet, war um 7 in Korinth, ritt um 9 nach Sikyon, einem Hauptzweck dieser Reise, wo ich viele Stunden nach Herzenslust herumwanderte. und gegen Abend noch vier bis fünf Stunden weiter. Das nächste Ziel war der Styx, dem ich im Frühjahr bis in die Schneeregion von einer andern Seite vergeblich nahe gekommen war. Die Tagereise vom 11. wo ich Pheneos wiedersah und dessen Akropolis — vielleicht die einzige, in deren Nähe ich gekommen war, versäumte — untersuchte, brachte mich bis auf zwei Stunden vom Styx: wie man sagte. Ich ritt also früh morgens diese zwei Stunden, und machte mich, noch ohne Frühstück, zu Fuss auf. Aber erst nach sechs Stunden Wegs, meist schluchtenauf und schluchtennieder, kam ich, nicht wenig durchschwitzt und erschöpft, zurück. Aber gut ist's den schauerlichen, kahlen, ungeheuren Felsentrichter gesehen zu haben, in welchem, wie ein nasses Band, die Quelle an viel tausend Fuss hoher Wand mehr herabzuhängen als zu fallen scheint. Nach einem schönen Ritt langte ich dann in der berühmten Klosterhöhle Megaspiläon an und hausete zum ersten mal unter Mönchen: es sind dies die vornehmsten im Lande. Am folgenden Tag erreichte ich nach etwa acht Stunden Vostitza und wollte weiter, als der Agogiat erklärte, alle drei Pferde seien so herunter, dass er seinen Accord (bis Patras) nicht halten könne. Mit grosser Mühe erhielt ich andre, konnte aber den Tag nicht mehr weiter. So blieben mir für den letzten Tag neun tüchtige Stunden, die ich indessen, indem ich vier Stunden vor Sonnenaufgang aufbrach und zwar schlimme Wege ohne Mondschein, aber in der Kühle ritt, zeitig genug zurücklegte, um in Patras mich für die Seereise einzurichten. Noch vor 2 ging wirklich das Boot ab."

Am 15. August war Welcker in Corfù, am 17. in Ancona, in Quarantaine. Am 25. fuhr er, mit Henzen, den er ebenso wie den noch immer kranken Turrettini auf dem Dampfer in Patras getroffen, im Wagen landeinwärts, auf der Strasse nach Sulmona, Capua und Neapel, das sie am 31. erreichten. Sie blieben, vor allem von Avellino, für den Welcker eine sehr lebhafte Hochschätztung bewahrt hat, aber auch von Gervasio, Gargallo, Minervini, Spinelli und vielen andern mit Artigkeiten überhäuft, achtundzwanzig Tage. Am 28. September fuhren sie, mit Zumpt, den sie in Neapel zufällig getroffen, und mit Emil Braun, der dazu aus Rom herübergekommen war, nach Messina. Denn auch die sicilische Reise gehörte in den grossen Plan. Für sie war, wie Welcker an Naumanns berichtet, das Wetter im ganzen günstig, nur wenig und voübergehend Regen, wenige Stunden zu warm oder zu kühl. „Von Messina, dem alten Zankle, so schreibt er weiter, die ganze Reise kurz zusammenfassend, fährt man über das schöne Taormina bis Catania. Von Catania aus geht man bis Palermo zu Maulthier, eine Reiterei, der die griechische vorzuziehen ist. Dagegen sind gegen manche Albanesenhütte, worin ich geschlafen, die Wirtshäuser hier Paläste, wie viel auch die Gesellschaft oft klagte. Dies war denn eine letzte Campagne von siebzehn Tagen, glaub' ich, die mir, obgleich Südsicilien grossentheils einförmig und selbst öde ist, durch die Menge alter Städte und Tempel von sehr eigentümlichen Beschaffenheiten und Lagen, der Zeit und der Mühe vollkommen wert geschienen hat, nicht zu rechnen die Kunstsammlungen, die fast in keiner Stadt alten Namens ganz fehlen. Lentini (Leontion, woher Gorgias), Syrakus, wo man gern eine Woche bliebe, ich in nur zwei Tagen sehr viel gesehn, auch Platens Grab besucht habe, Palazzolo (Akrä), Terranuova (Gela, wo Aeschylos starb), Girgenti durch Lage und Tempel und Mauern gleich hervorstechend —, über Sciacca zu der Einöde von Selinunt, wo drei Tempel in Ruinenhaufen verwandelt liegen, über Mazzara und Marsala in Trapani (Drepanon) und auf die Burg Eryx, von da über Alcamo nach dem schönen, nie vollendeten Tempel und dem hochgelegenen herrlichen Theater von

Segesta, von wo man sich nach Palermo wendet. In dieser königlichen, von Seiten der Natur über meine Erwartung herrlichen Stadt verweilten wir zehn Tage, länger als im Plan gelegen, weil die Gesellschaft ein grösseres Dampfboot abwarten wollte. Ausflüge nach Monreale, Termini, (die Thermen von Himera, das nur zwei Stunden davon lag) und andre nähere ergaben sich leicht."

Aber so befriedigt diese Aeusserung klingt, so feine und liebenswürdige Beobachtung und phantasievolle, poetische Anschauung die auch in Sicilien sorgfältig geführten Tagebücher in sich bergen —, der Enthusiasmus der kleinasiatischen Wochen war verrauscht. Die Natur machte ihr Recht geltend. Dem ermüdeten Wandrer waren drei weniger ruhelose, heitere Wochen in Neapel, die auch den einst in früher Jugend vergeblich geplanten Besuch von Pästum und Amalfi nachholen liessen, und ein stiller römischer Winter wohl zu gönnen. Denn stille lebte Welcker in Rom, trotz aller Anregung und der langen Reihe von Einheimischen und Fremden, die an ihm vorüberzogen, unter ihnen sein zugereister athenischer Genosse L. Ross, dann Wiese, Kopitar, Nitzsch, Bachofen, die Cardinäle Mai und Mezzofanti, der Jesuitengeneral Rothaan, bei dem Welcker das Urteil über Hermes zu mildern suchte, von Künstlern Rahl, Vogel von Vogelstein, Woltreck, die ihn ebenso wie E. Wolff porträtirten. Auch Kestner versuchte sich an dieser Aufgabe. Von Cobet liess er sich erzählen, dass seines Gegners Gottfried Hermann Ansehen in Holland so sehr gesunken sei. Den Präsidenten des capitolinischen Museums Melchiorri hörte er lächelnd den klugen Gedanken auseinandersetzen, dass, da Lysipp, dem Alexander das Recht, ihn zu porträtiren, verliehen, ein Erzgiesser gewesen, Alexander dasselbe Recht für sein Bildniss in Marmor wol dem Phidias gegeben haben werde. Welcker hatte Sehnsucht nach der gewohnten stillen gesammelten Arbeit am Studirtisch. Einen Aufsatz über Vasengemälde in Neapel gab er Avellino für sein Bullettino Napoletano; ein anderer war der Vertheidigung der Ansetzung Trojas in Bunarbaschi gegen Eckenbrecher gewidmet. Am lebhaftesten aber beschäftigten ihn das Thema der polygnotischen Ge-

mälde in Delphi, zu deren Erläuterung er von seinem alten Jugendgenossen Christian Riepenhausen neue Skizzen entwerfen liess, und die Erneuerung seines alten Plans, eine Zusammenstellung antiker Bildwerke nach der Anordnung des epischen Cyclus, wobei ihm Emil Braun vielfach hilfreich war. Aber während der wundervolle Aufsatz über die polygnotischen Gemälde nach der Vollendung zum Druck in den Schriften der Berliner Akademie gelangte, kam der zweite Plan auch diesmal nicht über die Vorbereitungen hinaus und wurde erst später von Joh. Overbeck, freilich nicht vollständig und Welcker nicht ganz zum Dank, ausgeführt.

Der Aufenthalt in Rom dauerte vom 16. November bis zum 5. März 1843. Auf der Rückreise wurde noch Etrurien, anfangs in Gesellschaft von E. Braun und Jolly de Bammeville besucht, Corneto, Toscanella, Volci, Monte Fiascone, Orvieto, Chiusi, Siena, Arezzo, Cortona, Assisi, Perugia, dann Florenz, mit einen Abstecher nach Pisa, Lucca, Volterra. In Florenz freute er sich Migliarini, den er einst als Zeichenlehrer im Humboldtschen Haus gekannt hatte, und den guten, eleganten, verständigen alten Millingen, in Pisa Rosellini zu sehen. Dieser, der sich einen guten Preussen von Herzen nannte, machte ihm von allen italienischen Gelehrten, die er kennen gelernt, den günstigsten Eindruck. Merkwürdig war ihm auch Francesco Inghirami in seiner Badia in Fiesole, „ein langer, alter, ernster Italiener. Seine Frau, aus Volterra, die er alt, sie nicht jung geheiratet, scheint auf die Talente und die Berühmtheit ihres Mannes nicht weniger zu halten, als irgend eine Hofrätin zu Göttingen. Nicht blos, dass der Mann seine Bücher schreibt, zeichnet, sticht, druckt, er hat auch mit eignen Landschaftszeichnungen ein Zimmer angefüllt, sich ein kleines Theater gebaut und gemalt, worauf er junge Leute spielen lässt — ein anderer Politi.“ Die Reise führte weiter über Padua, Catajo, Venedig, wo Steinbüchel aus Wien den freundlichen und kundigen Führer machte, über Verona, Mantua, Brescia, Mailand nach Chiavenna und, über die Höhe des Splügen zu Schlitten, nach Chur. Am 26. April war Welcker in Zürich, am 6. Mai, nach bald zweijähriger Abwesenheit wieder in Bonn.

So oft hatte er in weiter Ferne diese Ankunft in Bonn in Träumen gesehen: die Naumannsche Familie ihn erwartend und die Kinder ihm entgegenspringend. Es traf sich unglücklich, dass gerade an diesem Tag die ganze Familie Naumann einen Ausflug nach Königswinter unternommen hatte und erst spät am Abend zurückkam. Aber in den nächsten Tagen veranstalteten zur Feier von Welckers glücklicher Rückkunft die Familien Ritschl, Arndt, Dahlmann und Naumann ein kleines Fest, an dem auch Fr. Bluhme Theil nahm. Die Mitglieder des philologischen Seminars stellten sich dazu mit Musik und Gesängen ein und überreichten ein auf Atlas gedrucktes lateinisches Begrüssungsgedicht, so dass der herzliche Willkomm in der Heimat nicht ausblieb.

Aus Tagebüchern und Aufzeichnungen.

Rom.

Peterskirche. Die Tadler sollen schweigen — das Ganze wirkt gross und ruhig; die Fehler sind untergeordnet. Die Eigenthümlichkeit und Zusammensetzung aus fremdartigen Bestandtheilen hat die Harmonie nicht aufgehoben. Der Eindruck der Façade, des breiten Mittelschiffs, des verschiedenen Einfallens der Kuppel in das architektonische Bild, die Kreuzschiffe, das Ganze, alles war in Einfachheit und Würde noch über meiner Erinnerung. Reise rings umher. Neue Monumente. Das auf Pius VII., durch Consalvi errichtet, von Thorwaldsen. Die sitzende Kolossalstatue mehr als nöthig zusammengesunken und gebückt, doch ein Werk; die Stärke mit der Löwenhaut und die Weisheit forschen in der „Biblia“, was eigentlich etwas protestantisch ist; eine Eule neben ihr. Das mir noch so ganz bekannte Monument Canovas auf Clemens XIII. Rezzonico macht vielleicht im ganzen einen schöneren Complex; aber es ist darin keine Figur was sie seyn soll — die schlafenden Löwen ausgenommen, die fast als die Hauptsache hervortreten — und alle sind wildfremd unter einander. Der strahlende Glaube hat Stellung und Ausdruck einer hübschen, sehr völligen Wirthsfrau, der lang hingestreckte, nackte, trauernde Jüngling hat in der Reihe der Wesen kein bestimmtes Analogon; die Relieffiguren selbst

neben der Inschrift sind charakterlos. Pius VIII. hat nur einen Sarkophag, mit einem Kissen darüber die Tiara zu tragen, erhalten und man möchte diese Abnahme von den meist so unangenehmen Prachtmausoleen der früheren Pähste schon günstig deuten; doch ist dem Leo XII. vom jetzigen Pabst eine Kolossalstatue gesetzt. An dieser fällt der das wirkliche Gewand nachahmende Silberstoffglanz auf, der dem Marmor gegeben ist. — Die Pietà von Michel Angelo aus seinem 25. Jahre. Die Leiche ist als solche nicht naturgemäss, als schlafend und erstarrt gedacht sehr gut; die Mutter zu matronenhaft und kalt, indem doch die Grandiosität der *posa* durch die Art, wie das Gewand gewählt und umgethan ist, aufgehoben wird. Nur sehr einzelne Betende bey den vielen Messen. Der Gesang der Domherren sehr mächtig. Rührend die vielen besuchten Beichtstühle, unter denen aller Sprachen.

Pinakothek. Rafaels Verklärung liess mich deutlich gewahr werden, dass die Composition, die beste Zeichnung, auch Kupferstich, nicht zureicht ein jedes Bild zu beurtheilen. Denn wenn der obere Theil dieses höchsten Gemäldes mir nie recht zusagte, auch nicht in der Mosaik in S. Peter, so erscheint er auf dem Bilde ganz anders. In der Glorie erscheint der Christus von der Schwere befreyt und in den Farben wie eine himmlische Erscheinung, Moses und Elias aber, so wie die drey Lieblingsjünger auf dem Berge, durch den Ausdruck der inneren Erschütterung und durch die erschütternde Innigkeit als Personen, die mit keinen andern, ihre Stellungen als solche, die mit keinen andern verglichen werden dürfen. Der lebendige individuelle Ausdruck der Personen unten scheint nicht übertroffen werden zu können; und die originelle Erscheinung des begeisterten, alle Blicke auf sich ziehenden Knaben — so eigen, wie in ihrer Art Mignon — hat auf den Betrachter keine geringere Wirkung als auf seine Umgebung im Bilde.

Cappella Sistina. Gregor XVI. fungirte. Seit Himmelfahrtstag war diese öffentliche Feyerlichkeit nicht. Das Cardinalscollegium nun weit rüstiger, als ich es gesehn. Es fehlten die schönen Köpfe der Ordensgenerale. Die Capelle

führte einige herrliche alte Compositionen aus, in denen unter schönen und mannigfaltigen Accorden und in der allgemeinen Harmonie die mir jetzt verhasstere Castratenstimme, wie sie in den Responsorien und Solo's erscheint, sich verliert. Eine kurze lateinische, im singenden Vortrag und durch das Unakustische des Saals unverständliche Predigt. In allen den vielen geistlichen Gesichtern nicht ein Zug der Andacht oder wahrer Religiosität. Eine Miene wie die fromme der Päbste in manchen Statuen behauptete der Pabst, als er in der Procession des Ausgangs das *sanctissimum* trug. Der gute Geschmack in der Einfachheit des vor dem jüngsten Gericht aufgeschlagenen Altars, des päbstlichen Baldachins, und in vielen Cärimonien, besonders in der Art wie hohe Geistliche auf den Stufen des Altars, andere zur Seite, andere dienende auf der platten Erde gesetzt waren. Nach dem Ende dieser Messe zog die Geistlichkeit noch in die hell erleuchtete Paulina. Hier sah ich nun und erkannte aus dem Styl die neulich unter den Gerüsten der Arbeiter übersehenen Gemälde von Michel Angelo, seine letzten: die Bekehrung Pauli, wo in den Gesichtern und Stellungen sein Styl besonders sprechend ist, nnd die Kreuzigung Petri. Die Gemälde der Sistina machen nun einmal nicht entfernt die Wirkung, die ihrem Ruf entspricht. Der dunkle Himmelsgrund des Gerichts ist zur Sache im Verhältniss, schadet aber malerisch zu sehr; und die auf diesem Grunde gebrauchten Colorite sind, was auch die Zeit verdorben haben mag, nie glücklich gewesen. Erscheinung, Evidenz eines Werks ist unerlässliche Bedingung. Architektonisch ist sehr gefehlt dadurch, dass der oberste Theil des Bildes getheilt, zerstückt wird; und die gleichmässige Bekleidung der ganzen, grossen Waud mit Bildern widerstrebt dem Gefühl, das der Alten voll ist. Von den genialen und wunderbaren Bildern der Schöpfungsgeschichte u. a. oben liessen sich manche weit besser erkennen als das Gericht.

Umzug in der Peterskirche, wo die Marmorgruppe von Michel Angelo, weiss wie wenn sie gestern vollendet wäre, mit dem Zustand der Fresken angenehm contrastirte. Thorwaldsens Denkmal auf Pius VII. aus der rechten Ent-

fernung gesehn, gefiel mir noch weit mehr als das erstemal; und mit Ausnahme der Tapferkeit, die durch die Löwenhaut übel bezeichnet ist, und mit ihr durch die über der Brust gekreuzten Hände in Widerspruch steht, obwohl die Ergebung und Nachgiebigkeit des Pabstes in der Noth mit seiner dadurch gereizten Tapferkeit und Eroberungsmuth, als er frey war, thatsächlich ist, getraute ich mich alles gegen den Tadel in richtiges und vortheilhaftes Licht zu setzen. Die Goldverzierung der gewölbten Decke, weniger schwerfällig als die so vieler alten Plafonds, ist wohlthuend. Die Länge des Schiffs verschwindet so sehr gegen die Breite, und diese ist eben dadurch weit wie ein Meer. Diess in Verbindung mit den Ausschnitten, die von der Kuppel und den Kreuzschiffen sichtbar werden, giebt dem Raum einen ganz eignen Charakter.

S. Pietro in vinculis. Der Moses von Michel Angelo, Hauptfigur des Grabmals Julius II, hat fürstlich gebietenden Ausdruck, bey scharfem, fast finsterem Sinnen; der Bart ist sichtbar, bedeutsam, da er ihn nicht bloss mit der Linken anfasst, wo er in den Schoos herabfällt, sondern auch mit der Rechten, indem dieser Arm sich auf die Gesetzestafeln stützt, darin spielt. Die Bekleidung der Beine — das eine ist vom Gewande bedeckt —, wie man sie jetzt dem Blücher und ähnlichen Figuren giebt, ist nicht orientalisch. Mächtig, grossartig ist die Erscheinung. Die Idee ist offenbar, dass Moses mit den Gesetzestafeln vom Berge kommend sich niedergesetzt hat und in Einsamkeit nachdenkend vor sich hin, wie in die Zukunft, schaut. So erklärt sich die Nachlässigkeit des Gewandwurfs und der Stellung überhaupt, das Gesicht aber drückt durch den Mund Kraftgefühl, durch die gedankenreiche Stirn aber und die Augen aus, dass er das Gewicht des ihm auferlegten Werks empfindet. Die Lea und Rahel sind sicher nicht von Michel Angelo selbst; sie sind nicht einmal charakteristisch. Die Arabesken in der Sakristey sollen von Zuccari nach denen in den Thermen des Titus copirt seyn, von welchen in der Kirche selbst Mauern verwandt sind. Auch der Stuhl hinter dem Hauptaltar soll daher seyn. Die Befreiung Petri von Domenichino in einem

Nebenzimmer der Sakristey, drey Figuren, — Petrus, der Engel, der schlafende Wächter — ist lebendig und gut. In einem schönen alten Relief von 1465, links vom Eingang der Kirche, ist Petrus mit den Schlüsseln thronend und gewaltig, der dem Engel die Ketten reicht, daneben eine dritte Figur. Dies ist ganz in der Weise die Sache umzukehren, das Erlittene zur Genugthuung zu erheben, welche im Christus in Santa Maria sopra Minerva Michel Angelo befolgt hat: das Kreuz und das Rohr, womit er getränkt ward, auf die Seite haltend wendet er sich heiter nach der Seite, als ob Apollon die Laute hielte, also wie jenseits und triumphirend. Unter diesem Relief, das er stiftete, liegt im Boden der Grabstein des Nicolaus Cusanus mit einer Linearzeichnung seiner Gestalt und seines denkenden edlen Gesichts, die wahrlich copirt zu werden verdiente. Ueber dem untadlichen Relief steht das Distichon

Qui iacet ante tuas Nicolaus, Petre, catenas
hoc opus crexit: cetera marmor habet. MCCCCLXV

Santa Maria maggiore. Auf der hohen Säule mit schönem korinthischem Capitäl die eherne im Halbmond stehende Madonna. Das Innere fand ich meiner alten Vorliebe gemäss auch jetzt höchst wohlthuend. Das herrliche Mittelschiff mit den schönen jonischen Säulen, dem schönen, nicht zu bunten Fussboden aus *opus Alexandrinum*, dem schönen Plafond in Reihen von je fünf Cassetten, den gefälligen Nebenschiffen, niedriger und mit gewölbter Decke in bescheidner Goldverzierung, mit dem schönen Prachtgezelt auf vier hohen Porphyrsäulen, umflochten mit goldnen Laubgewinden. Das Kreuzschiff geben die zwey mit Kuppeln geschmückten Prachtkapellen Sixtus' V. von Fontana, jetzt Cesarini genannt, und Pius' V. ab. Nach dem Haupteingang rechts und links die marmornen Grabmäler Clemens' IX. und Nicolaus' IV. Altäre und Kapellen klein, die Bilder meist ganz unbedeutend. Von aussen ist ein so herrlicher Bau nie ärger verbaut und entstellt worden: die Façade der Peterskirche ist nichts gegen diesen Ungeschmack. Besonders verkehrt ist es, dass zu dem Thor von Trinità de' monti her ein so ansehnlicher und weiter Treppenbau führt, als wäre

hier die Hauptseite; so dass ich darnach in der Erinnerung die Kirche wirklich umgedreht hatte.

Villa Albani. Die schönen Aloë auf den Thürpfosten der Villa leben nicht mehr. Die zimmerhohen Buchsbaumhecken, die dichtverschränkten Eichen, *quercus ilex*, die festen Cypressenwände — Granitsäulen und Statuen darin verwachsen. Mignons „kennst du das Haus?“ soll auf dieses Casino gehn. Viele Blumen noch frisch durch alle Beete hin. Die Aussicht auf die Berge hier noch weit schöner als die bei S. Pietro in montorio. Denn sie erscheinen von unten auf auch beträchtlich näher. Zwischen beyden Gebirgen ist hier eine grosse Ebene sichtbar, in welcher sehr fern isolirt die Berge, ich glaube von Anagni, einen kleinen Raum einnehmen. Frascati, Rocca di Papa, Albano so nah, und die Städtchen vor den Zügen des Apennins. Viele Tonarten giengen diese mit ihren scharfen Kanten in den Uebergängen des Tages- und Abendlichtes durch; die Luft schien noch reiner als gestern. Es war eine neue Herrlichkeit. Drey Stunden emsige Schau, doch genau nur im Palast oben, und flüchtig in den unteren Sälen und andern Gebäuden, wo man denn, wie man weitergeht, über die fast Vaticanische Fülle noch mehr erstaunt. Winckelmann mochte weniger aus Partheylichkeit für seinen Cardinal, als aus Begeisterung für eine solche Schöpfung, in der Schätzung des Einzelnen mitunter zu weit gehen. Aber nicht bloss diese Fülle, obgleich ich auch früher sie oft nicht erschöpfen konnte und staunte, war auch hier über meine Erwartung, sondern eben so sehr das Mass, die Erhaltung, die Schönheit und Wichtigkeit so vieler einzelnen Werke; und diese erfreuen um so mehr je mehr sie durch Winckelmann und Zoega zu den bekanntesten geworden sind. Mit durstigen Zügen aus vollen Bechern.

Palazzo Spada. Im ersten Saal unten der sitzende Aristoteles. *ΑΡΙΣΤ.* am Sockel links. Gebeugt wie von der Ermüdung oder Anstrengung der Studien sitzt er im Nachdenken. Ein grober, nicht weiter Mantel ist um den linken Arm geschlagen und lässt die linke Brust bloss; der rechte Arm ist auf das Knie gestützt, so dass die Hand nur mit einem Finger unter dem Ohr anliegt. Die Sandalen sind

dick und in den Bändern sorgfältig. Das Haar ist kurz, dicht und glatt auf der Stirne; Runzeln auf Stirn und Wangen so wie an der welken Brust; die Schwäche des Unterleibs, den er in Euböa mit Oel bähete, scheint merklich; der feine Mund ist fest geschlossen, im Kinn ein Grübchen. Wie man gesagt hat, dass Aristoteles auf der Grenzscheide beyder Welten stehe, so erscheint sein Kopf, von dieser Statue getrennt gedacht, nicht hellenisch. Ein Gegensatz mit der vornehmen Erscheinung Platons scheint beabsichtigt.

Zu Thorwaldsen, dem Frau von Stampe einen ihn sehr wohl kleidenden grauseidenen, mit carmoisinrothem Sammt ausgeschlagenen Schlafrock angethan hat. Er zeigte mir ganz im Einzelnen seine fast durchgängig schätzbare Sammlung von Gemälden neuerer Künstler in vier Zimmern; eben so viele hat er schon in Kopenhagen. Treffliche Copien der Madonna del Granduca, stehend beynahe Kniestück und die kleine des Camuccini, auch von dem schönen Violinspieler mit dem unglaublich klugen Gesicht in Palazzo Sciarra, und eine schöne Handzeichnung von Rafael, Maria mit dem Kinde, die über Thorwaldsens Bett hängt. Am bedeutendsten sind die Zeichnungen von Carstens, zum Theil vollendet und ausgemalt von Koch, eine und die andere auch von Thorwaldsen selbst copirt — Megapenthes nach Lucian in zwey Bildern, die Titanen den Olymp stürmend, Jason vor Pelias erscheinend, Dante mit Virgil, wie Francesca mit ihrem Geliebten *(come due colombe)* vor ihm erscheinen, im Augenblick wo der Wind sie forttreibt, Geburt des Lichts etc. Alles staunenswerth an sich und mehr noch als Compositionen jener Zeit, durch die der im Leben nicht erkannte, in Dürftigkeit verkommende Mann um ein halb Jahrhundert seinen Zeitgenossen vorangeeilt ist. Unter den verschiedenen Porträten von Thorwaldsen am schönsten das von Horace Vernet, der hier Direktor der französischen Akademie war und von dem Thorwaldsen neulich sagte, man könne nicht mehr Talent haben als er. Von Koch, Reinhart, Reinhold, Robert, je mehrere, zum Theil viele Bilder, von Künstlern aller Nationen, in allen Arten, selbst einige Blumenstücke — Marinen, Norwegische Winterlandschaft, besonders aber treffliche Römische

Volksscenen von Piazza Montanara, Liebesbrief für eine cioc-ciara geschrieben, Antwort ihr vorgelesen u. s. w. und sehr gute Römische Architektur.

Im Studium Thorwaldsens, hinter Palast Barberini, war ich doch sehr erstaunt diese grosse Menge meisterhafter Werke, das Museum Thorwaldsen, wegen dessen vorzüglich man einst nach Kopenhagen reisen wird, zu erblicken, und hoch erfreut. Der herrliche Alexanderfries, so wenig wie die Statuen nach Zeichnungen zu beurtheilen, der Heiland an Grösse hervorragend, und die zwölf Apostel, die Giebelgruppe (Johannes des Täufers Predigt) interessant auch durch die in die Pyramidalgruppe gebrachte Abwechslung und Unterbrechung, eine Skizze von einer andern Giebelgruppe in Relief, die Auferstehung; Johannes mit dem Taufbecken in Kopenhagen; Alexander Feuer anlegend in Babylon, Seitenstück zum Zug; Homer mit Zuhörern und einem nachschreibenden Rhapsoden, wobey Thorwaldsen selbst den Arm um den Engländer legend, für den das Werk bestimmt war — auch in die letzte Platte des Alexanderzugs hat er sich gesetzt; Statuen von Mars, Mercur, die viermal wiederholt wurde, die drey Grazien in Hamburg, Vulcan, diese im Marmor noch unvollendet, Conradin für München, Copernicus, kolossal, in Warschau, Poniatowsky ebendaselbst, von dem nur der Kopf und das Pferd — man hat die Statue zu Sanct Georg machen müssen — Lord Byron sitzend, der lange Ueberrock trefflich behandelt, er sitzt auf Säulentrümmern Griechenlands; der Lucerner Löwe, durch einen Pfeilschuss getödet — ein glücklicher Gedanke. Oft sind die antiken Compositionen durch neue Motive auf das glücklichste bereichert, z. B. Achilles die Penthesilea haltend kehrt den Daumen unter ihrer Brust um, um zu fühlen, ob sie noch schlage; schöne Grabmonumente und unzähliges andre.

Thorwaldsen ist noch etwas ängstlich über sein Befinden und scheint die Krankheit des Alters zu empfinden — recht im Griechischen Sinn.

Griechenland.*)

Die Grenzkastelle waren eine herrliche Schule für die Epheben, Schule der Abhärtung, der Zucht, da sie entbehren mussten und keiner Verführung dort ausgesetzt waren. Die Natur des Landes giebt auch hierüber Aufschlüsse, und die Demen in den Bergen, wie Phyle, Oenoe u. s. w. mussten eiserne Männer erziehen.

Hat die Sparsamkeit und Genügsamkeit, die Abhärtung, welche der attische und überhaupt griechische Boden den Bewohnern angewöhnte, den grössten Antheil an der strengen Kunst, Cultur und Politik der Völkerschaften Griechenlands im Vergleich mit dem durch den Handel reich gewordenen Jonien, dem durch Natur und Handel überfüllten Grossgriechenland und seinem allzuleichten Leben? In dem Leben der Völker die gleiche Erscheinung wie unter Individuen und Ständen. Was haben die Athener aus ihrem Boden, was aus ihrem Meere gemacht!

In Bezug auf die Akropolen und die alte Topographie überhaupt gilt noch mehr als von allen Untersuchungen, dass das Suchen mehr werth ist als das Finden.

Den Tempel zu Sunion, das Theater zu Epidauros (wo überhaupt vielleicht am leichtesten viel zu finden wäre) und das Theater zu Athen würde ich zunächst zu Ausgrabungen wählen.

Den Ruinen und Sculpturfragmenten aus dem alten Hellas ist der Ueberrest der Sprache in der neuen in vieler Hinsicht zu vergleichen.

Die Nereiden hausen bei der Kallirrhoe in Athen, gehen hervor und schaden den Frauen und jedermann am meisten am Mittag und in der Dämmerung — *λαβώνουν*, *βλάπτουσι* —; die Lamia ist das *φόβηθρον* der Kinder. — Am Mittag fürchten sie bei Theokrit den Pan.

---

*) Die Tagebücher der griechischen Reise von der Abreise aus Rom an bis zurück nach Ancona sind vollständig abgedruckt in zwei Bänden erschienen bei W. Herz in Berlin 1865 unter dem Titel: Tagebuch einer griechischen Reise von F. G. Welcker. Die hiernächst mitgetheilten Sätze sind aus einem anderen Heft.

Schakale „klagen und jauchzen“. Mir kam es im ersten Augenblick vor als ob Landvolk, es sei im Streit oder aus trunkenem Jubel, ein durchdringendes, rohes, mishelliges Geschrei erhöbe.

Neapel.

Wie ist doch Jean Paul darauf gekommen, das Campanerthal, zwischen Capua, Nola und Neapel, zum poetischen Namen zu erheben? Eine fruchtbare Ebene, liniengerade breite gute Landstrasse mit Bäumen eingefasst, das Feld mit hohen Bäumen überdeckt, die mit Reben überhängt sind, Mais und Hanf vorherrschend. Selten jetzt Rebengewinde von einem Baum zum andern, die 1807 so viel häufiger und länger, kecker, dazu mit schwarzen Trauben überbeschwert waren, wovon man jetzt nichts sah. Ein reizender Ausdruck südlicher Fülle, wie mir wenige vorgekommen, fehlt daher jetzt. Die Zucht muss sich verändert haben — vielleicht auch hat man nur nach der Strasse zu auf die Bäume zu viel gesehn, zu viel junge gepflanzt.

S. Francesco di Paola. Das bemerkenswerthe an diesem Prachtbau ist nicht die Nachbildung des Pantheon, sondern der möglichst weit getriebene Eclecticismus. Denn an die Hauptkuppel schmiegen sich, wo das Tympanon ausläuft, zwei andere und eine Halbkugel ist hinten angesetzt, so dass hinter dem Hauptaltar eine grosse Nische sich aufthut, und in diesen Kuppeln ist den Moscheen ihre Ehre angethan. Für das Innere ergiebt sich aus den Seitenkuppeln noch eine Art Vorhalle hinter den äusseren. Dann ist von S. Pietro in Rom genommen die Colonnade, mit je zwanzig dorischen Säulen auf jeder Seite, Säulen von den unglücklichsten Verhältnissen; von den Aegyptern die je vier kolossalen Löwen aus grauem Marmor an den beiden Treppen zur Colonnade; von den Christen die vier grossen Kreuze auf den drei Kuppeln und in der Hand einer christlichen Figur auf der Spitze des Tympanon; von den Römern die zwey Reiterstatuen, die in dem Halbkreis der Colonnade aufgestellt sind, Karl III. und Ferdinand I., jener ganz, von diesem nur das Pferd von Canova. Diese Könige sitzen zu Pferd wie

Reitknechte oder englische Reiter; die weit ausschreitenden Thiere, die etwas von der trotzigen Kraft des Ochsen haben, scheinen von einer unsichtbaren Kraft gelenkt, wie wenn Götter die Thiere dämonisch im Reiten und Fahren zügeln; die armen Könige, commandirend und haranguirend, fallen aus dem erhabenen zum Theil ins lächerliche. Beide Gruppen beziehen sich aufeinander und sind Variationen. Er hat dies nach den beiden Reiterstatuen des Balbus, Vater und Sohn, die er wesentlich benutzt hat, nur nicht im gehaltnen und zweckmässigen, indem er alles, die Form und den Schritt der Pferde, die Geberde der sprechenden übertreibt und entstellt.

Eine reizendere Spazierfahrt, als die breite Strasse am Posilipo hinauf bis wo man den Golf von Bajä übersieht, giebt es bestimmt auf der Welt nicht. Eine ununterbrochene Gartenanlage, voll Manigfaltigkeit, Sinn und Geschmack, die Kunst mit der Natur verquickt, wie irgendwo. Diese senkrechten Thonwände — oder es gliche der Stein dem geschnittenen Thon — sind mit Mauern ergänzt, überbaut, verbunden, kleine Wohnungen, Werkstätten, Vorrathskammern hineingelegt, Treppen eingeschnitten, mit Häusern und Palästen oben, unten und auf mittleren Punkten abwechselnd geschmückt, und vor allem mit den unterhaltendsten Gärten und Pflanzungen überkleidet. Nach beyden Seiten des Wegs, hinauf und hinab, der Reichthum sinniger, geschmackvoller Anlagen gleich, und das frischeste Dunkelgrün ist jetzt noch der einzige Grundton, mässig durch die natürlichen Unterschiede des Baumgrüns gebrochen. Alle Arten südlicher Fruchtbäume mit Reben voll dunkler Trauben gemischt, eine einzige prächtige Palme, auf der Höhe einzelne Pinien, italienische, schön gewölbte. Wie der mit weissen Häusern bedeckte Fuss des Vesuvs, die belebte Küste auf der andern Seite des weiten Busens mit Castellamare, wie Capri, die Stadt selbst, der Vesuv das Wohlbehagen, das die nächste Nähe erzeugt, zur Erhebung steigern, bedarf nicht der Andeutung. Und dabei war noch der Himmel zum Theil bewölkt, der Vesuv nicht ganz sichtbar. Auf dem Rückweg kam uns der Corso in überraschender Gewalt entgegen, ein zusammen-

hängender Wagenzug, vor der Stadt oft zweyfach, dreyfach und Reiter fast ebenso unzählbar viel, über eine Stunde Wegs lang. Dass die Frauen hier weniger schön seyen, finde ich nicht; ich wüsste nicht, wo man im Corso mehr hübsche und angenehme Gesichter finden würde.

Gargallos Schwester bemerkte von Otfried Müller, der viel bey ihnen war, sehr richtig, dass er alles wie ein Gemälde gegenwärtig vor sich gehabt habe. Man sage, es habe ihm das Talent neues zu erfinden gefehlt. So verbreiten sich die Kritiken, die einem vielgelobten Manne etwas abzuziehen suchen. Ich überzeugte sie vom wahren Verhältniss.

Man gieng nach Meta eines Kirchenfestes wegen. Nicht weit von Sorrent ist rechts in dem kleinen Hof eines Hauses ein Myrtenbaum, der 360 Jahre alt sein soll, dünner Stamm und Aeste, als Baum genommen krumm und dürftig; warum die Staude zum Baum ziehn? Eine zweite grosse Schlucht wie die, welche rings um Sorrent, von beyden Seiten bis zum Meer, zieht, ist bei Piano, überbaut durch Ponte maggiore. Die Hauptkirche von Meta war im Schiff der Mitte, besonders im Chor und in einer Kapelle daneben, scheinbar prächtig ausgeputzt, mit Seide aller Farben, bunt gemischt und mit Gold verbrämt, nicht ohne Geschmack behängt, Goldflitter auch überall sonst nicht gespart, womit die Lichter zusammenwirkten. Eine Reihe eingerahmter Gouachebilder stellt Schiffe in Sturmesgefahr vor, als *ex voto* nach der Rettung. In der Sakristei empfingen die Geistlichen ihre Bekannten und ruhten viele andere unter munterem Gespräche sich aus, indessen die Menge unter der Messe kniete. Dabey breitete der Markt, besonders von Obst und Kuchen, sich vor der Kirche aus durch die Strassen und in einiger Entfernung machte die Tanzmusik Vorspiele. Wir besuchten den schönen Garten zum Hause Serra di Capriola, am Meer, nah am Ende des Orts gegen Castellamare zu; der hohe steile Santangelo also dicht zur Seite. Der Marine- oder eigentlich Strandmaler Temming aus Schleswig, der uns begleitete, führte uns zu einem Punkt der Gartenmauer, wo man unter sich Felsstücke sieht mit einer Gasse für das Meer, durch die man schiffen könnte. Dann zur Marina von Meta und von da nach Hause.

Die Lage von Pompeji ist nicht blos durch die Nähe des Vesuvs und des Monte Santangelo mit Castellamare ausgezeichnet, sondern die Ebene hinter Pompeji ist tief und nicht breit, so dass ein schöner Hintergrund von Bergen entsteht. Es wächst jetzt umher sehr viel Baumwolle und die Knaben rühmten, dass Pompeji der beste Boden der Umgegend sey. Die Wirkung der alten Stadt ist eine durchaus andre auf den der aus Griechenland und Asien kommt als auf Andre. Wer so viel, wenn auch weniger zusammenhängendes, aus so viel älteren Zeiten Verbliebenes, so viel grossartigeres, zum Theil nach Resten und Umgebungen die Phantasie mehr ergreifendes, als vielleicht die ganze Wirklichkeit vermocht hätte, gesehen hat, der geht durch diese Strassen ruhiger und sieht die grosse Masse der zerstörten Häuser nicht so gar viel anders an als die neuen Ruinen der türkischen Städte in Griechenland oder der mittelalterlichen, die man dort hier und da findet, wie z. B. in Aegina. Die zweite Wanderung in Pompeji war mir anziehender als die erste: das nähere Eingehen hält die Vergleichung mit dem älteren und grösseren fern; man nimmt das gegebene in seiner Art und in der That es ist in seiner Art nicht nur einzig sondern auch umfassend und reichhaltig genug. Sehr bedeutend ist die Gräberstrasse vor der Stadt wo das Pflaster so wohl erhalten ist — grosse polygonische Platten, ganz wie streckenweis auf dem Weg nach dem Promontorium Minervae herab —, wo die grossen Denkmäler, so nah bei einander, so ganz erhalten stehn. Dann sind unschätzbar die grösseren Häuser, um das Leben der Bewohner danach zu bemessen und in mannigfaltigem kleinerem Kunstbetrieb das Erbe der kunstreichsten Zeiten unmittelbar kennen zu lernen — die Tempelruinen, die Basilica, die zwey Theater und das Amphitheater. Was vom Scenenbau erhalten ist, ergänzte mir so schön, wiewohl bei weitem nicht zureichend, die grossen Lücken der vielen bisher gesehenen, setzt mich in Stand die Untersuchungen nun besser als nach Zeichnungen verfolgen zu können: aber kleinstädtisch kam mir das Ganze vor. Nicht so das Amphitheater. In diesem haben die Sitzstufen den Einschnitt, wie im Theater des Polyklet

und in einem andern und im Stadium zu Delphi. Diese Stufen decken nur zum kleineren Theil den Raum; es bleibt mir ungewiss ob die Ausführung unvollendet gelassen war, da ein Theil des Volks sich einstweilen auf dem Rasen niederlassen konnte, oder ob die Steine zu irgend einer Zeit weggenommen worden sind. Nachmaliger Verfall blos durch die Zeit und Zufälle ist nicht sichtbar, sondern alle vorhandenen Lagen sind regelmässig. Die Construction hat viel eigenthümliches, wie denn überhaupt die nach Material, Oertlichkeiten, Oekonomie u. s. w. in diesen kunstvollen Bauten angewandten Variationen den Architekten bei der Vergleichung bewunderswürdig scheinen müssen. Wie sehr die Fechter- und Thierspiele in der allgemeinen Gunst überwogen, sieht man auch an der Architektur, nicht blos an der Grösse, der Amphitheater.

Sicilien.

In der Nähe von Taormina geht man zu Fuss den Berg hinan und gelangt zuerst zum Theater. Die Stadt liegt auf dem Höhenzuge, der hinter dem nordöstlichen Flügel des Aetna her und weit in das Meer herabzieht, nach Art von Zinnen gezeichnet, unter einem spitzen Felskopf, worauf ein sarazenisches Castell liegt, höher, zur Seite La Mola. Die steile Bank, worauf sie sitzt, ist sehr hoch, wie man auf dem Wege nach Catania übersieht; das Theater aber ist auf einem Aussprung des Bergs gegen Italien hin, doch so dass es diesem den Rücken wendet und das Meer, den Aetna und die Stadt vor sich hat. Diese Felsen bilden zugleich zwey kleine Häfen nur für einige Schiffe, einen Hafen oder nur dem ähnliche Bucht hatte die Stadt nicht. Dabei sieht man unten ein grosses viereektes antikes Grabgebäude und nahe dabey ein sarazenisches Grab, so wie auch in der Stadt noch Sarazenengebäude seyn sollen. Der Aetna, dessen Spitze man schon lange vorher sah, zeigt sich hier in der Gestalt des Pentelikon. Die ganze Ansicht vom Theater aus ist unvergleichlich; und die Felsen zu beiden Seiten der Bühne, der eine mit dem Castellberg dahinter, machen durch ihre Nähe einen andern Hauptbestandttheil des Bildes.

Vor Sonnenaufgang auf dem Weg nach Catania: vollkommen wolkenloser Himmel. Der Weg gewinnt wieder Fläche und berührt das Meer nicht mehr unmittelbar. Neue Saaten, frische Gemüse; Kaktus nicht mehr ganz so häufig; hie und da viel Mandelbäume; die Strassen von hässlichen, ziemlich hohen Mauern aus Tuff eingefasst; an den Bauernhäusern und in den Gärten oft gemauerte und beworfene Säulen auf viereckten Basen. Auf Taormina blickt man viele Stunden zurück, wo der durch eine kleine Einsattlung getrennte Berg des Theaters sich stark unterscheidet. Der Aetna weicht, wie man ihm näher kommt, wie jedes Gebirg, aus seiner regelmässigen Hauptform. An den langen Flanken und besonders auf der sanften Absenkung und Abdachung in der Mitte verbreiten kleine Dörfer und ziemlich viele einzelne weisse Häuser, im Grünen ausgestreut, viel Leben und darüber liegt hier ein unfruchtbarer Rücken, dort der steile Fels; und die grosse Hauptmasse noch weiter oben ist Fels, an wenig Stellen bewachsen —, ganz wie die vielen griechischen Berge, während die übrigen sicilischen bis hierher denen von Calabrien zu gleichen scheinen. Auf der Seite vorüberreisend hat man wieder im allgemeinen die Form des Adlers mit sehr gedehnten Fittigen, nur dass die Spitze sich in einer langen Linie verbreitet, in der Mitte der abgestumpfte Kegel, oder Pyramide, sitzt — wie der Apex auf den Samothrakischen Bergen — an deren Enden aber eine bedeutendere Spitze hervorragt. Oben auf beyden Ecken des Kegels viel Schnee sichtbar, und ein grosses Schneefeld an dem nordöstlichen Gipfel.

Jenseits Aci Reale verliert man Italien, nachdem es blass geworden, ganz aus den Augen und der weite Bogen Siciliens, an dessen Ende Syrakus liegt, wird dafür sichtbar. Der Aetna nimmt auf der Seite, an der man ihn zurücklegt, die Adlergestalt wieder an, unter der er auch in Catania erscheint. Gleich hinter Aci marina liegen die Polyphemsfelsen, ein etwas grösserer runder, der auch bepflanzt ist, und zwei hohe Spitzen. Dann folgen merkwürdige Steinfelder, nicht wie bei Marseille und Karst über Triest, sondern bedeckt mit grossen Steinen und Felsenstücken, zwischen denen

nur kleine Stellen Landes mit der Hacke angebaut sind. Diese eignen Fluren erstrecken sich diesseit und jenseit des Porto d'Ulisse, wo die Lava den alten Hafen ausgefüllt hat. Eine erst vor zwei Jahren gemachte Strasse führt über öde Lava, worauf eine Strecke älterer schon verwitterter folgt, die nun schon indische Feigen und andere Gewächse trägt, doch noch sehr abstechend von den überreichen Pflanzungen von solchen Feigen mit Oelbäumen gemischt und dem Reichthum der nächsten Nähe von Catania.

Syrakus. Nahe der jetzigen Stadt auf Ortygia kommt man durch die grosse Todtenstadt, mit den Latomien auf der einen Seite, die wir nicht vorbei konnten ohne abzusteigen und mit grossem Interesse zu untersuchen. Sie erinnert am meisten an die von Chalkis, nur dass diese an einem hohen Berg hin und nur eine ungleiche Strecke hinanzieht, während die hier sich über einen breiten, nicht hohen Felsenrücken ganz ausbreitet. Die grösste Regellosigkeit und Abwechslung herrscht hier wie dort. Die Kammern wären schwer, die grösseren und kleineren Einschnitte für Reliefe und Grabschriften kaum zu zählen. Unter den Kammern sind auch hier viele, die gegenüber dem Eingang und auf beiden Seiten eine Grabstätte haben, Grube oder Bank für den Sarkophag und eine halbrunde Nische darüber. Mehrmals aber sind hinten zwey Gräber neben einander. Andre der in den Felsen gegrabenen Gewölbe haben nicht diese Regelmässigkeit. Die Steinbrüche sehen wie ein tiefer, nicht gerade laufender Wallgraben aus.

Ein schöner Anblick sind die drey grossen Inselberge, die sich an den Eryx und die ihm folgenden Berge, wie im Bogen, anzuschliessen scheinen. Der Eryx, der den Hauptaugenpunkt bildet, erscheint von dieser Seite im Profil als ein weitgeschweifter Halbbogen vom Meer aufsteigend, der von oben nach der andern Seite ziemlich jäh abfällt und seinen Fuss dann breit und bequem vor den andern Bergen aufsetzt. Von Trapani aus gesehen, stellt er sich ähnlich den meisten Bergen im Dreieck auf, zeichnet sich aber aus durch die stark gesonderten Theile, meist grandiose Felsenmassen, aus denen er zusammengebaut ist, und durch weite,

wenngleich steil gelagerte Gründe, durch die sich, wenigstens unterhalb, der Pfad hinaufzieht. Wir ritten bey munterem Schritt der Esel zwey Stunden bis hinauf, vermuthlich die Richtung und den Zickzack der alten Strasse, von der übrigens keine Spur zu sehen ist. Sant Oario auf einem breiten, von unten ringsum sehr schwer zugänglichen Kopf, der die mittlere Stadt gebildet haben muss, bleibt rechts nicht weit vom Wege liegen, wo es durch einen Sattel mit der Höhe zusammenhängt, von welchem aus die Belagerung noch Schwierigkeit genug in der ziemlich jähen Anhöhe fand. Auch bey den Capuccini ist eine schöne Lage. Der Berg ist auf der Seite des Anfstiegs sehr angebaut, besonders jetzt mit Krabb *(sommaco)*, der eben frisch im Grün steht. Das ansehnliche Städtchen San Giuliano auf der Höhe des Berges ist sehr sauber, die Strassen schön gepflastert in Gevierten durch ineinander gezapfte schmale Steinbalken, gleich Dielengetäfel; die Einwohner frischer und kräftiger und wie es scheint ziemlich wohlhabend. Nur wenig höher kommt man zu dem prächtigen Normannenschloss, das den Sitz des Königs Kokalos einnimmt. Wenige Burgen im Alterthum, vielleicht keine, hatten eine von der Natur so kühn und kunstgleich gegebene Grundmauer fast ringsumher, als diese. Die Felswände, die in grosse Tiefe reichen, sind völlig senkrecht, wie aus schmalen Lagern aufgeschichtet, und der Umfang hat Kerben und Buchten, eine grosse Unregelmässigkeit des Umrisses und ist gerade gross genug und nicht zu gross für einen so hohen Herrschersitz. An einer Stelle ist noch eine etwa 20 bis 30 Fuss breite griechische Mauer auf dem Felsen erhalten, aus wagerechten Reihen nicht sehr grosser Quadern, ohne Mörtel, wie immer, regelmässig und fein, wie die besseren Stadtmauern, so dass der Ausdruck die „Mauern des Dädalos“ etwas besonders lächerliches hat. Darüber steigt die Normannische Mauer ziemlich hoch auf, die auch auf beiden Seiten fortgesetzt ist. Im innern ist kein Rest alter Gebäude, nur eine der uralten Cisternen, nicht regelmässig rund, tief, weit offen und nur wenig nach unten sich erweiternd. Die Normannische Baukunst zeigt sich besonders in den schönen Eingangsbogen und den Deckengewölben aus kleinen Quadern

in einem grossen viereckten Thurm und in einer nicht grossen Capelle, welche eine runde Chornische hat; das Gewölbe der Cella ist halb eingefallen. Die alten Gebäude in der Normandie sollten mit diesen und dem ganzen Festungsbau verglichen, dieser aber in der Geschichte der Normannen sehr angeschlagen werden. Möglich, dass die Capelle am Rande gerade auf den Trümmern des Venustempels aufgebaut wurde, deren Heiligthum an die Stelle der Königsburg getreten seyn muss. Jetzt ist hier ein Gefängniss, durch das man in den Umfang der alten Burg eingelassen wird. Ueberraschend ist, wenn man vor der Burg ankommt, der Blick hinab auf einen andern Theil des Landes, eine neue Bucht und an dem Ende ein prächtiges Felsenhaupt.

Beym Hinabgehn bereitete der Sonnenuntergang unter grossen Wolkenmassen eines jener magischen Farbenconcerte Siciliens. Die Ebenen, schon farbenreich und wechselnd genug an sich, stellten im Reflex lange Tonleitern von Farben auf, der Himmel die seinigen, und schöner als alles war bei tieferer Abnahme des Lichts das bis ins schwarz spielende Ultramarin des Meeres, gesäumt von grün' und weissem Schaum. Regentropfen trieben und doch gieng man tief in die Nacht. Gewiss ist der Eryx einer der sehenswerthesten Punkte der alten Welt: Sicanisch, Kretisch, Punisch, Römisch, Sarazenisch, Normannisch ist für die Erinnerung nicht bedeutender als Land, Meer, Inseln und der Berg mit seinen Abgründen für die Anschauung.

Der Weg nach Segest ist sehr traurig, Hügelrücken ohne Baum noch Strauch, verdorrte Schmohlen und Disteln und meist noch gutes Gras, Felsen wenig oder nirgends sichtbar, nur ein kahles ungebautes Land. Zwey einzige Wohnungen gewahrte ich in Entfernung, auch kein Thier. Bei einem Wassergraben stellen sich endlich Tamariskenbüsche ein; man gewahrt einige Pferde und Kühe weidend, und sieht bald auch wieder Ackerbau. Hier erblickt man auf einer ziemlich steilen, von dieser Seite runden Höhe den Tempel. Er stand auf einem niedrigeren Berg ausserhalb der Stadt, wie der Rhamnusische auf einem höheren. Der Berg, worauf das Theater liegt, stösst mit seinem Fuss un-

mittelbar an jenen und ist von beträchtlicher Höhe, wenn auch nicht so hoch als Askra, Ithome oder Ira. Er ist auf schräg geführten Pfaden nicht schwer zugänglich und hat überall Erde genug um Fülle des Grases und mancherlei Gebüsch zu treiben, das jedoch nicht dicht steht. Grosse Felsstücke liegen nicht zu Tage. Das Theater ist in mancher Hinsicht das erfreulichste von allen. — Ueber dem Theater erhebt sich nur noch eine mässige Spitze des Bergs und auf dem Wege dahin bemerkte ich die Oeffnung einer nicht sehr tiefen, verschütteten, gewiss neuerlich nicht aufgeräumten Cisterne, nur einige Fuss lang und weniger breit, die vielleicht mit den Gräben im Theater in Verbindung stand. Je trauriger die Seite nach der Stadt zu, von der man kommt, um so grossartiger und merkwürdiger die Aussicht hier. Die hohen Felsberge hinter dem Tempel und weiter herum im Rücken blickt man über einen fruchtbaren Hügelgrund hinab auf eine weite noch fruchtbarere Ebene bis zu dem grossen von prächtigen Bergen eingeschlossenen Meerbusen. Die Beleuchtung war nicht so reich und magisch als auf dem Eryx, aber im ernsten Charakter anziehend und nicht ohne Schmuck von Farben und Lichtern. Ein Lichtpunkt im Ganzen der Reise. Der Weg nach Alcamo, obgleich im Mondschein und bei häufig bedecktem Monde, liess ein sehr fruchtbares Land erblicken. Aloëblüthen, wie Mastbäume, hie und da in dichten Reihen, sah ich nirgends in solcher Menge. Aber man fror.

Palermo. Die Villa des Duca di Serradifalco liegt eigentlich noch in der Stadt, mit dem Garten aber nach dem Meerbusen, ungefähr gegenüber dem Berge mit dem Belvedere, der den Meerbusen von der einen Seite schliesst. Man gieng eine Stunde im Garten spazieren, den der Duca seit zwanzig Jahren selbst gepflanzt hat, wo er auch das Haus, nach vorn Normannisch, nach dem Garten zu Römisch sich selbst erbaute. Eine Pflanzung ähnlicher Art sah ich nirgends, eine solche Mannigfaltigkeit schöner Bäume und Buscharten, so dicht und so reizend verwachsen, so abwechselnd und reich, wohl die Hälfte mir neu — Bambusrohr, Zuckerrohr und Papyrus stehen nebeneinander; eine prächtige Dattelpalme senkt an den gelben Fruchtästen die Massen der

Datteln, die je einen Korb füllen würden, herab. Zu den Gruppen grüner Bäume und den dicken Hecken dichtgrüner Laubgewächse gesellen sich die herrlichsten Blüthen von Rankengewächsen und Herbstblumen. Für den Botaniker, obgleich die Anlage nicht eigens für ihn bestimmt ist, wie für den Maler muss ein solcher Garten ein Schatz sein. Wasserkünste, Kreuzbogen über einen Weg springend, eine Lilie aus dem Becken aufsteigend — das Kenotaph der Gattin —, eine Ueberraschung: eine lebensgrosse Nymphe aus einem dürren Baumstamm, aus Rinden gefügt, herausspringend, wenn ein Reiter auf angestossnem Pferd schwebend mit der Lanze den rechten Punkt getroffen, Büsten von Meli u. a., eine verfallene Normannische Baute aus Steinen, denen die Zeit die Normannische Farbe gegeben u. s. w. Der Duca zeigte seine architektonischen Entwürfe, erzählte mir seine Geschichte, wie er mit 18 Jahren in Mailand lebte und Architektur studirte, da das Land occupirt war.

Dom in Monreale. Die Mosaike auf Goldgrund bis auf die Höhe der Säulen, und im Thor und den breiten aber kurzen Kreuzhallen noch drunter, wirken als Ganzes so prächtig als edel; die Kolossalität des Heilands im Brustbild in der Nische des Chors oben nicht minder. Glänzend ist die vor wenigen Jahren erneuerte Vergoldung des Dachstuhls, erhaben die hohen vier Bogen des Chors und des Kreuzes. Zu den Seiten des Hochaltars gross, breit, viereckt die Sitze des Bischoffs und des Königs mit 5 Stufen, darüber im Mosaik Christus Wilhelm II. krönend, und Wilhelm die Kirche der Madonna reichend. Das Gesicht des kolossalen Heilands merkwürdig ideal und erhaben. Die Fenster, die Anfangs durch Zink oder Blei durchbrochen gefüllt waren, erhielten Glas erst 1631. Die Säulen, wie schön auch an sich, sind das einzige, das in der erhabenen Einheit mir nicht ganz aufzugehn scheint; ihre Capitäle mit Akanth und Brustbildern sind gleichzeitig. Die Bronzethüren des schönen Hauptportals — worin das *amplum* mit dem *altum* sich begegnet —, sinnig wie das ganze grosse Werk, enthalten die alttestamentlichen Geschichten weit roher als Niccolò Pisano, dem man sie hier, wie manches andere in Sicilien, beylegt; die

des Seiteneingangs sind später, haben aber keinen bedeutenden Styl.

Wir fuhren beim heitersten Himmel nach der Bagaria in etwas mehr als anderthalb Stunden. Zum ersten mal sah ich die Marine, mit der Villa Giulia daneben, wo die schönen Abende wunderschön seyn müssen. Hier übersieht man den Rosalienberg, den Weg mitten hinauf, das Thal zur Seite, *conca d' oro* genannt, und den weiten Golf. Bald kommt man über den schmalen Oreto (Arethus), der die *valle della guadagna* durchströmt. Diese heisst so von der bei der Kirche S. Giovanni de' leprosi, der frühesten der Normannen, von diesen über die Saracenen gewonnenen Schlacht. In der Nähe der Stadt an diesem Flüsschen auch die Kirche Santo Spirito, bei welcher die Vesper ihren Ausbruch nahm durch die Ermordung des frechen Drouet. Am Strand sind Reihen von Tuffquadern ungewöhnlicher Grösse, nach den Massen der Alten, zum Schutz ausgelegt. Die Vignen sind häufig eingefasst mit schmäleren Steinen von der Höhe einer Hecke: man sieht, wie leicht dieser Tuff zu bearbeiten ist. Nachdem man eine dörfliche Strasse gefahren, werden die Landhäuser der *principi* sichtbar, die sich an dem hohen Vorgebirg herumziehen, wie eine Stadt von Villen — meist sehr ansehnlich, mit grossen durch die Gärten geführten Avenüen. Nur eine breite Strasse mehr städtischer Häuser, welche in gerader Linie auf den Palast Butera läuft und mit diesem durch den gleichmässigen Bau als ein herrschaftlicher Appendix zusammenzuhängen scheint. Mehrere grosse Locanden, besetzt mit Leuten, die des Octobers wegen (der hier die Zeit der Weinlese ist) aus der Stadt kommen, sich die mitgebrachten Speisen bereiten lassen, und die kein Zeichen von Heiterkeit von sich geben. Strassenkinder, verwilderter und zerlumpter als gehörten sie Wilden an, drängten sich nicht wenig heran und bey dem Reichthum der Gegend ist ein auffallender Mangel der Civilisation in allem zuerst ins Auge fallenden sichtbar, selbst in den Buden der Comestibilien, wo z. B. die Salatbüschel in der, nur nicht nassen Gosse herumlagen, und in der Locanda, worin man Mühe hatte die von Braun und dem Kutscher zusammengekauften

Speisen bereitet zu erhalten und die Wirthsleute sich fast so unabhängig von den Gästen wie in einem Khan zeigten, nur wie aus Gefälligkeit und träg bedienend. Dabey die schönsten offnen Säle und Hallen, und ein Weinkeller voll unzähliger Fässer. Desto herrlicher die Natur. Jedes dieser Landhäuser mag in der Lage seine besonderen Schönheiten haben; aber keines hat gewiss grössere als das des Principe Val Guarnera auf der kleinen Erhöhung des Thals oben und besonders auf dem Felskegel, der mit dem Garten verbunden ist und oben in einen runden Saal ausgebaut ist. Dieser Fels und der grössere, hinter welchem die Villa des Duca di Serradifalco versteckt ist, und das grosse Vorgebirg selbst waren ehemals Inseln, jenes aus vulcanischem Tuff: dies beweist auch der in dem angeschwemmten Land vorfindliche Muscheltuff. Ueberraschend eröffnet sich dem Blick der andre Golf, nach Osten, auf dieser Seite von hohen Bergen eingefasst, welche die Kette *delle madonie* genannt werden und gegen die Stadt hin mit dem hohen Pic *monte del cane* schliessen; am äussersten Ende der Berg von Cefalù, wenige Stunden entfernt Termini, am Fusse des Bergs, hinter welchem ohnweit das alte Himera. Hinter der Einsattlung des nahen Vorgebirgs lag Solunt auf Monte Catalfano, so dass man die Lage von vier Städten vor sich hat, nur dass zwey durch Berge bedeckt sind.

Die ungleiche, mannigfaltige, zum Theil barocke Gestalt der Berge, mit ihren vielen Zacken, Ecken und Buckeln, Wellenlinien und Abstürzen gibt der Landschaft etwas unruhiges, dem aber die Spiegel des weiten Meers über zwey Golfe hin das Gleichgewicht halten. Der Anbau des Landes ist der gleiche, wie auf der andern Seite der Stadt: Oel, Wein, auffallend viele der indischen Feigen (auch im obern Felde), die hier in grosser Menge gegessen werden müssen und sich lange halten. Das Wachsthum ist unglaublich rasch und viele Felder sollen jeden Monat eine Erndte bringen.

Eine Spazierfahrt wie die gestrige und heutige könnte alle Spur langer Arbeit aus dem Geiste tilgen und ihn frey und glücklich stimmen, während sie bey dem Bewusstsein langen Müssiggangs nur augenblickliche Erhebung schafft

und den Gedanken weckt, wie beglückend für den Thätigen das Wohnen unter den Seinen in solchem Aufenthalte seyn müsste.

Die wenigen Stunden, die ich zu lesen aufgelegt war, leistete gute Dienste *Un' epoca delle istorie Siciliane* von Amari — die Eroberung und Regierung Karls von Anjou und die Revolution in Sicilien —, ein eben verbotenes Buch, dessen Verfasser entsetzt und nach Neapel vorgeladen heute in Sicherheit ist und sich durch ein englisches Schiff retten wird. Er sagte über sich zu seinen Freunden: *sei celebre dal rimorso del tiranno.* Die Vorarbeiten zur Fortsetzung sind gerettet. Die 12000 Exemplare des Buchs waren schnell verkauft, eine zweyte Auflage abgeschlagen und jetzt erst der Verfasser, der bey den Finanzen angestellt war, abgesetzt und von der Polizei im Hause bewacht. Drey Journale, die sein Buch angezeigt hatten, *la ruota* und *il giornale di scienze, lettere ed arti* hier, und eins in Neapel wurden unterdrückt. Der Verfasser ist 36 Jahre alt. Der Vicekönig soll gleichzeitig einen Antrag auf Belohnung des Autors wegen seiner Schrift eingegeben haben. Eine grosse Summe war für diesen in einem Augenblick zusammen und mehrere kamen noch mit ihren Beiträgen zu spät. Amari hat nicht bloss historische Kritik, sondern auch historische Kunst, bei einiger Affectation des Styls die Kraft der alten italienischen Geschichtsschreiber, Sarkasmus, Anschaulichkeit, lebendige Kürze. Ohne der Historie etwas zu vergeben ist sein Werk zugleich ein Manifest der patriotischen Denkart, ein Wort zu seiner Zeit, voll von sich selbst ergebenden Anwendungen.

Am Abend kam Cavallari und brachte den eben vom Land gekommenen Abbate Maggiore, dessen Bekanntschaft ich gewünscht hatte und dessen Persönlichkeit mir weit über seine Schriften zu gehen scheint: klein, ruhig im äusserlichen, langsam aber gut und mit sicilischen Geberden sprechend, offen, geistesfrey und sicilischer Patriot, der Neapolitaner spottend wie die andern. Sicilien sey nur durch viel Blut zu helfen; und Unabhängigkeit durch eine Revolution wagen sich diese alle zu hoffen.

Rom.

Villa Albani. Der Reichthum dieser Sammlung und die Pracht und Schönheit der Räume machte mir, wenn nicht das gleiche Erstaunen, doch ein eben so grosses Behagen als beim ersten Besuch. Um alles zu durchgehen, musste noch die Dämmerung benutzt werden.

Dann nahm ich mir vom Buchhändler die Didotsche Ausgabe des Aeschylus und Sophokles mit und durchging die Fragmente. So erfährt man schon im Leben ein Todtengericht. Kalte Kritik, die gegen die Parteien sich vollkommen gleich zu halten versteht, nur nicht vermeidet die Eingenommenheit zu verbergen, welche sie von sich selbst hat. Nicht fester tritt der Schulmeister vor seinen Schülern, als sie vor uns auf; man fühlt sich beschämt, da man gegen innere Widersprüche, gegen offenbare Unkenntniss, wo diese Statt finden, sich nicht rechtfertigen kann. Man erinnert sich an Melanchthons Wort: „trage den Undankbaren auf deinem Rücken bis vor die Thore von Rom und setze ihn ab; er wird dir Fusstritte geben dafür, dass er noch einige Schritte thun soll." Mit dem allem ists in Deutschland gut nicht viel gelobt zu werden: nur dem Ausland gegenüber, das die Stufen nicht kennt, auf die sich der Kritiker stellt, spielt man eine falsche Figur unter solchen Nasenstübern statt des Zugeständnisses eines Verdienstes und mancher Entdeckungen.

In der Propaganda, um auch diessmal das *esercizio accademico* der Schüler zu hören, das mich ungleich weniger als das erste mal unterhielt. Die jungen Leute sehen alle sehr heiter aus, Charakter und Verstand ist der vorherrschende Ausdruck ihrer Gesichter, und keiner ist über mittlere Grösse, viele darunter. Am auffälligsten war durch das Herauspoltern und den heftigen unfreundlichen Ton, die abgeschnittenen kurzen Phrasen das Gespräch zweier Peruaner, und sehr rauh eine *egloga Caldaica* von dreien erst gesprochen und dann gesungen. Sanfter Gesang dreier Chinesen, mit wirklich musikalischen Bestandtheilen, weit über Türken und Neugriechen. Einer aus Canton dagegen sang sehr weichlich,

leise und unverständlich. Die Aufeinanderfolge so vieler Sprachen giebt ein sonst nirgendwo anzustellendes Experiment ab; aber der gewählte Rhythmus, der bessere oder schlechtere Vortrag bedingen so grosse Verschiedenheiten, dass die Vergleichung doch unsicher ist. Ein Schweizer in seinem Dialekt unterschied sich von manchen der civilisationslosen Sprachen bloss durch unvollkommene Declamation; der Schwede liess seine Sprache sinken, ihren eigentlichen Charakter nicht vernehmen, wogegen der Schotte, der Engländer gut aussprachen. Der allgemeine Unterschied zwischen den Asiaten, Africanern und den Culturvölkern stellt sich auf eine Art heraus, die einem besseren Kenner viel zu denken geben würde.

In Thorwaldsens Wohnung, wo ich einen Theil der schönen Genrebilder noch traf und zuerst die Statue sah, die er in Kopenhagen von sich selbst während des vorigen Aufenthalts gemacht hat. Der Gesichtsausdruck ist künstlerischer, geistiger als in der Natur, im schöpferischen Moment gedacht, die Stellung mehr frank und frey, wie eines alten Meisters, bürgerlicher als die feine mehr conventionelle Haltung im Leben — ein bedeutendes Kunstwerk. Der linke Arm ist auf eine hohe Figur der Hoffnung gestützt. Der dänische Bildhauer Hallbeck, der jetzt hier wohnt, ein schöner, grosser Mann, arbeitet an einem ausgezeichneten Relief, Psyche von Zephyrn getragen, entschlafen in ihrer Bedrängniss.

Thorwaldsen ging einst von Kestner weg und zufällig fiel sein Blick auf einen antiken Satyrkopf: er blieb stehen, sann und als Kestner ihm nachgieng, schlug er sich vor die Stirne und sagte „ach, das können wir doch nicht machen." Als er den Christus gemacht hatte, lobte er ihn, wie er gern was ihm gelungen unbefangen anführte. Da steht so ein Mensch, sagte er, die einfache Bewegung der Arme dazu, darin liegt alles. Und doch, setzte er hinzu, ich sehe, dass ich zurückgehe: denn dies ist die erste Arbeit, mit der ich ganz zufrieden bin. Sein Blick und Urtheil waren immer sehr scharf und tief, und ein Wort bezeichnete oft das wesentliche überraschend.

In dem Atelier von Tenerani ist alles anmuthig, aber

ohne Kraft, selbst ohne den Ausdruck der natürlichen Schwere, die Gesichter ohne wahren und tiefen Schmerz. Weit anziehender als die Werke war mir die Unterhaltung mit dem Manne. Einfach, still, ernst, wie etwas beklommen innerlich, es sei durch die viele Arbeit oder durch das Gefühl nicht sich selbst zu genügen. Von Thorwaldsen, als seinem Meister, sprach er mit voller Anerkennung und Bescheidenheit — der habe eine Leichtigkeit wie kein andrer, er schreibe die Figuren nur so hin, ohne Studium, ohne Mühe, den Alexanderzug in drei Monaten, ohne Modell und Hülfsmittel — eine Naturgabe, durch kein Studium zu ersetzen, wobey der Mann sich selbst unter den andern, die er entgegenstellte, mit einschloss. *Eloquente* sei er als Lehrer nicht, aber die Nacheiferung, das Zusehen mache die Schule; aus Büchern lerne der Künstler wenig, er müsse absehen der Natur und dem Meister.

Im Atelier von Tadolini. Als Schüler von Canova ist er in überzierliche, weichliche und zum Theil affectirte Manier verfallen. Es wurde an einem ungeheuren Koloss, S. Francesco di Sales, für eine der noch leeren Nischen in der Peterskirche gearbeitet und an einem grossen Grabmonument für Indien, hinter Calcutta, mit elf lebensgrossen Statuen, vier historischen Basreliefen an den langen Seiten des Würfels, worüber sich widrig ein kleiner Tholus erhebt, über dem wieder auf vierecktem Postament die sitzende Statue der Heldin. Diese hiess nach der englischen Grabschrift Sombre, hatte einen indischen Häuptling geheirathet und nach dessen Tod über seine disciplinirten Truppen und über zehn Städte geherrscht, geachtet von dem Schah Allum und der ostindischen Compagnie, und starb 1836. Ihr Neffe und Erbe — viele Schätze vermachte sie dem Pabst — errichtet ihr das Denkmal und gab, zu der Zeit als er es hier bestellte, ein grosses Fest in S. Carlo. Man sagt, die Dame sei eine französische Tänzerin gewesen. Nach ihrem Porträt als Greisin ist sie schön gewesen und sieht verständig, männlich, wie eine Herrscherin aus. Ein englischer Richter aus Indien hingegen erzählte, dass sie eine Bajadere und ihr Mann ein Deutscher, Namens Schulz, gewesen sei, nach dessen Fall sie

sich an die Spitze seiner Truppen stellte, siegte und sich behauptete.

Bei Overbeck, dessen schöne Grablegung, für Lübeck, noch im Carton, ich wiedersah, sowie die Apostel für Torlonia; dazu drey Zeichnungen, Anfang einer Reihe aus der evangelischen Geschichte, die in Prag gestochen werden soll. Die Beschneidung des Täufers, sehr eigenthümlich dargestellt. Die heilige Jungfrau hält das Kind, wie zur Taufe, indess hinter ihrem Rücken das Messer zur Beschneidung sich zeigt und auf der andern Seite Anstalt gemacht wird — unmittelbar ansprechend und rein harmonisch vollendet. Christus die Kranken heilend — voll Ausdruck und Handlung —, dann die Prophezeiung „es wird ein Geheule von Rama gehört werden in Bethlehem“ — in wenigen Gruppen die ergreifendste Verzweiflung des mütterlichen Schmerzes. Auch noch andere Skizzen, allegorisch, Johannes sterbend im Schoosse des Heilands, die Jungfrau vor ihm. Der Künstler selbst, wie voriges Jahr, im violettnen Pelzschlafrock mit schwarzem Barrett, kränklich aussehend, so ernst als mild, in der ganzen Erscheinung das Durchgebildete, eine nicht geheuchelte Heiligung.

Ich besuchte Rahl aus Wien und sah viele seiner Gemälde in Zeichnungen, Lithographien und Farbenskizzen. Ein kräftiger junger Mann. Der Vater gab ihm früh den Homer in die Hand, und er lebt, wie er sagt, so sehr in dessen Gedankenweise als in der biblischen. Seine Neigung ist zu griechischen Gegenständen (Prometheus mit den Okeaniden, Odysseus bei den Phäaken, Leukothea Odysseus den Schleier reichend u. s. w.); nur die Abneigung des Publicums steht auch ihm in dieser Hinsicht im Wege, so dass er historische Gegenstände, aus den Kriegen der Ferdinande und der Anjou, Genrestücke, Kirchenbilder u. s. w. malt, daneben Porträte, die ihm vorzüglich gelingen. Er schloss sich an Riepenhausen an und, was ich von einem Künstler nicht erwartet hätte, er fragte mich über den Inhalt der Thebais und der Kypria. Mein Bild zu machen bestand er eifrig, da ich meine Zusage zurücknehmen wollte.

— Ich fand mich bei Rahl ein, der mein Bild voll-

endete. Die Fertigkeit, die ich noch nie so gross gesehen, die trefflichen Kunstprincipien des genialischen jungen Künstlers, seine natürliche, freie und von aller Eitelkeit und Kleinlichkeit entfernte Art, seine Kenntnisse machten mir diess Sitzen ganz anders als das neulich bei andern erträglich, selbst zur Annehmlichkeit. Kestner war wieder von Anfang bis zu Ende da, und immer noch thätig an seiner Zeichnung, dabei behülflich mit Rath in Betreff der Aehnlichkeit. Das Bild schien ihm ausserordentlich. Rahl erwiederte auf eine seiner Bemerkungen, zu mir gewandt, Friede muss durchaus der Ausdruck des Bildes sein, wenn es getroffen seyn soll.

Bei Mezzofanti in einem sehr bescheidnen Hause, neben Valentini, hinter dem Platz Apostoli. Auch hier noch im Hof ein Sarkophag mit einigen Figuren, in einer Nische ein seltner Abguss, der Camillus vom Capitol. Der Cardinal sah frischer aus, als da ich ihn vor 36 Jahren in Bologna sah, nur die Stellung etwas eingefallen; sein Ueberrock zwar roth eingefasst aber von geringem Tuch, die Mütze eine gewöhnliche. Die Wohnung ganz einfach, ohne Schmuck, im dritten oder Empfangszimmer gewöhnliche Tapeten. Er sprach deutsch, vollkommen, gewählt, fertig, richtig, ohne den Ausdruck zu suchen. Ich erinnerte ihn an die frühere Begegnung und erzählte ihm von der Reise. Er kannte unsre Sanskritgelehrten und manches andre, so dass ich ihm meine Verwunderung darüber, wie er sich in Kenntniss erhalte, äusserte. Er klagte über den Mangel an Hülfsmitteln in Rom. Neugriechische Bücher hatte er manche gelesen und sprach gut aus, sprach auch treffend über die Sprache. Auf Litteratur brachte ich nicht absichtlich die Rede. Seine Haltung und Benehmen war völlig rein von jeder Art von Repräsentation — wie mich ein College behandeln würde, den ich zum erstenmal sähe. Er dankte mit Herzlichkeit dass ich mich seiner erinnert hätte, erwiderte mit natürlicher Bescheidenheit auf die Hindeutung über sein Sprachtalent, klagte, dass ihm jetzt wenig Zeit übrig bleibe zu lesen: „Wir Cardinäle haben viel zu thun.“ „Es ist eine Zeit zu lernen, eine zu wirken und eine zu vergessen.“ Er begleitete mich

durch das zweite Zimmer, sagte: „Besuchen Sie mich wann Sie wollen“, dankte und grüsste so verbindlich, dass die paar Geistlichen des Hauses oder die gekommen waren, ausgezeichnet höflich den vorübergehenden grüssten.

Um halb neun zum Cardinal Mai. Im Palazzo Altieri (wo mehrere Monumente). Reiche Einrichtung, ein Vorsaal mit Kupferstichen der Calcografia camerale, das jüngste Gericht Rafaels, die Morgenröthen von Guido und Guercino u. s. w. — ein langer rother Saal mit kostbaren rothen Teppichen, Vorhängen und einem Thronhimmel. Er, ein schöner, grosser, starker, noch wohl aussehender Mann, in feinem, roth eingefasstem Ueberrock, mit rother Mütze. Er redete mich französisch an, vollkommen artig, verbindlich. Das Gespräch natürlich über Niebuhr und Familie, dann Savigny, Blume, deutsche Universitäten, Sicilien, wo er vor kurzem war. Er zeigte mir seine Bibliothek und acht Bände neuer *inedita*, den Inhalt auf einigen der Titelblätter. Eine vornehme Haltung ist dem Manne natürlich, und ein Gefühl der Zufriedenheit über die erstiegene Höhe verläugnet sich nicht; doch haben seine Artigkeiten einen Anstrich von Wohlmeinung und er scheint die Würde mehr als eine Schuldigkeit zu handhaben, als gegen die anderen kehren zu wollen.

Die beyden Cardinäle waren mir interessant gewesen und so fiel mir ein auch den Jesuitengeneral Pater Rothaan zu besuchen. Ich wurde gleich eingeführt, zwey Secretäre arbeiteten an kleinen Tischen im kleinen Vorzimmer. Ebenso prunklos und beschränkt das Wohn- oder Arbeitszimmer des Mannes. Hohe, schlanke Figur, gut aussehend in dem schwarzen Kleid von feinem Schnitt mit schwarzem Barrett — grosses regelmässiges Gesicht, Arbeit und Anstrengung sichtbar, besonders auch an den Augen; Willensstärke und Schärfe bei den besten Formen ungezwungener Artigkeit. Es gelang mir ihn in gute Laune und mittheilende Stimmung zu setzen. In Beziehung auf unsre Studenten, ihre Duelle, den Grundsatz der Freiheit, auf das Verhältniss der moralischen Erziehung zur religiösen, auf Princip und Tendenz unserer Philosophie, auf Hermes, Elvenich, Braun u. s. w. konnte ich ihm widersprechen und Recht geben, beydes ge-

nug um ihm Zutrauen einzuflössen und die Unterhaltung zu fördern. Auf dieses alles brachte er selbst das Gespräch, das von Bake, Secchi und seinen Arbeiten ausging. Er sprach von der Ehre, die er 1820 hatte, aus Petersburg ausgewiesen zu werden, von verschiedenen Missionen und Reisen. Ich hätte viel mit dem Manne durchsprechen können; ich rühmte ihm namentlich den verstorbenen Hermes und suchte ihm zu erklären, wie der Gang der Philosophie, die Verhältnisse einer Nation, eines Zeitalters Einfluss auf die Individualität des Mannes ausgeübt zu haben scheinen und machte ihn bei manchem auf die zwey Seiten der Dinge aufmerksam, was er gut aufnahm. *La conscience* als Grundlage der Erziehung, *le sentiment du coeur et de la bonne foi*, *le créateur* —, alles dergleichen schien aus aufrichtigem Herzen zu kommen und nicht als Unterlage einer weltlichen Politik zu gelten. Die Manier durchaus frey von amtlicher Würde; höflichster Dank für den Besuch u. s. w.

Bei Graf Spaur*), der mir Dodwells Reise zeigen wollte, durchschossen und mit Zusätzen von Citaten der Autoren und Münzen überdeckt, im Ausdruck durchcorrigirt zum Behuf einer neuen Ausgabe — auch eine der abgestorbenen mühevollen gelehrten Arbeiten.

Der Katalog der Dodwellschen Bücher, mitgetheilt vom Grafen Spaur. Da sieht man die schwache Unterlage von Gelehrsamkeit und wie diese Reisebeschreiber und Monumentenherausgeber oft mit ihrem fragmentarischen Wissen, den bloss äusserlich gewonnenen, ohne Zuthun von bedeutenden Kenntnissen gelieferten Notizen und Abbildungen zu einem grossen Ruf gelangen: die Klassiker und ihre Uebersetzungen, das Numismatische, das Archäologische überhaupt, die Reisen — alles nur wie zufällig und sparsam zusammengerafft, stümperhaft.

Bei Kestner zu Tisch, mit Vogel, Wiese, Henzen, dem Kupferstecher Gruner. Nach Tisch noch andre, um die Wertherbriefe zweiter Abtheilung zu hören. Auch diessmal der Eindruck für mich höchst befriedigend, das Interesse die Poesie sich dem Boden der Wirklichkeit entwinden zu sehen

*) Graf Spaur hatte Dodwells Wittwe geheiratet.

das gleiche wie früher. Als Albert und Lotte durch die Deutung des Buchs auf sie verletzt sind, Albert wenigstens, ist der Dichter, den das *con amore* gemalte Bild Lottens neu entflammt hat, in Verzweiflung, weiss aber nur zu bitten, zu trösten, zu sophistiren. „Du, Gott, der, wie sie sagen, alles zum besten kehrst, wirst jeden Schaden abwenden.“ „O ihr Kleingläubigen, wenn ihr den tausendsten Theil dessen ahntet, was Lotte und Werther tausend Herzen sind, so würdet ihr gern vergessen, was ihr selbst dafür aufopfert.“ Nach einem Jahr verspricht er selbst, der es allein könne, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen, ein Versprechen, das er in einem späteren Briefe nicht zurücknimmt, aber hinausschiebt. Man sieht deutlich, wie der Werther ihm ein viel höheres Gefühl seines dichterischen Vermögens gab als der Götz, über dessen Erfolg er vorher auch sich unbefangen geäussert hat — und so scheint er ihm lebenslänglich als die bedeutendste seiner Schöpfungen gegolten zu haben. Mehrmals kündigt er ihn vorher dunkel an, er kann das Geheimniss nicht unterdrücken und die Octavblätter, womit er ihn beyden zusendet, sind umrändert. Albert zürnt zuerst in einem ganz verständigen Brief, verzeiht dann, wie er einem Freunde nach Berlin schreibt, doch ohne es Goethen merken zu lassen, damit der sich künftig mehr in Acht nehmen möge. Die Correspondenz nimmt wohl weniger darum ein Ende, als weil Goethe in Weimar die meisten aufgab. Zwey Briefe von daher bilden den schönsten Epilog. Von der Wartburg schreibt er 1777: ich bin der Glücklichste, den ich kenne. Auch die vielen Briefe an Lottens Bruder Hans, die im Original hier sind, die andern nur in diplomatisch genauen Abschriften, sind höchst bedeutend für das Ganze, das in aller Litteratur nichts gleiches hat an Wichtigkeit der urkundlichen Geschichte des Stoffs zu einem Gedicht. Den Brief Alberts über Jerusalems Tod hat der Dichter zum Theil wörtlich benutzt. Er schliesst, wie er einmal selbst sagt, die Geschichte seiner Liebe an die des unglücklichen an. Von Lottens gut seyn, wenn nicht liebenden Gefühlen gegen ihn, glaubte ich diessmal einige Zeichen zu finden, die mir vorher entgiengen. Die strenge Zurückhaltung und

Schamhaftigkeit (wie Albert sich ausdrückt), die in der Zeit lag und die bei einer Traulichkeit wie unter Verwandten statt haben kann, zog den Schleier fester über die Herzen. — Von seiner Liebe in Frankfurt lässt Goethe die Freunde nichts, gar nichts merken, auch nicht, da er aus der Schweiz zärtlich an Lotte selbst schreibt. — In so angenehmer Stimmung gieng ich noch mit, nach 9, zu Landsberg und hörte mit innigerer Theilnahme als gewöhnlich die Claviermusik, die Geigen, den Gesang. Angenehme Unterhaltung mit einem Gothaner Sparre, der mich im Institut kennen gelernt hatte. Zuletzt war ich in Saloniki und der Gegend.

Am 31. December hörte ich in S. Carlo ai Catinari einer Predigt zu — der Frate stand auf einer modernen Bühne und gieng umher; ein Stuhl bei ihm und zwey vermummte und verlarvte Ehrenwachen: so mischt sich das theatralische immer ein —, im Gesù, doch nicht lange, die Orgeln, die abwechselnd lustige Stücke,. unter anderm aus Robert dem Teufel spielten, sah dann im Herausgehen in vorderster Reihe der müssigen Schauer (allermeist Schwarzröcke) viele Cardinäle, darunter Mai, und den Sovrano aussteigen, die drinnen seit Stunden erwartet wurden, und eilte zuletzt nach Villa Wolkonsky. Schöner Akanth fasst die Wasserleitung ein, die von selbst sich mit einem vollen Kranz auf ihrer Höhe geschmückt hat; Rosmarin, Lorber, Rosen bilden die Hecken an der Mauer und auf der andern Seite des Wegs. Von der Loggia des Casinos ist Porta maggiore und der Tempel der Minerva medica, den man nirgends besser sieht, auch die Tempelruine neben Santa Croce und das Amphitheatrum castrense in Verbindung mit den Mauern und Aquäducten ein hinreichender Bestandtheil alter Stadt. Die Abendfarben waren schon zum Theil verblüht, auch lagerte sich unter die Goldregion eine breite Wolke über die ganze Länge des Janiculus und weiter; fern erschienen in diesem Licht Monte Mario und S. Peter, und das ganze umfassende, inhaltreiche Bild sah sich ernst an, wie das eines sich neigenden, nicht prächtig beleuchteten, doch auch nicht verdunkelten, trüben Menschenlebens. Unter dem Geläute, das über ganz Rom das neue Jahr ausrief, kam ich in der Nacht zurück.

Am 2. Januar Traum von Goethe, der über W. von Humboldts Schriften mit kurzen Worten hart urtheilte und viel anderes charakteristische sprach.

Rückreise von Rom nach Bonn.

Orvieto. Selten hat ein Werk einen so grossen, so plötzlich und so nachhaltig günstigen Eindruck auf mich gemacht als die Façade des Doms — sie ist ein höchstes in ihrer Art. Wunderbar sind die Hauptformen und die Gothischen Thürme mit den Sculpturen und Mosaiken, worin ein ganz anderer Kunstgeist waltet, zur Einheit verbunden. Das Ganze ist so hehr und keusch, so einfach in der Pracht, so sinnig und so reif. Die vier Felder der geist- und kunstvollen Reliefe, in den breiten Räumen an und zwischen den drey Pforten, die Felder der Mosaikgemälde darüber und bis oben hin, schicklich die Farben in das höhere Luftgebild verwiesen, bilden den schönsten Schmuck der Wandfläche ohne das der Architektur wesentliche flächenhafte aufzuheben, wie es in Siena und an andern Domen geschieht. Weniger befriedigt die übrige Form des Gebäudes, besonders die aus den äusseren niedrigeren Seitenwänden heraustretenden Altarnischen. Das schwarz und weiss gestreifte ist nicht zu loben, aber wenigstens besser als wäre man im Bunten weitergegangen. — Die berühmte Kapelle, auf die ich so lange Zeit gespannt war, ist ein Heiligthum aus grosser Kunstzeit, das Hauptdenkmal eines Geistes wie dieses Luca Signorelli, und dazu Fiesoles herrliche Apostel kräftiger, höher als ich etwas von ihm gesehen, und was alles in diesem reichhaltigen Kreuzbau erhalten ist. Die Gemälde in den andern gegenüber und die alten im Chor konnte man nach solchen Eindrücken nur oberflächlich sehen. Ueberhaupt was sind für solch einen Dom wenige Stunden? Mir scheint seine Bedeutung und Herrlichkeit bei weitem nicht genug anerkannt und verstanden. Was sind dagegen der Dom zu Florenz, die Peterskirche? Sehr günstig wirkt auch der freie Raum, der schöne Vorplatz.

Siena. Mit der Republik sinkt die Kunst. Doch liegt der Grund des Verfalls wohl nicht darin, obgleich die Freyheit die Geister Sienas gehoben hat, sondern es scheint noth-

wendig, dass die Kunst in steter Fortbildung der gegebenen beengenden Typen in beschränktem Kreis in Manier und Flachheit übergehen und durch den Verfall einer neuen Belebung entgegen gehen musste. Am auffallendsten ist die von den Byzantinern entlehnte Idealität, besonders der Madonna, die herbe, strenge Hoheit von Guido und wieder von Duccio an, bis nach und nach Variationen, Undulationen, Individualität und Laune eintreten. Häufig die weiblichen Augen durch das helle Weiss unterschieden, wie auf den Vasen. — In der Dämmerung betrachtete ich mir noch den schon geschlossenen Dom genauer. Vortheilhaft auch hier der freie Raum umher und die schöne Treppe auf der offenen Längenseite. Vornher zieht sich das Hospital und schön ist's, dass beide Gebäude durch die schwarzen Streifen im Weiss als zugehörig in die Augen fallen. Schön auch, dass an dem ganzen Hospitalbau eine steinerne Bank herläuft, die das schöne Gebäude zu betrachten einlädt. Dass in der Nähe der schwarze Marmor von Vallerano und wohl öfter in Toscana, gefunden wird, erklärt, wie man auf das Gestreifte gekommen ist. Giebt ja auch der Eleusische schwarze Stein auf der Akropolis in Athen, wiewohl bei ihm die grosse Festigkeit der nächste Grund gewesen sein mag, eine ähnliche Erscheinung, nur sehr untergeordnet dort. Die drey gleichen Portale dicht an einander wirken nicht so gut als die in Orvieto. So ist auch die Wiederholung der drey Spitzdachgiebel über den Rundbögen im oberen Theil der Façade, die weislich in ein anderes Verhältniss gebracht sind, nicht gerade aufsetzen über der unteren, und dies in Verbindung mit den Säulen und Säulchen, der Ueberladung verwandt, die besonders in der Construction der Eckthürme hervortritt. Die drey grossen vergoldeten Figuren oben riechen nach leerer Pracht und wirken nicht zur Farbenharmonie. Hätte man die Façade in Orvieto nicht gesehen, würde man diese mehr bewundern oder vollern Genuss davon haben. Die Kuppel neben dem Glockenthurm erliesse man auch gern. Und doch glücklich die, deren Kindheit und Jugend einen solchen Bau im Auge hielt!

Die beiden grossen Bilder von Duccio zum drittenmal und ausführlicher betrachtet. Das eine, die ideale strenge

Madonna umgeben von grossen Figuren (männliche), das andre die Kreuzigung, eingefasst mit vielen kleinen Geschichten; ob deren Anordnung und Zusammensetzung die alte, weiss ich nicht. Die Kleinheit der Figuren, bei der Wirkung des Alters, thut dem Eindruck Abbruch. Erst bei genauer Betrachtung erkennt man die grosse Naturbeobachtung und Natürlichkeit in der Handlung und Stellung und die Mannigfaltigkeit der Gesichter. Auch möchte die Art die Darstellung zu fassen ein eignes Studium erfordern. Dennoch scheint es mir, dass Rumohr aus Reaction gegen ein langes Uebersehen sich zu weit hat gehen lassen.

Assisi. S. Francesco. Man müsste Wochen lang bleiben. So ganz über und über mit Gemälden bedeckt, und zumal von Gemälden der besten Meister, giebts wohl keine andern Kirchen mehr. Die seltene Feier, die über dem Ganzen schwebt, hindert beim ersten Besuch den kunsthistorischen Eifer — doch schien mir genug deutlich zu werden, wie Cimabue und Giotto nicht hoch genug gehalten werden können und wie wenig man den Guido und seine Schule über sie erheben soll. Die Madonna mit dem Kind von Cimabue in der unteren Kirche lässt auch das Byzantinische Ideal durchblicken, behandelt dies aber schon mit Freyheit, und die Gestaltenreihen des Giotto bewegen sich wie höhere Wesen, dennoch mit Anmuth. Ueberhaupt ist Grossheit der Figuren, vielleicht durch die Menschen der Zeit und ihre Sitten bedingt, dieser Periode eigenthümlich. Wohnend in Assisi, möchte ich mich tief in diess wohl noch wenig nach Zusammenhang und Ideenschatz erforschte Ganze einstudiren.

Pisa. Professor Rosini ist einer der Italiäner, die französische Manier annehmen und sich damit viel wissen. Ansichten und Bemerkungen über alte Künstler und einzelne Werke schüttete er untereinander aus, da er mich für weit mehr Kenner nahm als ich es bin. Und dabei fiel mir viel ansprechendes auf, so seine Vorliebe für Giotto, im Gegensatze Rumohrs. Er nannte den Giotto eine Rafaelische Seele, mir aus dem Munde. Verdienstlich ist es, dass er viele treffliche Maler aus der Periode, woraus nur wenige bekannt sind, ans Licht zieht. So war es immer: die ausserordent-

lichen Perioden hatten viele theilnehmende oder vorgängige Meister, aber nur wenige trotzen der Zeit und Vergesslichkeit.

Venedig. Charfreitag. — Feurig ging der Mond auf, der Abendhimmel brannte, die Meerfarbe war so schön! Am Quai hatten die Barcarolen mehrere Christgräber mit Figuren in Lichtern umgeben — Adonisgärten — ein Gebrauch dieses Tages, der, wenigstens auf dem Land, auch noch einen andern beibehalten hat. Ein Priester bleibt in der Kirche, die verschlossen wird. Die übrige Geistlichkeit mit der Gemeinde, besonders die Kinder, ziehen mit grünen Zweigen an die Kirche und fodern Einlass: er wird verweigert und endlich erzwungen in Phon und Antiphon, wovon die Auflösung ist *Christus resurrexit.* Die Feier wird anticipirt, so wie in Venedig auch schon am Sonnabend Vormittag Schüsse das *resurrexit* bezeichnen und um 3 Uhr die in der Woche gestellten Uhren wieder zu schlagen anfangen.

Mir erweiterte sich die Seele besonders durch die rechte Erkenntniss des Tizian, den ich so nicht gesehen hatte: der Abstand von Rafael ward in meinen Augen geringer, die eigenthümliche Art stieg an Bedeutung. Diese Erfahrung sofort auch an der von den älteren Malern dieser Schule gewonnenen Anschauung mit mir anzustellen machte mir grosse Freude. Unter der Menge grosser und bedeutungsvoller Bilder, von den früheren hiesigen Meistern an, möchte ich vor allen gerne oft wiedersehen das von Tizian, wie Maria als Kind zum ersten mal zum Tempel geht, die lange sanfte Treppe hinan, mit Goldstrahlen umkränzt, oben von zwei Würdenträgern der Kirche erwartet, und auf dieser Seite sonst nur der grosse Unterbau der schrägen Treppe, aus Quadern, und eine wie leibhafte alte derbe Eierverkäuferin unten sitzend, Gegensatz der Menge, die auf der andern Seite bis an die Treppe sich drängt, alle den Blick auf das Kind gerichtet, das dadurch trotz seiner Kleinheit sich leicht als Mittelpunkt auffassen lässt: sie aber begreift das nicht und kehrt sich nicht daran. Vermuthlich als Seitenstück, im Cyclus der Maria, gedacht zu dem Knaben der im Tempel lehrt (was hier von einem andern Maler sehr gut dargestellt ist). Dann des Achtzigjährigen letztes Bild *Quod Titianus*

inchoatum reliquit Palma reverenter absolvit deoque dicavit. Zwischen zwey Löwen und aufgestellten Statuen nur vier Figuren. Die Mutter mit dem Leichnam auf dem Schoos, hinter ihr ein Weib in grünem Gewand, wie den Schmerzensschrei der ganzen Natur ausstossend, ein Alter kniend zum Leichnam geneigt. Dieser will durch die Schwere dem Schoos der Maria entsinken, wodurch nicht blos eine gute Gruppe, sondern ein Schein von Bewegung entsteht und die alte Gruppe der Pietà meisterhaft verbessert ist. Denn dass die Mutter den todten Sohn noch einmal auf ihren Schoos nimmt, ist an sich ein Gedanke, würdig des in der Niobe und ihrer Tochter ausgedrückten; aber für das Auge das Rechte zu treffen war schwer: hier ists wunderbar getroffen.

Am 24. April über den Splügen. Auf solche ganz anders als Scythische Scenen war ich nicht vorbereitet. Mit dem unregelmässigen Schneekessel ging die Himmelsdecke, die ihn schloss, Wolken und trübe Luft fast in eins zusammen. Auf der Strasse lag der Schnee noch zimmerhoch und drüber, die Pfosten des hohen hölzernen Geländers guckten mehr oder weniger heraus und verschwanden hier und da ganz, wo dann die noch höheren gesteckten Pfähle die Richtung bezeichneten. In ganzen Reihen oder auch paarweise waren κελευθοποιοί beschäftigt nachzuhelfen; sie hatten hier und da zwischen hohen Schneewänden einen Weg eingeschnitten; lauter grosse Männer, meist mit Schneebrillen versehen, deren mir eine von einem jungen Schweizer geliehen worden war. Der heftige Wind trieb einem einen feinen Schneeregen ins Gesicht. Mein Schlitten war vor und brach Bahn. Denn von Weg ist keine Rede, obwohl hier und da Schlittenspur, wie uns denn auch Fuhrleute begegneten. Es war gestern und vorgestern zu viel neuer Schnee gefallen. Auf der Höhe angelangt, fuhr mein beherzter Schweizer in gerader Richtung abwärts, ein Schlitten ohne Führer unmittelbar hinter uns, den er zugleich besorgte, zwischen seinem Pferd und dem andern rasch die Zusprache wechselnd hemmend, wie er auf uns fallen wollte, treibend, wenn er nicht ganz nahe war. Als eine Art Hemmschuh dient unter der Deichsel ein Brett oder Eisen, das tief einschneidet, so

dass der aufgewühlte Schnee rückwärts überfällt. Die Pferde traten nicht sehr tief ein; das Umfallen des Schlittens verhinderte der Führer oft durch Hängen und Ziehen auf der einen Seite, Drücken nach der andern. Den Frost an Händen und Füssen fühlte man weniger, weil die Aufmerksamkeit auf die neue Art des Bodens unter sich und die zweifelhaften Wege zerstreute. Für einen der an einer kleineren oder auch einer entfernten grösseren Gefahr Vergnügen findet, ist es ergötzlich, das Zickzack der herablaufenden Strasse weit zur Seite, über die Schneefelder von unbekannter, sehr ungleicher Tiefe hinabzugleiten. Eine Merkwürdigkeit ist die sehr lange Gallerie, die man nach einer ersten kurzen noch vor der Schlittenstation durchfährt, so wie eine ähnliche nachher. Jene zum Theil aufgemauert um den Schneefall in einer Spalte des Bergs durchbrochen zu halten, mit vielen weiten Bogenlöchern zur Seite, des Lichts wegen, zuletzt mit ganzen offenen Bögen in der Aussenwand und einem Balkendach. Man muss sehen, wie weit in diese schönen Bruchgewölbe hinein der Wind den Schnee getrieben und an der Innenwand wie krystallisirt hat, um sich einen Begriff von seinem Sausen auf diesen Höhen zu machen.

Professori illustrissimo atque immortaliter de se merito moderatori suo Friderico Theophilo Welckero faustissimum ac laetissimum ex Asia Graecia Italia reditum pie gratulatur seminarium philologicum Bonnense.

Spes Tui tandem reditus et omne
Hinc Tui desiderium recessit,
Care praeceptor, patriae Tuaeque
Gloria Bonnae.

Ah nimis longe, nimis abfuisti
Tu diu, quo se reputans carere
Bonna: *Sol fugit meus*, ingemebat
Luminis orba.

Tu tamen Graecos Asiamque lustrans
Ac Tuos augens radios: *Nova mox*,
Laetus aiebas, *mea Bonna, luce
Suave nitebis.*

Bonna collucet Tua, nos beati
Te salutamus veluti renatum,
Summe praeceptor, reducemque Phoebum:
Ipse favebis,

Ipse diffundes iuvenum paratas
Rursus in mentes iubar almus almum,
Et super magno Tibi surget orbe
Grata propago.

VI.

Bonn von der griechischen Reise bis zum Tode.

1843—1868.

Die griechische Reise bezeichnet einen merkbaren Abschnitt in Welckers Leben. Aus der drohenden Gefahr vorzeitigen Alterns hatte er sich plötzlich zu kühnem Fluge erhoben. Aber nach diesem Flug bedurfte er der Ruhe; und diese Ruhe ging allgemach in eine gewisse Erstarrung über. Immer blieb er pflichttreu und thätig, noch lange auch beweglich genug, um weitere Reisen zu unternehmen. Aber wenn er auch nie aufgehört hat, zu lernen — er war in jenen dritten beschaulichen Lebenstheil des Vergessens eingetreten, von dem ihm Mezzofanti gesagt hatte, dass er auf die Zeit des Lernens und die Zeit des Wirkens folgen müsse. Die Reisen brachten nicht mehr die gewaltigen Erregungen der frühern Jahre, so auffällig auch die Jugendlichkeit seines Sinnes noch immer hervortrat. „Die Götter erhalten ihm die Jugend" — sagte Mommsen — „damit er ihre Biographien schreibe." Die Vorlesungen, die litterarischen Arbeiten, die gelehrte Correspondenz, in der neben Gerhard bald O. Jahn, Brunn und Ludwig Preller hervortreten, gingen ihren geruhigen Gang. Eine Herbstreise nach London 1844, die mit Gerhard und Emil Braun zusammenführte, wurde durch eine Trauernachricht aus der Familie Karl Welckers abgekürzt. Die lykischen Denkmäler waren für Welcker besonders anziehend; durch einen Zusatzparagraphen in der neuen Ausgabe des Müllerschen Handbuchs der Archäologie hat er sie in den gelehrten Kreisen Deutschlands gewissermassen eingeführt. Das wichtigste aber waren ihm natürlich die Parthenonsculpturen; noch in England schrieb er für die Zeitschrift *The Classical Museum* eine Abhandlung über die beiden Giebelgruppen, die ihm besondere Freude machte. So klar und bestimmt glaubte er den Moment und den Nerv der beiden Compositionen erkannt und nachgewiesen zu haben und selbst in der Bestimmung der einzelnen Figuren wenig Zweifel übrig zu lassen, da sich alles wohl in einander füge;

so einfach und natürlich schien ihm die Erfindung, wie er sie auffasste, der künstlerische Gedanke, den man, vom gegebenen Stoffe und Raum abgesehen, den des Phidias nennen dürfe.

Der Winter in Rom 1845/46 war trotz eines Abstechers nach Neapel und trotz der vielen erfreulichen Anregung, die er mit sich brachte, mehr eine Verpflanzung des Arbeitstisches an einen andern Ort, als ein Reisewinter. Er war vor allem der Weiterführung der Pläne über die polygnotischen Gemälde und der Ausarbeitung des zweiten Bandes des epischen Cyclus gewidmet. Auf der Hinreise nach Rom hatte er in Heidelberg auch Gervinus aufgesucht, dessen vor kurzem durchgelesene Geschichte der deutschen Nationallitteratur ihm eine erhöhte Vorstellung von des Verfassers Bildung gegeben hatte, in Freiburg den altgeliebten Dom und den Archäologen Anselm Feuerbach, der ihm die merkwürdigen Proben von Kunsttalent seines sechszehnjährigen Sohns zeigte. In Rom fand er am Institut ausser Braun als ständige Vertreter nun auch Henzen und Heinrich Brunn, einen ihm von Bonn her lieben und persönlich anhänglichen hoffnungsvollen Schüler, auf den er stolz war und dessen aufsteigende Laufbahn er mit stets wachsender Freude verfolgt hat. Damals zeigte ihm Brunn seine Aufsätze über den Kasten des Kypselos, den amykläischen Thron und die Schilde bei Homer und Hesiod und Welcker freute sich, darin zwar seine eigenen Arbeiten modificirt, aber seine Principien nunmehr im Zusammenhang unmittelbar in die Kunstgeschichte übergehen zu sehen. Römische Wintergäste waren auch Ed. Gerhard mit seiner jungen Frau, H. Keil, Wieseler, Bethmann, im Anfang Friedrich Thiersch, gegen Schluss Theodor Mommsen. Noch halb zu den Archäologen zu rechnen war Frau Mertens-Schaaffhausen aus Bonn. Bei ihr lernte er das englische Ehepaar Sartoris kennen, sie die Tochter des berühmten Schauspielers Kemble und selbst früher eine gefeierte Bühnensängerin. Er hörte sie so gern ihre Lieder und Arien singen und fand sich von ihrer anmutigen und einfach liebenswürdigen Persönlichkeit so sehr angezogen, dass er in ihrem Hause oft verkehrte und sich auch wenn grosse und vor-

nehme Gesellschaft da war vergnügt und behaglich fühlte. Frau von Goethe hat er auf ihren Wunsch öfter besucht; sie meinte, sein Einfluss könne ihrem kranken Sohn wohlthätig sein. Unter den Künstlern nahm dieses mal den Löwenantheil der Aufmerksamkeit und Bewunderung, wie sichs gebührt, Cornelius in Anspruch, den er häufig sah und der ihm eifrig auseinandersetzte, dass Carstens und kein anderer es sei, der die Kunst neu belebt habe, dass Thorwaldsen der Schüler von Carstens genannt werden müsse, wie er selber, der diese Richtung dann zuerst nach München gebracht habe. Cornelius' Plan, ein grosses geistliches Gedicht nach malerischen Gesetzen darzustellen, und was er davon schon mit Augen sah, würde ihn immer getroffen haben — jetzt doppelt, da er die grossen Polygnotischen Compositionen im Sinne trug, und wieder Cornelius war der Lebhaftigkeit froh, mit der Welcker diesen Gedanken aufnahm. Andre male verhandelten sie über Zeitcostüm und Realität in der Kunst oder auch über das Verderbliche, die Verderbtheit und die schwachen Stützen der Hierarchie, welche sie vor Augen hatten, über den Pharisäismus der Geistlichkeit, die Entartung in der Administration — und Welcker war erstaunt und erfreut, wie sehr Cornelius seinen Ansichten mit aller Offenheit entgegenkam. Mit Reinhart, der nun endlich nicht mehr nur steinalt war, sondern auch steinalt aussah, war nicht mehr viel anzufangen. Mit dem Bronzeverfertiger Hopfgarten pflegte Welcker Jugenderinnerungen, aber seine gute Gesinnung half ihm über den Unterschied der alten und neuen Bronzefiguren, den er so sehr auffällig fand, nicht hinaus. Martin Wagner endlich, den er einen „alten Bären" nennt, machte ihm das Compliment „Wir zwei verstehen uns doch; mit den andern versteht man sich nicht" und zeigte ihm seine Bavaria, in zwei Stücken, und die vier Löwen des Gespannes. Von der Kunst des Moments, an den Theaterabenden, die er wie in der Jugend gern besuchte, entzückte Welcker am meisten die damals in Rom auftretende Fanny Elsler. Er meinte nie so den ganzen Körper in allen Gliedern harmonisch zum Tanz verbunden, nie alle Tanzmotive der antiken Kunst, in Tänzerinnen, Nymphen, Nereïden,

in orchestisch dargestellten Göttern, so wieder zum Leben erweckt gesehen zu haben. Aber auch der Ristori gebührte Bewunderung, der „herrlichen Schauspielerin, die aus einer unbedeutenden Rolle mehr macht, als sie vielleicht selbst, unendlich mehr als der Verfasser ahnt.“ In Rom, im Januar 1846, erfuhr Welcker durch Gerhard von der späten Ehre der Aufnahme in die Berliner Akademie. „Ich weiss nicht, ob sie mir ausser Rom auch so sehr gleichgültig gewesen wäre“ bemerkt er dazu.

Die Fahrt nach Rom, in den Herbstferien 1847, war nur eine rasche Erholungsreise. Der Luganer und Comer See, Mailand, Parma, Modena, Bologna liegen an der vielbesuchten Strasse. Aber schon Ravenna liegt mehr seitab, wo Welcker mit Entzücken die schönen alten Kirchen sah, und vor allem den grossen und heiteren Eindruck der schönsten aller Basiliken, S. Apollinare in Classe, zum erstenmal erlebte. Dann schlug er den seltenen Weg nach S. Marino ein, um Borghesi zu besuchen, und ritt weiter im Gebirg nach Urbino, um die Heimat Rafaels zu sehen. Hernach lenkte er vom Gebirgsweg ab nach Ancona — von da die gewöhnliche Strasse über Terni und Narni nach Rom. E. Braun war wie verwandelt, seine ersten Worte Metternich und Pio IX; er war zum politischen Correspondenten der Augsburger Allgemeinen Zeitung geworden und verfertigte und verkaufte galvanoplastische Papstbüstchen. Wieder war Welcker gern bei Sartoris, sonst bei weitem am meisten mit Brunn zusammen, mit dem er, wie bei dem vorigen Aufenthalt die Sabiner Berge, so diesmal das Albanergebirge durchwanderte. Unter den neuen künstlerischen Bekanntschaften ist der damals noch nicht, aber jetzt klingendste Name Cabanel. Ein paar Wochen darauf docirte er wieder in Bonn griechische und römische Mythologie, tractirte im Seminar Tibull, und hielt seine „philologischen Unterhaltungen“ mit den Studenten ab und mühte sich mit der „Sklavenkette“ des Müllerschen Handbuchs der Archäologie, dessen neue Auflage zu besorgen er auf Wunsch der Wittwe übernommen hatte. Aber bald genug nahm auch in Deutschland die steigende politische Erregung Formen an, die jedem

und zumal einem Manne wie Welcker das ruhige wissenschaftliche Arbeiten und Lehren unmöglich machen mussten. In Bonn warf sich Kinkel zum Haupt der republikanischen Partei und der unzufriedenen Handwerker auf, die Parteien kämpften und wühlten, man sah Professoren in den Blousen der Bürgerwehr mit schwarzrotgoldenen Schnüren und mit deutschen und preussischen Cocarden besteckt einherwandeln; bei jeder Wahl, bei jeder Nachricht aus Berlin, aus Frankfurt, aus Baden, bei jedem Mord und jeder Rede gährte es in der Masse, die nur mit Mühe in Schranken gehalten wurde. Der lärmenden Menge in der Volksversammlung entgegenzutreten verliess damals Welcker sein stilles Studierzimmer und mahnte, mit derselben politischen Leidenschaft, mit der er einst in Giessen seine Zuhörer für Deutschland und deutsches Volkstum aufgerufen hatte, mit dem ganzen Gewicht seines Namens, seines Alters, seiner Persönlichkeit, in strengen Worten zu Vernunft, zu Ruhe und Ordnung. Er ist seinen politischen Idealen stets treu geblieben; aber aus dem jugendlich süddeutsch radicalen Theoretiker war längst ein guter Preusse geworden. Er bebte beim Gedanken an die Schwäche der Krone und die Schmach, die ihr widerfuhr; er lachte bitter über die thörichte Schwärmerei für die uns feindlichen Polen — von der er einst selber nicht ganz frei war — und sprach mit herbem Spott von der „idealen Centralgewalt, die das Königreich Preussen in einer Nacht, wie durch ein chemisches Geheimniss, aufzulösen meint." Aber eben so entschieden verurtheilte er bald darauf das was er die Contrerevolution nannte und klagte: „Dass man den Geist des Jahrhunderts nicht anerkennen will, dass man nicht offen und redlich gehandelt, sondern eine Auswahl edler deutscher Männer durch Worte gehänselt hat, wird sich früher oder später rächen."

Wie die eigentlich politischen Ereignisse, so hielten ihn die religiösen und kirchlich politischen Fragen, und längst vor 1848 und lange nachher, bis an sein Lebensende, in Spannung. Die Jugendeindrücke wie die freieren späteren Anschauungen des ehemaligen Theologen, seine Ehrfurcht vor wahrer Religiosität, seinen Widerwillen gegen „die trotz

geistesmächtiger Führer grundfalschen socialistisch-atheistisch-diabolischen Systeme“ lassen schon die Aufzeichnungen der Autobiographie theils deutlich erkennen, theils herausfühlen. Aber er lebte des Glaubens, es sei im neunzehnten Jahrhundert unmöglich, dass ein dem wahren Christentum schroff entgegenstehendes System, das nur dem krassen Aberglauben oder den getäuschten edleren Individuen, die durch hohe Phantasie und Gemütsrichtung hinter allen Formen und Schemen sich immer im reinmenschlichen selbst wiederfinden, genüge, von neuem, wie einst im fünfzehnten Jahrhundert, zu einer ehrgeizigen und scheinheiligen Kastenherrschaft ausgebeutet werde. Eine neue Revolution in Frankreich — so hatte er längst gemeint —, eine neue Reformation müsse die Folge dieses Versuchs sein. Dass die Jesuiten, Hengstenberg, Leo in dem Vaterlande der Semler, Planck, Lessing, Herder, Kant, Schleiermacher siegen würden, fürchtete er nicht; wohl aber, dass sie hässliche Auswüchse auf der andern Seite hervortreiben könnten. „In einem Ministerialchristentum, wie man es bei uns pflegt, ist vom wahren Christlichen nur wenig, und ich fürchte, dass auch die Neandristen, Schellingianer u. s. w. mehr, als sie selbst ahnen, die Ministerien zum Hinterhalt haben. Das Christentum selbst wie das Recht und die Freiheit sind am meisten in Abnahme gekommen durch die Gegenüberstellung von Regierenden und Verwalteten. Lebendiger wird alles werden, wie sich Staat und Kirche wieder etwas mehr aus dem Ganzen herausbilden und der guten Natur wieder etwas mehr Raum — von unten herauf — gegönnt wird.“ Im Ganzen und Grossen schien ihm Bunsen auf dem rechten Weg. Für die neue Kirche verlangte er nicht grosse Theologen und Geister, wenigstens nicht für den Anfang, sondern für das Christentum selbst begeisterte Männer auf volksmässiger Stufe. Aber „nur ein vernünftiges Christentum kann künftig tiefe Wurzeln schlagen. Leere Formeln und erkannte Unthunlichkeiten zu bekennen kann man die Kirche lange Zeit zwingen: der Geist des Protestantismus ist ja eigentlich schon aufgegeben und die Autorität proclamirt. Aber um so gewisser werden dann gottbegeisterte Männer auftreten — einer allein wird der

heutigen Welt gegenüber nicht genug ausrichten können — und das reine Christentum herstellen, das Religion ist, und nicht Pfafferei und Gelehrsamkeit. Der gesunde Verstand der Griechen hielt die alten Xoana in Ehren, an ihrer Stelle im Tempel, und bot der Andacht neue Werke, welche eine Zeit lang viel für die Religion gewirkt haben.“ Jetzt fehle die Liebe und der höhere Geist und die Kenntniss des Volks und der Zeit im Grossen.

Aber doch auch persönliche Freude brachten die stürmischen Jahre. Das Cölner Domfest führte angenehme Gäste nach Bonn, so Bunsen, Cornelius, Olfers; und der liebste der künstlerischen Freunde, Rauch, schenkte Welcker einen ganzen Tag. Ostern 1849 war Welcker ein paar Wochen in Berlin. Auf dem Wege dahin erst in Leipzig, bei O. Jahn und Haupt. In Berlin wurde er zwar von einem Volksmanne, der ihn für seinen Bruder Karl hielt, aufgesucht und die politische Schwüle jener Wochen lastete auf allen. Aber dennoch wurde das politische Interesse, das sich auch in diesen Jahren bei Welcker mehr momentan heftig als gleichmässig andauernd äusserte, durch die litterarischen, gelehrten, künstlerischen Eindrücke von Sachen und Personen zurückgedrängt. Gerhard, Boeckh, Theodor Mommsen, Lachmann, die beiden Grimm, die beiden Tieck, die beiden Curtius, Urlichs, der als Abgeordneter da war, Parthey, Trendelenburg, Johannes Schulze, Wiese, Waagen, Lepsius, Alexander von Humboldt, Beuth, Zahn, Ternite, Cornelius und vor allen wieder Rauch freuten sich um die Wette an Welckers Gegenwart. Rauch steckte gerade in den Arbeiten für das Denkmal des grossen Königs; Pinder führte gefällig durch Bibliothek und Münzcabinet, Olfers zeigte eine neue Beleuchtungsart der Statuen durch sich selbst entzündendes Gas und versprach goldene Berge für das Bonner Kunstmuseum. Dies alles, Museen Gallerien, Theater boten Zeitvertreib genug.

Im nächsten Jahre, im Herbst 1850, besuchte Welcker Paris. Die meisten alten Freunde waren noch auf dem Lande. Aber einer der vornehmsten litterarischen Charaktere Frankreichs, Léon de Laborde, kam vom Lande herein und nahm sich seiner, führend und helfend, so freundlich und liebenswürdig

an, dass Welcker die dankbare Erinnerung daran niemals verloren hat. Der Herbst 1851 sah ihn wieder in dem guten Kreise in Leipzig, bei O. Jahn, Haupt, Mommsen, Hirzel, Wiegand, Härtel, dann in Dresden und Prag, wo er Georg Curtius und, wieder einen früheren Bonner Zuhörer, Schleicher gerne traf, und in Weimar, wo Schöll und Ludwig Preller, mit dem ihn bald ein Gefühl warmer Freundschaft verband, so wohl zu führen wussten.

Wieder ein römischer Arbeitswinter war der Winter 1852/53. Er nahm dieses mal den Weg durch die Schweiz und Savoien, nach Lyon, Avignon, Nizza, Genua und die Riviera hinab nach Pisa und Florenz, wo er mit Reumont politisirte. In Rom richtete er sich, im glücklichen Gefühl eine lange freie Zeit vor sich zu haben und mit den Verhältnissen und Personen immer mehr vertraut, zur Arbeit ein, welche vor allem der Ausführung der Götterlehre gelten sollte. In der That hat er sie damals weit gefördert, daneben sich viel mit Aeschylos abgegeben, Gottfried Hermanns Ausgabe, mit dem er in den letzten Jahren wieder freundliche Begrüssungen gewechselt hatte, in der Hand. Am 25. September kam Welcker in Rom an: schon am 29. war er in voller Arbeit an der Pallas; es folgten die Abschnitte Dionysos, Jakchos, Zagreus und so fort, im Januar endlich, mit erneutem Ansetzen, Zeus. In persönlichem Verkehr war er am häufigsten und liebsten mit Brunn zusammen, gerne auch mit Ribbeck und Paul Heyse, und er freute sich an G. B. de Rossi's liebenswürdiger Genialität. Auch mit Henzen blieb das alte Verhältniss stets angenehm. Emil Braun fand er von neuem verwandelt und urtheilt von ihm in ganz anderem Tone als früher, wie auch der Ton Brauns gegen Welcker ein anderer geworden war. Welcker musste von Braun die Frage hören: „Haben Sie nicht auch Vasen herausgegeben?“ und auf die Auskunft „Ich gab Ihnen den Band in Bonn“ die Antwort: „So — die Giebelfelder weiss ich.“ Und er war tief betrübt über Brauns Unsicherheit und Unklarheit bei einer angenommenen Meisterrolle. Aber Braun freute sich doch wenigstens ehrlich über den hübschen Fund eines Porträts des Aristophanes, der Welcker damals gelang, und

meinte, das allein sei eine ganze Reise nach Rom wert. Die Rückreise ging über Assisi, Perugia, Florenz, den Lago maggiore, den Bernardino, Chur und Zürich, wo er jetzt Theodor Mommsen vorfand.

Es war die letzte Romfahrt, die Welcker unternommen hat — neunundsechzigjährig. Zwar hat er noch 1854 Wien, wo er Gerhards traf und wo ihm das Wiedersehen mit Rahl und dessen Werke die grösste Freude machten, 1855 die Schweiz — Luzern und den Genfer See — besucht, 1858 das Fest in Jena. Aber das Alter klopfte immer deutlicher an. Schon auf dem Rückweg von der griechischen Reise in Neapel bemerkte er mit Betrübniss, dass das Gedächtniss anfange ihm untreu zu werden, dann in Rom, dass ihm der kleine Druck bei Licht Mühe mache. Die von Studien übermüdeten Augen hatten ihn schon in der ersten Bonner Zeit geschmerzt und mit schwerer Krankheit bedroht. Immer wieder hatte er der Augen und überhaupt der wankenden Gesundheit wegen in Wiesbaden, in Ems, in Aachen Heilung und Erholung suchen müssen — und es sollte die Zeit kommen, wo ihm das Rätsel der Sphinx verständlich wurde, wenn er mit dem Schirm in der Hand des Mittags in den „Stern“ schlich, in dem er einst mit Näke so vergnüglich zusammengesessen; es sollte auch die Zeit kommen, wo er betete *ὦ Θάνατε Παιάν*. Zunächst jedoch fühlte er zwar den Wunsch einiger Erleichterung seiner vielen Obliegenheiten und gab 1854 die Bibliothek ab, machte sich 1855 vom Senat und den Facultätsgeschäften los. Aber er glaubte noch keine wirkliche Abnahme seiner Kraft und Lehrthätigkeit zu spüren und er war tief verletzt, als, auf Ritschls Betreiben, der an sich sehr richtige Schritt der Berufung Otto Jahns nach Bonn ohne sein Zuthun und ohne sein Wissen geschah. Vom ersten Augenblick an aber trennte er, hochherzig und einfach im Empfinden wie er war, das Gefühl der erlittenen amtlichen Kränkung von der persönlichen Freude Otto Jahn, der von diesem Sachverhalt nichts gewusst hatte, und den er wissenschaftlich und persönlich so hoch schätzte und liebte, nunmehr zur Seite zu haben. Er fand in Otto Jahn seine eigne Betrachtungsweise so glück-

lich fortgeführt und dieser kam Welcker, dessen Schüler er sich gerne nannte, auch ohne dass er zu seinen Füssen gesessen habe, mit der ganzen Feinheit und Treue seiner Natur entgegen. Das schöne Verhältniss blieb ungetrübt bis auf eine einzige leichte Schwankung, als in jenem unglücklichen Zwist zwischen Ritschl und Jahn im Jahre 1865 Welcker in dem Augenblick, in dem er Ritschl von Seiten der Behörde misshandelt glaubte, sich für Ritschl erklärte. Aber die unnatürliche Verstimmung war rasch überwunden; die echte Freundschaft zwischen Jahn und Welcker hat bis zu Welckers Tod fortbestanden und Jahn hat auch Welcker über das Grab hinaus Treue gehalten.

Unter den Arbeiten nahm die Götterlehre die wichtigste Stelle ein. Er hatte den Stoff so lange mit sich herumgetragen, so vielfach durch Vorlesungen hindurchgeschleppt und in der immer von neuem begonnenen Ausarbeitung hin und her geworfen, dass ihm der endgültige Abschluss zum Theil ein lästiger Zwang und, gerade weil er ihn selbst für notwendig und die Vollendung für eine Lebensaufgabe hielt, die häufige freundliche Mahnung Gerhards mitunter fast peinlich war. Endlich 1857 lag der erste Band vor, in den nächsten Jahren das Ganze — weniger laut empfangen, aber in Ruhm und Wirkung hinter der äschylischen Trilogie, die dreiunddreissig Jahre früher erschien, nicht zurückstehend und im grösseren und umfassenderen Stoff eine noch ungleich grössere Fülle von Gelehrsamkeit, von Gedanken und Beobachtungen in sich vereinend als jene, ein volleres Bild der grossartigen wissenschaftlichen Persönlichkeit des Verfassers. Er trug, bei allem bescheidenen Sinne, das Bewusstsein dieser Persönlichkeit in sich. Er wusste, dass seine an scheinbar so weit auseinanderliegenden Punkten ansetzenden Arbeiten in einem grossen, wohlüberdachten Zusammenhang sich zusammenfügten, dass diese Arbeiten und sein Auftreten, seine Lehre mit der Geschichte und dem Aufschwung der Philologie verwachsen seien. Er sprach stolz die Ueberzeugung aus, dass Lessing und Goethe grosse Freude an der Auseinandersetzung so vieler epischer und tragischer, von Poesie und Kunst durchdrungener Werke gehabt haben wür-

den, wie er sie im epischen Cyclus, in den Tragödien gegeben habe, da die früheren diese im Schutt zum Theil nur leicht vergrabenen Schätze zu heben ihm überlassen. Er fühlte sich, alternd, verletzt durch die Theilnahmlosigkeit der grossen Masse der Philologen an seinen Arbeiten, durch gelegentliche abfällige, bei Seite schiebende Urtheile, wie er sie las, durch stillschweigende, auch wol gar feindlich gesinnte Ausbeutung oder Vernachlässigung dessen, was er zuerst zusammengetragen und gelehrt hatte. Um so mehr freute ihn die freundliche Zuschrift der in Breslau versammelten Philologen, im Herbst 1857, und eine wahre Versöhnung, ein Friedens- und Freudenfest war die Feier des fünfzigjährigen Professorenjubiläums am 16. October 1859.

Otto Jahn, Gerhard, Brunn, Henzen hatten alles gethan und vorbereitet, um die Feier glänzend und herzlich und so allgemein wie möglich zu machen und sie hatten von allen Seiten das eifrigste Entgegenkommen gefunden. Das archäologische Institut zu Rom, Akademien und Universitäten, gelehrte Körperschaften und Dilettantenvereine, Fürsten, Künstler, Gelehrte, Fremde und Einheimische, alte Schüler, alle Freunde und Verehrer überschütteten Welcker an diesem Tag mit Huldigungen, Festschriften, Adressen, Glückwünschen. Der Cultusminister von Bethmann-Hollweg hatte bei dem Prinz-Regenten beantragt, statt der bei solchen Gelegenheiten sonst üblichen Ordensverleihungen mehr im antiken Sinne die Marmorbüste des Jubilars ausführen zu lassen, die jetzt auf der Bonner Bibliothek neben der Büste Niebuhrs steht. Gustav Freytag erschien zur Begrüssung im Namen des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha. Eine dem Gefeierten übergebene Pergamentrolle enthielt die lange Reihe Namen derer, die sich zu einer Stiftung zu seinen Ehren vereinigt hatten, an der Spitze die drei preussischen Prinzen, die Schüler der rheinischen Hochschule gewesen waren. Die Vertreter des Staates, der Bürgerschaft, der Universität und Facultät, der Bibliothek, des Gymnasiums — niemand fehlte in den Reihen der Glückwünschenden. Der erste am frühen Morgen war der Pfarrer der evangelischen Gemeinde, der mit den Worten der Schrift „Herr, ich bin zu gering aller der

Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast" die ernste feierliche Stimmung Welckers wohl aussprach; und beim Gottesdienst — die Feier fiel auf einen Sonntag — wurde im Gebet die Fürbitte für den greisen Gelehrten eingeflochten. Von allem vielleicht am meisten Freude machten Welcker Brunns Festschrift im Namen des archäologischen Instituts und die Worte, mit denen Otto Jahn bei dem Festmal ihn feierte.

Der Handwerksgruss dürfe dem Gelehrten nicht fehlen, so hatte Jahn begonnen und er fuhr fort: „Ein wahrer Gelehrter ist er; denn er hat es verstanden ein langes Leben lang zu lernen. Ich darf nicht preisen, was er mit jedem Gelehrten gemein hat, wohlerworbene, nirgends geborgte Kenntnisse, die nicht blos das ganze grosse Gebiet des Altertums umfassen, sondern nach allen Richtungen hin über dasselbe hinausgreifen, Feinsinn und Scharfsinn, helle Einsicht und die Kunst wissenschaftlicher Forschung und Darstellung. Soll ich aber in wenigen Worten andeuten, was es ist, das ihm in der heutigen Wissenschaft seine eigentümliche Stellung und Bedeutung gibt, das seinem Namen in der Geschichte der Wissenschaften, die wenig Namen aufbewahrt, seinen unvergänglichen Ehrenplatz sichert, so muss ich sagen: niemand hat vor Welcker und niemand hat wie Welcker Litteratur und Kunst des Altertums als ein Ganzes angeschaut und dargestellt. Das ist kein äusserliches Verbinden verschiedener Richtungen oder Beschäftigungen, wie wenn z. B. jemand neben der Philologie auch Musik treibt — es ist das innerliche Verschmelzen dessen, was, aus Einem Grunde hervorgewachsen, seiner Natur nach eins ist, zu dem ursprünglichen Ganzen. Und diese Richtung geht aus der eigensten Natur Welckers hervor, welche ihn stets dem Ganzen zudrängt, weil sie eine tief poetische ist. Wo immer ein Hauch der schöpferischen Kraft waltet, die aus dem Geiste des Volkes wie des Einzelnen die Wahrheit und Schönheit schafft, die unvergänglich ist, da zieht sie mit unwiderstehlicher Macht den verwandten Geist an. Vor seinem sinnenden Blick enthüllte sich die Tiefe des Altertums; im Glauben des Volks, im Cultus, im Stufengange der sich entwickelnden

Poesie, in den schönen Gestalten der bildenden Kunst offenbarte sich ihm derselbe Geist, und was vor ihm in Trümmern lag, erstand vor dem Blicke des Sehers zum Ganzen im Glanze des hohen und edlen, dem seine Seele von Jugend auf allein zugewandt gewesen ist. Damit ist nicht gemeint, dass er je das kleine und unscheinbare gering geachtet, die Tagesarbeit des Sammelns und Sichtens gescheut habe, o nein, auch sein Gelehrtenleben ist in dem Sinne ein köstliches gewesen, dass es Mühe und Arbeit war; aber ihm ist der Staub der Gelehrsamkeit zu dem bunten Staube auf den Schmetterlingsflügeln der Psyche geworden. Fragen wir uns aber, durch welche geheime Kraft er es vermag, in's innere zu dringen und die Schätze, die er heraufbringt, uns nicht allein vor die Sinne zu stellen, sondern tief in's Herz zu pflanzen, — wer ihm je nahe getreten ist, weiss die Antwort. Es ist der unerschöpfliche Quell der Liebe in ihm, der Liebe, die auch den Gelehrten hingebend und demütig macht, die das Auge klar und frei macht, dass sich das Bild des schönen rein in ihm wiederspiegelt, die im Menschen das göttliche erschaut — von dieser Liebe beseelt, wird auch der Gelehrte zum Herzenskündiger."

Patriotische Töne schlugen an Karl Welcker, der zum Ehrentage des Bruders aus Heidelberg gekommen war, und der alte Arndt. Der Vorstand der Stadt Bonn, Kaufmann, rühmte den echten Gemeinsinn Welckers, der im ruhigen Laufe der Zeiten in bescheidener Stille wirke, aber in der Stunde der Gefahr hervortrete, um furchtlos seine Ueberzeugung zu bekennen. Er rühmte seine mildthätige Hand, die in verschwiegener Stille so gern und reichlich spende. Selten ist ein verdienteres Lob ausgesprochen worden. Welcker hat allezeit, im grossen und kleinen, eine offene Hand gehabt und es wird schwerlich je einen Menschen gegeben haben, dem es schwerer wurde, eine Bitte abzuschlagen.

Seit jener Feier sind einundzwanzig Jahre dahingestürmt. Trug sie ihr Recht in sich?

Als Otfried Müllers Geschick sich so bejammernswert früh vollendete und in Göttingen mit der Klage um ihn die bange Frage laut wurde, was nun aus der Göttinger Philo-

logie werden solle, war ein Gedanke wie Helligkeit, die in's Dunkel bricht, der Gedanke, Welcker könne sich vielleicht entschliessen, dorthin zurückzukehren. Boeckh schätzte es als ein Glück, dass er mit Welcker gleichzeitig gelebt habe. W. von Humboldt schrieb: „Sie glauben nicht, liebster Welcker, wie recht eigentlich gut ich Ihnen bin. Ihr lebendiges Wesen hat für mich immer etwas zugleich erweckendes und beruhigendes gehabt und es ist mir eigentlich nie vorgekommen, dass Jemand bei so viel unleugbarer Reizbarkeit und Tiefe des Gefühls, so viel Leichtigkeit, Frohsinn und Empfänglichkeit für jede Idee und jede Beobachtung bewahrt." Grosse Künstler, Thorwaldsen und Rauch, Cornelius und Rahl haben Welcker geliebt und verehrt. Naturen, von ihm selber und unter einander so verschieden, wie Mommsen und Brunn, O. Jahn und Ritschl, Ed. Gerhard und Henzen, Diez, Schwenck, Thudichum, Classen, Wilh. Vischer, Klausen, H. Kruse, E. Curtius, Schleicher, Urlichs, Leopold Schmidt wussten Welckers Grösse zu fassen, so gut sie Haupt verstanden und bewundert hat. Gottfried Hermann hat seinem Gegner seine ehrliche Hochschätzung nie versagt. Wie viele waren und sind stolz darauf sich Welckers Schüler zu nennen! wie viele unter diesen, die in der Wissenschaft Ruhm und Ansehen errungen haben! Welckers Persönlichkeit war in der Jugend wie im Alter geradezu unwiderstehlich. Selbst Lobeck hat geäussert, wenn er sie früher gekannt hätte, würde er in anderer Weise geschrieben haben, und Ludwig Preller schrieb an Welcker, im Februar 1852, nach seinem Besuch in Weimar: „Ich fühle mich gedrungen, Ihnen ein reumütiges Bekenntniss zu thun. Es hatte mir lange leid gethan, dass ich zu Anfang meiner litterarischen Thätigkeit mit einiger Anmassung gegen Sie aufgetreten war: eine Folge der Einseitigkeit und Uebereilung meiner wissenschaftlichen Bildung. Je mehr ich freieres Feld gewonnen und bis in die Mitte vordrang, desto häufiger begegnete ich Ihnen, lernte ich von Ihnen, fühlte mich hingezogen zu Ihnen, so dass ich jetzt nicht anstehe, mich zu Ihren lebhaftesten Bewunderern und dankbarsten Schülern zu zählen. Haben wir uns Alle Ihrer innig erfreut, wie Sie so frisch und rüstig sind, so lebens-

kernig und jugendlich, so hatte ich aus eben jenen Gründen noch eine ganz besondere Freude für mich, die aus Busse und Genugthuung eigentümlich gemischt war."

Aber die Wirkung dieser Persönlichkeit beruhte auf nichts äusserlichem, nicht auf anspruchsvollem und erregtem Vortrag von allgemein gültigem, nicht auf dem leeren Schein der Grösse, der, fremdes borgend und die Mitlebenden auf kurze Frist täuschend, bald in nichts zerfällt, sondern bei Welcker war Wissenschaft und Persönlichkeit aus einem Gusse: was im Gespräch und im Lehren so reich und so tief so grossartig und umfassend schien — es waren immer nur vereinzelte Goldkörner, die sich aus unerschöpften und unerschöpflichen Schätzen im Innern loslösten. Seine Schriften gaben nie mehr als er wirklich besass, sondern immer nur einen Ausschnitt aus einem grossen Ganzen, nur Anfänge von Fäden, die er ins unendliche hätte fortspinnen können. Am Schlusse eines so langen Lebens, nach einer staunenswerten schöpferischen Fruchtbarkeit des Geistes, wie sie nicht nur in der Kunst ein Kennzeichen wahren Genies ist, meinte er von dem vielen, das er gekonnt und gewollt habe, doch nur sehr wenig vollbracht zu haben. Den lebendigen Hauch dieser grossartigen und liebenswürdigen Persönlichkeit kann wer will auch jetzt noch spüren. So zeitlos ist das Beste in seinen Leistungen, so auf der Höhe stand Welcker unter den Mitlebenden, so vielfach ist er ihnen vorangeeilt, so lange auch hat er thätig noch unter uns geweilt, dass seine Ansichten, wie erst eben von einem Lebenden ausgesprochen, erörtert und bekämpft werden, auch wo sie den Anspruch auf die geschichtliche Würdigung hätten, welche Creuzers rasch erblassten Ruhm mitleidig deckt, welche Fr. Thiersch und Otfried Müller gerecht wird, ohne welche auch Niebuhr und Gottfried Hermann nicht, und überhaupt niemand, vor dem Urteil der Nachwelt bestehen kann.

Zwanzigjährig hatte Welcker den Plan, eine Einleitung in das alte Testament zu schreiben*). Er wollte die Litte-

*) S. oben S. 41 f. den Brief an seinen Vater vom 8. Dec. 1804.

ratur sich herausheben lassen aus dem dargestellten Geist des Volks, den Stufengang und die Zeitalter bestimmen, dafür Alter der Schreibkunst und Schriftstellerei untersuchen; ein entlarvter Moses, d. h. verräterisch durchblickende echthistorische Spuren, und die Geschichte der hebräischen Folgezeit sollten die Quelle sein. Alle Analogien wollte er beachten und selbst jahrelange Mühe, alle Reisebeschreibungen, deren er habhaft werden könne, zu durchspähen nicht scheuen; er wollte die Apokryphen mit hineinziehen und den Punkt vom Kanon nur als eine zufällige, aber wichtig gewordene Begebenheit im Lebenslauf dieser Schriften da wo er hingehöre eintragen; er wollte überall den historischen Blick frei zu machen suchen von den Ansichten der Zeiten, aber diese Ansichten für die Geschichte ausforschen.

Diesen Plan hat er nicht ausgeführt. Aber er zeigt die bewundernswürdige Kühnheit und die früh erreichte Höhe seines wissenschaftlichen Denkens. Das Ideal, das er hier mit jugendlichem Ungestüm für eine hebräische Litteraturgeschichte entwirft, ist dasselbe, dem er für das griechische Altertum wirklich nachgegangen ist; es lässt sich vielleicht noch deutlicher, als in den Arbeiten über griechische Poesie, in der Götterlehre wiederfinden.

Als Welcker seine mythologischen Forschungen begann, war die Plattheit der sich für geschichtlich kritisch haltenden Betrachtung, die in den Göttern vorzüglich verdiente alte Könige und Erfinder sah, noch nicht lange in's Wanken gekommen. Böttiger schaukelte gelegentlich zu Creuzer hinüber, aber er blieb dabei, alles in der Mythologie aus irgend einer Zufälligkeit zu erklären. Prometheus war ihm eine historische Person, Bellerophons Flügelross bedeutete die Erfindung des Zaumes, der Schildkampf in Argos hielt das Andenken an die Vortheile wach, die der eherne Schild zuerst gewährte, die Musen waren aus herumziehenden Hochzeitssängerinnen, die Mören aus Spinnerweibern entstanden. Heyne gab bedeutsame Winke, warum die Ueberlieferung von den Anfängen der Dinge und Völker, die Philosopheme über die Natur und Sittenlehre durch Mythen und Fabeln verhüllt seien: die Unkenntniss der wahren Ursachen aller

Erscheinungen ist der Grund, auf dem sich die Mythologie erhob; die Unfähigkeit der Sprache, die, nach Ausdruck ringend, abstractes in concretes, Gedanken in Thaten umsetzt, und die Uebermacht der Eindrücke und Wirkungen der umgebenden Natur auf ein ihr gegenüber hilfloses Geschlecht sind die bewegenden Kräfte, die den Bau aufführen. Voss hätte, nach Welckers eigenem Ausdruck, „die religiösen Vorstellungen des Altertums, welche dehnbar, wandelbar, leicht in einander überfliessend ihrer Natur nach sind, gerne mit eisernen Schranken des Begriffs und des Dogmas eingeschlossen, wie die verworrenen Vorstellungen von dem Erdganzen mit einem festgezogenen Reif.“ Ohne schöpferische Phantasie und ohne die Fähigkeit, ihrem Fluge zu folgen, wurde er vollends geblendet durch den theologischen Hass, mit dem er überall, auch in harmloser Volkssage, pfäffischen Trug und pfäffische List aufsuchte und verfolgte. Er bekämpfte in Heyne und Creuzer die sich ausbreitende Mystik und Romantik. Kanne, die beiden Schlegel, Görres, Hegel und Schelling und ihre Schüler warfen verheissungsvolle Aussprüche und ganze Systeme der Mythologie in das bewegte Treiben hinein. Man rang eifrig darnach, einen besonderen Punkt zu finden, von dem aus die vieldeutigen Probleme einfach und einheitlich zu fassen seien. Der schillernden, schwankenden, mischenden Anschauung Creuzers stellte Gottfried Hermann, an die stahlharten Schlüsse Lessings und Kants gewöhnt, seine verstandesmässige Theorie von den verschiedenen Möglichkeiten die Mythologie aufzufassen, die ihm allein denkbar sind, gegenüber. Die erste Art der Mythologie, „in welcher Theologie und profane Wissenschaft unordentlich durch einander gemischt sind; die zweite, in welcher beide ganz getrennt neben einander stehen; die dritte, welche sich nur exoterisch als Theologie zeigt, dem Wesen nach aber völlig profane Wissenschaft ist; endlich die vierte, welche dem Wesen nach Theologie, aber, weil sie auch die profane Wissenschaft in Theologie auflöst, Mysticismus ist.“ Creuzer imponirte den Zeitgenossen durch die Massenhaftigkeit und Vielartigkeit des zusammengebrachten Stoffes, der sich über die Religionen so vieler Völker hinüber erstreckte, und

durch die Höhe der verheissenen Leistung. Er brachte dem Zug der Geister zu glaubenseifriger Mystik eine scheinbar poetisch schwärmerische Erfassung des überlieferten, ein scheinbar gesichertes Rüstzeug von Gelehrsamkeit entgegen; er befriedigte zugleich die noch immer mächtige Gewohnheit einer Denkweise, welche zur Aufhellung der Probleme möglichst einfache und bequeme Stichworte verlangte. Durch alles unklar und keck phantastische, durch alle Stumpfheit des Urteils, durch alle Unordnung und universelle Mengerei des widersprechendsten, durch alle Eigenschaften hindurch, von denen Welcker erklärt, dass sie einen zur Verzweiflung bringen könnten, geht eine kurz und platt denkende Ausdeutung: die Grundansicht selbst, dass es dieselben stets sich gleich bleibenden Lehrwahrheiten sind, welche nur in den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern in anderem symbolischem Gewand auftreten, ist ein Erbstück des achtzehnten Jahrhunderts, so rationalistisch und aufklärerisch als irgend einer der Einwürfe von Voss oder anderer Gegner gleichen Schlags.

Mit Recht konnte Welcker behaupten, dass, so leicht wie sich Creuzer seine Aufgabe gemacht, der Gegenstand keinen Wert habe. Aber nicht nur bei Creuzer kamen die richtigen Keime, die auf seinen Wegen lagen, nicht zum Leben: welcher Abgrund liegt zwischen den sinnigen theoretischen Andeutungen Heynes, in denen man Herder zu spüren meint, und seiner eignen und seines auf seinen Spuren wandelnden Schülers Martin Hermann wirklicher Bearbeitung des mythologischen Stoffes! Wie eng und fremd ist uns jetzt der Inhalt von Gottfried Hermanns Abhandlungen *De Graeca Minerva* oder *De Apolline et Diana*, in deren Form die Eigenart dieses gedankenstarken, klar und scharf prüfenden Geistes doch nicht weniger deutlich spricht, als sonst!

Von allem diesem Widerstreit wurde Welcker kaum berührt. Er bewunderte Zoegas strenges und gelehrtes Denken auch in seinen Versuchen über die alten Religionen und er hatte sich vielleicht von einigen Zoegaschen zeitweise aufgenommenen Gedanken wieder frei zu machen. Er schätzte in Buttmanns mythologischen Aufsätzen, trotz allem Unbe-

hagen über sein atomistisches Zusammenrechnen, die philologische Sorgfalt, die er bei Creuzer so schmerzlich vermisste, und er war befriedigt, wenn er mit ihm zusammentraf. Aber er konnte von Buttmann und Zoega so wenig lernen als von Creuzer und Voss, weil er bereits selbständig eine von ihren Ansichten abweichende Anschauung der griechischen Mythologie und der Formen ihrer wissenschaftlichen Betrachtung, theils klar und bestimmt, theils in unglaublich rasch und fruchtbar sich entwickelnden Keimen in sich trug, als er jene Ansichten kennen lernte, durch deren Prüfung, die er umfassend und gewissenhaft anstellte, er in dem Vertrauen auf seine eigne Einsicht nur bestärkt werden konnte.

Welckers Arbeiten bezeichnen mit denen Jacob Grimms und Otfried Müllers gemeinsam den unermesslichen Fortschritt der mythologischen Forschung, dessen wir uns noch heute erfreuen. Die wichtigsten treibenden Elemente dieses Fortschritts, die Erkenntniss der Gewalt, welche die religiösen und mythologischen Ideen und Bilder von Anfang an über alle menschlichen Verhältnisse hatten, so weit geschichtliche Untersuchung zu den Ursprüngen hinauf zu steigen vermag, die Einsicht, dass diese Gesamtheit religiöser und mythologischer Ideen und Bilder einer gesetzmässigen, in ihrem Kern vom Spiel des Zufalls unabhängigen geschichtlichen Entwicklung unterlegen ist und unterliegt, deren Formen durch Beachtung alles analogischen erkennbar werden, das Gefühl für das volkstümliche und einfache, das sich in Glaube und Sage verrät und seine Schätzung gegenüber freierer Dichtung der einzelnen wie ganzer Kreise und Zeiten — dies alles ist uns jetzt so geläufig, dass wir die Grösse jenes Schrittes leicht vergessen. Welcker fühlte wohl das gemeinsame, das in Jacob Grimms und Otfried Müllers Arbeiten und seinen eignen, theils früheren, theils gleichzeitigen, ersten mythologischen Arbeiten lag, und er musste sich dieser Mitstreiterschaft um so mehr freuen, als er auch von diesen Genossen durchaus unabhängig war. Seine Natur war mit der Jacob Grimms, dem er auch durch Volksstamm und Heimat und durch die Gleichzeitigkeit der erlebten Völkerschicksale und Geistesströmungen nahe steht, vielfach verwandt — in dem

grossen und eigenartigen der wissenschaftlichen Persönlichkeit, in dem Feuer, mit dem er schwer beweglicher Massen geistig Herr wurde, wie in den Gebrechen, die den grossartigsten Naturen am wenigsten fehlen können. Ihre Verschiedenheit drückt am deutlichsten die Verschiedenheit des gewählten Arbeitsfeldes selber aus — das griechische und das deutsche Altertum und, innerhalb dessen, die Leistungen Grimms auf dem Gebiet der Sprache um ihrer selbst willen, während Welckers Herz am mythologischen und dichterischen, dessen Gewand sie ist, hing und an der bildenden Kunst, welche die gleichen Ideen in sich schliesst. Otfried Müller war dreizehn Jahre jünger als Welcker. Sie begegneten sich mehrfach, nicht nur in einer ungefähr gleichen Richtung des Weges, sondern auch in einzelnen Plänen. Im Winter 1815/16 verhandelte Welcker mit Jacobs über den Gedanken einer, die gesammten Altertümer des dorischen Stammes behandelnden Arbeit, in Göttingen trug er sich mit dem Gedanken eines Handbuchs der Archäologie. In Otfried Müllers mythologischen Untersuchungen fand er zum Theil seine eigenen Gedanken wieder und, bei allem Gefühl wissenschaftlicher Gemeinsamkeit und persönlicher Freundschaft, hielt er an dem unterscheidenden um so bestimmter fest, als er Müllers Ausführungen öfter durch sich selbst veranlasst meinte, als dies sich äusserlich merkbar mache. Den lebhaftesten Widerspruch mussten von Anfang an Müllers „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie“ bei Welcker hervorrufen, wenn er ihn auch erst sehr spät öffentlich geäussert hat. Denn die Prolegomena, die in ihrer raschen und eiligen Formulirung Otfried Müllers nicht ganz würdig sind, lassen die Mängel, durch welche er Welcker als Mytholog so sehr nachstehen musste, seine ungleich geringere Fähigkeit, religiöses, ethisches und poetisches in der ganzen Tiefe und vor allem in der Totalität zu empfinden und zu erfassen, deutlicher erkennen, als irgend eine andere seiner Arbeiten.

„O. Müllers Prolegomena — so erklärt Welcker — sind der Torso und nicht das Ganze einer «Einleitung zu einer wissenschaftlichen Mythologie», ja der Fehler ihrer Einseitig-

keit geht in eine Verkehrung aller Verhältnisse über, welche schlimmer ist, als die Mangelhaftigkeit eines Torso. Es ist dies, angesehn den wissenschaftlichen Geist dieses Mannes, eine so auffallende Erscheinung, dass ich nach einer Erklärung in dem Zusammenhang der Umstände suche, um sie mir begreiflich zu machen . . . . Müllers jugendkräftige Studien waren wesentlich ethnographischer Art gewesen und hatten mit durch den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit in Verwendung mythischer Elemente gerechtes Aufsehn erregt, als sein drittes und bedeutendstes Buch, die Dorer, von zwei Seiten in langen Recensionen ohne Einsicht in die neue Richtuug der Forschung und Behandlung der Sagen heftig angegriffen wurde. Der Abwehr und Widerlegung dieser Angriffe wurden von ihm die Prolegomena beigegeben, das System von Ansichten aufgestellt, worauf seine bisherigen Untersuchungen beruhten. Von diesen muss er damals zu sehr erfüllt gewesen sein, um den freien Blick anhaltend genug nach andern Seiten zu richten."

Die Prolegomena gehen überall darauf aus, den Zusammenhang der Thatsachen nachzuweisen, welche aus der Mythologie in die Geschichte führen, und vergessen darüber die übrigen Elemente und die Totalität des griechischen Götterglaubens. Sie unterscheiden in der Mythologie geschehenes und gedachtes, einen realen und einen ideellen Theil, die vermischt und mehr oder minder eng verbunden seien. Sie suchen mit Vorliebe auf, ob die sicher überlieferte Geschichte durch die Probe die factische Wahrheit einer mythischen Erzählung ergebe. Sie wollen keine Art von Ideen und Gedanken ausschliessen, die innerhalb des Kreises der geistigen Thätigkeit auf einer frühen Stufe der Menschheit denkbar seien. Aber sie stützen sich auf Local- und Heroensage, auf „geschichtliche Mythologie". In diesen Mythen liege die Ueberlieferung wirklicher Begebenheiten. „Genealogieen von Heroen, Abenteuer, Wanderungen, Vermälungen derselben, Eroberungen von Städten und Landschaften füllen die heroische und locale Mythologie grösstentheils aus; und so manches auch als mythischer Ausdruck hinwegfällt weil z. B. auch der Stamm als Einzelwesen gefasst, und oft als

That dargestellt wird was nicht eigentlich That war: so lässt sich doch im ganzen nicht zweifeln, dass Traditionen von dem Leben und Treiben heroischer Stammführer einer früheren Zeit Griechenlands die Hauptmasse sind und dem ganzen die Farbe gegeben haben."

Der poesielosen Dürftigkeit der Prolegomena gegenüber erklärt Welcker, man würde dem Verfasser derselben, welcher des ganzen Reichtums an Mythen von den Göttern sich leicht erinnern konnte, Unrecht thun, wenn man zweifeln wolle, dass er, nur mit einem Worte aufmerksam gemacht auf seinen einseitigen Eifer die Stammes- und Localmythen für den Gegenstand der Mythologie überhaupt zu erklären, nicht einen Augenblick angestanden haben würde als einen Theil derselben die Göttermythologie anzuerkennen und natürlich als den voranzustellenden. „In den Göttermythen ist nicht Idee und Factum zu einer Erzählung verschmolzen; sondern das gedachte und erzählte sind eins, das erzählte nur der Ausdruck des gedachten, ohne irgend eine fremdartige Beimischung." Dem Müllerschen Trugschluss: „es gibt keinen Mythos ohne Local; denn irgendwo muss er doch entstanden sein" stellt Welcker den Satz entgegen: „von den älteren und wichtigeren Göttermythen kann niemals der Ort ihrer Entstehung angegeben werden und dies Merkmal tritt also zu allen andern ihres Unterschieds von den Localmythen hinzu."

Die entscheidenden Sätze Welckers endlich sind die folgenden: „Den Irrtum, dass die «Götter, Culte und Mythen der Griechen in ihrer Bestimmtheit einer Zeit gesonderter Entwicklung (in Griechenland selbst) gehören, in der es selbst kein äusserlich zusammengehaltenes Nationalganzes gab», hat die Zeit beseitigt. Aber ich zweifle, so wie ich meines der Wissenschaft so früh entrissenen Freundes Geist zu kennen glaube, auch nicht im mindesten, dass er sich nur dem Ganzen der Göttermythologie zuzuwenden, sich in die naiven, tiefsinnigen, folgerechten, harmonischen, merkwürdigen Göttergebilde zu vertiefen gebraucht hätte, um durch Analyse und Vergleichung alles gegebenen hindurch zu einer Philosophie der Mythologie aufzusteigen, ohne die nicht auf den Grund

zu blicken und einzugehen ist. Sicher hätte er sich auch W. von Humboldts Aufklärung des Wesens der Sprache, diese grosse und weitgreifende Bereicherung der Wissenschaft, nicht entgehen lassen. Vermutlich hätte er, der durchaus nicht abgeneigt war mit mir übereinzustimmen, mir zugestanden, wenn er nicht selbst auf die Idee gekommen wäre, die ich hier freilich nur mit wenigen Worten andeuten kann, dass mit dem durch die Sprache vermittelten und erwachten Bewusstsein des Geistes von sich, seiner Persönlichkeit unmittelbar verbunden ist der *sensus numinis*, die πρώτη θεοῦ ἔννοια, die Ahnung eines grossen lebendigen Wesens, gegenüber dem kleinen das sich fühlt. Wie durch ihre zwei Kotyledonen die Pflanze herauswächst, so keimt aus diesen beiden Trieben, Gott und dem Ich, die Menschheit hervor. So wenig aber die einzelnen Seelenkräfte im Bewusstsein früher unterschieden werden, als das des einen Geistes erwacht und geübt ist, so wenig lässt die erste Religion in ihrem Zug und ihren Aeusserungen sich polytheistisch denken. Mit einem Einfachen, Einen, Ganzen hat es jede Ahnung, jeder erste Blick, jeder erste inhaltreiche Gedanke zu thun. Wie der Mensch sich als Einen empfindet, so das All ihm gegenüber als Eines, und wie er in seinem Leib einen Sitz des Geistes, von wo aus dieser wirke und walte, sucht, so ist es ihm natürlich auch im All einen Hauptsitz der göttlichen Macht zu finden, es sei in der Himmelshöhe oder in der Sonne ... Ein menschheitlicher, weltgeschichtlicher Process ist die Verbindung des zum Durchbruch drängenden Gedankens religiöser Anschauung der Natur in ihren verschiedenen Erscheinungen mit der Phantasie, durch welche die so erhaltenen Eindrücke göttlicher Wesenheiten oder Kräfte zu Persönlichkeiten erhoben, die Geister wie mit einem Leibe bekleidet werden, worin sie als Götter in ein von den Dingen geschiedenes Dasein treten, in diesem Entstehungsgrund eins, unendlich verschieden nach den Völkern, Ländern und Klimaten."

Unter den früheren Arbeiten Welckers werfen der Anhang zu Schwencks Andeutungen und der Aufsatz über die homerischen Phäaken und die Inseln der Seligen vielleicht am meisten Licht auf seine mythologischen Ansichten. Die

Zuschrift an Schwenck beschäftigt sich hauptsächlich mit den Grundsätzen für die Bedeutsamkeit und Ausdeutung der griechischen Götternamen, von denen Welcker glaubte dass sich nur wenige nicht aus dem griechischen erklären liessen, mit dem Wesen der Hera, in der er ein Bild der Erde zu finden meinte, und mit dem Märchen von den Mühlsteinzwillingen, den Molionen und Aktorionen.

Nichts sei falscher als was oft dem Cicero nachgesprochen worden, dass erst die Stoiker die Namenserklärungen angefangen hätten: sie seien nicht viel jünger als Hieratik und Poesie selbst. „Die Schönheit und Gediegenheit dieser Namen, die aus der priesterlichen Schule in die Poesie herüberreichend, zum Theil Kennzeichen an sich tragen durch mehr als eine Verwandlung hindurch gegangen zu sein, zum Theil schon im Homer veraltet scheinen, sind ein unwiderleglicher Beweis früherer Bildung, und die Wechselbeziehungen derselben eröffnen die Aussicht in ein weites Feld philosophisch-poetischer Anschauungen, das schon den ältesten Griechen, die uns bekannt werden, grösstentheils fremd geworden war. Geht man den zerstreuten Ueberbleibseln dieses hieratischen Natursystems, welche das grösste und merkwürdigste Denkmal pelasgischen Altertums ausmachen, aufmerksam nach, und verfolgt zugleich manche andere Spuren der Geschichte, so gewinnt das höhere griechische Altertum eine ganz andere Gestalt in unserer Vorstellung, als die herrschende ist. Das dichterisch klare und schöne, das sinnreiche, das mannigfaltige, das speculative dieser priesterlichen Ausdrucksart wird uns freilieh nur durch einzelne Proben kund, wenn wir die zerstückten Glieder der vieldeutigen aufgelösten Hieratik aus dem Meer der Poesie und Mythologie auffischen; aber diese Beispiele sind sprechend genug, und es gibt besonders einen grösseren Begriff von der Bildungsstufe jener Zeit, dass so manche dieser Namen nicht als Dichterbilder erscheinen, sondern als die Frucht philosophischen Nachdenkens und eines bestimmten geheiligten Natursystems . . . Ein grosser Theil der als Eigenschaften der Naturgötter ausgeprägten Namen kommt nur noch in einer tieferen Region der Heroen und Dämonen, oder allegorischer

Wesen und poetischer Figuren vor, in die sie früh oder spät herabgesunken sind ... Ein grosser Theil aller dieser Namen spiegelt in eigentlichen, in dichterisch malenden und preisenden, in symbolischen Bezeichnungen das Licht zurück, als einen der ersten und grössten Gegenstände der Anbetung; ein anderer geht auf das feuchte Element als Anfang und Bedingung alles Lebens; ein anderer auf die Erde und den Ackerbau; ein nicht geringer drückt das Wissen und die sittlichen Begriffe aus; dann ist in vielen auf mancherlei Weise die Kraft, in andern die Herrschaft Gottes verherrlicht, noch andere haben im Begriff des Ruhmes und Preises selbst ihre Wurzel."

Seine Ausdeutung der Hera führt Welcker auf Phoroneus, Adrastos, Aktäos und die Aktorionen. „Die zwei Mühlsteine sind im Volksmärchen gut genug gefasst worden als zwei zusammengewachsene Brüder, die zwei Köpfe, vier Hände und nur einen Leib haben ... Diese zwei unzertrennlichen waren dem Volkswitz das Bild der Unüberwindlichkeit des Zusammenhaltens; zusammengewachsen waren sie, heisst es, darum siegten sie gegen den Feind und im Wettkampf (im Wagenrennen konnte der eine lenken, der andere peitschen zugleich) und gingen als solche aus dem Volksmärchen und der Heldensage der Epeier in die Heraklee und die der Ilias eingewebte Nestorssage über."

An diese Ausführungen und Andeutungen knüpft sich die briefliche Unterhaltung Welckers und W. von Humboldts über griechische Mythologie überhaupt und über Welckers Plan einer Geschichte der griechischen Religion —, Briefe die als Zeugnisse ihrer geistigen Höhe und ihrer gegenseitigen Hochschätzung so erfreulich und lehrreich sind, lehrreich auch dadurch weil sie zeigen, dass selbst zwei so hochstehende Geister einander nicht ganz verstehen, wenn jeder von ihnen einen andern Fortschritt in der Epoche der wissenschaftlichen Auffassung gemacht hat.

Humboldt findet Schwencks und Welckers Etymologien bedenklich. Er fragt: „ist es nicht sehr wahrscheinlich, dass die Namen vieler Götter alte, von Volk zu Volk gegangene Namen sind? Kennen wir denn auch die ganze griechische

Sprache? Können die Namen nicht in Sprachwurzeln gegründet sein, die, weil man nun doch so oft von Pelasgern spricht, pelasgisch sind, und wissen wir irgend etwas über die pelasgischen Wörter? Ist es also nicht vielmehr ein Prokrustesbett, wenn ich diese sehr alten Namen in den Kreis der viel jüngeren hellenischen Sprache einzwänge?“ Er erklärt es, auch vorausgesetzt dass alle Namen griechischen Ursprungs wären, für nötig, zugleich auf das indische zurückzugehen. Nach dem jetzigen Zustande der Sprachkunde sei dies, auch wenn man griechische Wörter aus dem griechischen ableiten wolle, unerlässlich. Aber Welcker bleibt dabei dass für die historisch-kritische, auf Analogieen mannigfaltiger Art sich gründende Etymologie der mythischen Namen, wie er sie will, das griechische selbst ausreiche; er denkt daran, in einem alphabetischen Register die Beweise der von ihm gegebenen Uebersetzungen und die Belege und Analogieen von Buchstabenvertauschungen und von Namensformen und Zusammensetzungen aller Art neben einander zu stellen.

Wieder Humboldt nimmt Anstoss an Welckers Benutzung märchenhafter Elemente zur Ausdeutung der Aktorionen und des marmornen Fingers auf dem Erdhügel bei dem Heiligtum der Erinnyen. Er erklärt, er empfinde persönlich — ohne solche Idiosynkrasien in sich selbst ganz zu billigen und doch ohne sie vertilgen zu können — eine entschiedene Abneigung gegen alle Einmischung und allen Parallelismus der deutschen und nordischen Märchen, Volkssagen, Legenden mit den griechischen. „Ich finde in den griechischen und gerade immer mehr, je weniger man auf einzelne Erklärung hinausgeht, eine solche Zartheit, Lieblichkeit, ja ich möchte sagen Göttlichkeit, dass mir schon die Erinnerung an unsere dabei, wie eine Beimischung roher Metalle zu edlen erscheint. Ich bin nicht günstiger gestimmt gegen die Einmischung des indischen und ägyptischen. Denn was man auch von der Schönheit und Erhabenheit des Ramayana, Mahabharat, der Nibelungen sagen mag, um nur das zu nennen, was ich doch nun, so gut als ein anderer, in grossen Stücken in der Urschrift gelesen habe, so fehlt immer gerade das eine, in dem der ganze Zauber des grie-

chischen liegt, was man mit keinem Worte ganz aussprechen kann, aber was man tief und unendlich fühlt, was machen würde, dass in jeder ernsthaftesten und heitersten, glücklichsten und wehmütigsten Katastrophe des Lebens, ja im Momente des Todes, einige Verse des Homer und, ich möchte sagen, wenn sie aus dem Schiffscatalogus wären, mir mehr das Gefühl des Ueberschwankens der Menschheit in die Gottheit (was doch die Summe alles menschlichen Fühlens und alles irdischen Trostes ist) geben würden als irgend etwas von einem andern Volke. Auch mag es wohl sein, dass die Griechen viel von andern genommen haben, aber noch viel gewisser ist es, dass sie jedes, was sie nahmen, zu etwas anderem machten, und dass es nun erst Würdigkeit, Grösse und Schönheit erhielt.“ Diese letzten Worte waren Welcker aus der Seele gesprochen; aber sie konnten ihn in seinem Bemühen die verborgenen Wurzeln und Zweige des märchenartigen in dem griechischen Glauben herauszuspüren nicht irre machen. In der Abhandlung über die homerischen Phäaken weist er in diesen Schiffern, die in der Abgeschiedenheit, in den glücklichen Himmelsstrichen, wo Elysion und das Land der Hyperboreer liegen, friedlich wohnen, die von Dunkel umhüllt in der Nacht fahren, ohne dass des Windes der sie treibt gedacht wird, und ihren Mann in tiefem dem Tode ganz ähnlichen Schlaf zur Heimat bringen und keinem die Fahrt verweigern, märchenhafte Fährmänner des Todes nach, die, wie er meint, aus irgend einer ausländischen entfernten Religion und Sage in die hellenische Heldenpoesie gezogen, eine schönere Bestimmung nie erhalten konnten als die, den geprüften Dulder Odysseus nach allen Irrfahrten in seine oberirdische Heimat zurückzubringen. Er sucht den Ursprung dieser „Dunkelschiffer“, die erst im Epos mit allen Zügen ionischen Lebens ausgestattet seien, im barbarischen teutonischen Norden.

Es kann nicht genug beklagt werden, dass Welcker nicht in jenen Jahren voller Kraft, in denen er diese Abhandlungen und die vielen schönen den griechischen Götterglauben angehenden Sätze im Prometheus niederschrieb, zu der umfassenden Darstellung der griechischen Mythologie

und Religionsgeschichte gekommen ist. Er war damals allen Mitforschern weit vorausgeeilt, des gesammten griechischen und verwandten Stoffes, der überhaupt erreichbar war, Herr und fähig und gewillt ihn zu verwerten. Als er endlich so spät seine griechische Götterlehre abschloss, waren seine Gedanken durch Lehre und Beispiel, mitunter auch durch selbständige, auf gleiche oder ähnliche Ergebnisse führende Untersuchungen anderer, zum grossen Theil schon in den allgemeinen Besitz der Wissenschaft übergegangen. Er sah neben der Mythologie, wie er sie trieb, im Gefolge der vergleichenden Sprachwissenschaft, eine neue Wissenschaft der vergleichenden Mythologie in die Höhe schiessen, welche er weder mehr selbständig prüfen und sich aneignen noch durchaus und einfach abweisen konnte. Denn er war zu helles Geistes um aus der fehlerhaften, übereilten, eitlen und flachen Weise, mit der einzelne Bearbeiter eine Sache treiben, auf die Verwerflichkeit dieser Sache selbst zu schliessen. Aber er persönlich war bei allem unermesslichen Fleiss, mit dem er von den Sagen und Märchen aller Völker und Zeiten Kenntniss nahm, von dem Trieb des Lernens abgesehen, doch immer nur darauf ausgegangen sich dadurch das Gefühl für das verschiedenartige innerhalb des griechischen zu schärfen und das griechische durch den Vergleich selbständiger und unabhängiger Analogien zu erläutern. Er fand keine Schwierigkeit auch Uebertragungen von einem Volk auf das andere anzunehmen. Er war früh darauf gekommen, die Formen, welche die religiösen Probleme bei den verschiedenen Völkern annehmen, religionsgeschichtlich oder geschichtsphilosophisch zu vergleichen. Aber eine Vergleichung des Mythenstoffes stammverwandter Völker als solche, als Selbstzweck nach Art der Sprachvergleichung, um die Verästelung auf gemeinsamem Grund nachzuweisen oder auch nur um für die Untersuchungen auf dem Gebiete der griechischen Mythologie die ältesten bestimmenden Elemente festzustellen — diese Gedanken hatten ihm ursprünglich so fern gelegen als die Sprachvergleichung selbst. Er erkannte an, dass von der neuen vergleichenden Sprachwissenschaft aus, wie auf alle Geschichte und Mythologie, so besonders

auch auf die griechische ein grosses Licht gefallen sei. Er sprach aus, dass auch in der Mythologie das gemeinsame in den Hauptsachen und in charakteristischen Nebenzügen immer reiner und bedeutender hervortreten werde, je mehr man sich auf das einleuchtende und erweisliche beschränke; es würden sich vermutlich künftighin aus dem Heldenlied arischer Völker einfache Grundzüge mythischer Natur, auf die es wie geimpft sei, Erinnerungen aus der gemeinsamen Heimat in bestimmtem Zusammenhang erkennen lassen. Er fand sich leicht in die allgemeinsten Voraussetzungen und eilte sie gegen die Herleitung der griechischen Götter aus Aegypten, gegen die er in seiner Jugend hatte kämpfen müssen, anzuwenden. Aber durch diese Anerkenntniss und durch gelegentliche Benutzung, wo er Bestätigung für eignes fand, wie in Max Müllers geistreichen und sinnigen Ausführungen über Zeus, konnte er sich im Kern seiner festgewachsenen Vorstellungen nicht mehr viel stören lassen.

Der späte Abschluss brachte noch andere Uebelstände mit sich. Im hohen Alter noch mehr als früher hat Welcker hauptsächlich aus seinen Auszügen und Aufzeichnungen gearbeitet und so hat manches einen anderen Sinn und eine andere Färbung erhalten, als ursprünglich seine eigene Meinung gewesen sein mag: er hat sich mitunter einfach selbst nicht mehr verstanden. Dann war durch die Fülle der sich drängenden Gedanken und Bilder, durch den Reichtum der Ueberschau, durch die Feinheit des Sinnes im Entwirren und Scheiden der vielen möglichen Unterarten, Bedingungen, Beziehungen Welckers Sprache zwar stets stellenweise von hinreissendem Feuer, voll Leben, Kraft und Schönheit, aber niemals sehr gleichmässig, durchsichtig, leicht und bequem. Im Alter trat dies noch mehr hervor — in der Götterlehre sind manche Sätze wie unverarbeitete Blöcke stehen geblieben — und Welckers gedankenschwere Darstellung traf eine Zeit, die der wissenschaftlichen Prosa W. von Humboldts und Schillers und der Anforderungen, welche sie an das Nachdenken ihrer Leser gestellt hatten, längst entwöhnt war. Dennoch konnte die Wirkung eines Werkes wie die Götterlehre, das so sehr aus dem vollen der Gelehrsamkeit und

der Persönlichkeit hervorwuchs, nicht anders als überaus mächtig und nachhaltig sein. Sie muss noch jetzt bei jedem Vergleiche mit früheren, gleichzeitigen, auch mit späteren Versuchen, welche zum Theil in die eigensinnige, poesielose Beschränktheit von Voss, zum Theil in den wüsten Synkretismus Creuzers zurückgefallen sind, zum Theil durch kurzdenkende Flachheit der Naturausdeutung und durch selbstgefälliges leeres Spiel mit der schweren Kunst der Vergleichung von Namen und Mythen jede mythologische Untersuchung in Verruf zu bringen drohen, nur gewinnen. Dass freilich auch eine so grossartige Leistung wie das Welckersche Vermächtniss der Götterlehre nur ein Anfang sei, lässt nicht nur die Erfahrung von dem allgemeinen Fortschritt der wissenschaftlichen Arbeit — mag immer seine Bahn in irrganggleichen Windungen aufwärts führen — voraussetzen. Kenntlich genug bieten sich der Forschung neue Ziele dar. Innerhalb scharfgezogener Gränzen, aber in diesen ohne Rückhalt, muss der Sprach- und Mythenvergleichung ihr Recht zur Feststellung der ältesten Bestandtheile werden. Die Göttermythologie, die allein für Welcker, die Heroenmythologie, die allein für O. Müller den Ausschlag gab, müssen zur Einheit gezwungen und gebunden werden. Eine Formenlehre, welche die Gesetze der sich unablässsig wiederholenden Bildung des Mythos und der sich aus ihm ablösenden Gestalten nachweist, muss gefunden werden, so gut wie die Morphologie der Sprache. Und neben dem allgemeinen heischt vor allem das in weniger ungemessene Fernen sich öffnende, aber unserm Herzen so viel nähere Bild seine Umgränzung, seine Zeichnung, seine Farben, das wir uns von dem religiösen und mythologischen Besitz des Perikleischen Athens, wie er sich in den edelsten und feinsten Geistern und in dem schlichten Sinn des Handwerkers spiegelte, machen sollen und von dem Wechsel, der in diesem Bilde sich vollzog. Aber wem immer diese Lösungen einst gelingen werden, er wird getränkt sein müssen von Welckerschen Ideen und von Welckerschem Gefühl für das nationalhellenische und seine feinste Blüte und Schönheit, beflügelt von Welckerschem Schwung und Welckerscher Kühnheit

der Auffassung und Anschauung, erfüllt von Welckerschem Gottessinn.

Die „Götterlehre“ scheidet, nach den beiden ersten Hauptepochen des griechischen Glaubens, die Betrachtung und Darstellung in zwei gesonderte Hauptabtheilungen, in deren jeder auch dieselben Götter gesondert zur Schilderung kommen. Der Standpunkt des ersten Theils ist „am Anfang der Entwicklungen“ genommen, welche die Spuren der frühesten Bedeutung erkennen lassen; der des zweiten „in der Mitte des entwickelten“: er soll die Götter als die olympischen oder als die der Tempel in mehr geschichtlichen Zeiten darstellen. Denn „zwischen der Dämmerung und dem kräftigen Morgenrot der alten heroischen Zeit und dem höchsten Glanz Atheus, als es durch grosse Thaten, durch sein wunderbares Staatsleben, durch die Anführung in allem wissenschaftlichen und in allen Künsten, die Poesie mit eingeschlossen, ganz Hellas überstralte, liegt ein Mittelalter, das mit dem späteren unsrigen, wie gross auch die Unterschiede und Gegensätze in so vielen andern Hinsichten sein mögen, au Regsamkeit, Mannigfaltigkeit und Buntheit, an Kräftigkeit und Grösse vieler Erscheinungen und Geister, an Herrschaft des Gefühls und der Leidenschaft und an fast schwärmerischem Eifer für religiöse und gottesdienstliche Stiftungen und Drang zum mystischen einige Aehnlichkeit hat.“ In seinen Vorlesungen pflegte Welcker als dritten Zeitraum zu umschreiben „Von Perikles bis zum Untergange des Heidentums“ und er hat in seinen Forschungen allen Kennzeichen und Elementen des Verfalls sorgsam nachgespürt. Aber der grosse litterarische Plan, von dem die Götterlehre das allein im Zusammenhang ausgeführte Bruchstück ist, sollte in drei ineinandergreifenden Werken Glauben, Poesie und Kunst der Griechen von den Ursprüngen bis zur Blüte darstellen. W. von Humboldt, dem in Rom einer der Schatten der Vergangenheit mehr wert schien als das ganze lebende Geschlecht, fasste dort den Gedanken als Gegenstück zu Gibbon eine Geschichte des verfallenden Griechenlands zu schreiben — in der wehmütig milden Geschichts- und Weltbetrachtung, der er gerne nachhing. Der ganze Unterschied der innersten Natur

der beiden Freunde, die ganze Jugendlichkeit des Sinnes in Welcker, die noch bei dem Greis so rührend war, liegt in diesen beiden Formeln eines wissenschaftlichen Ideals.

Der Lebensnerv der Welckerschen Götterlehre ist die alle übrigen Götter- und Religionsvorstellungen überschattende und zwingende Bedeutung des Zeus. Seine ganze Verachtung des Forchhammerschen Systems — an dem ihm das merkwürdig zu sein schien, dass es überhaupt entstanden sei, wie ihn einst Kanne an die Besessenheit alter Orakelgeber erinnert hatte — drückt er mit den Worten aus: „Er kennt keinen Zeus.“ Schon in der „äschylischen Trilogie“ heisst es „Uranos und Zeus sind in der Religion selbst zuletzt nur Einer gewesen, und im ganzen der griechischen Religionen erscheint Zeus früh und spät als der Himmel, das göttliche im Gegensatz alles endlichen.“ In der Götterlehre lag ihm vor allem daran darzuthun, dass vor, in und neben dem aus der Naturreligion erwachsenen Polytheismus ein monotheistischer Zug — die Zeusreligion — stets vorhanden und zwar zeitweilig überhaupt oder in bestimmten Schichten des Volks und der Bildung zurückgedrängt, aber immer wieder allmächtig hervorgebrochen sei. Bei aller Ungewissheit über die Reihenfolge der Wanderungen und die Mischung der griechischen Stämme, über die Bedeutung, welche Helios, Ares, Dionysos, Apollon für manche derselben gehabt haben möchten, stehe doch so viel fest, dass bei den ältesten uud edelsten Stämmen auf griechischem Boden von Anfang an Verehrung des Zeus vorausgesetzt werden dürfe, und dass diese im Zusammenhang stehe mit der Uridee der ersten Menschen der uns bekannten Art. Diese Uridee sei in einer Periode langsamster Entwicklung so sehr befestigt worden, dass sie nie wieder ganz ausgehen konnte. Die üppig aufschiessende Vielheit nnd Mannigfaltigkeit anderer Culte rief eine Gegenströmung hervor, welche dem ältesten und angesehensten aller Culte ein neues Uebergewicht über alle andern gab und dadurch, so viel es nach den Umständen möglich war, die einfache Religion der ältesten Zeit wieder herstellte. „Auf dem Grunde dieses religiösen Glaubens der homerischen Menschen und ihrer Vorgänger beruht auch die nicht mehr

mythologische, sondern philosophisch erfasste Einheit Gottes während der langen späteren Geschichte."

Den Ausführungen über „das Urwesen, Gott im Himmel, Zeus", über das Wort θεός und Ζεύς, über Zeus Kronion, Zeus im Gewitter — wie schon eine Beigabe zur Trilogie die homerische Stelle über Zeus und Briareus-Aegäon vom Gewitter verstanden hat —, Zeus auf Gebirgsgipfeln und über Hauptculte des Zeus sind vorausgeschickt Erörterungen über Homer — der wie die älteste, so in Bezug auf die griechische Religion eine sehr junge Quelle ist, dessen Sprache einen ungefähren Massstab der Geistesarbeit und der Formenwandlungen abgibt, die auch in der Mythologie hinter ihm liegen mussten —, über Volkstum und Land der Griechen, über die möglichen „Ausdrucksarten oder Lehrformen der Naturreligion" — als da sind Namen, Zahlen, Symbolik in Thier- und Menschengestalt und in Lauten, Rätsel, sinnbildliche Zeichen, Personification, Mythos, Glaube, Allegorie, hieratische Sage, Legende, Märchen —, und über die Methodik der mythologischen Forschung.

An den Abschnitt über Zeus schliesst sich die Begründung der Naturgötter. Die Idee eines allbelebenden, weltbeherrschenden Allgeistes konnte sich nicht allein und rein behaupten bei einem Volk, das in so einfachen Zuständen ein ländliches Leben unter häufigen Wanderungen führte. Jenes Jugendalter, das, unbeschwert und unzerstreut von vielerlei Wissen, Bedürfnissen und Belangen, Treiben und Sorgen, die Natur mit Innigkeit als auf sich selbst bezüglich auffasst, sah die Welt erfüllt von lebendig thätigen Intelligenzen und Individualitäten, sah alles sichtbare dämonisch persönlich, in allen Wirkungen nur Wohl und Wehe der Menschen, in allen Vorgängen Absicht und Wille. „Die Naturgeister gehen in Naturgötter über so wie sie von der Natur gesondert für sich vorgestellt werden." Sie werden sofort anthropomorphistisch, wenigstens in einem gewissen Grad. „Auch der Menschengeist, wie er von der Leiche ausgezogen ist, entspricht früh und spät, und das umgehende Gespenst wol immer, in irgend einer Weise in der Vorstellung dem Menschen." Dass aus diesen Naturgöttern — für

deren nur durch Ahnung zu erreichende Vorstellung die in den Veden vorliegenden religiösen Natureindrücke des freilich weicheren Volksstammes der Inder durch Analogien Hülfe gewähren können — die national griechisch gestalteten Götter wurden, in denen das göttliche im Menschen lebt, ist eine grosse That des kräftigen griechischen Volks, eine Folge seiner starken sittlichen Anlage, seiner „Götterkunst", die es vor allen übrigen Völkern auszeichnet. Für die Zeusreligion ergibt sich ein neues Verhältniss. „Die menschenartigen Götter werden auf Zeus, der von den Naturgöttern verlassen und gesondert auf vielen Punkten zurückgedrängt worden war, unter der Form der Abstammung zur Einheit des göttlichen Wesens zurückgeführt." Und eine weitere Folge der Reform ist, dass die Verehrung von den Gütern der Natur auf die höheren Bedürfnisse, die Freuden und Tugenden des Menschen, der Stände und der Gemeinden mächtig hinübergeleitet werden. Die physikalisch-dämonische Grundlage der einzelnen Götter, ihre Weiterbildung, ihr Verhältniss zu einander und zu Zeus nachzuweisen, ist die Hauptaufgabe der nächsten Abschnitte der Götterlehre: es ist kein Moment, das auf die Entwicklung Eiufluss übte, weder das Werk der Musen „das den Sieg entschied", noch die Anfänge der Bildkuust, weder der Beginn der Naturphilosophie noch der allgemeine Fortschritt der Sitte und der Zusammenhang von diesem allem, das nicht erwogen wäre.

Die den „zweiten Zeitraum" umfassende Abtheilung der Götterlehre beginnt wieder mit vorbereitenden Erörterungen zuerst über Orakel, Staatsreligion, Gottesdienst, über die Dichter, mit schönem und gerechtem Eingehen in den Charakter des homerischen Epos und des Hesiod, der Tragiker, auch des Euripides und des Aristophanes, den Welcker, wie Friedrich Jacobs, in jedem Betracht so viel höher stellten als es vielfach üblich ist; dann über die bildende Kunst, deren Bedeutung und Verhältniss zur Religion eine Reihe der eindringendsten Aussprüche gewidmet sind; endlich über Aber- oder Ueberglaube, über Zauberei, über die Götter und Heroen als Stoff der griechischen Rhetorik. In der Einzeldarstellung ist die Bedeutung des Zeus als allerhöchsten Gottes fest-

gehalten; verhältnissmässig den grössten Raum nehmen nunmehr in Anspruch Demeter und Dionysos.

Zum Abschluss des Ganzen dient ein dritter Theil, in dem die „Dämonen“ nach ihrem Verhältniss zur Weltordnung und Natur und zu den einzelnen Gottheiten geordnet sind. Das letzte sind Andeutungen über den Heroenglauben, als dessen Blütezeit Welcker die Zeit der Siege bei Marathon, Salamis und Platää annimmt, und über Heroisirung und Vergöttlichung historischer Personen.

Das Gefühl für die Totalität, welches Welckers Götterlehre so sehr auszeichnet, ist der auffälligste Vorzug auch seiner die griechische Poesie angehenden Arbeiten, und er war sich dieses Vorzugs wohl bewusst. Einem Abschnitt der „äschylischen Trilogie Prometheus“ hat er die Worte Goethes vorangestellt: „Wenig Deutsche, und vielleicht nur wenig Menschen aller neueren Nationen, haben Gefühl für ein ästhetisches Ganzes; sie loben und tadeln nur stellenweise, sie entzücken sich nur stellenweise.“ In diesem Buche ist ein grossartiger Vorwurf grossartig durchgeführt. Die erhaltene Tragödie des Aeschylos „der gefesselte Prometheus“ ist künstlerisch kein in sich vollendetes Ganzes: die Befreiung muss folgen, die Verschuldung vorangehen. Wie in der erhaltenen Trilogie, dem Agamemnon, den Schutzflehenden, den Eumeniden eine in sich zusammenhängende Orestie, so hat der Dichter in Prometheus dem Feuerlanger, dem gefesselten und dem befreiten eine in sich zusammenhängende Promethie zur Aufführung gebracht. Die trilogische Form war das Princip der äschylischen Tragödiendichtung überhaupt: auch die übrigen uns bekannten Tragödienstoffe des Aeschylos lassen sich in Trilogien einordnen. Diese Hauptsätze werden durch die eingehendsten und eindringendsten Erörterungen, die nach allen Seiten hin weit ausgreifen, gestützt und gefestigt. Der vermutliche Inhalt des Feuerlangers, der „lemnische Raub“ aus der Feueresse des Hephäst führt auf den lemnischen Feuerdienst, auf Kabiren, Telchinen, Kureten und Korybanten, auf den Unterschied der Weihen zu Lemnos und in Samothrake, auf den altattischen Feuerdienst und die attische Lehre von Hephästos, auf das von Zeus am dritten

Schöpfungstage unter Donnerschlägen geborene Feuerkind Athena, auf das Erdkind Erichthonios, auf das Herdfest für den ganzen Staat, die Apaturien, auf die altattischen Stämme und ihr Verhältniss zu jenem Feuerdienst. Die Episode der Jo in der erhaltenen Tragödie findet ihre ästhetische Rechtfertigung in der Oekonomie des grösseren trilogischen Ganzen, die dunkle Fabel scharfsinnige Ausdeutung. Der gewaltige Stoff der Prometheussage, wie ihn Aeschylos vorfand und gestaltet hat, die Probleme der Theogonie und der Kämpfe der Göttergeschlechter, Menschenschöpfung und Menschenschicksale, Pandora und die hebräische Sage von der Entstehung des Weibes, die Stellung des Aeschylos zur Volksreligion seiner Zeit, das Verhältniss der tragischen Technik zu den geglaubten Götterfiguren, Scenerie und dramatische Wirkung —, die Ursprünge der Form der Trilogie und ihre Vorzüge und Nachtheile gegenüber der späteren Einzeltragödie, das der tragischen Trilogie folgende Satyrspiel und die Möglichkeit seines Zusammenhangs mit dem durch die Trilogie dargestellten Mythos —, es ist nichts, das nicht sorgfältig und feinfühlig geprüft und erwogen würde. Das Satyrspiel und die Anfänge des Dramas überhaupt im Cult des Dionysos und in den Mummereien bei dionysischen Festen erörtert ausführlicher ein eigner Abschnitt in dem „Nachtrag“, den Welcker der „Trilogie“ folgen liess, eine Behandlung dieser Anfänge, die, ähnlich wie sein schöner Aufsatz über den Ursprung des Hirtenlieds und die Abhandlungen über den Linos und Elegos, zeigt, wie unmittelbar frisch und lebendig, wie fein und sinnig er die Keime der Dichtungsgattungen heraus zu fühlen und zu erkennen wusste. Diese Behandlung des Satyrspiels ist ausserdem auch deshalb merkwürdig, weil sie Aufschluss über die Entwicklung seiner mythologischen Ansichten gibt. Dionysos ist der alte Gott der Hirten und Weinbauern, zu dessen Dienst sich die Adelsgeschlechter erst bequemen. Silenos ist ein an sich göttliches, ein Naturdämon und zwar der Dämon des fliessenden Wassers, welches, mit den Dryaden vermält, die Fruchtbarkeit des Waldes schafft, mit der Najade verbunden, den Dionysos aufzieht. Die Satyre aber, von Silenos ursprüng-

lich verschieden und getrennt, sind „nichts anders als ein Abbild der wirklichen ländlichen Festtänze des Dionysos, ein aus dem irdischen unter die Dämonen erhobener Chor, ebenso wie die Kureten, aus dem Herrenstand, welche andern Göttern als dem ländlichen Dionysos tanzten, ebenfalls diese dämonischen Urbilder in der Mythologie haben."

Als Welcker ausser der Orestie und Promethie noch eine Reihe anderer äschylischer Trilogieen nach Titeln und Fragmenten zusammenordnete, schien es ihm, auf die Gefahr hin, unter so vielen auch irrige Mutmassungen aufzustellen, richtiger, seine Ansicht von der trilogischen Composition, so weit es die Bruchstücke nur irgend möglich machten, durchzuführen als sich aus Aengstlichkeit zu beschränken. „Wer durch einzelne Missgriffe — so war seine Meinung — an der Sache im allgemeinen irre werden könnte, müsste von der Natur und Absicht dieses ganzen Versuchs andre Begriffe haben, als die sind, von denen ich ausgegangen bin, und gewiss unrichtige Vorstellungen von der Beschaffenheit der Bruchstücke und übrigen Hülfsmittel zur Herstellung dramatischer Plane des Aeschylos." Zu einer ungefähren Probe der Richtigkeit der trilogischen Ordnung seiner Tragödien könne es dienen, wenn man versuche, die des Sophokles und Euripides nach dem Faden der Geschichten zu drei und drei zusammen zu stellen. Jeder, der die Probe mache, werde erkennen, dass unmöglich nur zufällig aus den Titeln der äschylischen Dramen so viele Dreivereine hervorgehen sollten. Allerdings war Welcker, wie dies menschlich ist, geneigt, eine einmal gefasste Vermutung festzuhalten und das Feuer, mit dem er die Ideen erfasste und vor sich lebendig gestalten sah, führte ihn wol dahin, was erst Vermutung war, hernach für eine Thatsache zu halten. Aber seine Worte zeigen, dass ihn Widerspruch und Umgestaltungen im Einzelnen nicht tief berühren konnten.

Dies geschah, als der anerkannte Meister der Sprache, der gefeierte Kenner und geniale Kritiker der griechischen Tragiker, der enthusiastische Bewunderer gerade des Aeschylos, Gottfried Hermann, nicht nur Einzelheiten bestritt, sondern den Kern und die Welckersche Grundansicht für unzulässig

erklärte. In sprachlichem, grammatischem und metrischem, in einzelnen Irrtümern, Uebereilungen, Ausschreitungen haben Welckers Arbeiten Gottfried Hermann oft genug Anlass zum Bessern und Meistern gegeben. Beim Prometheus war Welcker der eignen Ueberlegenheit in der Auffassung des Mythos — wie überhaupt in allem, was Mythologie und griechischen Glauben anging — und in der Erkennung der dichterischen Gestaltung sich mit Recht bewusst. Die Hermannischen Einwände abzuwehren war der „Nachtrag", der das in der „Trilogie" gegebene theils rechtfertigen, theils fortsetzen sollte, bestimmt. Zu Polemik mit Gottfried Hermann führte auch Welckers Bearbeitung der griechischen Epigramme aus Steinschriften; und die Gegner schonten sich nicht, wie es ihnen schwer wurde, die Vorzüge ihrer so verschieden gearteten Naturen, ihre gegenseitige Grösse zu verstehen und anzuerkennen. Aber zwischen allem heftigen, auch wol masslosen, das der Kampfeseifer mit sich bringt, stehen doch immer wieder Sätze, die von dem Irren oder nicht Irren hinweg auf das hinüberleiten, das über dem persönlichen erhaben ist; die feste Ueberzeugung, dass nur was in der eignen Ansicht wahr ist siegen könne und siegen dürfe, dass was im Wissen und Lehren eitel, kleinlich und falsch sei, von der Zeit immer wieder und oft sehr bald ausgestossen werde, wie leichte Unreinigkeiten von den Wellen des Meeres; der Adel der Gesinnung in den beiden sich so lebhaft bekämpfenden bricht überall hervor. Trotz alles momentanen Sturmes spürt sich in der Hermann-Welckerschen Fehde eine sehr viel reinere Luft als in O. Müllers und Boeckhs Streitigkeiten mit Hermann. Welcker hat die Genugthuung gehabt, dass ihm Hermann spät, nach langem Widerstreben, den Fundamentalsatz der „äschylischen Trilogie Prometheus" zugab. In dem gegen Schömann gerichteten Aufsatz über den Prometheus, aus dem Jahre 1846, heisst es: „*Communis opinio est, de cuius veritate non videtur dubitandum esse, trilogiam fuisse, quae omnem de Promethei rebus fabulam complexa fuerit ignifero Prometheo et vincto et soluto;*" und seiner Widerlegung der Welckerschen Zusammenstellung der den Athamas angehenden Trilogie schickt er die Bemerkung voraus, es sei

natürlich, dass man in der Anwendung einer neu gefundenen Ansicht, leicht die Gränzen überschreite, am erklärlichsten bei dem Entdecker selbst, da ihn das aufgegangene Licht am lebhaftesten erregen und zu dem Versuche, demselben immer weiter zu folgen, anreizen müsse, während bei anderen oft Eitelkeit mitspiele. „Doch — so fährt er fort — haben auch Irrtümer ihren Nutzen. Denn es ist das Loos aller menschlichen Unternehmungen, dass das rechte erst durch verfehlte Versuche an den Tag kommt. Ein merkwürdiges Beispiel gibt der sinnreiche Gedanke des Herrn Welcker in Bonn, dass die Sitte der griechischen Tragiker, an einem Tage mit vier Stücken, dreien Tragödien und einem Satyrspiel, aufzutreten, aus der Gewohnheit hervorgegangen ist, zwischen den dithyrambischen Chorgesängen die einzelnen Theile einer zusammenhängenden Handlung vorzutragen. Dieser sowohl durch die noch jetzt vorhandene Trilogie als durch einige andere keinem Zweifel ausgesetzte Beispiele bestätigte Gedanke berechtigte zu der Vermutung, dass dieses, wenigstens in der älteren Zeit, ein feststehendes Gesetz für die tragische Dichtkunst gewesen sei. Es war daher ein lobenswertes Unternehmen zu untersuchen, ob sich dieses Gesetz in den sämmtlichen Schauspielen des Aeschylus nachweisen lasse. Unverkennbar standen dem Erfolge grosse Schwierigkeiten entgegen, da theils das von einem unbekannten Scholiasten verfertigte Verzeichniss der Stücke des Aeschylus weder vollständig noch fehlerfrei ist, theils die Bruchstücke der hier und da angeführten Tragödien und Satyrspiele meistens in so geringer Anzahl vorhanden und so klein und unbedeutend sind, dass von vielen Stücken selbst die Namen untergegangen, und von den erhaltenen Namen manche ungewiss sind. Es konnte daher nicht fehlen, dass der Versuch, die zusammengehörenden Stücke aufzufinden und zu ordnen, nicht überall glückte und Herr Welcker selbst ist mehrmals bei wiederholter Prüfung, so wie auch durch später bekannte Zeugnisse genötigt worden, manche Stücke anderen Trilogien als den früher angegebenen zuzutheilen, ingleichen in manchen Trilogien die Stellung der Stücke abzuändern."

Nach und nach hat Welcker die sämtlichen Tragödien, von denen irgend eine Kunde aus dem Altertum zu uns gedrungen ist, nicht nur des Aeschylos, sondern auch des Sophokles, Euripides und überhaupt aller tragischen Dichter, bis in alle Ausläufer und die römischen Nachdichtungen hinein, erwogen und ihren Inhalt und Gang aus den oft sehr geringen Spuren der Ueberlieferung, aus seiner Kenntniss des Mythenstoffes, aus seiner Einsicht in das Wesen und die Bedingungen der tragischen Poesie, der Zeitalter, der einzelnen Dichter wieder aufzubauen oder doch aufzuhellen versucht — oft überraschend glücklich, so dass neue Funde die Aufstellungen bestätigt haben, immer geistvoll, anregend, förderlich und des hypothetischen der Aufgabe sich wohl bewusst. Den grossen von den Tragikern behandelten Mythenvorrat ordnete er ein nach der Abgränzung der Stoffe, wie er sie im alten Epos fand und dessen Inhalt und Composition er in gleicher Weise wie bei den verlorenen Tragödien darzustellen unternahm. Aber nicht nur durch diese Wiederbelebung des epischen Stoffes, welche neue Zusammenhänge und Gesichtspunkte eröffnete, sondern für unsere Erkenntniss und Auffassung Homers und des Epos überhaupt bezeichnen Welckers Arbeiten einen bedeutsamen Fortschritt, der ihm auch jetzt, nachdem sich seine Etymologie von Ὅμηρος als „Zusammenfüger", die lange als erlösendes Wort galt, als nicht zulässig erwiesen hat, unvergessen bleiben muss. Er zuerst hat in dem bunten Knäuel alter und später Sagen, die sich an den Namen Homeros ansetzten, die Ueberlieferungen vom äolischen Homer in Smyrna und Kyme, vom ionischen Homer auf Jos und Chios, in Kolophon, im kyprischen Salamis geschieden und damit die ältesten Heimat- und Blütestätten des Epos in ihrer Bedeutung und ihrem gegenseitigen Verhältniss aufgedeckt. In seiner Betrachtung der Ilias und Odyssee hat Welcker nicht den Weg der Analyse beschritten, auf welchem Lachmann und Kirchhoff ihre Ergebnisse fanden, sondern er hat auch hier am liebsten den grossen Zusammenhängen nachgespürt. Einem Manne, der wie er sich in die epische Poesie ungefähr aller Völker versenkt hatte, waren die allgemeinsten Voraussetzungen

Wolfs und Lachmanns von volksmässigem epischem Sang etwas selbstverständliches und geläufiges. Er war weit entfernt auch eine Geschichte der vorliegenden Ilias und Odyssee zu leugnen.*) Er hätte sich, wenigstens in jüngeren Jahren, mit Kirchhoff, von dem er auch die Erstlingsarbeit von 1846 — *Quaestionum Homericarum particula* — wohl kannte und zu schätzen wusste, verstehen können; er konnte es nicht mit Wolf und Lachmann. Dazu meinte er in den wesentlichen Theilen der Ilias eine allzubewusste Kunstform, eine allzupersönliche Genialität zu spüren; er leugnete nicht, dass auch die naivste epische Liederpoesie eine Sage zusammenhängend ausdichte — aber in der Ilias vermisste er, wie Goethe, das was für jede solche Liederpoesie die Hauptsache gewesen sein müsste: die Zerstörung Troias; und er fand dieses Weglassen nur erklärlich durch die Kunstform, die ein grosses Ganzes durch den Zorn des Achill zusammenhält. Er verkannte nicht, dass die Liederpoesie, wie sie Lachmann für die Ilias voraussetzt, auch bei den Griechen die älteste Stufe des Epos gewesen sei; aber er konnte darin nur eine der Steigerung und Erweiterung fähige und bedürftige Vorstufe des wirklichen Epos sehen, das mit der Ilias anhebt und in den Gedichten des epischen Cyclus fortblüht, und die Etymologie des Namens Homeros, die er versuchte, war ihm deshalb wie ein Symbol.

„Bei aller natürlichen Mannigfaltigkeit — in diesen Sätzen hat Welcker seine Vorstellung auf das schärfste ausgesprochen — zeigt sich in den Heldenliedern der verschiedensten Völker ein Hauptunterschied, eine grosse Stufe der Entwicklung, eine doppelte Art oder zwei Hauptperioden. In der einen kleinere, einzeln stehende Lieder, worin die Poesie sich herrlich und rein entfalten und schon ein be-

*) Ich finde z. B. auf einem Notizblatt: „Aus dem beschränkteren Umfang der Thebais, und selbst des Gedichts von Arktinos, von Lesches ist ein grosser Schluss zu machen auf den weit geringeren Umfang der Ilias, der unterdessen als jene entstanden und wol zum Theil vorher erweitert wurde.“ Für Welckers Ansichten, die nicht in allen Punkten immer gleich blieben, sind lehrreich auch die Briefstellen bei Düntzer Homerische Abhandlungen (Leipzig 1872) im Vorwort.

deutendes Gepräge epischer Kunst hervortreten kann, wie wir an dem Serbischem, an dem Kämpe Viser sehen; in der anderen ein zusammengesetztes und geordnetes grösseres Ganze, worin im Fortschritt eine ganz neue Kunst des Plans, der Einheit, der Verhältnisse der Bezüge und Theile, erwächst und zuletzt die Idee eintreten kann mit einer allen Stoff, alle Eindrücke und alle Künste der Gestaltung und Darstellung überwiegenden Kraft und Thätigkeit. Die Umwandlung im Epos ist ungefähr wie die in der Gesellschaft wenn aus Höfen und Flecken Städte, aus Städten landschaftliche Staaten, aus vielen Landschaften Reiche hervorgehn. Von diesem Naturgesetze des Epos nach Ausdehnung und Zusammensetzung hinzustreben, sind bedeutende Erzeugnisse im Angelsächsischen, Gaelischen, Deutschen, Skandinavischen abhängig, und ganz neuerlich*) ist das Walten desselben in verschiedenen andern Kreisen, unter den französischen Sängern der Carlovingischen Sage und der von Arthur und in dem Thierepos auf sehr lehrreiche Art kund geworden. Dass F. A. Wolf dieses Bildungsprincip der Zusammenfügung, die grosse Metamorphose der Poesie, die lebendige Einigung wild untereinander schwärmender Lieder zu geordneten und mehr oder weniger von Absicht und Organisation der Kunst durchdrungenen Ganzen nicht erkannte, sondern sich vorstellte, dass viele einzelne Lieder sich von selbst in Reihe gestellt hätten, ist die Ursache der Richtung, welche seine Untersuchungen über Homer genommen haben. Dem Homer scheinen in den Zeiten der Achäer und in den früheren der asiatischen Kolonieen Heldenlieder vorausgegangen zu sein in einer grösseren Fülle und in Ansehung mancher Stoffe von einer grösseren inneren Entfaltung und Durchbildung, als wir sie bei irgend einem andern Volke kennen oder vermuten dürfen. Seit der Ilias aber, die zwar gewiss nur das erste vollkommne Muster, nicht als die erste Erfindung einer neuen grösseren Gattung zu betrachten ist, sehen wir eine Reihe von epischen Gedichten sich drängen, die in grossem Umfang eine Menge von Personen und Begebenheiten zu

*) Welcker bezieht sich hier zunächst auf Fauriel Origine de l'épopée chevaleresque Rev. des deux mondes 1832.

einer dichterischen Einheit zusammenfügen. Diese grosse Neuerung und Erfindung, die grösste die je in der Kunst gemacht worden ist und gemacht werden konnte, und die unter den Griechen, durch ihren Einfluss auf alle andere Hauptgattungen, den Charakter und die Höhe ihrer Kunst überhaupt entschieden hat, ist bezeichnet durch den Namen Homeros, des Zusammenfügers."

Die Bedeutung, welche in diesem Zusammenhang dem kunstmässigen Epos als Dichtgattung zukommt, der Eifer und das Finderglück, mit dem Welcker den Stoffen der Gedichte des epischen Cyclus nachging, machen es psychologisch begreiflich, dass er ihren poetischen Wert in einer Weise hoch stellte, für die er keinen Nachfolger gefunden hat — aber eigen ist, dass er gerade hier eine so lange andauernde gleichmässige Kunstblüte einer Dichtgattung annahm, deren Abhängigkeit vom allgemeinen Zustand des Volks er sich so genau bewusst war, und dass ihm die geschichtliche Gerechtigkeit, welche für ihn nach seiner eignen Auffassung in der Erhaltung der Ilias und Odyssee als eines über früheres und gleichzeitiges hoch hervorstechenden Besitzes der Poesie gelegen haben muss, hierbei nicht in den Sinn kam.

In den „griechischen Tragödien" wie im „epischen Cyclus" bewegt Welcker grosse Massen, die er in der Forschung wiedergewinnt. Seine Abhandlungen über die griechischen Lyriker, von denen er über Archilochos, Alkman, Sappho, Alkäos, Stesichoros, Ibykos, Anakreon und die Anakreonteen, über Theognis, über Pindar und den Plan einzelner Pindarischer Gedichte eingehend gehandelt hat, sind viel bewunderte und bewundernswürdige Einzelgemälde, in denen Landschaft und Stammeseigentümlichkeit, Zeit und Staat, Religion und Sitte die Farben und Licht und Schatten hergeben, um die dichterische Persönlichkeit lebendig und hervortretend zu machen. Die Ausgabe des Theognis*) hat, wie sie das bedeutendste

*) Schon am 25. Jan. 1816 schrieb Welcker an Jacobs: „Ich schrieb Ihnen doch nicht etwa schon, dass ich den Theognis herausgeben möchte, durch die Beckersche Ausgabe veranlasst? Ich würde in einer Abhandlung zeigen, durch welche Merkmale Gnomen, Epigramme und Elegien, die in dieser sonderbaren Sammlung gemischt

ist, das Welcker für Anordnung und Gestaltung eines antiken Textes geleistet hat, wol am meisten Anerkennung gefunden; alle verraten die Meisterschaft und Feinheit des Gefühls, das dem verschiedenartigsten zu folgen versteht; sein Herz sprach am lautesten mit bei Sappho, dem in früher Jugend gewonnenen Ideal, dem er stets treu blieb. Ritterlich hat er für die Reinheit der Lesbischen Sängerin gestritten und ihre feurige Leidenschaft gerechtfertigt und gepriesen. „So gross die Verschiedenheit zwischen der Sehnsucht und Seeleneinigung in der Liebe der Neueren — so sagt er z. B. in der Göttinger Schrift „Sappho von einem herrschenden Vorurteil befreit" — und dem hohen Entzücken an Jugend und Schönheit bei den Alten ist, so bleibt immer etwas gemeinschaftliches darin, dass auch sie, in einer gewissen Zeit wenigstens, einer Empfindung fähig waren, die vermöge ihrer eignen Zartheit und Stärke gleichsam sich abschloss von den übrigen Menschen und in ihrem eignen Kreise sich bewegend ihn eher mit sich emporhob, als dass sie ihn wie in einem Strom fortgerissen hätte. So viel näher Schönheitsgefühl und Einbildungskraft mit dem Sinnlichen verwandt sind als das Herz und die Ideale, so viel leichter wird die Liebe der Schönheit durch Sinnlichkeit getrübt werden, so viel kürzer wird sie gleich einer Frühlingsblume im Leben eines Volks bestehen: so viel anziehender in ihrer Art, und ohne sie mit dem mehr reingemütlichen vergleichen zu wollen, ist sie aber auch wenn sie unter Begünstigung besonderer Vorstellungen, Sitten und Verhältnisse erblüht. Es scheint, dass feurigere südliche Naturen durch die reinsten Regungen so heftig ergriffen werden können, wie nördliche Menschen selten, wenn sich noch keine Begierde in ihre Anwandlungen eingemischt hat." Doch komme es auch unter uns vor, dass Neigung den Charakter der Liebe annehme; und er erinnert an die Aeusserung

sind, sich unterscheiden, die Spuren von einer späteren und unschicklichen Zusammenordnung', die ich gefunden zu haben glaube, auseinandersetzen, mich dadurch berechtigen, eine durchgängig veränderte, natürlich in keiner Art der ursprünglichen gleiche, aber dem jetzigen Leser sicher angenehmere und leichtere Anordnung der Stücke zu machen."

Lionardo Bruni's über Dante, es sei dieser in der Jugend von verliebter Leidenschaft eingenommen gewesen, nicht aus Ueppigkeit, sondern aus Feinheit des Herzens, *non per libidine, ma per gentilezza di cuore* und habe in seinen zarten Jahren Verse der Liebe zu schreiben begonnen. Mehrfach ist Welcker auf diese Frage zurückgekommen und noch ein Aufsatz aus den letzten Lebensjahren ist Sappho und ihrer Liebe zu Phaon gewidmet, den er sich so wenig wollte rauben lassen, als ihre Reinheit.

Von den griechischen Dichtern hat auf Welcker, wenigstens in seinen früheren Jahren, auch Aristophanes grosse Anziehung ausgeübt. Er dachte an eine vollständige erklärende Ausgabe, zu welcher auch Fr. Jacobs ermunterte, und an eine vollständige Uebersetzung. Von der letzteren sind wenigstens zwei Stücke fertig geworden, die Wolken und die Frösche. Sie fanden mit Recht viel Beifall, auch bei Jean Paul; in den sinnigen Erläuterungen ist eine Reihe richtiger und treffender Beobachtungen zum ersten mal ausgesprochen und die ihnen beigegebene wundervolle Würdigung des Aristophanes und der Komödie verdient die Vergessenheit nicht, in die sie gefallen zu sein scheint. Diese eifrige Beschäftigung mit Aristophanes und der Aufsatz über Epicharmos und die sicilische Komödie lehren, wie vollständig Welcker auch hier den Kreis erschöpft hat, den eine bestimmte Dichtungsgattung und ihre Unterarten ausfüllen. Bereits die Wolken gaben Welcker Anlass, sich über Sokrates zu äussern. Ihm musste Sokrates und die philosophische Geistesbewegung überhaupt nicht nur als wesentliches Element des griechischen Altertums, sondern unmittelbar für seine religionsgeschichtlichen Forschungen überaus wichtig sein. Die Abhandlung über den Vorgänger des Sokrates, Prodikos von Keos steht den schönsten Welckerschen Aufsätzen über die griechischen Lyriker gleich, vielleicht noch höher. Sonst treten, wenigstens als Gegenstände besonderer Bearbeitung, bei Welcker alle Prosaiker vor den Dichtern zurück. Fast nur über den Rhetor Aristides, der ihn im Zusammenhang der „Altertümer der Heilkunde", durch das psychologische Problem, das er darbietet, und sein Traumleben zur Unter-

suchung reizte, hat er einen besonderen grösseren Aufsatz veröffentlicht. Aber auch hier ist es die Würdigung der Persönlichkeit des Aristides im Zusammenhange seiner Zeit, auf die Welcker ausgeht, nicht eine Behandlung des Schriftdenkmals der erhaltenen Reden.

Im November 1816 liess Welcker, von Göttingen aus, die Ankündigung einer „Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst" ergehen, welche Aufsätze über das Wesen der Kunst und die inneren Gesetze ihrer Entwickelung bei den Alten, Beiträge zur Kunstgeschichte aus näher geprüften oder vervollständigten Angaben der alten Schriftsteller, neue Ansichten und Erklärungen von Kunstsachen aller Art, vorzüglich von Werken erhobener Arbeit, Nachrichten von neu entdeckten Kunstwerken und endlich möglichst vollständige Beurteilungen ausländischer Werke enthalten sollte.

Die ausführlichsten Aufsätze Welckers in der Zeitschrift behandeln den Raub der Kora, von dessen Darstellung auf den Sarkophagreliefs er eine, so weit sie ihm bekannt, vollständige Aufzählung und zusammenfassende vergleichende Erläuterung giebt, und „Demeter die Stifterin des Ackerbaues"; einige beziehen sich auf den Kypseloskasten, den Thron von Amyklä, den homerischen Schild des Achill, den hesiodischen des Herakles, auf Niobe. In allen kann man die Eigenart Welckers und Keime späterer Arbeiten erkennen. Aber von dem Ernst, mit dem er damals das Wesen der Kunst überhaupt und der griechischen Kunst zu durchdringen suchte, von dem grossen Zug, in dem er bald ausschliesslich die grössesten Erscheinungen in der griechischen Kunstgeschichte als die allein entscheidenden hervorhob, von dem gleichmässigen Fleiss, mit dem er nach und nach alle Gebiete der griechischen Kunst beherrschen lernte, von der Fülle fruchtbarer Gedanken, die auf allen diesen Gebieten von ihm ausgehen sollten, giebt die Zeitschrift keine ausreichende Vorstellung.

In der Vorlesung über griechische Kunstgeschichte stellte er, als er sie zum erstenmal in Göttingen hielt, einen allgemeinen Theil voran, in welchem er davon ausging, dass

das Schöne im allgemeinsten Sinne mit dem Leben, mit dem Erscheinen übereintreffe. Alles lebendige aber habe ein eigentümliches Gesetz und gewisse veräusserliche Erscheinungen und Entwickelungen, eine Harmonie zwischen bleibendem festem, und gehendem beweglichem. Das Schöne reicht durch das Ganze der Natur bis in den Urgrund der Dinge — es ist eine ebenso unendliche Forderung unseres Geistes als die unzwieträchtige Wahrheit und Güte in Gott und der Welt. Die höheren Anlagen des eigentlich menschlichen sind für das Wahre, Gute und Schöne. Ein Punkt ist in der Geschichte der Völker, wo diese drei Haúptfähigkeiten wenig gesondert sind. Ein Bild dieser jugendlichen Menschheit gewährt die Jugend des einzelnen Menschen, wenn sie nicht durch Erziehung unnatürlich getrieben oder verkrüppelt ist. Die Alten setzten nicht, wie fälschlich Neuere, voraus, dass das Unsittliche die Kunst weit führen könne. Denn zwar finden wir oft, dass der Sinn für einzelne und mehr sinnliche Schönheiten bei solchen sehr scharf ist, die unsittlich sein können; aber die wahre, volle und höhere Schönheit kann nur von einem gesunden und ganzen Menschen, in dem also auch grosse sittliche Anlagen nicht fehlen, empfunden werden. So wirkt die Natur nie unsittlich und stellt, im Grossen und Ganzen betrachtet, eine ewige Gerechtigkeit dar, spricht überall und immerfort ihre grossen Lehren aus. Jene drei Grundtriebe beweisen ihre Verwandtschaft und gegenseitige Durchdringung auch darin, dass jeder derselben fähig ist an die Spitze erhoben zu werden und als das wesentliche im Verhältniss zur Religion zu erscheinen. Das religiöse ist zwar über allen dreien; sie sind in ihm, aber es geht nicht in jenen auf. Denn das Gute, Wahre, Schöne sind mit dem Endlichen durchhin verknüpft: die Religion bezieht sich auf das unergründliche und unanschaubare, sie erhebt sich über Welt und Zeit, ist wesentlich ein Ergeben in Gott. Aber auf einer niedrigeren Stufe des geistigen Lebens wird von ganzen Zeitaltern wie von einzelnen Menschen das höchste und Gottähnlichste hald in die eine, bald in die andre der drei Geistesthätigkeiten gesetzt. Am seltensten ist es die Schönheit, welche die uns eingeborene Forderung des Höheren

rege erhält und höher und höher emporhebt. Die Griechen zeichnen sich dadurch aus in der ganzen Geschichte der menschlichen Bildung, dass sie so früh anfingen den für die Schönheit empfänglichen Sinn anzuwenden um die Ideen des Guten und Heiligen daran zu knüpfen und damit zu verweben. Durch seine Vertrautheit mit den Alten und mit dem Schönen neigte sich Winckelmann der Ansicht und dem Gefühl zu, die ihnen eigen sind. Er stellt den Satz auf: «Die höchste Schönheit ist in Gott.» Soll dies nur heissen: die Natur ist ein Ausfluss der Gottheit und alles Schöne trägt vom Göttlichen an sich, so ist nichts einzuwenden. Soll es aber sagen: durch die höchste auch nur geistig anzuschauende Schönheit nehmen wir Gott auf in unser Herz und das Wesen in Gott ist Schönheit, so ist es einseitig. Aber einseitig würde auch der entgegenstehende Satz sein: in Gott ist keine Schönheit. Denn wenn das Schöne erst durch die Schöpfung gegeben wird, so können wir uns auch das Wahre und Gute ohne Schöpfung nur ihrem Urgrunde nach, also völlig unlebendig, nicht ihrem wirklichen Wesen nach, denken. Winckelmanns Satz ist so gestellt wie: das schönste Auge ist in der Seele, statt: Seele ist in einem schönen Auge. Im Auge kann Seele erscheinen, wiewohl nicht die Seele; und die Seele ist darum nicht im Auge. Die Schellingsche Philosophie musste durch die Grundansicht, die sich in dem Ausdruck Anschauen verrät, dahin gelangen, dass sie die Kunst über Sittlichkeit und Wissen setzt und es ist dadurch eine gewisse Kunstvergötterung aufgekommen, welche grossen Theils mehr auf leichtem Wahn als auf kräftiger Begeisterung beruhte. Die wirkliche Grösse vieler Zeiterscheinungen hat zum Theil davon zurückgebracht. Entgegenkommen, Empfänglichkeit, Liebe ist die Seele auch der Schönheit, wie Plato lehrt, dass nur in einer erhöhten Stimmung, die er der Nüchternheit des Verstandes gegenüber einen göttlichen Wahnsinn nennt, das Schöne empfangen und empfunden werde. Der Satz, dass das Wesen der Kunst in der Nachahmung der Natur bestehe, kann leicht missverstanden werden; es muss dabei immer die Begeisterung mitverstanden werden, die uns die Natur in ihren Tiefen fassen

und selbstthätig in uns wieder hervorrufen lässt. Der Künstler verpflanzt gleichsam das eigentümliche eines Gegenstands, den er in seiner Wurzel erfasst hat, in sich selbst und lässt ihn da noch einmal auftreiben und sich entwickeln, wo er keine äusseren Störungen erleidet, wenn es z. B. Körperschönheit betrifft durch Luft, Krankheit, falsche Gewöhnung, welche der reinen Linie des ursprünglichen Typus der in der Natur liegt schaden können. Alles schöne und bedeutende, das dem Künstler vorkommt, erfrischt, läutert und erweitert seine innere Anschauung. Aber er nimmt auch in sein Gebilde einzelne Schönheiten auf. Durch das erste entsteht ein Kanon; das andere haben alle grossen Künstler gethan und nur neuere Theoretiker haben es für geringfügig gehalten, entweder weil sie an ein zufälliges Gemisch dachten oder wegen ihrer Annahme eines absoluten Genies. Das idealische ist die höhere und eigentliche, aber nicht die ausschliessende Bestimmung der Kunst. Strengere Naturnachahmung des einzelnen liegt nicht im Beginne, sondern die bildende Kunst ist in ihrem Anfang durchaus mehr auf den Gedanken gerichtet, wenn er auch nur angedeutet wäre, als auf die naturgleiche Ausführung; sie ist grösser im Inhalt, als im Werke selbst. Später sucht sie die naturgleiche Ausführung zu erreichen, zuletzt die innerlich verborgene höhere oder idealische Natur. Das wahrhaft idealste ist darum zugleich das realste. Naturverachtung neben Kunstvergötterung — dieser Irrtum war unserer Zeit vorbehalten. Man vergass, dass auch die Kunst ihre Aufgabe nie erreicht; dass auch die Natur unsere ganze Vorstellung ausfüllen oder aufrufen könne und dass die unendliche Fülle und Regsamkeit derselben vor der grösseren oder mehr erkennbaren Einheit und Gesetzmässigkeit der Kunst einen eigentümlichen Vorzug behaupte. Die Scheu nachzuahmen hat die Neueren vom einfachen, natürlichen, grossen oft entfernt. Das Kunstgesetz der Idealität kann auch aufgefasst werden als Totalität, die unser Geist überall fordert, als Harmonie, als Originalität und, richtig verstanden, als das Charakteristische. Nur in endlichen Formen und Besonderheiten, in Gemütsformen, Zeitformen, Sinnenformen, wird uns das Schöne nah. Es war

ein verfehltes Streben, eine rein philosophische oder aprioristische Kunstlehre aufzustellen: es ist deutlich, von welchem Umfange das erfahrungsmässige und geschichtliche Wissen sein muss, welches zur vollkommnen Kenntniss und Beurteilung der Kunstwerke erforderlich ist.

Diesen Gedankenreihen, die er, dem Bedürfniss des Augenblicks dienend, eilig formulirte und deren Durchführung durch eingestreute Fragen und Zweifel und durch ausdrücklicheres Anknüpfen an Platon, Aristoteles, Plotin, an Cartesius, an Kant, Jacobi, Schelling und Fries, an Herder und Goethe, an Jacobs und an Rumohr lebendig und fruchtbar machte, ist Welcker auch später gerne nachgegangen und hat sie für sich selbst zu grösserer Reife und Vollendung gebracht. Aber in Bonn ist er in den Vorlesungen über Kunstgeschichte stets gleich von Anfang an von jenem erfahrungsmässigen und geschichtlichen Wissen ausgegangen. Die philosophischen Anschauungen waren im Hintergrunde der geschichtlichen Darstellung vorhanden, aber sie blieben unausgesprochen, wenn nicht eine so gewaltige Erscheinung wie Phidias zu weiteren Ausblicken in die Tiefen von Natur und Kunst, von göttlichem und menschlichem einlud.

Welcker war der erste, der den ungeheuren Umschwung der Vorstellungen von Schönheit und vom Wesen der griechischen Kunst, welche die Parthenonsculpturen hervorriefen, an sich erlebte und jung genug war, ihn ganz und voll in sich aufzunehmen. In Phidias sah er das echte Hellenentum der Kunst verkörpert; er sah in ihm den ausserordentlichen Mann, den eine ausserordentliche Zeit zu einer Höhe hob wie kaum je einen erfinderischen das geistige Gebiet der Menschheit erweiternden Künstler, der unter den andern dasteht wie ein Eroberer oder Staatengründer; den Propheten, der schon vor der Philosophie den Götterglauben geläutert, der zuerst in der Darstellung der olympischen Götter das typische und mystische abgestreift und sie in leichtem Behaben wie in freie attische Luft versetzt, der der Kunst auf ewig die bestimmteste Richtung nach ihrem wahren Ziele gegeben hat. Aber er erwog bedächtig, ob frühere Meister und ältere Genossen auf dem gleichen Weg einer grossen

Zeitentwicklung waren und den Uebergang vorbereitet hatten, oder ob alle Anderen vor ihm nur den alten Stil zu Naturwahrheit, Lebendigkeit und Strenge ausgebildet und der grosse Schritt, die Originalität und Idealität des neuen, durch den einen Gewaltigen erreicht worden sei. Und in jedem Falle wollte er bei Phidias lieber das ausserordentliche zu erklären suchen, als ein übermenschliches annehmen — wie ja Goethe selbst die Bestandtheile aufsuche, durch welche seine Bildung geworden und wie auch Goethe nicht ohne Verein mit andern und grosse Einwirkungen von Shakespeare und von andern die falschen Begriffe niedergeworfen. Um die für uns an ein Wunder gränzende Erscheinung des Phidias zu bestimmen und zu verstehen, lässt er kein Zeugniss und kein Urteil unverhört, das über die Art der Bewunderung des Altertums selbst, über die eigene Stellung zu früheren, gleichzeitigen und späteren Künstlern Aufschluss geben könnte; er vergleicht andere bahnbrechende Meister von ähnlicher kunstgeschichtlicher Stellung in der neueren Kunstgeschichte, den grossen und klaren van Eyck, der den Uebergang von der kirchlichen Beschränkung der Kunst zur Freiheit und Wahrheit der Natur gefunden hat, Michelangelo, der zuerst die Sculptur völlig von den Fesseln befreite, in welchen, alles grossartigen und rühmenswerten ungeachtet, das fünfzehnte Jahrhundert sie noch in der Darstellung des menschlichen Körpers gefangen hielt. Er überdenkt die Vielseitigkeit, die Masse, den inneren und äussern Reichtum der Werke des Phidias, die Colossalität mancher derselben und das Verhältniss der Colossalität zur Idealität, die Grossartigkeit, die seinen Schöpfungen inne gewohnt haben muss und die wir in den Parthenonsculpturen mit Augen schauen; er übergeht kein Urtheil und keine Beobachtung der Neueren, welche die Grossheit und Schönheit dieser Sculpturen erläutern und näher bringen können; er versenkt sich in die Art des künstlerisch schöpferischen Genius, der, wie die Liebe nur vollkommenes sieht, die in der Natur zerstreuten Stralen in einem Brennpunkt sammelt; er untersucht den Begriff des Ideals im allgemeinen Verhältniss des Einzelnen zu seiner Classe, im besonderen des Materiales und der Kunstart,

welche aus dem Kunstwerk ein neues Wesen und nur ein symbolisch vollkommen ähnliches Abbild der Natur machen, und endlich nach den Eigenheiten, welche, aus der Religion oder dem Glauben an Individualitäten ausser der Natur herfliessend, Bestandtheile des Ideals sein können. Er fragt nach dem griechischen Ideal und was darin, auf nationalen Eigentümlichkeiten, Gewohnheiten, Vorstellungen beruhend, sich mit dem rein menschlichen Schönen in Harmonie verschmelze; und er preist das Ideal der Kunst des Phidias und seiner Zeit, deren Einfalt und Stille, mit Kraft und Erhabenheit des Ausdrucks im Bunde, aus dem Gegensatz in der Kunst anderer Zeiten, bis zur Berninischen, zu erkennen ist. Sie leuchtet ein durch Vergleichung mit dem Charakter und Gemüte des tüchtigen Mannes in tüchtigen Zeiten, des Kriegers, der Jungfrau, die in sich verschlossen, ruhend, wie im zurückgezogenen Keime das bewahren, woraus das gewaltigste oder rührendste sich augenblicklich und in endloser Folge entwickeln kann. Aus dem Leben kann man den Wert des Seins vor dem Schein erkennen: in der Kunstwelt ist derselbe Unterschied, und nur der fasst die Grösse der alten Poesie und Kunst, der die Einfalt, Scheinlosigkeit, Zurückhaltung und Ruhe überall zu finden, in ihrem ganzen Umfange zu erfassen weiss. Diese Ruhe, immer in bestimmten Verhältnissen, ist mit der Grossartigkeit und Hoheit sowie mit der Freiheit und Naturwahrheit zum Einklange verbunden.

Ob die enthusiastische Bewunderung, die sich in diesen Sätzen so mächtig ausspricht, Welcker nicht so bald zum Versuch der Namengebung für die Giebelfiguren kommen liess?

Schon in der Zeitschrift hat er sich gelegentlich mit der Auslegung des Ostgiebels befasst. „Zu unserer Linken geht Helios mit seinem Viergespann aus den Wellen hervor. In dem Winkel des Tympanon gegenüber senkt sich das Zweigespann der Selene in die Fluten hinab. Neben Helios folgt alsdann Jakchos mit den grossen Göttinnen, deren Gestalten an Michelangelo erinnern; neben Selene aber die Mören, von denen, nach den Bedingungen des Raumes, die eine in liegender Stellung ist, wie gegenüber Jakchos. Alle Abzeichen fehlen den drei Figuren der Mören; aber im Verhältniss aller übrigen

scheint ihre Benennung treffend gewählt. Weiter nach der Mitte zu kamen dann auf Seiten der Sonne Iris, auf der des Mondes Nike. In der Mitte endlich die Geburt der Athena." Aber eine gross und zusammenhängend durchgeführte Deutung der beiden Giebelgruppen hat er erst 1844 in London, im Anblick der Marmore selbst, unternommen, dann freilich auch mit einer solchen Gewalt des persönlichsten geistigen Erfassens der Aufgabe, dass die Lösung, wie er sie gab, ähnlich wie seine Ansicht über Homer, lange Zeit für das befreiende Wort galt und es noch jetzt, nachdem seine Voraussetzungen des thatsächlichen sich längst als nicht durchaus zutreffend erwiesen und wir gelernt haben, an Phidias, als den Erzähler des attischen Wunderglaubens, etwas anders gewendete Anforderungen zu stellen, nicht ganz leicht und fast schmerzlich ist, sich dem Banne der Welckerschen Phantasie entziehen zu müssen. Der feste Grund, von dem sie sich aufschwingt, ist die Erkenntniss: Die Geburt der Athena erfolgt im Olymp, die Umgebung der grossen Götter ergibt sich also von selbst. Ihr Streit über den Besitz Attikas mit Poseidon ist nicht eine Angelegenheit der Olympischen Götter, sondern nur die Gottheiten, welche zu der attischen Göttin und zu dem Meeresbeherrscher besondere Beziehung haben, schliessen sich ihnen an.

Im Ostgiebel ruhen, nahe der mit unsichtbarem Wagen herab tauchenden Selene, die drei attischen Thauschwestern Aglauros, Herse, Pandrosos — Klarheit, Thau und Allthau; ihr Vater Kekrops, jugendlich, in still ernstem fast bürgerlichem Ausdruck, ist am andern Ende, dem aufsteigenden Helios zunächst. Neben Kekrops sitzen auf behauenen Steinen die attischen Horen Thallo und Auxo. Auf sie zu eilt in fliegenden Gewändern wieder eine Kekropstochter, Oreithyia; in ihrer dämonischen Seite als fruchtbringende Luft verstanden, bringt sie Thallo und Auxo ihren belebenden Hauch. Nahe den Thauschwestern stand Nike, die Arme erhebend: sie schwingt die Flügel in dem Augenblick, als Athena geboren ist. Für Athen ist Athena geboren, aber im Olymp. Zu erwarten sind demnach ausser Zeus und Prometheus, der den Schlag führte, noch Hera, Apoll und Artemis, Poseidon,

Hephäst, Hermes und Hestia, vielleicht Dionysos und Aphrodite, vielleicht Ilithyia und Hygia. Ueber die Zahl des im Giebelfelde zu vermutenden Götterkreises hinauszugehn und auch über Anordnung, Charakter und Ausdruck der verschiedenen Götter Mutmassungen zu wagen, würde eitle Mühe sein. Es ist ein grosser Unterschied, die Spur der Gedanken eines solchen Geistes in den Ueberbleibseln seiner Werke sorgsam aufzusuchen und sie auch da erraten zu wollen, wo uns die Spur gänzlich verlässt. Vielleicht glich der Anblick des ganzen dem homerischen *σέβας δ' ἔχε πάντας ὁρῶντας*. Aber unwürdig wäre der Gedanke, Phidias habe die Athena aus dem Haupte des Zeus mehr oder weniger hervortretend oder auch als kleines Mädchen dargestellt. Die Kunst konnte sie nur in ihrer wahren Gestalt zeigen, um sofort die volle ehrfurchtgebietende Wirkung zu thun, die an ihrer Gestalt haftet. Denn das Wunder kennt keine Zeit und Wachstum kommt bei den Göttern nicht vor, obgleich sie verschiedene Alter annehmen.

Im Westgiebel erscheint Athena als Siegerin über Poseidon klar und entschieden dadurch, dass sie ihrem Wagen sich zuwendet. Die Wagen halten hinter den Streitenden; dies ist alter, in unzähligen Bildwerken wiederholter Gebrauch: der Process ist behandelt wie ein Kampf. Den Wagen der Athena lenkt die Göttin des Sieges, die von ihr unzertrennliche Nike. Könnte die Wendung der Göttin, die ihren Wagen, den Siegeswagen, in diesem Augenblick einzunehmen im Begriff ist, zweifelhaft sein? Poseidon stösst nicht etwa jetzt seinen Dreizack in den Felsenboden, auf dass die Salzquelle entspringe, so wenig wie die Siegerin jetzt den Oelbaum aus dem Felsen hervorsprossen lässt; auch streitet Poseidon nicht, denn auch dies ist vorüber. Die Heftigkeit seiner Bewegung ist Folge der Entscheidung; er ist unwillig, und es ist natürlich, dass er nicht so schnell ist als die Siegerin, auch seinen Wagen wieder einzunehmen. Auf der Seite des Poseidon folgen die Meergötter, Amphitrite mit dem Hippokampenwagen, Leukothea und Melikertes, Aphrodite und Eros im Schosse der Dione, und Peitho; auf der Seite der Athena Ares, Kora Jakchos und Demeter, Hera-

kles und Hebe; in den Giebelwinkeln Theseus, Kallirrhoe und Ilissos.

Nicht die Geburt der Athena ist dargestellt, sondern ihre Erscheinung unter den Göttern, nicht die Schaffung der Wunderzeichen, sondern die gefallene Entscheidung des Kampfs. Mit dem Typischen und Mystischen ist das kennzeichnende Beiwerk weggeworfen. Phidias, in einer Zeit der kühnsten und gewaltigsten Neuerungen und Erweiterungen, inmitten der Wellen der grossen geistigen Bewegung, die nach den Perserkriegen anhebt, als der erfindungsreichste Künstler und der erhabenste Geist, hat auch die geheiligte Fabel der Staatsreligion, ohne sie anzutasten, doch in der Darstellung frei behandelt.

Dem Phidias stellte Welcker mit einer bewundernswürdigen Kraft der Ueberzeugung den Polygnot zur Seite, welchen er geradezu den Aeschylos der Malerei nannte. Beide übertrugen den Inhalt der epischen Poesie, besonders des troischen Kreises, grossentheils, jeder in seine Kunst und nehmen diese mythisch-heroischen Gegenstände fast zur ausschliessenden Aufgabe für ihre Darstellung. Beide sind in der Composition umfassend, reich an Beziehungen, kunstvoll, symmetrisch. Bei beiden reicht das Symbolische sehr weit. Beide haben eine gesunde, volle, reinsittliche, erhabene Ansicht von der Menschennatur. Beide sind, als Freunde der Mysterien, im religiösen Glauben lebend. Wenn Polygnot vorzugsweise ἠθογράφος unter den Malern ist, so könnte Aeschylos gleichfalls so heissen; denn die heftigeren Gemütszustände drückt er mit ebenso viel Kraft als Eigentümlichkeit aus. Den vielen Erfindungen des Aeschylos zum Behufe der äusseren Darstellung entsprechen die des Polygnot in den Kunstmitteln des malerischen. Wie Aeschylos Vater der Tragödie, so wird Polygnot der Erfinder der Malerei genannt. Der Aristokratengesinnung des Aeschylos und seinem persönlichen Kraftgefühl und Stolz ist zu vergleichen, dass Polygnot ohne Entgelt in Athen malte und dafür das Bürgerrecht empfing, wahrscheinlich auch in Delphi, wo ihm die Amphiktyonen die Proxenie aller Hellenen ertheilten — wie Michelangelo für die Arbeit an der Peters-

kirche keinen Lohn wollte, sondern *per l'amor di dio* daran thätig sein.

An Cornelius schrieb Welcker am 11. Juni 1824 „Was den Stil der Zeichnung betrifft, so scheinen mir zwei Hauptgesichtspunkte gegeben: in dem Beinamen Ethograph, den man dem Polygnot beigelegt hat, Maler des Ausdrucks, des Gemüts, des Affects; und dann in der Uebereinstimmung, die er, der Sinnesart, der Composition und der Bildungsweise nach, mit seinen Zeitgenossen Phidias und Aeschylos verrät; mit letzterem namentlich in Hinsicht des strengen, symmetrischen Geistes in dessen Tragödien. Wie mit solchem regelrechtem äusserem Gebäu, mit tiefsinnigsten inneren Beziehungen eine frei bildende Kunst und eine lebendige, höchst kräftige Gemütlichkeit sich verbindet, dieses gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen der gesammten Kunstgeschichte. Da man nun den besonderen Stil in der Körperbehandlung des Polygnot nicht ausmitteln kann, so scheint mir, es komme alles darauf an, die Composition im Ganzen herzustellen, die Figuren aber in der einfachen, grossartigen, mannhaften Weise des Phidias, lebendig und beweglich nur insofern es mit der Erhabenheit eines Aeschylos vereinbarlich ist, auszuführen."

Der Brief bezieht sich auf Welckers Wunsch, zur Verdeutlichung der Compositionen des Polygnot in der Lesche zu Delphi, wie sie sich ihm aus den Beschreibungen bei Pausanias festgestellt hatten, eine geeignete künstlerische Beihülfe zu finden. Aber weder unter Cornelius' noch unter Rauchs Schülern fand sich jemand, der die Arbeit übernommen hätte und die Sache blieb liegen, bis Welcker selbst in Rom Johannes Riepenhausen, der sich einst mit seinem Bruder gemeinsam selbständig an Entwürfen nach diesen Beschreibungen versucht hatte, veranlasste, seinen neuen Gedanken auszuführen. Dass die neuen Riepenhausenschen Zeichnungen als solche Welcker nicht genügen konnten, ergab sich bald: dazu war schon zu viel aus dem alten Werke beibehalten und sie waren den Vorstellungen von Polygnots Styl, wie sie sich Welcker mit Hülfe grosser und grossartig gezeichneter Vasenbilder — wie das mit dem Raub der Oreithyia durch

Boreas — zurecht legte, nur allzu sehr entgegengesetzt. Aber er tröstete sich damit, dass sie dennoch das nachweisliche der bildlichen Anordnung und der poetischen Composition ins Licht setzen würden und dass die näher gebrachten wirklichen Ideen des Künstlers vielleicht künftig einmal einen andern Künstler dazu anregen könnten, die Wiederherstellung so viel weiter zu bringen, als Riepenhausen es für seine Zeit gethan; diesem künftigen Vollender möge dann Brunn mit seinem Rat zur Seite stehen.

Welckers Abhandlung über die Polygnotischen Gemälde, welche 1847 in den Schriften der Berliner Akademie erschien, ist eine seiner schönsten archäologischen Arbeiten. So vertraut und lieb war ihm der grosse Stoff und die Gesinnung, in der ihn Polygnot gestaltet, so vertraut die diesem Meister eigene sinnige und versteckte Symbolik, die ihm eine von der sonstigen hohen Kunst der Hellenen gesonderte Stelle zuweist; so sehr endlich entsprach die Fessellosigkeit von thatsächlich gegebenen Linien und Formen einem Zuge in Welckers Natur. Er hat sich stets mit Eifer und Fleiss in Formen und Linien versenkt; aber er suchte am liebsten auf, was hinter ihnen liegt, er war zeitweise geneigt, die Form dem Inhalte gegenüber zu unterschätzen, oder in der Deutung gewaltsam nach der einmal gefassten Idee zu beugen. Wo er geirrt hat, wird es meist nach dieser Seite hin sein. So glücklich er auf allen Gebieten der antiken Kunstgeschichte und in der Erläuterung der verschiedenartigsten Kunstdenkmäler war, so unvergänglich sein Verdienst auch durch das Beispiel methodischer Behandlung der Sarkophagreliefs mit dem Raub der Kora, der Vasengemälde mit dem Urteil des Paris und ähnliches ist, seine wahre Grösse offenbart sich bei den Höhen der Kunst. Er bewunderte Phidias und Polygnot; er meinte, dass allein Niobe und ihre Kinder durch den Vergleich mit den Parthenonsculpturen in ihrer eigentümlichen Schönheit nichts verloren hätten und glaubte sie in eine architektonisch geschlossene Giebelgruppe hinein zwingen zu können. Er weiss nicht nur die Lateranische Statue des Sophokles zu würdigen, ihm erfüllt sich der Borghesische Fechter als kämpfender Heros mit edlem Inhalt. „Gegen-

über ist zu denken eine Amazone zu Pferd oder auf einem Felsen stehend. Der Mund ist geöffnet als ob der Held, gleich den homerischen, dem Gegner zuriefe. Diese Spannung des Blicks; die Gewandtheit, das berechnete in der zwiefachen Thätigkeit schliessen leidenschaftlichen Ausdruck, Heldenungestüm und höchste Grossartigkeit aus. So ungefähr würde Achilleus in der Darstellung eines Antimachos, verglichen mit der Erscheinung des homerischen Achilleus, auf uns wirken. Was die Idealität der Formen betrifft, so wird oft vergessen auf den Unterschied, theils der dargestellten Personen und Handlungen, theils auch der Grundsätze, welche darüber schon vor Lysipp in den Schulen herrschten, Rücksicht zu nehmen. Was würde eine Stellung wie diese wert sein ohne diese grosse Naturwahrheit, und wie würde ein idealischer gehaltnes Gesicht zu einer solchen Figur sich schicken?"

Aber am herrlichsten vielleicht zeigt sich die Welcker eigne Sinnigkeit in der Ausdeutung des Inhaltes der Laokoongruppe. „Ohne Zweifel — so erklärt er — hat der Künstler die mythische oder poetische Tradition vor Augen gehabt; als Behandlung einer willkürlich, blos künstlerisch gestellten Aufgabe oder eines blos denkbaren Falles lässt sich das Werk schon darum nicht betrachten, weil es in allen wesentlichen Umständen mit der Fabel übereinstimmt, und diese daher dem Zuschauer auch wider den Willen des Künstlers einfallen würde, wenn er etwa selbst gewünscht haben könnte, sie im Stillen als Anlass zu sogenannten Akademiefiguren zu benutzen. Diese Fabel nun nennt Visconti eine unmoralische, indem ein edler Mann eines von einem Gott verhängten schrecklichen Todes sterbe, mit dem Bewusstsein, dass seine ganze Schuld in Hingebung für sein Vaterland bestehe und der Zorn der Götter ungerecht sei. Der treffliche Gelehrte muss sich nicht erinnert haben, dass Sophokles aus diesem Stoff eine Tragödie gebildet hatte, oder seine Vorstellung von einem sophokleischen Drama und dem Gesetz einer höheren Ordnung, worauf es beruhte, müsste sehr irrig gewesen sein. Laokoon war an Poseidons Altar nur als Stellvertreter erschienen, es war ihm das Loos gefallen daran zu opfern, da

den eigentlichen Priester dieses Gottes die Troer gesteinigt hatten; er selbst war Priester des Thymbrischen Apollon und hatte an diesem seinem Gotte sich versündigt, indem er wider dessen Willen ein Weib nahm und Kinder zeugte oder indem er im Angesichte des heiligen Bildes mit seinem Weibe der Liebe pflog. Vergehen gegen die Götter durch Verletzung hieratischer Ordnungen oder Verunheiligung geweihter Orte galten in Zeiten, welche der Poesie und Kunst ihre meisten Stoffe hergegeben haben, für schwerer als alle Gewaltthat gegen Menschen; die göttliche Strafe erreicht, wenn auch noch so spät, doch sicher ihr Opfer ..... Diesen Laokoon der Tragödie stellt das Kunstwerk dar, entstanden in Griechenland selbst, vielleicht in Rhodos, und in einem Zeitalter, wo die Tragödie, als die jüngste und angesehenste Auslegerin der Sage des Altertums, noch den grössten Einfluss ausübte und mit ihren Bildern das Gedächtniss und die Vorstellungen aller Menschen erfüllte. Der Untergang des Laokoon hat demnach zu der Gruppe der Niobe und ihrer Kinder, ausser anderen, auch noch die Beziehung, dass in der Beleidigung einer Gottheit, und zwar einer und derselben, das Unheil begründet ist. Uebrigens war Niobe selbst göttlicher Natur und fehlte aus Stolz; Laokoon war sterblicher Diener des Gottes und seine Schuld war nur eine Schwäche oder Nachgiebigkeit gegen seine Triebe, nicht Trotz und Widerspenstigkeit. Wenn daher der Niobe Hoheit und Mut gegen die Himmlischen noch im Augenblicke der furchtbarsten Demütigung, zumal im ersten Augenblick, im plötzlichen Uebergang aus stolzem Glück in einen Zustand grausamster Schmerzen anstehn, und ihr Anblick eher oder wenigstens früher einen gewissen Schauer des Erhabenen und Gewaltigen einflösst, als Erweichung und Mitleid wirkt, so wird dem Laokoon dagegen, der als Priester fromm und unterwürfig zu denken ist, nichts andres als Dulden und Ergebung zukommen; er musste notwendig sich besinnen, da der Augenblick göttlicher Strafen schnell begriffen wird, als ein Mann zwar und einer der ersten des Volks, aber auch ohne Vorwurf gegen die Götter, ohne mächtige Aufregung innerer Kräfte. Und in der That wird auf jeden, der ohne vor-

gefasste Meinung vor die Gruppe getreten ist, ganz abgesehen von dem schmerzvollen Leibe und der für den Vater quälenden Gefahr der Kinder, das Angesicht und die Haltung des Laokoon immer nur den Eindruck gemacht haben, der dem Bild und der Lage einer solchen Person angemessen ist, rührend, Mitleid erregend, hoffnungslos . . . . Visconti erinnert, bei aller Last der Schmerzen behaupte das Gesicht immer einen Ausdruck von Sanftheit, der die lebhafteste Theilnahme einflösse, und die Stirne eine gewisse Heiterkeit. Diese Seelenstimmung, diesen Charakter mitten im Untergang, hervorzuheben diente sehr wohl der priesterliche Lorberkranz, welchen Maffei, Fea und Visconti bezeugen; und unter dem Sitz, auf welchen der überwältigte Mann gedrängt ist, auf welchem er zugleich seinen letzten Halt findet, wurde allerdings der Altar verstanden, dessen Entheiligung durch Blut das pathetische der Scene ungemein verstärkt; er würde auch sonst, wenn er nicht den Altar andeuten sollte, eher aus einem unbehauenen Felsstück bestehen. So findet am Hausaltar Priamos seinen Tod. Die Anwesenheit der Knaben bei der Scene erklärt sich aus wirklichem Gebrauch; sie sollten bei der Opferhandlung als Camillen dienen . . . Ja, es zeigt sich auch, dass die zwiefache, gleichsam vorsichtige Umschnürung eines jeden von beiden Kindern, um Arm und Bein, nicht allein der Mannigfaltigkeit künstlich verwickelter Bewegungen der Schlangenleiber dient oder blos die Furchtbarkeit ihrer unentfliehbaren Umstrickungen verstärkt, sondern sie geben sich dadurch, ausdrucksvoll, als Boten des Richters zu erkennen, welche wissen was sie sollen; und sehr wohl hat der bewundernswürdige Künstler auch in dieser Hinsicht verstanden die dichterische successive Entwickelung der Scene in dem einen Moment zusammenzufassen."

Nicht voraussetzungslos schaute Welcker den Laokoon an, sondern im Sinne des Altertums selbst. Vor seinem schauenden, sinnenden Auge lag die Mythenwelt offen. Aus jedem Kunstwerke sprachen zu ihm Religion und Poesie der Hellenen und ihrer edelsten Geister; noch auf den Bruchstücken und Scherben gewahrte er einen Abglanz der schönen hellenischen Welt, ihrer Sage, ihrer Dichtkunst, ihres sinn-

vollen Brauchs. Bei Aeschylos dachte er an Phidias und Polygnot, bei Polyklet an Sophokles, an Euripides bei Praxiteles und Skopas, an Menandros bei Lysipp. In der griechischen Mythologie, in der Litteraturgeschichte, in der Archäologie — in jedem der drei Gebiete für sich allein würde Welckers Auftreten eine Epoche bezeichnen. Aber wie er in jeder einzelnen Arbeit darauf ausging aus Bruchstücken die Totalität zu erfassen, wie er in Mythologie, in Poesie und Kunst das lebendige Wachstum eines grossen Ganzen erkannte, so wuchsen ihm diese drei Totalitäten zu einer einzigen gewaltigen Erscheinung zusammen, einer unendlich reichen, aber streng gesetzmässigen, in sich vollendeten Einheit, einer weltgeschichtlichen Offenbarung des griechischen Geistes, geboren und erstarkt auf dem Boden des schönen griechischen Landes, das er mit solchem Gefühl des Glückes durchwandert hat, in dem griechischen Volkstum selbst, in den gegebenen Schranken des griechischen Staatswesens — und unverloren für alle Zukunft. Denn Homer und Phidias gehören der Welt an. Mit Recht hat Otto Jahn an Welcker mit dem Sinn für die Totalität zugleich die Liebe gepriesen, die in ihm lebendig war. Denn mit der enthusiastischen Liebe, mit der ein grosser Künstler die Natur anschaut, schaute er in die Vergangenheit.

Der Festjubel konnte die Jugend nicht zurückrufen. Noch leidlich verflossen die nächsten Jahre. Dann versagten die Augen den Dienst. Seit dem Herbst 1862 hat Otto Lüders für Welcker gelesen und geschrieben und ihm mit aller hingebenden und geduldigen Treue bis zur letzten Stunde zur Seite gestanden. Mit seiner Hülfe hat Welcker heldenhaft den Kampf des Geistes gegen den zusammenbrechenden Körper gekämpft. Am Weihnachstag 1862 war der letzte Band der Götterlehre glücklich vollendet. Vom 3. October 1863 ist die Vorrede zu der, hauptsächlich aus älteren Aufzeichnungen und Heften zusammengestellten Arbeit über die hesiodische Theogonie, vom 29. April 1864 diejenige zu dem fünften Bande der alten Denkmäler, den O. Jahn besorgte, so wie Lüders den 1867 erschienenen letzten Band

der Kleinen Schriften zusammen gestellt hat. Bei der Schwierigkeit, die das philologische Arbeiten jetzt mit sich brachte, richteten sich die Gedanken naturgemäss in die Vergangenheit. Viele alte Briefe, Aufzeichnungen, Tagebücher wurden durchgangen, und es ergab sich daraus der Abdruck des „Tagebuches einer griechischen Reise", das er „dem edlen Paar Moriz und Henriette Naumann als Denkmal halblebenslänglicher fester Freundschaft" widmete, und das Dictat der Autobiographie. Goethe und andere neuere Dichter hat er sich damals viel vorlesen lassen, auch Chamisso, Walter von der Vogelweide, und Justi's ersten Band der Biographie Winckelmanns mit besonderer Freude; viel auch Max Müller, Schenkel, Keim, die protestantische Kirchenzeitung; und er bemühte sich, schon mit den Gedanken und dem Ausdruck ringend, seine Ansichten und Hoffnungen für die christliche Kirche und ihre Umgestaltung in dictirten Sätzen auszusprechen.*) Das letzte vorhandene Dictat ist ein Aufsatz in dem der blinde, mit allen Beschwerden und Schwächen des höchsten Alters kämpfende Greis die Heiterkeit und Schönheit der griechischen Religion schildert und preist. Aber auch jetzt noch war Welcker mit vollem und freudigem Herzen ein Bürger seiner Zeit und seines Vaterlandes. Wie er im Jahre 1859 schwachgläubigen Freunden zugerufen hatte: Preussen ist der einzige Hort Deutschlands, so hat er, im Gegensatz zu seinem Bruder Karl, das Jahr 1866 als guter Preusse durchlebt und in dem Krieg und Sieg Preussens die Morgenröte eines neuen Tages für Deutschland erkannt. Den vollen Sonnenglanz des Jahres 1870, die Verwirklichung seiner Ideale für sein Vaterland, über das kühnste Wollen und Verstehen seiner Jugendträume hinaus, die ihn beglückt hätte wie nur je ein deutsches Herz, hat er nicht erlebt. Am 4. November 1868 war Welckers vierundachtzigster Geburtstag. In den nächsten Wochen schwanden, ohne eigentliche Krankheit, die Kräfte rascher. Die Familie Naumann und der getreue Lüders umgaben ihn doppelt ängstlich mit

*) Das Heft ist in dem Nachlasse nicht vorhanden. Vermutlich ist dasselbe, der schmerzlichen Spuren des Alters wegen die es an sich getragen haben muss, vernichtet worden.

jeder Pflege und Sorge. Der letzte Gruss aus der Aussenwelt war die Schrift eines jungen Archäologen, deren Zueignung ihn erfreute und noch in den letzten Phantasien beschäftigte. Am 17. December um 9 Uhr Abends hatte er ausgelitten und über dem edlen Haupte, von dem Rahl gesagt dass Ruhe und Friede der Ausdruck sei der aus ihm leuchte, lag der Friede des Todes.

Aus Briefen und Tagebüchern.

Rom. 1845/46.

Kleine Reise nach Subiaco und Palestrina.

Sonntag 19. October 1845. Der schon in Bonn gefasste Plan kam so zur Ausführung dass ich mir Brunn, der die Reise schon zweymal gemacht hat, zum Begleiter nahm. Da um 3 gefahren werden sollte, erschrack ich, als ich ungeweckt um diese Zeit aufstand. Aber es war nichts verspätet. — Abfahrt um 4. Das Caffeehaus voll Jäger in ihren Jacken. Kühl und gegen Sonnenaufgang kalt, mehr als ich auf der ganzen Reise erfahren, da wir vorn unbedeckt sassen. Das schöne Grab der Plautier unmittelbar an Ponte Lucano, der zweyten Brücke (Ponte Mammolo die erste). Die schöne, mir neue Strasse durch den schönen Oelwald giengen wir zu Fuss hinauf. Die Schönheit des runden Tempelchens in Tivoli über meine Erinnerung und Vorstellung und der kleine oblonge daneben in seiner Unscheinbarkeit doch edler, angenehmer, als alle unsre kleinen Capellen. Den Weg um den Kessel des Wasserfalls herum bis zu dem Punkte gegenüber der neuen Einführung des Sturzes, wo eine Inschrift die Gegenwart des Pabstes bei der Eröffnung verewigt. Weiterhin bis gegen den Cascatellen über kamen wir heute nicht, da der Wagen um 10 schon weiterfuhr, doch an manche schöne Punkte noch, um in die prächtige Tiefe zu blicken.

Das Wetter das allerschönste, heller als noch ein Tag bisher und daher die Fahrt bis Subiaco, 5½ Stunden lang, ein ununterbrochenes Vergnügen. So lachend, mannigfaltig und unterhaltend dieses schöne bacchische Thal des Aniene, wie der Teverone jenseit Tivoli genannt wird. Wie man

vor Tivoli zweymal Stücke der alten via Tiburtina sieht, so sind hier an der Valeria, besonders in der Nähe von Tivoli, häufig Stücke von Reticulatmauern, auch Reste von Gräbern, eins mit einer Inschriftplatte. Der Oelbaum hört bald auf und kommt in Fülle erst bei Subiaco wieder, aber ununterbrochen sind die malerischsten Weinpflanzungen. Wo das Thal breiter und Mais gepflanzt wird, hängt der Wein an niedern Weiden, Erlen, Ahorn, auch hie und da an Maulbeeren; an den Höhen wuchert er noch freyer. Dem Fluss läuft die Strasse stellenweise nah, überschreitet ihn mehrmals auf Brücken. Sehr häufig sind die Nester der Menschen auf Spitzen der Hügel und Bergrücken; denn der Bürger und Bauer hat in den Berggegenden Italiens den Geschmack unsrer Ritter gehabt. Am weitesten beherrschen die Aussicht Vicovaro, wo auch die Fruchtbarkeit gross, und Roviano auf einem hohen Kegel. Auf einem fast unzugänglichen, weit höheren Kegel Saracinesco — und ebenso Cervara, völlig kahl, kalkig, einfarbig nicht mehr fern von Subiaco — wo noch in Sitten und Art Spuren sarazenischer Bevölkerung seyn sollen. Die Ufer des Anio, bald Vorberge, bald höhere hinter ihnen, begrünt, auch mit Eichen, Nuss-, Castanienbäumen, bald graulich bald weiss, immer andre Kreise und Systeme bildend, nirgend einen blosen Thalstrich.

Bald nach Vicovaro sieht man links die Linien des horazischen Thals, das sich zwischen gleichfarbigen, sich an einander schliessenden Höhen vorstreckt. Nirgends sind die umgebenden Berge so kahl und grau, in so weiter Ausdehnung; der Grund der Digentia muss ziemlich breit und sehr fruchtbar seyn, auch Ausblicke gegen Vicovaro und die jenseitigen Berge des Anio haben, wenn er nicht zu dürftig seyn soll; der Bach aber ist, wo er in den Anio fliesst, sehr klar. Hier, nicht weit von Vicovaro, liegt auf einem Felsen dicht am Anio, der hier dicht gegenüber einen hohen grünen Berg hat, in ausgezeichneter Lage S. Cosimato, gegründet vom h. Benedict.

Nach der Ankunft einer der schönsten Gänge die man machen kann: Subiaco überraschte mich, nach allem was man gehört hat, durch eine besondre italiänische Anmuth

der Lage und des Baus, aber noch mehr der Weg nach S. Benedetto hinauf, etwa eine Stunde am Anio hin. Wo er anfängt — eine andre Via Mala, nur ohne Strasse zu bilden — ist auf einem prächtigen Bogen eine Brücke neu gebaut, von der eine neue Strasse nach Anagni sich jenseits am Berg hinaufzuschlängeln anfängt. Gegen Subiaco eine weite Tiefe, die Nero zum See, wie man sagt, durch Abdämmung des Wassers zu machen unternahm; nach der andern Seite, wo man unfern grosses römisches Gemäuer grün überwachsen erblickt, die Schlucht eng und mit Bäumen herrlich fast ausgefüllt. — Am Berg aufwärts kommt man erst nach Santa Scolastica — wo ein Archiv und ein Sarkophag, den wir versäumten — dann steil immer höher, zuletzt durch einen sehr schönen kleinen Wald immergrüner Eichen im besten Alter. Dieser ist in weiser Absicht gepflanzt, um das Kloster S. Benedetto zu verstecken und durch seinen Anblick zu überraschen. Es erinnert auf den ersten Blick an Megalospiläon. Auf hohen Pfeilern ist eine Galerie in die Façade an den senkrechten Felsen vorgebaut, die über und hinter dem Kloster und Kirche einwärts liegen. Der Anio fliesst hier eben so in enger Schlucht als in San Cosimato, nur sind die Berge weit höher, der gegenüber mit dem schönsten Grün überdeckt. Die Kirche, klein, aber kunstreich in eine obere und eine untere getheilt und verbunden, ist reich an sehr alten, für die Kunstgeschichte nicht gleichgültigen Gemälden — die Evangelisten mit Thierköpfen, ein Bild von Innocenz III., fast gleichzeitig, und dem jugendlichen, schönen Heiligen, der eben so jung und schön — und nur die Jugend ist auch so schwärmerisch — in einer späteren Statue in der Höhle, einer ziemlich flachen Felsengrotte, sitzt, die zu diesem Heiligthum überbaut ist *(il sagro speco)*. Im Gärtchen ist ein Strauch mit dickem Stamm und grossen Aesten von dem citronenähnlich riechenden, fein blühenden Gewächs mit weidenartigen Blättern, und eine Wunderstaude, auf deren Blättern Schlangen gezeichnet sind, weil der Heilige, von einem Weibe versucht, sich in Dornen wälzte. Ein schöner gerader Gang obenher zu einem ummauerten Sitz auf der Ecke nach Subiaco hin. Die Rück-

kehr in der Nacht liess das Interesse kaum sinken. — In der «Paletta» — weil Maler hier einkehren — der freundlichste und honetteste Wirth und eine anmuthige Schwiegertochter. Der Sonntag mag Ursache seyn, aber auch durch Sauberkeit zeichnet sich dieser anmuthigst vor allen gelegene Ort aus, und eine Menge hübscher Gesichter, auch von Mädchen.

20. October. Für zwey Nächte in einem Zuge geschlafen — um halb sieben auf, als eben das Volk umher in die Weinerndte zog, und bald aufgebrochen, zu Esel das Gebirg hinan. Kein Wölkchen zum Zeichen bis nach Mittag, wo sich eine einzelne Wolke zeigte; am Abend viele.

Ueber allen Ausdruck war mir der Weg reizend und unterhaltend, wie er es nur in der Jugend hätte seyn können. Wie man durch den Triumphbogen Pius VI., das Thor nach Rom zu, hinaus, über die Brücke, bey den Franciscanern vorbey sich erhebt, gewinnen die wechselnden Rückblicke auf Subiaco mit dem sich immer mehr ausbreitenden Oelwald darüber her, der sich wie eine Bank unter der weissen Bergwand abhebt, immer mehr. Diese Berge selbst strecken sich in die Höhe und die Breite der Massen wächst mit ihnen. Stellenweise nimmt der Kalkfels die rothbraune Farbe an, die er in Griechenland in grösseren Ausdehnungen hat. Das Aniothal von Tivoli her zieht sich in langem breitem Strich wie ein zusammenhängender Weinwald. Wo man diesen Grund endlich verliert, öffnet sich, wie eine neue Welt, der andre, hinter dem Civitella in Erhabenheit thront. Der bischöfliche Palast auf der Felsenspitze von Subiaco war verschlossen, und man sagte, dass ohne hineinzukommen kein Punkt für die Aussicht sey: denn ich wollte noch hinaufgehn. Da hat Alexander VI. mit seinen Weibern geschwelgt. — Civitella hat eine Lage, dass man zweifelt wie hinaufzukommen sey. Andre Bergnester auf den Mittelbergen sind Santo Stefano, Canterano, Rocca di Canterano und Rocca di mezzo, in der Reihe zuletzt, von der Lage zwischen zwey Berghäuptern benannt. Höher hinan wird nur Korn gebaut, das schon grünt, aber dann führt der Weg an tiefen weiten Gründen her, deren Wände mit Oelbäumen und Wein

bepflanzt sind, abwechselnd mit Eichwald, durch welchen auch lange die Pfade am Rande führen. Selbst bis nah an die Felsenunterlage des dreyeckten Dorfs erstreckt sich der Anbau, nur karg zwischen den Felsen vertheilt, was weiter unten als kahler Stein sich ausnimmt. Eine schöne Wiese neben einem Wäldchen. Auf der Südseite des Orts eine alte Substruction eines Tempels, 20 Schritte lang, 13 breit, aus roh auf einander geschichteten Steinen, von zwey bis fünf Lagen, auf einer Ecke vorspringend, neben der alten Stadt, für welche Vitellia eine schlechte Conjectur zu seyn scheint. Von dieser sind in langer Strecke gegen Westen die alten Mauern erhalten, die Häuser darauf gegründet, wie stellenweise auch auf den natürlichen Felsgrund. Dieser bricht auch in dem Oertchen an vielen Stellen vor oder ist in die grauen Mauern aufgenommen. Eine grüne Ehrenpforte für einen von Santo Stefano her erwarteten Cardinal errichtet, mit zwey ausgehängten lateinischen Inschriften. Die Locanda ist auf der Nordseite am Ende des Dorfs, gross und gut, mit vielen saubern Betten. Im Gärtchen ein Oelbaum, Wein und Artischocken. Vier Stunden hatten wir mit den Eseln gebraucht, assen nach unserm topographischen Gang zu Mittag und gingen dann zu Fuss weiter nach Olevano, $1\frac{1}{2}$ Stunden.

Gegen Westen hat man von hier eine höhere Bergwand mit Capranica und Rocca di Cave auf zwey Spitzen — es ist die, welche von Rom her von Tivoli bis Palestrina gesehen wird, und durch diese wird die von Civitella in die Mitte genommen. Wir hielten uns auf der Höhe, in weitem Halbbogen durch Kastanienwald, und traten in Olevano gleich die Wanderung an. Die Locanda, in einer kleinen Strasse die zur Seite läuft, hat eine junge breite Cypresse im Garten die prächtig werden kann. Nur eine Pinie bemerkt' ich oberhalb; Oelbäume und Wein bedecken alles Land weithin, und das weite Thal des Trerus sieht wie ein gelobtes Land aus, worin entfernt Anagni oder andre Bergstädtchen hervorragen. Der Lateinerberg, der, nun sichtbar geworden, auf dem Weg von Civitella her noch grösstentheils verdeckt bleibt, wölbt sich in einem Bogen, der gelind an

beyden Seiten in die Ebene sich ausschweift. Wir giengen zuerst abwärts am Städtchen hin, wo eine verfallene Capelle, S. Martin, auf einer Tempelsubstruction ist, ähnlich wie bey Civitella, nur kleiner. Die Klippe ragt weiterhin und von ihren Zacken aus schaut man gern in den fruchtbaren Grund. In Civitella folgt auf jene Substruction eine grosse Fläche, wo der Felsboden planirt ist, offenbar zur alten Stadt gehörig; ein grosses, verfallendes, kirchliches Gemäuer, hier auf der Kante gegründet, fällt von jenseit, beim Herabkommen, stark in die Augen, dann auf der Westseite, unter den Häusern her, die auf grosse Strecken der alten Mauer gegründet stehn. Eine Hecke sondert einen ganz engen schmutzigen Gang von den Häusern ab, die zum Theil Hinterthüren und halsbrechende Treppen haben. Auch den Ausgang einer Cloake aus drey Steinen gebildet sahen wir. Etwas unter der Stadt Santa Maria, einfach und malerisch wie die hohen Häuser, auf einem kleinen, schönen Plan. Nun die Stadt hinauf, ganz auf Treppenwegen, die Strassen kaum zwey Schritte breit, labyrinthisch oder kreuz und quer in Verbindung, alles grau, innen lichtlos, troglodytisch. Schweine überall, wie in Syra, nur doch so häufig nicht. Wein wird häufig in Kesseln auf der Strasse gekocht. Die Menschen nicht allzuschmutzig. Aussicht bey dem Thurm einer alten Burg und weiterhin auf Klippen. Es ziehen zwey grosse der hier häufigen Felsenschichten von Olevano nordöstlich parallel hinab, zwischen denen fruchtbares Land.

Auf den Ausgangspunkt zurückgekommen wanderten wir noch auf den Felsberg Serpentara, gegen Civitella zu, etwa eine Stuude; die Sonne ging schon auf dem Hinweg unter. Auf dem Rückweg ertönte der froschähnliche Gesang der Heupferde, den ich auch bei Palo hörte. Zwey französische Maler assen mit uns. Am Abend muntrer Gesang mit Musikbegleitung — ein klein wenig bacchische Lust.

21. October. Als ich um halbsieben ans Fenster trat, glaubte ich am Meerufer zu seyn — so drückte weisser Nebel den Grund und die nahen und fernen Hügel und Berge ragten, rein abgesetzt, wie Inseln hervor. Aber der Nebel verschwand bald und der Tag wurde warm und gut. Gegen

10 ritten wir zu Esel ab. Die Anhöhe südwärts zunächst mit Pinien und Cypressen hätte man erst noch besuchen sollen. Olevano bietet, wie man sich entfernt, ein merkwürdiges Bild dar, wie eine grosse Wand aus Häusern aufgebaut und den Berg bedeckend, der nach Standpunkt und Entfernung sich mit Civitella wie Stadt und Arx oder ganz anders stellt. Eine erst vor wenigen Jahren gebaute Strasse führt im Halbkreis sehr allmälig durch das Weinland, das hier auch an Feigen reich und mit Oelbäumen gemischt ist. Bald erreicht man wieder Ackerfeld und Hügel der Campagna und sieht südlich Pagliano, das eine schöne *rocca* ist. In einem viereckten sehr hohen Mauerrest war keine Spur einer Grabkammer sichtbar.

Nach 2 Stunden nahmen wir einen kleinen Umweg, rechts im spitzen Winkel wo Genazzano liegt. Am Ende gegen die Berge ein den Pächtern überlassener Palast Colonna, woraus ein Sarkophag vor nicht vielen Jahren weggebracht worden. Schön ist der Garten dahinter in einer waldigen Bergenge — ein erfrischender, abgelegner Aufenthalt, für den es jetzt, wie für so viele Landhäuser, keine Bewohner mehr giebt. Ein schönes Dorf ist nachher Cavi, wo auf einer schönen Granitsäule ein Erzbild errichtet ist. Auf dem Apennin zur Seite Rocca di Cavi. Die Strasse führt durch ein gewundnes enges waldiges Thälchen allmälig aufwärts nach Palestrina.

Der untre Tempel auf der Piazza ist an der Vorderwand, aus welcher drey Halbsäulen mit Compositkapitälern aus demselben Tuf gearbeitet, hervorragen. Darin jetzt ein Caffe. Aus dem oberen Tempel ist der Palast Barberini geworden, der in der Mitte in ein Halbrund mit vielen Stufen ausgeschweift ist. Darin liegt gleich links das berühmte Mosaik in einem ihm angepassten Raum. Diess überraschte durch die Schönheit und Lebendigkeit der Figuren und der Farben mich so sehr, dass es mir in künstlerischer Hinsicht als noch unedirt vorkam. — In der kleinen Kirche des Palastes kostbare neuere Marmorarbeiten in verkehrtem Geschmack und in einem Raum daneben, der sonst als Capelle nicht ausgeschmückt ist, eine merkwürdige unvollendete Kreuz-

abnahme von Michel Angelo, lebensgross. In der Leiche die Schwere, in den beyden Trägern, wovon der eine hinter dem zusammenfallenden Körper, der andre auf der linken Seite des Christus steht, das Halten und Heben der Last vollkommen ausgedrückt. Jener blickt mit Schmerz auf das sinkende Haupt, dieser wendet den Kopf nach aussen, wie um seine Klage laut auszusprechen. Die Composition erscheint mir vortrefflich.

Nun den Festungsberg hinauf, zum Theil auf den alten Mauern der Nordostseite, die wo sie nicht mit Rasen bedeckt sind und mit dem Boden inwendig zusammengehen, nur 4 Schritte breit sind. Oben zieht sich die Mauer links im rechten Winkel, und schliesst sich dann nach der Seite der Höhe ab, so dass sie, wenn nicht jenseit noch eine Mauer ief, von oben angreiflich war, wiewohl dahin zu kommen leicht erschwert werden konnte. Denn ist man ganz auf die Höhe gelangt — wo das Felsdörfchen S. Pietro —, so findet man nach der andern Seite steile Wände. Diess besonders, wo in der Nähe der kleinen Kirche die prächtigen Mauern von der Burg der Colonna noch stehen. Der Weg zum Burgthor läuft über einen tief in den Felsen geschnittenen Gang, weit schmaler als der Zugang zum Thor von Mykenä. Von unten schien mir der massige, weisse Berg über Palestrina nicht höher, als der dürftigere hohe Berg bei Ofleiden — zu ersteigen ist er unbequem und die Pfade sind auch hier steinig, wie in den griechischen Bergen. Alle Kinder ohne Ausnahme rufen in diesen Bergdörfern den Reisenden um einen Bajocco an, in S. Pietro zogen sie uns munter alle zusammen nach, auch die Frauen fordern häufig — in Civitella sagen die Knaben zu den Fremden *pittore* statt *signore*. Den Rückweg richteten wir natürlich nach der andern Schenkelmauer. In Palestrina sind 3 Kaffe und 2 Barbiere — Nachmittags aber waren alle Buden geschlossen. Die Osteria ist sehr gut — eine sehr hübsche, gewandte und gefällige Dirne machte statt der Mutter, die dem Hause durch 13 lebende Kinder das Recht einer gewissen Abgabenfreiheit erworben hat, die Wirthin. Nachdem wir gegessen, wurde für die Familie ein grosser Tisch gedeckt, ganz so

sauber und stattlich wie für uns. Ueber die etruskischen Nekropolen und Volksleben im Apennin theilte ich Brunn Pläne (wie Schwarzwälder Dorfgeschichten) mit, welche vielleicht Folge haben.

22. October. Von 8—10 brachten wir noch in der Villa Barberini, deren Palast auf die Strasse, der Garten nach unten auf die alten Terrassen geht, und unten her bei den schönen alten Mauern zu. Von einem zum andern Thor mass ich unten 533 Schritte der alten Mauer, grösstentheils aus Travertinquadern in gleichmässigen Lagen, eine lange Strecke durch Bogengewölbe unterbrochen, die auch jetzt noch benutzt werden, und gegen das Nordostthor sind Ziegelmauern, 120 Schritt lang und im Winkel nach oben fortlaufend, mit breiten Nischen (24 in der untern Mauer, ehe sie sich im Winkel wendet) — die oberste Mauer in der Villa verfolgte ich 210 Schritte, die darunter steht nur 10 Schritte ab und ist von der jetzigen Treppe an auf der einen Seite ganz in Reticulat. Die Tufmauer ist hoch, 10, 17, 26 Schichten, und durch die grossen, plumpen Barberinischen Wappenbilder, Grotten und Treppen entstellt, was alles jetzt wie aus Koth gemacht und verfallen aussieht gegen die alten Reste. Der obere Garten ist durch dicke Buchsbaumhecken in Quadrate getheilt; schlechte Togastatuen stehn auf Postamenten mit guten Inschriften.

Bald nachdem man den Ort verlassen, kommt man auf die Via Praenestina — die Labicana und Praenestina sind leicht zu unterscheiden — und fährt darauf $^1/_2$ bis $^3/_4$ Stunden. Sie ist so erhalten, dass man besser darauf fährt als zunächst auf dem neuen Pflaster aus kleinen viereckten Steinen in schrägen, sich kreuzenden Lagen, das, wo es ganz neu ist wie weiterhin, sehr gut ist. Hier und da ist es durch Chaussee unterbrochen.

Während das Albanergebirg seine östliche Seite entfaltet, zeichnen sich Rocca Priora auf der Spitze, Monte Compatri, dessen Hügel mit dem Bergabhang zusammenhängt, dann Monte Porzio aus. Bei Colonna, auf einem runden, mit mehreren kleineren umgebenen, bis an die Häuser ganz bebauten, begrünten Hügel kommt man nah vorüber.

Ein kleiner schilfbedeckter Weiher, rechts vom Wege, gilt für den Regillus. In der Mitte des Wegs, nach 2 Stunden, wurde ausgespannt auf eine Stunde, bey Osteria del finocchio, den man auch viel da ass. Auf einer kleinen Anhöhe in der Nähe sieht man Palestrina und Rom, Tivoli und Frascati ungefähr gleich gut. Das Latinergebirg und das Volskische in ihrer Stellung zum Apennin übersieht man auf dieser Reise sehr gut. Die Kärrner in ihren bedeckten Sitzen, die vorn aufgebaut sind, schliefen in langen Reihen, die Pflüge wurden von zwey Paaren Stiere neben einander gezogen. Grosse Reste von Gebäuden, ziemlich ausgedehnt, an einer Stelle. — Pantano und Torre nuova mit vielen Pinien, den Borghese gehörig. — Die Strasse, die von unterhalb Colonna an die neapolitanische über Ceprano ist, läuft ungefähr in der Mitte zwischen alten Wasserleitungen. Bey den ersten römischen Gärten, bey einem alten Grab, eine Aloe mit dem Blüthenstengel. Einfahrt durch die erhabne Porta maggiore, nach Santa Croce, Villa Wolkonsky links, Villa Massimo rechts, am Colosseum und Forum Trajans vorbey — bey dem klarsten Himmel ein guter Tramontan.

So war die ungemein gut eingeschlagne genussreiche Reise beendigt, die nicht gemacht zu haben, mir seit dem ersten Aufenthalt das Leben lang leid that, die ich 1842 des Wetters wegen nicht nachholen konnte.

16. März 1846. Auf den Vesuv. Ueber Resina hinauf blühten die Pfirsiche und Aprikosen; die Feigen fangen an Blätter auszustossen, an denen gleich auch kleine grüne Früchte sitzen. Die verschiedenen Jahrgänge der Lava, von der vom Ausbruch von 79 an, rief der Führer aus. Wir ritten bis wo die Pferde vor dem jähen Kegel warten. Der Weg hinauf ist jetzt wenig durch gleitende Asche, nur durch die Steile und die ungleichen und nicht überall festliegenden kleinen und grösseren Lavabrocken unbequem und zu hoch ist diese Treppe, um nicht gern öfter stehen zu bleiben. Wir brauchten mehr als die 40 Minuten, die man rechnet, bis wo auf einem kleinen ebenen Platz, der von einigen Seiten durch hohe Lavastücke umgeben ist, gerastet wird. Die Rauchsäule sieht von da schön aus und unterhält sehr; das Stossen und

Zischen, sehr ähnlich in den Tönen denen der Dampfmaschinen, erinnert oft an den Namen Typhoeus. Die Steine, die, durch geringeres oder stärkeres Krachen und Hämmern angekündigt, heute in nicht grossen Zwischenräumen hervorprasselten und dann, wie in einer Blume nach allen Seiten sich entfaltend, herabfallen, sahen von dem Platz aus noch schwarz aus, nachher aber, wenn man über der Lava von zwanzig Tagen, zum Theil von gestern, bis dicht an den jetzt thätigen Krater, der täglich höher steigt, herankommt, roth. *Correnti* der Lava brachten es mit sich, durch ihre Hitze und Lage, dass ich ganz dicht am Fuss hergehen musste; die Ausbrüche folgten gerade sehr häufig; der Junge, mit dem ich von einer andern Seite über die Mitte der neuesten Lava allein gieng, sagte mir zu eilen, doch fielen mir noch einige Steinchen um den Kopf und auf den Hut. Die Lavawellen sehen eher aus wie kleinere und grössere dicht an einander gelegte und oft verwickelte Würste oder dicke Taue, nur mit rauherer, oft stachlichter Oberfläche. Hier und da sieht man eine Decke und die Oeffnung, unter der sie sich hervorwälzte. Wo sie glühend sich fortwälzt, fallen vorn einzelne Stücke ab. Es geht sehr langsam wo sie eben fliesst, und gieng an einigen Stellen, wo sie an einem Abhang sich herabwälzte, fast wie ein Fluss — eine eigentliche Gassenlava. Man ist Anfangs ängstlich, sie möchte unter einem brechen oder es möchte in der Nähe der *correnti* zu heiss sein, besonders wenn man in den Spalten, über die man schreitet, sie noch glühen sieht, wie man auf den Gletschern blaue Spalten unter sich hat. Es kamen nach und nach verschiedene Familien herauf, Italienische und Englische; vier Träger schleppen mühselig einen Tragkorb; armes Volk verkauft oben Orangen, Eier, Wasser. Herauf hielten wir uns an dem Riemen eines Ziehenden; hinab geht es rasch, wie im Sturz, doch nicht so schön als ehmals, indem viele Lavasteine durchstossen, so dass man sich sehr vorzusehen hat, wenn man springen will. Unter uns zogen häufig Wolken, während die des Rauchs einen halben Himmelsraum hell umspannten: die Ferne wurde nicht klar. Vom Eremiten an ritten wir abwärts die neue fahrbare, häufig zu schmale Strasse, worin noch Wagen auf-

fuhren: Damen, die mit Fackeln reisten. Der Weg führt in vielen langen Schlingen auf und nieder; in Portici war es schon völlig Nacht.

28. März 1846. Ich war bei dem vier- oder fünfundachtzigjährigen Reinhart. Ein schönes Bild vom Wasserfall zu Tivoli vor dem Einsturz giebt zugleich ein merkwürdiges Denkmal ab. Einige untermalte Landschaften, vorzüglich eine Menge Zeichnungen nach fortgegangenen Bildern und andere, die man gern in einer Reihe gestochen sähe, machten mir grosse Freude. Der Tadel Vischers gegen die historischen Landschaften von Poussin — dessen Polyphem Reinhart für die Krone aller Landschaften erklärt —, Claude, Carracci, Domenichino und nun Reinhart und Koch wurde viel besprochen. Auch ich war immer dagegen. Doch ist zu unterscheiden. Wenn die Geschichte klar und zusammenhängend dargestellt ist, wie die Flucht nach Aegypten und Moses in Anbetung vor dem Herrn von Reinhart, so lässt sich denken, dass hier zwey Künste, eine mit der Geschichte charakteristisch übereinstimmende Landschaft vorausgesetzt, wie sonst andre sich verbinden: auf das rechte Verhältniss zwischen ihnen kommt es an, was von Poussin gewiss nicht richtig gefasst wurde, aber wohl von Domenichino, z. B. in Villa Borghese und Palazzo Rospigliosi. Eine Mühle, eine Heerde, Schiffer bringen schon den Menschen mit der Landschaft in Verbindung. Der Kahn, der dem Wasserfall rettungslos zueilt und ein Jäger, der bey dem Anblick entsetzt sein Gewehr wegwirft, in der ernsten schaurigen Natur (wie in dem Bilde von Reinhart), eine besondere Begebenheit und die Landschaft machen ein geschlossenes Ganzes aus. Von da kann man zu mythologischen und historischen Scenen fortgehn: auf die Auswahl kommt es an. Die Einheit der Wirkung ist möglich.

An Rauch.

Rom 16. Febr. 1846.

— So schön es nun ist, sich in Rom wiederholt einheimisch zu machen, so habe ich doch meine grosse Freude daran, dass grosse Werke Sie, mein theurer Freund, in dem Mass in Thätigkeit erhalten, dass Sie nicht einmal den Wunsch

haben können, sie zu unterbrechen. In der That, ich nehme an diesen Unternehmungen nicht bloss der Kunst, die sich im Vaterland erhebt und ausbreitet, sondern eben so sehr des Meisters wegen sehr grossen und innigen Antheil. Eben so sehr freut mich das glückliche Loos, das Ihnen von einer andern Seite zugefallen ist, indem sich in Ihnen der Familienvater eben so schön entwickelt und gestaltet hat, als das Kunstvermögen. An den Enkeln muss das Schöne seyn, dass man noch mehr als an Kindern über die Gegenwart hinaus, die sie meistentheils anmuthig beleben, in die zukünftigen Entwicklungen sich hineinzudenken veranlasst ist. Und alles Werdende ist im Ganzen eben wegen der Bewegung und des Fortschritts noch viel reizender und genussreicher als das Fertige, die Erwartungen und Hoffnungen im Ganzen schöner als sie sich je erfüllen können. Auch für mich sind Kinder, die Kinder eines Freundes, da ich eigne nicht haben sollte, aber Kinder, die ich aufwachsen sah und von der allerbesten Art, ein grosser Lebensbestandtheil — ich bin zu Hause täglich und stündlich mit ihnen im Verkehr und sie vergessen mich auch in der Abwesenheit nicht. In der Liebe, die man zu ihnen hat und von ihnen erfährt, liegt es, dass das Wohlgefallen an der natürlichen Schönheit der Kindheit und ersten Jugend diesen hohen Grad erreichen kann: und es beschränkt sich dann auch auf sie allein.

Ich habe diessmal hier viel gearbeitet, im Zuge meiner gewöhnlichen Beschäftigungen. Ich muss, wenn ich meine Studien einigermassen nutzen will, mich etwas zusammenhalten und mehr als ich immer gewohnt war an Abschliessen denken. Zwar gestand ich in der Vorrede zu einer Sammlung kleiner Aufsätze, dass ich auf die Ausführung meines frühzeitigen Plans einer grösseren Arbeit kaum noch rechnen könnte. Dabey war aber der Rückhalt, wenn mir noch Jahre und Gesundheit verbleiben, noch so viel als möglich zu seiner Verwirklichung zu thun. Ohne dass ich meine oder überhaupt gelehrte Untersuchung und geschichtliche Darstellung (und unter diesen Begriff fallen doch alle litterarischen Arbeiten über Kunst, Poesie, Religion des Alterthums) mit der selbständigen, reinen Production eines Künstlers, oder auch

meine Vorsätze mit Ihren wirklichen Leistungen und Erfolgen entfernt vergleichen wollte, habe ich mit Ihnen doch das gemein, dass ich mein Ziel immer treu und beharrlich verfolge — und so werde ich gewiss auch nicht müde werden, was ich immer trieb auch zur Darstellung zu bringen. Man denkt sich nur zu laug das Leben länger als es ist, die Musse freyer als sie sich nachher zeigt: und hält sich dadurch länger bey den Vorstudien auf als man sollte, wenn man doch etwas aufstellen will. Von der Litteratur habe ich indessen durch eine hier durchgesehene Arbeit vorerst Abschied genommen — mit der Götterlehre hoffe ich mich mit einem mal auseinanderzusetzen, und wenn es dann geschehen kann, so möchte ich allerdings auch über die Kunstgeschichte, nicht im ganzen Zusammenhang, aber doch in einem grossen, noch etwas anders als seit Jahren vor meinen Studenten mich aussprechen. Sie sehen, Arbeitslust genug, um die prätendirte Aehnlichkeit zu rechtfertigen. Hier in Rom theilt man aber die Zeit zwischen verschiedene Lusten, was ich auch nicht ermangelt habe zu thun, und Studien und Ergötzung verlieren sich da oft in einander unauflöslich.

Ich wohne auf dem Capitol, im Tarpejischen oder Preussischen Hause, auf der einen Seite Aventin und Palatin, auf der andern St. Peter, Pantheon und Monte Mario unter meinen Fenstern, und lebe da so zurückgezogen und bequem, wie man es nur sich einrichten kann. Die Allgemeine Zeitung ist mein Zusammenhang mit Deutschland — denn die wenigen Freunde, von denen ich Briefe erwarten kann, lassen mich oft lang genug warten. Bey Kestner bin ich mehrmals in der wohlbekannten Behausung gewesen, die sich jetzt in eine ziemlich reichhaltige Gallerie verwandelt hat. Darin sah ich mich oft nach den Stellen um, wo Sie hereinkamen, sassen, und die zwey anmuthigen jungen Mädchen herumsprangen. Sagen Sie den edlen Frauen, die aus diesen Kindern geworden sind, meine herzlichen Empfehlungen. Frau von Bülow hat viel Leid erfahren, was ich schmerzlich beklage. Der Austritt ihres Mannes aus den Geschäften war, so viel ich die Verhältnisse kenne, auch für das Vaterland ein Unglück. Der Männer, die Europa kennen und das Zeitalter richtig würdigen,

scheinen nicht zu viele in dieser Zeit thätig zu seyn, derjenigen welche einsehen, wie viel mehr durch Handeln im rechten Zeitpunkt als durch ewige Berathungen, Verhandlungen, Streitigkeiten zu erreichen ist. In Religionsdispute haben wir die Deutschen schon früher lang genug so sehr verstrickt gesehn, bis ihnen alles Mark ausgieng.

An Schwenck.

Bonn 24. Sept. 1846.

Ich muss Ihnen doch gleich ein Wort über Ihre Aegyptische Mythologie sagen, theurer Freund. Ich habe sie in Ems ganz gelesen, wo meinem Zustande nach es ein wahrer Gewinn war etwas gutes zum Lesen zu haben. Und in der That scheint mir diese Arbeit gut, gelungen und einen grossen Fortschritt der Erkenntniss zu bedeuten.

Ich finde mich fremder unter diesem Volk als unter allen ganz uncivilisirten und habe bey dieser umfassenden Behandlung von neuem recht die ertödende Einförmigkeit seiner Begriffe empfunden — ein abscheulicher Gegenstand, anziehend nur durch die Einheit und Feinheit in seiner Kritik und Behandlung.

Im gelehrten Kreise dieser Nation muss man sich befunden haben wie in der scheusslichsten Menagerie und da sie Alles an Thiere geknüpft hat, so hat sich ihr Geist auch zum Menschlichen nicht viel erhoben: im Bauen sind auch Füchse, Biber und Bienen stark. Kein andres Volk hat seinen Symbolen so viele Consequenz und bis zur Grausamkeit und Absurdität gehende praktische Anwendung gegeben. Selbst ihre Naturbeobachtung scheint einseitig durch die Bestien beengt und bestimmt worden zu seyn. Um die symbolische Lehrform im Guten und Schlimmen zu würdigen muss man freylich dort den Standpunkt nehmen; aber indem der Cult diese Symbolik beherrschte, sieht man zugleich den Nachtheil jeder pfäffischen dogmatischen Form schreyend. So froh man nun ist aus diesem Kreise wieder herauszutreten, so erfreulich ist es ihn mit der am Griechischen Studium angezündeten Fackel der mythologischen Kritik beleuchtet und mit dem analytischen Messer präparirt zu sehn.

Indem ich Ihre Kenntniss der Aegyptischen Wörter und Begriffe bewundere, bin ich in Bezug auf die Beurtheilung der Griechischen Auffassung und Ausdeutung des Stoffes im Ganzen durchaus auf Ihrer Seite, und ich kann nicht genug loben, dass Sie so sehr ins Einzelne gegangen sind und die Würdigung des angewandten Grundsatzes dadurch so sehr erleichtert haben. Ungemein viel sinnreich erfundene Aufklärungen.

An O. Jahn.

Bonn 24. April 1847.

— Vor allem muss ich Ihnen für die Herzlichkeit danken, womit Sie sich gegen mich zu äussern fortfahren, und der Uebereinstimmung mich freuen, worin Sie in manchen Ihrer Richtungen — bei der ausserordentlichsten Thätigkeit — sich mit mir finden. Zusammenhalten im Guten ist namentlich für die Archäologie sehr zweckmässig, worin so Manche sich mehr in Unarten und Schwächen gegenseitig zu helfen und zu unterstützen scheinen. Einige Aeusserungen Ihrer Vorrede*) sind recht zeitgemäss. Das Sammeln und Herausgeben von Monumenten ist namentlich für uns in Deutschland angenehm genug, so dass ich darum auch immer gegen R. Rochette u. A., die man sonst nicht so ruhig ihres Weges ziehen lassen dürfte, besonders fein und freundlich verfahren bin. Auch inedita aus den Bibliotheken hervorzuziehn ist eine verdienstliche Sache. Aber die Art der Behandlung allein entscheidet über das wissenschaftliche Verdienst: sonst wäre Dorow ein Gelehrter und der gute * * *, welchen Letronne *un bélier* nennt, dem scharfsinnigsten Kritiker, Mythologen, Kunstkenner gleich zu achten. Jede Art des Verdienstes in Ehren, nur keine einseitige Ueberhebung, keine Pleonexie noch Intrigue.

Von der Müllerschen Archäologie habe ich die erste Hälfte im Anfang des Februar zum Druck abgegeben und die andre seitdem ruhen lassen. Ich übernahm die mir in mehr als einer Hinsicht an sich sehr fatale Arbeit auf dringen-

*) Es ist die Vorrede zu O. Jahns Archäologischen Beiträgen gemeint.

des Bitten der mir persönlich bekannten und sehr leidenden Frau, die nun todt ist. Meine Absicht war dabey, nicht einen Buchstaben zu ändern, die vielen Zusätze des Verfassers gewissenhaft einzutragen und zur Fortsetzung nur das Allernothwendigste sparsam beyzufügen. Im Kunstmythologischen werde ich das Buch am wenigsten ergänzen, theils wegen der Fülle des mir übrigens zufällig besonders leicht zusammenzubringenden Stoffs, den vollständiger einzutragen, wenn's nicht nach und nach zu eignem Gebrauch geschehen, sehr mechanisch und in gleichmässiger strenger Auswahl zu geben, sehr mühsam wäre, theils weil mir die Anordnung in manchen Theilen zuwider ist. Schade dass die Sache nicht in Ihre Hände gefallen ist: Sie würden diess weit besser und sorgfältiger gemacht haben. Ich kann und darf nicht viele Zeit an das Unternehmen wenden und sehe was ich hinzuthue als ein *opus supererogationis* an. Beygeschrieben hatte ich gar nichts, da ich meinen eignen geordneten Papieren immer alles zuwandte was sich darbot. Um eins zu nennen, so habe ich zum epischen Cyclus und zu den Tragödien alle Monumente seit Jahren vollständig gesammelt. Soll ich diess ausziehn, abschreiben, untertheilen, alles aus den Fugen reissen? Dazu hätte ich die Geduld nicht. Uebrigens wird auch so das Volumen sehr wachsen.

In den philologischen, mehr als einmal auch archäologischen Unterhaltungen, die ich öfter statt eines *publicum* mit den Studirenden bei mir am Abend der Wintersemester angestellt habe (im letzten unterblieben sie zufällig) lasse ich mich jetzt ganz frey gehn und bringe dadurch die jungen Leute am sichersten dahin, dass sie sich auch frey unter sich und gegen mich mit Leichtigkeit äussern. Ein Faden des Zusammenhangs geht dann doch meist hindurch, wie wenn ich z. B. Bildwerke nach gewissen Hauptbüchern durchblättre und bespreche. Für den Sommer habe ich gerade diess in den Bibliotheksaal verlegt, so wie andremale in den der Gypse, nur sind es dann der Zuhörer zu viele, als dass Gespräch unterliefe.

Was die Rheinischen Vereinsschriften betrifft, so überlasse ich diese gänzlich den Gründern des Vereins und Heraus-

gebern der Schriften. Ich bin für die Provincialalterthümer verdorben durch die lange Gewohnheit der für sich besseren in den griechischen Landen selbst und in Italien.

Von meiner Mythologie erwarten Sie nur nicht zu viel. Ich weiss nicht ob mir diess unruhige Amtstreiben zur Darstellung so viel Zeit und Geistesfreyheit lassen wird als ein Stoff, über den mir so viel notirt und im Sinn aufgesammelt sich angehäuft hat, erfodert, und wenn ich meine das letzte zu beseitigen, das mich noch von der Revision und Redaction, die etwas längeren Odem erfodert, zurückhält, so drängt sich wieder etwas andres auf.

Nunmehr habe ich Aussicht von Riepenhausen Zeichnungen zu meinen versuchten Compositionen Polygnots zu erhalten: und ich hoffe, dass sie Ihnen nicht misfallen sollen. Die Abhandlung beträgt nur 60 geschriebene Blätter.

Endlich meinen herzlichsten Dank für Ihre schönen und inhaltreichen Beyträge. Ich wünsche Ihnen herzlich Glück dazu, mit einem Buche dieses Umfangs, dieser Durchbildung und Reichhaltigkeit Ihre neue Laufbahn zu beginnen. Ich habe darin bereits sehr viel gelesen und werde es für die im Druck befindliche Archäologie, so wie Ihre früheren Schriften fleissig benutzen. Sie werden in Leipzig hoffentlich bald einer so methodischen und gelehrten Denkmälerkunde Eingang verschaffen, so neu das Fach auch dort mit Ihnen auftritt.

An Schwenck.

Bonn 9. May 48.

— Meine treuherzige Vaterlandsliebe, mit allen Sorgen, Aergern, Voraussagungen, Vergleichungen muss ich nothwendig zu beherrschen anfangen. In die Länge ist eine so innerlich thätige Theilnahme bei der entschiednen Bestimmung zur Thatlosigkeit nicht gut zu heissen. Gut wäre es wenn ich nächste Woche meine Vorlesungen anfangen könnte, da auch diess mich aus dem passiven Lesen und Denken herauszuziehn helfen würde.

Auch den Lamartine habe ich fleissig gelesen. Obwohl halb Roman enthält er doch viel Authentisches — oder hätte er auch die Reden und Briefe zum Theil gefälscht? — viel

psychologisch Einschmeichelndes — und ist man dem schwarzen Schlund einmal näher getreten, so schaut man anhaltend hinein. Welch ein Volk, welch eine Geschichte! Mignet empört durch seine Apologieen, Lamartine verräth wenigstens durch einzelne Ausdrücke oft unwillkürlich sein durch die *libertinité et fraternité* bestochnes und verdorbenes Urtheil. Und die vielen Widersprüche, Einseitigkeiten, Sophistereien, und die Salonszartheiten und rhetorischen Französelcien! Doch scheint der Mann nach Gefühl und Geist wohl fähig einer über dem Communismus und Materialismus stehenden Staatsansicht, wenn einer auf deutschem Standpunkt ihn in die Lehre nehmen könnte.

Mit besonderm Interesse habe ich die nachgelassnen Schriften von Oelsner und die der Wollzogen eben gelesen. Die Doppelliebe von Schiller und seine ganze Individualität sind sehr eigenthümlich. Auch in Ihren Kritiken las ich wieder viel. Es ist angenehm, wenn man einen Schriftsteller recht tief versteht und so einstimmig mit ihm sein kann. Die Beurtheilung Montaignes ist sehr unpartheiisch und umsichtig. Der positive Glaube war ihm noch fremder, als Sie zu schliessen scheinen. Schlegel erzählte mir sterbend — seine Beine waren schon ganz mit schwarzen Flecken bedeckt —, den sterbenden Montaigne hätten seine Angehörigen sehr mit geistlichen Zureden bedrängt. Da lässt er sich einen Domino anthun. Man glaubt, dass er schon von Sinnen sey. Er legt sich, als man ihm den Mantel umgehängt hat, nieder und sagt: *ut moriamur in domino.*

An Gerhard.

Bonn 26. Juni 1848.

— Die Vasenerklärung, woraus Sie eine Stelle mir mittheilen*), hat Hr. R. Rochette, der mich seit langer Zeit, ohne dass ich einen Grund dazu errathe, völlig links liegen liess, mir auch zugeschickt. Er bewährt darin sein Talent sich breit zu machen hinlänglich. Da die Goldschmiedekunst bei Homer phönicisch ist, was R. Rochette, dünkt mir, nicht

*) Mémoire sur un vase peint inédit, de fabrique Corinthienne. Paris 1848.

einmal berücksichtigt hat, da die Thiere der Vasen von Thera und Melos ziemlich asiatisch aussehn, so wäre es keine grosse Sache, wenn irgend ein stehendes Ornament sich als phönicisch oder auch assyrisch herausstellte. Burgon hat in seinen Vasen des heroischen Zeitalters (Transact. of the soc. of anc. litt. 2, 248), so viel ich mich erinnere, die Nationalität der Zickzack nicht ergründet. Luynes in den Annali 2, 240. 4, 138 ist Ihnen gegenwärtig so wie alle allgemeineren Abhandlungen. De Witte hat in seiner Recension des Mus. Gregor. 1844 im Grab von Cäre lydische Spur angenommen und (p. 15) die Dodwellsche Vase dem phönicischen Styl angeeignet. Aber der bezieht sich schon 1841 Annali 13, 317 auf R. Rochette. Ross nannte 1845 Vasen in Cypern ägyptisch-phönicische (was freilich viel auf einmal ist) „in der Weise der grossen Amphoren von Thera, die Sie kennen“. Dass ich *le pur hellénisme* mit vertreten haben soll, ist zu viel Ehre für mich. Ich wüsste durchaus nicht wo und wie. Man kann Herleitungen neblicht finden und auf Zusammenhang in Urzeiten, so wie in historischen, Aufmerksamkeit wenden zu gleicher Zeit. Und wenn man nur an Schreiben jetzt dächte, so könnte ich diesem betriebsamen Mann wohl selbst hiervon noch Proben vorlegen.

Dass Sie mit Ihrer lieben Frau gerade diesen Sommer Berlin nicht verlassen, bedaure ich sehr. Denn ich denke mir, dass die Nähe Ihnen die dortigen Zustände noch weit peinlicher macht, als sie mir schon in der Entfernung wirken. Niemals liebte ich die Berliner, so weit man gegen eine ganze Bevölkerung eingenommen sein kann. Aber so ohne Haltung, Charakter, Verlass, Zusammenstehn, so ganz leichtfertig, verblendet und verblendbar, ohne Einsicht und Umsicht stellte ich mir sie nicht vor, so tactlos, so muthlos. Der Sand, der Mangel an Natur, seyen es Felsen oder Fruchtbarkeit, lassen freylich kein vorzügliches Geschlecht erwarten, und alle Kunst kann misrathen, selten wird sie einbringen was an Gemüth und Phantasie ursprünglich fehlt. Welch ein Magistrat! welcher entsetzliche Mangel an thatkräftigen Männern bis in die höchsten Kreise hinauf! Die sich auszeichnen an Kopf, wie Kirchmann, Jordan &c thun es als

Sophisten oder unselige Revolutionäre. Was ich heute in der Deutschen Zeitung über die Täuschung des Barricadenheldenthums, über den schmachvollen Kasernensturm lese, ist schlimmer als die Schlacht von Jena, und wenn durch die Kraft guter Provinzen und durch die Erinnerung Preussischen Heldenthums auch davon — trotz einer so von der Natur verwahrlosten, durch Despotismus und Bureaukratie zerrütteten Hauptstadt — noch Erhebung zu hoffen ist, so wird sie nur unter furchtbaren Opfern und Kämpfen erfolgen können. Auch Frankfurt erschreckt mich, seit ich heute Gagerns Rede kenne, die entscheiden könnte. Und dann ist, fürchte ich, der ausgesprochne Grundsatz, der ins Leben im Grossen übertragene Grundsatz der absoluten Volkssouveränität der Anfang einer Durchwühlung, eines Chaos für ganz Deutschland. Der Mann folgt einem edlen Verlangen und kennt nicht die Geschichte, nicht die Grösse des Verderbnisses in unserer Zeit. Vergeblich hat mein Bruder dann gegen ihn und gegen den Ausschuss, der so weit nicht einmal gieng, sich abgemüht. Aber nicht einmal den Verbrechern widersetzt jetzo die Staatsgewalt sich, wie sollte die Staatsweisheit der Revolution widerstehn. Statt des *principiis obsta* herrscht jetzt die Regel: lasse nur der Wühlerey freien Lauf, öffne ihr die Wege, sey um so glimpflicher, nachsichtiger, verdachtloser, je mehr die Feinde alles bestehenden ihre Frechheit, ihre Absichten offen zur Schau tragen.

Die 8—10 Tage Reise nach Frankfurt und Heidelberg, wo wir die Pfingsteu still im Garten und unter den Bäumen des Schlossbergs ein paar Tage verbrachten, haben meinen Brust- und Magenbeschwerden so weit abgeholfen, dass ich meine beyden noch rückständigen Vorlesungen zu der ersten angefangen habe. Auch habe ich mich in die schicksalvolle Zukunft in Ergebung zu finden angefangen und meine Absicht ist mich auch wieder, so viel der Tag zulassen wird, mit dem zu beschäftigen was mich allein angeht und was ich allein verfolgen würde, wenn die Welt Ruhe hätte. Den Herbst nicht Italien, so wie ich es verliess und mir in Aussicht vorstellte, wieder besuchen zu können, ist mir nebst

dem damit verbundenen Plan noch ein besonderes persönliches Opfer. Unter den herzlichsten Grüssen

Ihr

F. G. W.

An O. Jahn.

Bonn 18. August 1848.

— Gestern bat ich Gerhard Ihnen ein Exemplar über die Leschengemälde zuzustellen, ein andres an Hermann zu senden, dem ich Sie bitte, gelegentlich ein Wort zu sagen mit meinen Grüssen und einem Glückwunsch zu seiner Rüstigkeit und Geistesfrische, wovon seine Programme den erfreulichsten Beweis liefern. Ihnen bin ich vielen Dank schuldig für die fein ausgearbeiteten Vorträge über zwey athenische Bildwerke, über die Leipziger Vase und über Lykoreus. Wegen der Polygnotischen Abhandlungen aber muss ich um Nachsicht bitten, wenn in meiner Bestreitung der Ihrigen etwas liegen sollte, das Sie unfreundlich anblicken könnte: es kann diess nur in Folge von Ungeschicktheit seyn, nicht aus Schuld des Willens und Sinnes. In Ansehung meiner eignen Arbeit will ich Sie nicht um Nachsicht, sondern eher um strenge Prüfung bitten. Es ist unvermeidlich, dass man im Combinatorischen auf Widersprüche bei denen stösst, welche selbst zu Combinationen die meiste Fähigkeit haben. Aber wenn Hauptpunkte Ihnen zusagen sollten, so werde ich alle Einwendungen im Einzelnen ohne Gemüthsbewegung vernehmen. Druck und Versendung haben sich viel über ein Jahr hingezogen. Morgen oder übermorgen gehe ich auf vierzehn Tage nach Ems und später wahrscheinlich nach Berlin. Vielleicht glückt es mir auf dieser eiligen Reise auch Sie anzutreffen.

Sehr freut es mich, in politischen Ansichten mit Ihnen übereinzustimmen. Der Unrath und Wust, den die Gährung einer so grossen Krisis auf die Oberfläche hervortreibt, ist oft unangenehm genug, besonders ehe man klarer sieht, welchen Ausgang der Process hoffentlich nehmen wird. Man fasst sich je mehr Siege des Verstandes und der ächten Gesinnung über Leidenschaft, Narrheit, Eitelkeit und Schlechtigkeit auf einzelnen Punkten erfolgen oder sich in Aussicht

stellen. Die ersten Monathe war ich mehr als für einen blossen Zuschauer billig ist, in Bewegung und aus meinem individuellen Beruf (ich rede nicht vom äusserlichen, amtlichen) herausgedrängt. Seit geraumer Zeit arbeite ich wieder gern, die Stunden welche Zeitungen und politische Litteratur übrig lassen — ich schreibe so als ob es für den Druck wäre, ohne zu denken ob es auch zum Druck je kommen könne.

An Schwenck.

Ems Freitag Abend [Sept. 1848.]

— Für die Zeit des Ausruhens habe ich ein paar Bücher mitgebracht, die ich mich wundere, so gar sehr unter meiner Erwartung zu finden. Immermanns Münchhausen und Chateaubriands Génie du Christianisme. Die „Arabesken“ des ersten kommen mir zum Theil höchst albern und langweilig vor, ungefähr wie die grottesken und burlesken Statuen an dem schönen Ort bei Palermo, dessen Namen Sie sich erinnern werden. Der Mann hat Studien, viel Talent, Witz, Satyre, Urtheil, Gefühl — aber es fehlt an der richtigen Haltung und Harmonie. Es gelingt ihm Alles leicht, nur nicht zum Ganzen und zur Anziehung. Und die Studien über Westphalen sähe ich lieber in geschichtlicher Zuverlässigkeit als in Arabesken.

Chateaubriand aber über Religionen zu lesen ist fast nicht zum Aushalten für einen, der mehr gelesen und selbst gedacht hat. Da sieht man wie mächtig Gott in den Schwachen ist. Zeit und Umstände, die noch grössere Schwäche der Vielen für die sie da sind, hilft ihnen hinauf. Ruf, Ruhm und Gunst der Menge ist mir immer gleichgültig gewesen — aber seitdem mich die Jahre etwas mehr noch in den Geschmack der Stille und des Einsiedlersinns verweisen, muss ich oft die Berühmtheit bis auf Ausnahmen mit mehr Argwohn ansehn als die nicht gerühmt noch genannt werden.

An O. Jahn.

Bonn 5. July 1849.

Tausend Dank für Ihren Brief vom 17. May und die abgelegte letzte Befangenheit gegen mich, so dass wir uns

nun in dem unbefangensten Sinn und Gefühl des reinen Wohlwollens, den ich für Sie schon voraus hegte, begegnen. Auch für die neue schöne Abhandlung, die ihren Gegenstand erschöpft und durch die Mittheilung der Raphaelischen Idee von ihm schmückt, meinen Dank, so wie für das Andenken an Hermann, das ich neben der Maske von Niebuhr im Tode bewahren werde. Ich vergass, dass Sie dafür mein Bild wollen, werde es aber hervorsuchen. Ich habe nemlich wirklich eines, das Ternite vor Jahren in Berlin zu meiner nicht geringen Plage gemacht hat. Meine Freunde im Haus fanden es nicht ähnlich und so habe ich von vielen Exemplaren, die mir der Künstler geschickt hatte nicht eines — ausser einem Professor in Amerika eines — gegeben und Ternite war so überfreundlich dass er auf meine Mittheilung auch weiter keinen Gebrauch davon machen wollte. Neulich in Berlin gab er mir gute Worte von neuem zu sitzen, aber ich konnte nicht.

— Meine alten Denkmäler werden Sie von Göttingen aus nächstens erhalten. Der Druck ist längst fertig und die in Cöln (zum Theil nicht gut) gemachten Lithographien erwarte ich jeden Tag. Ich wüsste keinen zweyten Archäologen, der von so vielen Seiten zugleich gerüstet ist, als Richter in diesem Process zu sitzen und der mit grösserer Unpartheylichkeit daran gehen würde. Wenig neue Bekanntschaften aber werden für Sie aus diesen Acten hervorgehn. Einige mehr vielleicht aus dem von hier aus sich bey Ihnen einstellenden Buch, von dem ich erst nach Wochen eine Mehrzahl von Exemplaren seit den ersten, die ich zufällig versandt habe, erhalte.

Viele Grüsse an Mommsen und Haupt.

Ihr

F. G. Welcker.

Rauch an Welcker.

Berlin 21. November 1849.

Verehrtester Freund.

Fast drei Monate sind zu meiner Beschämung vergangen, ehe ich dazu komme Ihnen für das freundliche Geschenk

Ihres geistreichen Werkes über die Giebelgruppen des Parthenons und andere der älteren Sculpturdarstellungen, meinen herzlichsten Dank darzubringen; es ist dies Buch ein inhaltschwerer Schatz dem Forscher wie dem Bildhauer, das meinerseits ich nicht aus der Hand lege ohne daraus gelernt und recht freudigen Genuss am Vorgetragenen gehabt zu haben, wozu ich zuvörderst Ihre neue Auffassung der Parthenongiebeldarstellung und die feine sinnvolle Erklärung zähle, die ich, in materieller Hinsicht folgend, nach eigner Einsicht ergänze, zugleich in Ihre Nähe einen jungen Mann wünsche, der in kleinem Maasstabe unter Ihrer frischen Erinnerung und Leitung beide Giebelfelder skizzenhaft modellirte — welchen Genuss und Belehrung würden Sie dem Archäologen, dem Künstler und Laien dadurch gewähren, da nur das rond de bosse das Thun jeder Gestalt, zur Höhe und Breite auch die Tiefe angiebt, wodurch die Totalität, so wie die Physiognomie der Einzelgestalten als Bild hervorträten, besonders da wo Ergänzung bei fehlenden Gestalten oder Versetzung derselben vorkömmt. Dadurch wäre diese Art eine Radikalkur zu nennen, welches durch den Umriss nie bis zur Ueberzeugung erreicht werden kann. Ich sollte meinen in Bonn müsse ein junger Bildhauer für solche Zwecke zu erreichen sein.

Die in der Welt gleich den Juden zerstreute Niobefamilie, Söhne, Töchter, Lehrer, Pferde ebenso nach den verschiednen Verbrauchsrezepten zusammenzubringen, möchte, bei dem Vorkommen der Zwill- und Drillingspaare derselben, leichter sein; aber dennoch so viel ich Ergänzungen und Zusammenstellungen kenne, ist mir keine als griechisch plastisch glückliche vorgekommen. Die Römer sind zu wüst mit allen von den Griechen überkommenen Bildwerken umgegangen, um jede Einzelgestalt für ihre Zwecke nach Gefallen anders zu charakterisiren, andere Attribute zu geben etc., was den Künstler wie den Archäologen nur in stete Verlegenheiten bringen muss.*) So komme ich nie nach Tegel ohne mich

*) Am 27. März 1836 hatte Rauch an Welcker geschrieben: „Wahrhafte Freude war es mir einmal wieder, Ihre lieben Zeilen zu lesen begleitet von einem beigefügten Zeichen Ihrer Theilnahme und Thätigkeit im Kunstleben, welches mit grosser Aufmerksamkeit ich in

der eignen Restauration als selbstverübter Sünde an der artigen Anchyrrhoe getauften Statue zu schämen, die freilich der hochberühmte Visconti, durch Humboldts Korrespondenz darüber, mit mir theilen sollte, da keine antike Statue besser und deutlicher sie als Terpsichore darstellt und ebenso klar in dem einzig schönen und lehrreichen Relief der Apotheose Homers vom Olymp zum irdischen Dichterfeste herabstürmend dargestellt ist. Die lebensgrosse aber sehr langweilige (an der Plinte alt und ächt eingeschriebener Name) Anchyrrhoestatue mag den gelehrten Archäologen zu seinem Ausspruch autorisirt haben. Sie erinnern sich noch der alten Restauration des Tegeler Marmors mit einer Kugel unterm Fuss, trug sie nicht auch Reste eines Wassergefässes auf der linken Schulter? Prof. Tieck ist auch schon früher meiner Meinung gewesen, dass sie nur die Terpsichore sei.

Ich konnte nur verstohlen in Ihr lehrreichinteressantes Buch sehen, ehe nicht die langen Abende eintraten, um lesen zu können und auch diess schreiben, aber nun erfreue ich mich auch dafür im Zusammenhange an allem was so reich und neu darin finde auch lerne, z. B. zum Entzücken neu war mir die confirma der göttlich schlafenden Ariadne des Mus. Vatic. durch die aufgefundne antike Marmortafel! Dann aber bin ich mit Ihrem und Canovas Lieblinge, dem in antiker Hülle als Marmorstutzer (zum Glück als *unicum*) auf uns gekommenen Euripides, der Statue*), durchaus nicht

---

Ihrem Sinne durchgegangen bin, wobei meine Ansicht mit der Ihrigen im wesentlichen sich vereint. Zur Gewissheit aber bei der Aufstellung dieser berühmten Marmore zu gelangen wird nicht eher möglich sein, bis wir alle Statuen derselben einer Zeit, eines Styls und einer Hand zur Beurtheilung vor uns haben. Da wir in diesem Sommer die in der Akademiesammlung befindlichen Nioben-Abgüsse in erweiterten Räumen aufstellen können, wozu ich vorerst eine grade Wand vorschlagen werde, um zu sehen in wie fern alle Theile wie Sie sie kennen in einem Giebelfelde zusammenzubringen sind, und dann erst, wenn sich alles gehörig wie ich glaube darin gefügt hat, die Architektur hinzufügen. Schade, dass nicht alle Kopien, die im Kleinen von den einzelnen Gestalten derselben existiren, nach einem Maastabe modellirt sind. Damit könnte man viel leichter diess Spiel machen und gewiss zum Ziele kommen.

*) So auffällig es ist, so kann, wie auch der Zusammenhang des folgenden zeigt, mit der hier von Rauch getadelten Statue nur die

einverstanden, dass ich immer die schöne Ausführung des Marmors und den dargestellten bedaure. Hätte der Bildhauer ihn einmal auf dessen Gang zur Grotte am Meere auf Salamis gesehen, gewiss wäre seinem Geiste diese Stutzergestalt nicht eingefallen, wie ehrlich brav nimmt im Abgusse Sophokles daneben sich aus, obgleich nur ein parischer Carrariner kopirte, während jenen die Meisterhand ausführte. Die Büsten ersten Ranges dieses Dichters gehören zu dem Allerschönsten griechischer Kunst und hatten sinnigere Meister für den Ausdruck gefunden, als der war, welchem die Statue auszuführen in die Hände fiel. Sie entschuldigen und corrigiren wo ich Unrecht habe!

An Fräulein Ida Naumann.

Paris 29. Sept. 1850.

— Unthätig kann ich nicht seyn, und hier bin ich selbst zum Lesen eines mitgeführten Buchs, zum Niederschreiben eigner Gedanken, zu jeder Beschäftigung inmitten der kleinen Unruhe nicht aufgelegt. Gestern und vorgestern fuhr ich vom Louvre aus, beydemal eine Stunde durch, zum Ausruhen von den weiten Sälenreihen des Louvre über das Wasser und machte in diesem bürgerlichen und ruhigeren Theil der Stadt jedesmal Besuche, wenn das so heisst vorfahren und Niemanden antreffen.

Was Andere reizt, die zum erstenmal hierherkommen, die Stadt und das Gewühl zu sehen, ist mir sehr gleichgültig — im Gegentheil es ist mir unerfreulich, in solcher Ausdehnung nichts als einen grossen Markt von Kleidungsstücken, Putz, Luxus, Lebensmitteln, Leckereien, Eitelkeiten aller Art zu sehen und die Stadt selbst nur wie ein hohes Dach darüber aufgebaut. Es ist im Ganzen ganz das Alte, nur dass jetzt alle Häuser und Flächen noch ungleich mehr mit grossen Inschriften beklebt, grossentheils wie tapeziert sind, die, gleich den Ausrufern, das Drängen der emsigen Menschen nach

Lateranische Statue des Sophokles gemeint sein, über welche in dem Rauch von Welcker übersandten ersten Band der Alten Denkmäler ausführlich gehandelt ist. Ferner muss Rauch dabei Canova und Tenerani und sogar die Euripides- und Sophoklesbüsten verwechselt haben.

Nahrung und Gewinn als den allgemeinsten Charakter der Stadt von aussen aufdringen. Ist man nicht durch den geistigen gesellschaftlichen Inhalt, der hinter dieser ungeheuren Materialität verborgen ist, über den äusseren Eindruck weggehoben, so ist mir die Einsamkeit im Schwarzwald lieber als die in diesem Menschengewimmel, dem ein Ameisenhaufen unter manchem Gesichtspunkt vorzuziehen ist. Die grössten und besten Gemälde der Italiänischen Schule, die mir das Herz erfrischt haben würden, sind wegen eingeleiteter Versetzung nicht zu sehen. Eins hat mir grosses Vergnügen gemacht, der Tanz der Cerrito. Meine alte Vorliebe für diese Kunst, die freilich nur in wenigen und nur in weiblichen Individuen lebt, fand da grosse Nahrung.

An O. Jahn.

Rom 20. März 1853.

— Auf die Schrift von Nitzsch bin ich nicht sehr verlangend, ganz abgesehen von seinem Widerspruch gegen mich. Ganz sonderbar, dass er mir immer als Mangel vorwirft, dass ich Materien, die ich absichtlich vermied, weil sie in meinen Rahmen mir nicht passten, nicht ausgeführt hätte; so hier, wie ich aus dem Centralblatt sehe, dass ich den Genius der Griechischen Poesie und Kunst nicht gefasst, weil ich darüber im Allgemeinen (bis jetzt) nichts gesagt habe.

Ueber ein andres Buch, das ich in diesen Tagen, da ich den Prometheus des Aeschylus zu erklären hatte, genauer als vorher durchprüfen musste, werden wir vielleicht weit weniger im Urtheil zusammentreffen. Ich meine den Prometheus von Schömann. Eine Orthodoxie wie die Schömanns ist mir an einem philosophisch, historisch oder philologisch gebildeten Mann überhaupt bedenklich und die Selbstgefälligkeit, womit diese Leute auf Andre herabsehn, fehlt auch hier nicht. Der Spott auf mich S. 73 ist unpassend, ebenso wie die Annahme in den *Vindiciae Jovis Aeschylei* pag. 19, dass die ihm nicht beystimmen es nur aus Verdruss thun, dass sie nicht selbst das Wahre gefunden hätten. Ich kenne nichts Falscheres als die Ansicht, die hier mit den verdrehtesten und sophistischesten Auslegungen durchgeführt

wird und kann versichern, dass daran dieser Aerger keinen Antheil hat. Wer aber von seinem Wahne das Rechte gefunden zu haben, so ganz durchdrungen ist und dem Aeschylus sogar ein ganzes Drama nachdichtet, wie darf der über einen Andern spotten, der versuchte, den Zusammenhang der Trilogie zu finden und der billiger auch überhaupt beurtheilt werden musste, weil er den ersten Versuch in wahrlich nicht leichter Sache machte. Wenn der Mann nicht aus einer besonderen Idiosynkrasie Widerwillen gegen mein Buch empfand, so ist die Art kleinlich, wie er sich bemüht, jede gute Bemerkung von mir hinter die Vielen oder hinter einen, der sie später als ich gemacht hat, zu verstecken, durchgängig in Schatten zu stellen und mich von denen, die nach mir leichtsinnigere Versuche machten, gar nicht zu unterscheiden, überhaupt durchaus nichts anzuerkennen.

Uebrigens ist es recht gut, dass Sie mich immer wieder zur Mythologie aufmuntern, denn obgleich nun ein so beträchtlicher Theil in Vorarbeit vorbereitet ist (wodurch das Anfassen und Fortführen in dem andern Theile sehr erleichtert wird), dass ich aus freiem Willen nicht mehr ablassen werde, so habe ich doch nicht mehr den Muth und die Freudigkeit wie bei der Trilogie, eine, bei dem besten Willen auf historischem Grunde zu fussen, doch von eigner Combination so sehr abhängige Arbeit einem gelehrten Publicum entgegenzubringen, das seine Stärke mehr im Abwehren als im Aufnehmen und selbständigen Berichtigen und Fortführen neuer Gedanken hat, und über einen Gegenstand, der sich ohne eine Ausführlichkeit, die mir zuwider ist, nicht auf allen Punkten so feststellen und entwickeln lässt, wie es für die Meisten wohl nöthig wäre.

An Henzen.

Bonn 7. Jan. 1854.

Hinsichtlich der Allianz zwischen der Kunst des Alterthums und der mittelalterlichen*) kann ich mich nicht einverstanden erklären, so geduldig ich die Dinge sonst ihren

*) Vergl. (Michaelis) Geschichte des Deutschen archäologischen Instituts (Berlin 1879) S. 128.

Lauf nehmen sehe, wie sie ihn in der ungeheuren Bewegung und Verwirrung der Zeit eben nehmen mögen. Mittelalterliche Kunst, von der rührenden Naivetät des guten Willens, Versuchens und Träumens bis zu den erhabensten Erscheinungen und den überwiegenden Fratzen und conventioneller Manierirtheit wird in England, Frankreich, Deutschland fast ausschliessend beleuchtet und abgebildet: in Rom sollte der Gedanke, Winckelmanns Andenken zu erhalten, zuletzt untergehn; und es kann mit einer Vermischung des Heterogenen, in welchem bald die Masse das Uebergewicht über Styl, Princip und poetische Idee erhalten würde, nicht bestehn.

An O. Jahn.

Bonn 21. Febr. 1854.

Mit dem Neuesten anzufangen, lieber Freund, so macht Ihr Vasenverzeichniss durch die Einrichtung des Drucks und mehr noch durch die Zweckmässigkeit der Behandlung und die Klarheit und Anschaulichkeit der bedeutenderen Beschreibungen den angenehmsten Eindruck. Die Mittheilung über und von Goethe ist erfreulich. Ich lese seit einiger Zeit wieder einmal fast täglich etwas von ihm, ihn und seine vielgestalteten Productionen immer besser verstehend: ich lasse so viel an mir vorübergehen, das ich sonst gelesen hätte: ihn gönne ich mir um so mehr. Ich bin gemächlicher, ohne rechten Zug und Geist. Aber von Ihrem schönen Heft über die Heraklesvasen zu sprechen: Sie können denken, dass mir dergleichen zusagt; das Wahre und Wahrscheinliche aus dem verwirrten Haufen hervorgehoben und in sein rechtes Licht gestellt weiss zu schätzen, wer in ähnlicher Weise Manches aufzuklären versucht hat; Andre müssen es auch schätzen, aber jener versteht es doch besser und schätzt darum es mehr. Gegen so ein Citat, wie S. 139 εὗδει πιέζων χειρὶ δεξιᾷ ξύλον sinken Hunderte der alltäglichen. Ein schöner Fund der Herakles und Linos: mir ist er entgangen, als ich die Sammlung, wie einen Raub geachtet, halb verstohlen und sehr flüchtig musterte und dabei doch 458 Stücke mir notirte, was ich noch bewahre. Wenn Sie zu dem Katalog eine Abhandlung hinzufügen, so wird das ein sehr schönes Buch ab-

geben. In Bezug auf den Import aus Athen werde ich mich leicht fügen. Was Gerhards Einwendungen betrifft, so ist es ja nicht selten, dass für das Ausland, zumal das überseeische, Fabricate gemacht werden nach dessen Geschmack und Bedürfniss. Wenn nun gewisse grosse Amphoren und viele Griechische Schrift (wie Andern französische) den Etruriern gefielen? u. s. w.

Die Gruppe Elektra und Orestes transferiren Sie, so viel ich mir die Fabel der Merope erinnere, sehr glücklich und überzeugend — das ist auch ein Fund und, wie es Einem hinterdrein einleuchtet, ein sehr naheliegender. Aber ist man auf einen Streitpunkt gerichtet, so sieht man sich gewöhnlich gar nicht um. Dass Sie mir aber bei diesem Anlass und auch im vorhergehenden Brief so herzlich schreiben, so wohlmeinend wie kaum ein Andrer, hat mir sehr wohlgethan, in diesem Winter zumal, der eine trübere, mir ganz ungewohnte Farbe hatte. Arbeiten kann ich nicht viel und wenn ich Einiges was tiefer liegt richtiger zu unterscheiden meine und viel Mühe anwende es hervorzuheben, so werde ich oft irre an mir, an dem Zweck und der Würdigkeit und fahre höchstens noch fort um mir treu zu bleiben und die Sache nicht in Verwirrung liegend zu hinterlassen.

Im künftigen Sommer müssen wir uns gewiss sehen. Vielleicht mache ich Ihnen bald einen Vorschlag hinsichtlich der Zeit.

Ritschl ist wohl und, wie immer, unglaublich thätig. Er hat mir dennoch diesen Winter oft freundlich zugesprochen.

An O. Jahn.

Bonn 8. April 1854.

Das ist ja ein kleines Meisterstück, liebster Jahn, was Sie mir zuletzt geschickt haben*): sehr viel geprüfter Inhalt, lehrreich und nützlich, unscheinbar, aber gefällig dem Leser im Allgemeinen und dem Kenner im Besonderen. Vermuthlich Auszug aus der grösseren Abhandlung für die grössere Ausgabe. Auf solche oder den Graden und Massstäben nach

*) Berichte der K. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften VI (1854) S. 27—52.

ähnliche, doch im Geist und Charakter der Darstellungsweise nach verwandte Darstellungen habe ich oft gedacht bei meinen schwerfälligen Untersuchungen.

Der Panofkaschen Querköpfigkeit, die nicht ohne Einfluss geblieben ist, fängt an eine bedenkliche Plattköpfigkeit, mit sehr schnellen und kecken Schreibfingern verbunden, sich zur Seite zu stellen. Und eine Gegenwirkung anders als durch Ihre vortrefflichen Abhandlungen sehe ich nicht — wenn anders darin Gegenwirkung gegen Anmassung und Unzulänglichkeit liegt, dass etwas Ueberlegtes und Gutes still nebenher geleistet wird.

An Gerhard.

Bonn 23. Mai 1854.

— Was die Mythologie betrifft, so muss ich ausser dem Dank Ihnen besonders auch meinen Glückwunsch sagen zur mehr als halben Beendigung einer auch nach Ihrer Behaudlungsweise so sehr mühsamen und in gewissem Sinn zur Zeit undankbaren Arbeit wie eine griechische Mythologie ist. Die Wirrgeister haben den Stoff zu vielen der besten Männer verleidet; und ob Sie, indem Sie wie die Biene auch aus den hässlichsten Blumen etwas für sich zu gewinnen wissen, alle, alle neuesten, bis auf den als Mytholog vollkommen verrückten Vater und ähnliche Wesen heranziehen und einen Unterschied der Standpunkte nicht anzunehmen wenigstens scheinen, zuletzt für sich wohlgethan haben, weiss ich nicht. Doch ich irre mich vielleicht. Bey der Nothwendigkeit durch diess ungeheuer massenhafte und ungeheuer gemischte Material bey ernstgemeinter Untersuchung sich seinen eigenen Weg zu suchen und zu bahnen, ist es in der That unthunlich, zugleich auch andre Systeme und Ideencombinationen auf vielen Punkten genauer zu prüfen. Ein Unterschied zwischen uns wird immer darin bleiben, dass ich an das Gegebene, besonders nach den Altersstufen, mich strenger zu halten und es aus sich selbst zu deuten und zu entwickeln suche, Sie freieren Flugs wie nach ihrer Art die Neuplatoniker, über den Stoff theologisiren, nach Ihren Ideen und überhaupt Ideen dieser Zeit. So fliessen die Gottheiten oft ebenso, wie bei

jenen, in einander, mit aufgehobener Beschränkung und Individualität. Und in dieser eigenen pantheistischen Richtung scheinen Sie es mit den guten Göttern eben so gut und fromm zu meinen wie jene. Doch ich wiederhole, dass ich eigentlich noch zu wenig gelesen habe, um mit einiger Sicherheit mein Gefühl auszusprechen. Nur wollte ich lieber ungeschickt urtheilen, als aus Unaufrichtigkeit gegen einen Freund, mit dem es überall zusammenzutreffen eben darum nur wohlthuend sein könnte, alles Urtheil zurückzuhalten scheinen. Was die allgemeine Aufnahme betrifft, so stelle ich dieser ein ganz andres Prognostikon, als meiner individuellen Zustimmung zu dem Buch nach manchen Seiten hin.

An O. Jahn.

Bonn 28. Juni 1854.

— Von Ihrer fruchtbaren Thätigkeit erhielt ich gestern ein neues Zeichen, in den Bemerkungen zum Wiener Antikencabinet. Die Kritik der Leipziger Concerte fand Emil Naumann vollkommen gegründet; ich las sie mit Vergnügen, wie ich alle Richtungen Ihrer Thätigkeit gern verfolge. Die Goethiana sind mir beyde willkommen. Die Rede über Shakespeare hat mir jetzt weit besser gefallen als früher, wo ich die durchbrechenden Keime bestimmter Eigenthümlichkeiten, die Sie nachweisen, weniger ins Auge gefasst haben muss. Die Lene Jacobi hatte sie uns mehrmals lesen lassen, und durch Frau Naumann, welche sie ganz besonders liebte und der sie auch diese Reliquie schenkte, ist sie an Boecking gekommen mit dem Auftrag sie in die Hirzelsche Sammlung zu stiften.

Ueber Brauns Recension*) theile ich ganz Ihre Stimmung. Er scheint alle Deutsche Archäologie zu perhorresciren. Dass ich diess „lebhaft empfinden werde", meinen Sie: in der That nur in so fern als ich das Gedächtniss meiner Liebe zu ihm und seiner vieljährigen wahren Anhänglichkeit und grossen Liebenswürdigkeit gegen mich nicht ablegen kann und will. Er schliesst sich jetzt wieder an Ritschl an und grüsste im letzten Brief „gutgestimmte Freunde", was doch so viel heisst

*) Von Brunns Künstlergeschichte.

als wenn ich mit der Recension Brunns, die er ihm in das günstigste Licht zu setzen suchte, nicht zufrieden sey, wie ihm Ritschl geschrieben haben mochte, so liege daran nichts. Diess thäte mir leid. Thomasin Trikler, im welschen Gast, nennt die Stete des Geistes aller Tugenden, die Unstete aller Laster Grund. Etwas mehr Stete, und viel würde anders seyn in unserem Freunde, in dem so viele schöne Eigenschaften durch einander laufen. Auch zur Hoffart neigt er hin, welche Thomas von Aquino die Mutter der sieben Todsünden nennt. Wie sollte sie nicht wenigstens einen Hang Aufsehen zu machen im Auftreten, im Versuchen und Wagen, auch im wissenschaftlichen Behaben erzeugen? Die Ansichten und Erklärungen stehn bei Braun selten recht fest und seine Wahrheitsliebe muss der Neigung etwas vorzustellen und, bey Widerstreit der Meinungen, seiner Vorliebe oder Abneigung gegen Personen oft weichen. So viel ich gelesen habe, enthält das Buch gute Bemerkungen und viele sehr falsche; viel Exaltirtes und Eingebildetes, manches Lächerliche.

Auf zufällige Veranlassung zog ich endlich die Ross'sche Schrift*) gegen mich hervor, die ich allein aus Recensionen kannte. Ich hatte sie so schnell weggelegt, dass ein darin liegender Brief mir erst jetzt in die Hand fiel. Ueber 14 Tage, bey meinen wenigen Arbeitsstunden, hat es mich gekostet eine Widerlegung zu schreiben. Es hat mir Ihretwegen leid gethan sie schreiben zu müssen, obgleich ich es ohne alle Bitterkeit gethan habe. Aber seine Schrift ist zu schwach und in der That doch auch zu beissend, als dass nicht die gelindeste Gegenüberstellung von Gründen und besser erklärten Stellen nach Bitterkeit aussehen müsste.

Desto mehr Freude macht mir Mommsens Römische Geschichte, von der ich mich seit einigen Tagen schwer trennen kann. Welch ein gelungenes und reichhaltiges Buch! Hat er den Plan dazu schon längere Zeit verfolgt gehabt? Da sieht man was die Geschichts- und Sprachforschung der vorigen Generation für ein Erbe auf die jetzige gebracht hat, um damit zu wuchern. Aber so gern ich von Ihnen

*) Die Pnyx und das Pelasgikon in Athen. Braunschweig 1853.

von Mommsens Plänen und Studien hören möchte, so müssen Sie noch mehr mich in Kenntniss der Ihrigen halten, die gewiss auch sehr munter voranschreiten. Ich lese diesen Sommer sechsstündig Kunstgeschichte, und möchte wie gewöhnlich über das, worüber ich vortrage, gern wenigstens Grundlinien niederschreiben und was dazu gehört weiter verfolgen als es im Fortgang möglich ist. Schreiben Sie mir ja bald wieder, liebster Freund — Sie sind mir besser als die Andern alle die zugleich Studienbrüder sind: und recht gut seyn, was mir Bedürfniss ist, kann man doch nur denen, die auch ihrerseits Einem herzlich wohlwollen.

Wie kommt Ihnen Gerhards Mythologie vor? Ich habe einen Theil der Götter genau angesehn, nicht ohne Verdruss über Manches und besonders auch über alle die diplomatischen Citate — welches Zeugs! Redlichste Anstrengung, achtungswerthester Fleiss — und für den, der Wahrheit und Klarheit sucht — unter dem Eigenen — wie viel? Ach, nicht die Mythologie war für diesen Freund das passende Fach.

Doch genug — und nur ein lieber Abschiedsgruss.

Ihr

F. G. Welcker.

An L. Preller.

Bonn 4. Januar 1855.

Es geht durch Ihre Arbeit ein lebendiger Geist und Ihre Vertrautheit mit den Gegenständen liess im Zug und Schwung der Ausführung Sie leicht den bezeichnenden und in Verschmelzung der Farben andeutungsvollen Ausdruck finden der Jeden, welcher mit den wichtigsten Voraussetzungen einverstanden und mit der Materie ebenfalls wohl bekannt ist, ununterbrochen ansprechen, bestärken und belehren muss. Der Stoff ist reichhaltiger, verschiedenartiger, eigenthümlicher und mächtiger als die meisten, selbst Mythologen, sich vorstellen, und es ist daher unmöglich, dass nicht in der Auffassung und Combination von tausend Einzelheiten unter den Einverstandensten sehr viele Verschiedenheiten für jetzt noch bestehen sollten und viele immer bleiben müssen. Und so würde ich auch in Ihrem schönen Werk nicht wenige

Fragzeichen setzen; doch schaden sie alle zusammen nicht dem erfreulichen Eindruck, den ich davon überall empfange. Im Allgemeinen muss ich sagen, dass mir der Naturallegorismus oft in etwas zu freyer Weise und in zu allgemeinem Ausdruck behandelt zu seyn scheint. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ungriechisch mir von Anfang die Forchhammersche Weise vorgekommen ist, obgleich ich dem Princip der Herleitung aus der Natur immer zugethan war. Was daher den poetisch schweifenden Gedanken mehr als dem plastisch beschränkten und charaktermalenden Andeuten ähnlich sieht, weiss ich in den Mythen, ich glaube, etwas weniger zu sehn als Sie. Diess gilt hauptsächlich von den heroischen aus Naturmythen hervorgegangenen Mythen, über deren einige auch Schwenck in den letzten Bänden eben so kühn als geistreich sich ausgelassen hat.

Meinerseits möchte ich Sie zu einer recht ausführlichen Recension bewegen, nehmlich von Gerhards Mythologie. Sie kann sehr lehrreich und aufklärend werden. Mir geht es mit Gerhard wie mir neulich ein Freund schrieb: auch ich liebe ihn so sehr dass mir sein Styl oft peinlich und seine mythologischen Arbeiten ärgerlich sind. Die Nachahmung der Müllerschen Archäologie, die mir bey diesem Gegenstand übel angebracht scheint, möchte die Anfänger leicht täuschen über die vielen als sicher angenommenen theologischen und ethnographischen Sätze, die ich zum Theil für durchaus unzuverlässig oder falsch halte. Und das Verschwimmende, Neblichte ist neben dem Dogmatisiren fast in gleichem Masse. Dabey ist das Späteste, Einzelnste, Gleichgültigste unter die wichtigeren Dinge gemischt, um nur recht vollständig zu „redigiren". Der angewandte Fleiss ist so gross, dass er mich rührt.

Dass auch Sie O. Jahn als Archäologen und überhaupt so ganz besonders schätzen, freut mich sehr. Ihn künftig nahe zu haben, wird für mich, dem er seit langer Zeit sehr zugethan und sehr viel gewesen, eine grosse Sache seyn. Was Sie aber voraussetzen, dass ich seine Anstellung in Bonn vorzüglich gefördert habe, kann ich nicht annehmen: ich hatte nicht die entfernteste Ahnung dass diese möglich

wäre, da ich in meiner Lehrthätigkeit noch keine Abnahme verspürte. Durch ihn selbst bin ich zuerst von der Entscheidung benachrichtigt worden, ohne dass ich vorher von einem Plan und Antrag, die sicher von ihm nicht ausgegangen sind, das Entfernteste gewusst hatte.

L. Preller an Welcker.

Weimar 16. April 1855.

Was Sie über meine Mythologie sagen, hat mir sehr wohl gethan, besonders dass Sie im Ganzen einverstanden sind. Im Einzelnen ist ja noch manches zu ändern und zu bessern, das weiss ich sehr wohl und hoffe, sollte mit der Zeit eine neue Auflage nothwendig werden, meinen guten Willen auch zu bethätigen. Vor allen Dingen möchte ich deswegen auch Ihre Mythologie vorher gelesen haben. Es ist sehr schön, dass Sie sie ernstlich vorhaben und sich durch nichts Anderes stören lassen. Ich verspreche mir die reichhaltigste Belehrung und Anregung daraus. Einstweilen hat mich die anhaltende Beschäftigung mit der römischen sogenannten Mythologie dem griechischen Geiste etwas sehr entfremdet. Ich habe die Aufgabe einmal übernommen und wünsche selbst aus mehr als einer Ursache, vorzüglich mit Rücksicht auf die Entwickelung des Alterthums im Ganzen, darüber ins Reine zu kommen. Auch ist manches Anziehende darin, in der Grundlage doch auch ein lebendiges Naturgefühl und weiterhin viel sittlicher Ernst, Sinn für das Rechtliche, das Heilige. Aber im Ganzen fehlt gerade das, was die griechische Mythologie zu dem Schönsten und Reichhaltigsten macht was ich kenne: Jugendfrische des Gedankens, organisch vollständige Ausbildung, Geist und Poesie und Anmuth. Man kann sich für diese Römer nie begeistern, höchstens wenn man Jurist ist, deren Enthusiasmus ich unglücklicher Weise nicht nachempfinden kann. Ihre Religion ist wesentlich die römisch-katholische gewesen: viel Priesterthum und *opus operatum*, viel Theologie und wenig Glaube, viel Holz und wenig Saft. Höchstens hin und wieder aus dem höheren italischen Alterthum und den besten Zeiten der Republik einiges Ansprechendere. Dabei ist die Ueberliefe-

rung so äusserst lückenhaft und selbst dieser Varro doch eigentlich ein grosser Pedant.

Herzlichen Dank für Ihre kleinen Abhandlungen, die ich alle richtig empfangen und eifrig gelesen habe. Ueber die Pnyx-Frage bin ich nicht im Reinen. Ich habe selbst die dortige Inschrift auf dem Felsen (*ΠΥΚΝΙ*) gesehen und glaube deshalb und aus andern topographischen Gründen an die Lage der Pnyx an jenem Punkte. Was aber die Antecedentien des Ortes betrifft, so weiss ich mich bis jetzt nicht zu entscheiden. Ihre Ansicht ist in mehr als einer Hinsicht höchst ansprechend, aber wie kommt es, dass die Tradition auch nicht mit einem leisen Winke von dem dortigen Zeuscult weiss? Dass sie nur von dem *Ζεὺς ὕπατος* auf der Burg und überhaupt nur dort von altem Zeusdienste weiss? Ross ist bei allem Verdienste als Perieget, Epigraphiker u. s. w. doch eigentlich zu beschränkten Geistes, namentlich was Mythologie und Religion betrifft, um Sie durch den Ton seines Widerspruchs ernstlich betrüben zu können. Die ganze Untersuchung scheint mir jetzt zu denen zu gehören, die durch einige Ruhe vor der Hand am meisten gewinnen werden. Vielen Dank auch für die *uccisione d'Egisto* und für die Bemerkungen über das Danaevasenbild und die Stellen Alkmans. Alles, was von Ihnen kommt, interessirt mich immer im höchsten Grad und wärmt mich, wenn sich im Einzelnen auch Differenzen finden. Es ist der Geist der lebendig macht, die Seele und ihre Sympathieen, welche auch in der Wissenschaft zuletzt das Entscheidende, das Bildende und Fördernde ist, und das ist es eben, was ich bei Ihnen immer wieder finde und auch wohl zu verstehen glaube.

Leben Sie recht wohl, Sie theurer Mann und Freund. Jahn wird Ihnen Bonn um so lieber machen. Doch hoffe ich, dass Sie auch Ihre andern Freunde nicht vergessen, namentlich nicht die in Weimar, wo Schöll und Sauppe und ich, wir alle drei, gleich erfreut sein würden, wenn wir Sie wieder einmal hier haben und mit Ihnen zwischen Belvedere und Tieffurt ab und zu gehen könnten. Ich wollte, ich könnte jetzt, da der Frühling eben kommt und unsre Bäume wieder grün macht, einige Tage mit Ihnen in den Bergen

und Wäldern zubringen und dabei über Wissenschaftliches und Menschliches mich so recht gegen Sie aussprechen. Je älter man wird, desto mehr fühlt man sich von Einigen und Wenigen angezogen.

An Rauch.

Baden-Baden 14. Sept. 1856.

— Es ist ein rechtes Glück einen Mann, der in so hohes Alter hinauf das Vaterland durch so leuchtende Werke bereichert und die Kunstwelt überhaupt, auch zum persönlichen Freunde zu haben, und noch abgesehen von dem hohen Werth, den er durch stets fortgesetztes Bestreben, und dem hohen Namen, den er durch den glücklichsten Erfolg sich erworben, die gegenwärtige Freundschaft mit schönen Jugenderinnerungen verknüpfen zu können. In unsern Jahren hat Jeder nur noch gar Wenige übrig, um die sich ein Kreis von Bildern früher Erlebnisse, Anschauungen und theurer Schatten zusammensetzen kann. Es ist so schön auf der Höhe der Lebenstage zu der man unvermerkt herangestiegen ist, nicht ganz allein Genossen zu haben, mit denen man nichts gemein hat, sondern doch auch Einen und den Andern, der es im Lebensgang gewesen ist, und untèr den Wenigen wie selten, dass auch gerade Einer sey, der für Viele zählen kann.

— Meine Lage war immer, so einfach sie aussah, innerlich doch eigen bedingt. Ich habe erprobt, wie schwer es sey, zweien Herren, wie es sonst erlaubt ist, zu dienen: ich meine Amt und ausseramtliche Wissenschaft. Der Kreis meiner Vorlesungen, innerhalb einiger Jahre zu durchlaufen, umfasste die wesentlichsten Dinge des Alterthums, wie sie in unsern Zeiten der Specialvirtuosität und der Abwendung von Ideen und vom Schönen und Grossen nicht leicht mehr werden von Einem zusammengefasst werden, und die Errichtung einer schon so gross gewordenen Bibliothek, bey so unglaublich untergeordneter Hülfleistung, hat mir einen guten Theil der besten Jahre gekostet. Ich hätte im Ganzen mit gutem Gewissen diesen Aemtern viel von meiner Thätigkeit abziehn dürfen, um sie den litterärischen Arbeiten, die

mit dem Lehrfach eng zusammenhiengen, zuzuwenden: aber eine gewisse Stätigkeit und Hingebung an einmal geknüpfte Verhältnisse, die ich keineswegs als eine Tugend unbedingt anschlagen will, hielt mich zurück. Vor zwey Jahren gab ich denn auch die Verwaltung der Bibliothek und zweier Museen an einen Collegen ab, dem sie sehr willkommen war, und die Archäologie so wie auch die Römische Litteraturgeschichte gab ich an einen Freund, der mir ohne mein Zuthun, das nicht hätte fehlen können, ja mit sorgfältiger Verhehlung zum speciellen Fachscollegen gesetzt wurde, ganz ab. Ihm waren diese Fächer die liebsten, die andern fremder, die für mich vollkommen genügen.

Durch dieses Verbinden vieler Wissenskreise bezüglich auf das eine Alterthum in selbständigen Studien von Jugend auf ist mir ein Material und Vorbereitung erwachsen, wornach ich mit Vortheil und Vergnügen allerley Arbeiten unternehmen könnte und ich wusste immer dass ich es nicht ausnutzen würde: aber es griff Eins ins Andre ein. Jetzt und seit geraumer Zeit hält doch eine solche Ausführung mich länger und zum Theil unerquicklicher auf als mir lieb ist. Diess glücklich beseitigt, wenn mir Leben und Kräfte noch bescheert seyn sollten, möchte ich immer noch Einiges machen was mir leichter fallen würde. Denn darin darf ich mich mit Ihnen vergleichen, dass ich der Ruhe und Unthätigkeit mich nicht freiwillig zu ergeben denke.

Welcker an Boeckh.

Bonn 14. März 1857.

Durch die dichten Reihen der Glückwünschenden begehrt für schriftliche Begrüssung ein Freund Einlass, der beinahe mit dem festlichen Jubiläum das stille des ersten Anfangs seiner Freundschaft zu dem Gefeierten begehen könnte. Habe ich mich oft jenes ersten Zusammentreffens zu Heidelberg in deutlichster Erinnerung gefreut, so kann ich es jetzt, die lange Zeit bis dahin zurück durchlaufend, mit besonderem Aufschwung thun. Mit grosser Theilnahme und Erwartung sah ich Sie in dem Eingang einer Laufbahn, von der ich eine Vorahnung haben konnte, und Alles was seitdem von

Ihnen ausgegangen ist, hat mich nicht bloss so wie es an sich gethan haben würde, belehrt, erfreut und erhoben, sondern durch den Reiz, womit eine Jugenderinnerung und ein ihr entsprechendes Lebensverhältniss Alles umgiebt, trat mir was Sie leisteten und schufen noch näher, und meine Schätzung und Bewunderung der Früchte Ihres Geistes, wie sie der Reihe nach reiften, waren nicht bloss die aller Philologen, nach dem Masse wie ein jeder zu würdigen oder anzuwenden verstand, sondern noch inniger und erhabener. Ihre Leistungen und Verdienste, Ihre Wirksamkeit und Erfolge der verschiedensten Art haben mir zu jeder Zeit herzliche Theilnahme erweckt und in diesem Sinne einer fort und fort unterhaltenen und genährten anhänglichen, ich könnte sagen partheiischen, Freundschaft ist mein heutiger Glückwunsch wie ein Strauss aus unzähligen Blumen zusammengewunden, den ich Ihnen hiermit überreichen will.

Die ungewöhnlich schöne und glänzende heutige Feier nehme ich als ein gutes Zeichen für viele folgende schöne Erlebnisse, von denen ein Theil gewiss auch der Welt zu gut kommen wird.

Diesem Tag hätte ich gerne, wenn je einem ähnlichen, auch meinerseits ein kleines litterärisches Denkmal der bekannten Art gesetzt. Ich habe dies verschiedentlich bedacht und es sind nicht das Amt und andere Arbeiten, auch nicht eine seit geraumer Zeit mich noch mehr beschränkende Unpässlichkeit, welche die Ausführung meines Gedankens verwehrt haben. Sondern ich gestehe offen, dass ich aus dem Kreis und dem Gange meiner jetzigen Studien nicht den Stoff herauszufinden verstand, der mir nach dem Masse meiner geringeren Regsamkeit doch noch genügt hätte.

Macte virtute tua.

Boeckh an Welcker.

Berlin den 7. April 1857.

Verehrtester, theuerster Freund,

Der von Ihnen mir überreichte „Strauss aus unzähligen Blumen zusammengewunden“ hat an meinem Jubelfeste lieblichen Duft und strahlenden Farbenglanz verbreitet, nicht

für die sinnlichen Organe der sinnlichen Empfindung, sondern für das geistige Centralorgan, oder vielmehr für Herz und Gemüth. Sie sind mit der Ihnen eigenen Liebenswürdigkeit und Feinheit des Gefühls zurückgegangen bis auf unsere erste Begegnung, und ich erinnere mich dieser ebenfalls recht wohl, oder vielmehr noch mehr als einer: es ist mir selten zu Theil geworden mich ausführlicher gegen Sie auszusprechen, aber es fanden sich doch Momente, in welchen sich die Uebereinstimmung der Grundansichten des Lebens und des Wissenschaftlichen bei unserer Berührung wie ein elektrischer Strahl entwickelte. Unsere Freundschaft ist auf wechselseitige Anerkennung fest gegründet worden; doch halte ich diese nicht für die einzige Begründung, sondern es sind vor allem doch die sittlichen Eigenschaften, auf denen die wahre Freundschaft beruht. Und ich erinnere mich wohl eines Gespräches, worin die Gleichheit des sittlichen Urtheils, selbst in Bezug auf das Alterthum, dessen Erkenntniss uns beide beschäftigt, überraschend hervortrat. Eben dieselbe Uebereinstimmung haben wir auf dem Gebiete des Politischen in allen Phasen der Entwickelung desselben zu unserer Zeit, wie ich denke, bewahrt.

Ihre herzliche Theilnahme an dem Feste, welches mir durch so vieles Wohlwollen, vor seinem Tage von mir fast unbemerkt, über Verdienst grossartig bereitet worden, ist — ohne Unbescheidenheit gesagt — nach der Auffassung unseres Verhältnisses, die ich so eben dargelegt habe, in der That selbstverständlich; aber dies muss das Dankgefühl für diese Theilnahme nur vermehren, weil diese Selbstverständlichkeit ein Ergebniss des gesammten Lebens beider ist, und so wird mein Dank für Ihre Begrüssung zum 15. März ein Dank dafür dass es mir gestattet und gegeben worden mit Ihnen zusammenzuleben und in der Wissenschaft von Jugend auf heranzuwachsen und in nie getrübter Freundschaft vereinigt gewesen zu seyn und noch zu seyn. Ich kann nicht finden, wann Sie Doctor geworden sind, und Ihre erste Anstellung in Giessen, an der Schule, müssen Sie und Ihre Freunde nicht für voll angesehen haben, um darauf *semisaecularia* zu gründen: sollten Ihnen diese noch bevorstehen (und dies

müsste doch in der nächsten Nähe seyn), so würde ich mich freuen, ein Mitfeiernder seyn zu können.

Mit alter Verehrung und Herzlichkeit ganz der Ihrige
Böckh.

Dass ich so spät danke, werden Sie nicht befremdlich finden. Ich strenge mich an um den vielen Pflichten der Erkenntlichkeit zu genügen; aber ich bin in den ersten Wochen nach dem 15. März noch so stark mit den Vorlesungen und andern Occupationen beschäftigt gewesen, dass ich erst seit dem 23. März ernstlich daran habe denken können, meinen Gönnern und Freunden, jedem insbesondre, zu danken. Und ich bin noch lange nicht am Ziel.

Welcker an Boeckh.

Bonn 16. Aug. 57.

Es wird Ihnen, mein verehrter Freund, durch den Verleger der 1. Th. meiner Griechischen Mythol. zugehen. Sie gelten mir für den competentesten von allen Beurtheilern, die es zur Hand nehmen könnten.

Aber statt Sie, wie gewöhnlich aus sehr verzeihlicher Aengstlichkeit oder aus dem Wunsch zu gefallen geschieht, um freundliche Aufnahme und Nachsicht zu bitten, bekenne ich mich gerade dem gegenüber, der durch Nachdenken, die vielfachsten Studien im Einzelnen und lange Erfahrung die grösste Sicherheit und Leichtigkeit des Urtheils hat, getroster, denn dieser wird erkennen ob die Bearbeitung eines verwickelten Stoffs von bestimmten Gesichtspunkten aus consequent und fleissig durchgeführt ist, und dieses von Ihnen wahrgenommen oder zugestanden zu denken, wird mir genug seyn, wenn Sie auch noch so Vieles nicht annehmbar finden sollten. Für mich selbst ist es eine nachtheilige Sache dass die Mythologie der Poesie und der Kunst vorangeht, da ich ungleich leichter und angenehmer, und ohne Zweifel zu grösserer Zufriedenheit des philologischen Publikums meine Ansichten und Studien über diese in Zusammenhang gebracht und im Abriss dargestellt hätte, als die über jene.

Ihre lange und freundschaftliche Antwort auf meinen neulichen Glückwunsch hat mich sehr angenehm überrascht,

da Sie gerade damals sehr viel zu beantworten hatten. Dem D. Ascherson bitte ich meinen Dank zu sagen für seine mir gütigst zugesandte Beschreibung jenes denkwürdigen und vor allen seinen Vorgängern glänzenden Jubiläums.

Mein Doctordiplom und meine nicht lange vorausgegangene Anstellung fallen zusammen in dem Jahr 1803 wie ich selbst erst aus Anlass Ihrer Feier mich überzeugt habe, da ich nur eine unbestimmte Erinnerung hatte. Meine Chronologie, überhaupt schwach, ist am unsichersten in Ansehung eigener Erlebnisse und meiner Angehörigen und Freunde.

Unveränderlich Ihr treu ergebener Freund

F. G. Welcker.

Boeckh an Welcker.

Berlin den 23. September 1857.

Ihr Brief vom 16. August, theuerster und hochverehrter Freund, hat mich nicht mehr hier in Berlin gefunden. Den 14. August war ich nach Böhmen gereist, wo ich mich in den Bädern herumgetrieben habe; am längsten war ich in Franzensbad. Brief und Buch habe ich erst am 16. September nach meiner Rückkehr vorgefunden. Die wenigen Tage seit meiner Rückkehr sind mit der Aufarbeitung des Dringendsten ausgefüllt worden, und erst heute habe ich anfangen können, Ihre Mythologie zu lesen.

Sie stellen mich aus Freundschaft in Ihrem Briefe zu hoch, indem Sie auf mein Urtheil ein zu grosses Gewicht legen. Ich habe keine zusammenhängende mythologische Studien gemacht; damit will ich jedoch nicht verneinen, dass ich auf Mythologie im Allgemeinen aufmerksam gewesen, dass ich von den Hauptansichten Kunde genommen, gedacht und geprüft habe; sehr oft aber hat mich das Unmethodische und Wirre dieser Untersuchungen abgeschreckt und verdriesslich gemacht, und ich habe es wol auch in meinen Vorlesungen ausgesprochen, dass in der Mythologie nichts mehr erfordert werde als ein methodischer Gang. Wenn ich nun gleich beim Anfang meiner Lesung Ihres Werkes darüber an Sie schreibe, so geschieht es theils freilich weil Sie nach

Monatsfrist Antwort von mir erwarten werden, theils aber allerdings, weil, was ich bis jetzt gelesen habe, freilich nur Präliminarien, mich im höchsten Grad befriedigt hat. Ist man nicht ein vollkommener Neuling in der Sache, sondern hat darüber auch selbst gedacht, so wird der Beifall immer davon abhängen, ob man Anklänge an die eigenen Gedanken finde, und was ich gelesen habe, ist mir wie aus der Seele geschrieben besser freilich und gelehrter als ich es hätte thun können. Hier finde ich die Methode, die ich so oft vermisst habe, und ich erwarte sie auch im folgenden zu finden. Ueberdiess ist das Werk sehr schön geschrieben. Ich lasse diese Zeilen abgehen, ehe ich viel weiter gelesen haben werde: *ex ungue leonem.* Ueberrascht hat es mich, dass Sie das Motto des Bandes gerade von einem so unmythologischen Menschen hergenommen haben;*) das ist auch eine Hyperbel der Freundschaft.

Ich beschäftige mich in diesem Augenblick mit einer Revision meiner Lateinischen Reden, die ich auf vieler Verlangen drucken lasse. Eine Sammlung derselben schien mir Anfangs unwerth; doch missfallen sie mir bei der Durchlesung nicht. Wie ich höre, hat man sich in Bonn über die eröffnete Subscription darauf moquirt; ich wünschte sie weil ich nicht den Verleger für ein etwa nachtheiliges Unternehmen in Kosten setzen wollte. Statt dessen hat man, besonders weil der Verleger auf eigne Hand bestimmt hat die Namen der Subscribenten sollten vorgedruckt werden, ausgeheckt, man habe dadurch zur Subscription nöthigen wollen. Wer mich kennt, kann mir ein solches, ohnehin albernes Motiv nicht zutrauen.

Wenn ich mit der Lesung Ihres herrlichen Werks weiter bin, schreibe ich wieder.

Mit alter Verehrung und Herzlichkeit ganz

der Ihrige

Böckh.

*) Das Motto lautet: *In religionibus veterum, imprimis Graecorum, pervestigandis studia doctorum fervent quum maxime, neque ea res iis solis, qui antiquis litteris operam dant, videtur gravis esse, sed quisquis varium et multiplicem generis humani cultum, pietatis ac sapientiae*

An H. Brunn.

Bonn 18. Februar 1858.

Lieb ist es mir zu hören, dass Sie in meiner Götterlehre Zusammenhang und für das im Einzelnen der Monographien Schwankende einen Anhalt zu finden rühmen. Ich will Ihnen treuherzig versprechen, dass je mehr Sie meine Ansichten kennen lernen, die sich freylich über ein unbequem weites und häufig verwachsenes und ziemlich grundloses Feld erstrecken, Ihnen Alles um so leichter fasslich und in sich harmonisch scheinen wird. Denn ich habe früh angefangen mich in aller Litteratur und in den congenialen Monumenten selbst umzusehn, mich nie auf die neueren, noch so berühmten Bücher verlassen, sondern mich selbständig in das Alterthum hineinzuleben gesucht. Viel fand ich oft und werde ich finden hinsichtlich einzelner Deutungen und Combinationen zu berichtigen — aber im Ganzen bin ich den frühsten Ahnungen und almälig erforschten Resultaten treu geblieben und Kritik und Methode sind nicht von gestern bey mir, so dass die verschiednen divinatorischen und neuerungssüchtigen Theologaster und Küster jetziger Zeit mir eigentlich Verdruss machen.

An H. Brunn.

Bonn 14. November 1859.

Theuerster Freund.

Vor ein paar Tagen sind nun auch die Exemplare Ihres Anakreon, womit Sie mich noch besonders beschenken, und das wirklich höchst geschmackvoll prächtige auf dem schönsten Druckmaterial in meine Hände gekommen, und ich habe nach den vielen, meist nicht kurzen Erwiederungsschreiben schon Zeit gefunden, mehrere der mir gewidmeten Abhandlungen im Zusammenhang zu lesen. Darunter auch natürlich die Ihrige. Das Vergnügen ist gross, das mir diese macht, da sich darin die liebevollste Anhänglichkeit, bestätigt, wenn sie

---

incrementa et decrementa per aetatum vicissitudines saepe alternantia cognoscere cupit, philosophus, historicus, theologus, denique omnes qui a liberali eruditione non alieni sunt, his quaestionibus advertunt animos. A. Boeckh 1830.

in dem zu aller Welt Gesprochnen sich je verkennen liesse, durch Ihren lieben Brief vom 8. October, verbindet mit dem angenehmsten Inhalt. Und dieser ist mir wieder zwiefach erfreulich durch den Gegenstand, der nicht glücklicher gewählt und nicht gediegener und ausgezeichneter behandelt seyn könnte. Ich ziehe das Bild aus dem Glanzlicht meines Jubiläums heraus und erkenne dann treuherzig aufgefasste Züge.

Ihre Abhandlung wird in die Kunstgeschichte übergehn. Wie mir wenigstens scheint, ist das Wesentliche gegründet und der Theil, dem ich nicht beypflichten kann, lässt sich ohne Nachtheil davon scheiden und alsdann für sich sogar wieder anschliessen, verwandten Inhalts wegen. Mir ist es, ohne documentarisch erweislich zu seyn, wahrscheinlich genug, dass unser Anakreon der von Pausanias bezeichnete oder eine Copie davon und dass er von Kresilas sey. Es war natürlich, dass bedeutende Statuen, wie z. B. der Sophokles (nach meiner Vermuthung), vor allen andern gesucht und copirt wurden. Die Weinbegeisterung ist in der Borghesischen unverkennbar, die Würde aber passt für die Verbindung mit dem hohen Freunde Xanthippos, der Stil für die Zeit seines Sohns. Manche, die aus ihrer strengen Nachfrage nach Zeugnissen sich grosses Verdienst machen, ahnen nicht, wie viel auch in den Zeugnissen Ungeprüftes ist, wie viel fester oft als solche das uns in die Augen springende, in den Umständen liegende Wahrscheinliche ist.

Was nun aber das Epigramm des Leonidas betrifft, so zeigt sich dessen Wichtigkeit durch die zwiefache Nachbildung in Jamben, wovon die eine seinen Namen trägt, weil der Inhalt ihm gehört. Mich hatte der Gegenstand, der hohe Grad der Trunkenheit und ein Ausdruck, den ich mit Unrecht für geschmacklos hielt (ῥικνὸν πόδα), irre gemacht: gern gebe ich das Epigramm dem Tarentiner zurück, glaube auch jetzo, dass es eine meisterhafte Statue abzeichne, nicht Erfindung des Dichters sey, der wohl epideiktische Weih- und Grabschriften in Menge erfunden hat, aber so wenig wie der Epigrammdichter Bildwerke, es müsste denn das auf die Statue eines Holzträgers Mikkalion seyn (n. 16 Brunck). Da-

gegen haben wir von ihm Epigramme auf den Eros des Praxiteles, die Kypris des Apelles und die Kuh des Myron (n. 40—42). Nur scheint mir der von ihm geschilderte Anakreon deutlich genug geschieden von unsrer Statue. Jener ist gänzlich betrunken (χύδαν σεσαλαγμένος οἴνῳ), droht augenblicklich vom Sitz herabzufallen, lässt den Mantel, statt ihn irgend durch Haltung der Glieder an sich zu behalten, weil er alle Kraft verloren hat, ganz sich selbst überlassen hängen (τὸ λῶπος ἕλκεται) bis zu den Füssen, und einen Schuh hat er verloren, eh' er den Sitz erreichte, auf dem er selbst nicht recht sitzt, sondern nur hängt (στρεπτὸν ὕπερθε λίθου). Die Schuhe aber sind der gemeinsten und bequemsten Art, ἀρβυλίδες, βλαύτια. Diese Schuhe, charakteristisch für jenen, würden allein schon ihn unterscheiden von dem Zechgenossen des Xanthippos, und dass der eine verloren war, noch mehr. Leider lässt die Abbildung den einen Fuss nicht deutlich erkennen. Früher hat es mir widerstrebt, einen Anakreon in diesem Zustande einem geschickten Bildhauer zuzutrauen: aber ich will jetzt zugeben, dass die Alten dem Genie, der Herrschaft des Dichters an den Symposien, wo man an Folgen der Trunkenheit gewohnt genug war, des Dichters, der zu der Abhandlung *vinosior an libidinosior Anacreon* Stoff gegeben hat, zu Gefallen auch eine Statue gern sehen mochten, die einen so kräftigen und so beliebten Trunkenbold darstellte, wie sie vielleicht auch den Kratinos gebildet hätten, dem des Aristophanes Komik vermuthlich in dem allgemeinen Ansehn nicht geschadet hat. Wie viel Kunst in dieser Aufgabe entwickelt werden konnte, wird anschaulich durch meisterhafte Darstellungen komischer Schauspieler. Dass aber Anakreon auch im Rausch mit verliebten Augen einen schönen Knaben zu singen schien, ist die Spitze dieser Charakteristik.

Was den „Tyrtäus" betrifft, so bin ich durchaus geneigt, der Binde wegen, von der ich nichts wusste, mit Ihnen den Pindar anzunehmen und zu glauben, dass Sie die Gesichtsbildung gut auffassen und beurtheilen werden. Die Tänia kommt in Statuen nicht so häufig vor, dass sie uns eine grosse Wahl unter den Dichtern frey liesse. Pindar hatte

sie in Athen, vielleicht mit Bezug auf Dithyramben, worin er dort gesiegt hatte — wie freilich auch Simonides sehr oft. Aber wir wissen von keiner Statue des Simonides; auch kommt dazu, dass Pindar offenbar als der Erste seiner Klasse betrachtet wurde — wie z. B. Cicero zusammenstellte Homerus, Archilochus, Pindarus. Uebrigens steht uns frei, den Pindar mit der Tänia entweder als Seitenstück eines andern zu nehmen, wie z. B. der in Tanagra sie hatte wegen des Sieges über Korinna, oder allgemein als den Sieger in seiner Gattung, der oft den Preis erhalten hat oder erhalten haben würde. Auf das Letztere möchte ich mich lieber beschränken, als ihn durch die Tänia dem Anakreon gegenüberstellen, wie etwa den Homer dem Archilochos, besonders da hier nur Statuen sind, die ihre Stellung verändern konnten. Auf das Physiognomische wird besonders viel ankommen.

An W. Henzen.

Bonn 19. März 1860.

— Zu viel Briefe würden Sie von mir erhalten, wenn sie einigermassen im Verhältniss wären zu den häufigen Erinnerungen an unser schönes Zusammenwohnen und Ihre Gastfreundlichkeit. Je mehr einem mit den Jahren abgeht und selbst die Lust abnimmt zu neuen Bekanntschaften und Unternehmungen, um so mehr lebt man im Andenken an andere Zeiten. Neben den Bildern meiner schönen und glücklichen Jugend unterhalten keine andern mich so sehr als die von Rom, die verschiedensten. Auch die Aussichten von so vielen Punkten, unter denen ich doch meine Lieblinge unterscheide, sind mir oft reizend, zauberisch vor Augen. Und doch welcher Abstand gegen die leibhaftige Natur dieser Horizonte und der Dinge, die sie einschliessen.

Das Hauptübel ist, dass ich stark abgenommen habe an Kraft und Lust zu arbeiten: zumal Dinge, die mich so wenig anziehen als diese historisch strenge Durchführung eines solchen Stoffs. Die erste Zusammenstellung in Rom war dagegen ein Vergnügen: aber diese Tausende von Citaten, die ich mir beinotirt hatte, zu prüfen, alle diese Monumente nachzuschlagen, ist mühsam und viel dunkle Punkte können doch

erst hier recht untersucht werden. Und ich bin darin um so strenger gegen mich, je mehr ich weiss, dass diese Zeit in der Philologie gegen diese Sachen wenig Hinneigung hat und dass gar Wenigen für jetzt damit gedient ist, dass ich den ganzen Kram so ängstlich sichte. Ins Weite entweder oder in gar andre Feinheiten verliert man sich lieber.

An W. Henzen.

Bonn 15. Febr. 1861.

— An Geduld, Philosophie oder Fügsamkeit in die göttliche Ordnung fehlt es mir gerade nicht, aber ich lerne das Leben doch von einer ganz neuen Seite kennen. Dass ich unter diesen Umständen noch das Gewimmel und Gewirr der Griechischen Dämonen und Heroen zur Uebersicht bringen soll, ist eine harte Strafe für so vieljährige Verschiebung und Arbeitsscheu, die ich tragen muss. Aber ich bin gegen ein unbekanntes, vielleicht sehr kleines Publicum so gewissenhaft — da doch gelehrte Untersuchung nun einmal mein Beruf ist —, dass ich es mir vorwerfe erst jetzt mit einigen Zwischenarbeiten, in denen ich mich wie immer verrechnet hatte, ein Ende gemacht zu haben, um mir die wüsten Materialien zu diesem benedeiten dritten Band in die Nähe zu legen. Ich schreibe Ihnen diess, lieber Henzen, weil ich Sie als einen der wahren Freunde kenne, die auch Theil nehmen.

Meine Erklärung des unschätzbaren Reliefs von Eleusis wird unter den archäologischen *sapienti* dieser Zeit keinen Beifall finden: aber Sie wenigstens werden sich auch nicht durch die Bötticher-Gerhardsche, *παῖς ἀφ' ἑστίας*, im letzten Heft der archäologischen Zeitung irre machen lassen. Diesen Herrn ists darum zu thun, eine antiquarische Einzelheit aufzutischen, nicht ein Bild von der Einfachheit und Grossartigkeit des Phidiasischen Zeitalters oder von der Bedeutung der Eleusinischen Dreieinigkeit gerade für diese Zeit einen historischen Begriff sich zu verschaffen. Sie verlieren sich in Einzelheiten, ohne nach dem Unterschied der Zeitalter, Zusammenhang der Entwicklung, dem Hellenischen Geist und Sinn überhaupt zu fragen. Rührend aber ist Gerhards Ver-

folgung seiner Zwecke trotz seiner Blindheit und die Befriedigung durch das Wachsthum des Instituts ist ihm zu gönnen, das Hängen an dem äusseren Scheine, nach Art der Italienischen Akademieen, durch Reihen abgestufter Mitglieder, zu übersehen.

An Thudichum.

Bonn 15. Jan. 1861.

— Ihrem Urtheil über Hegel stimme ich ganz bey. So oft ich es versucht habe, den Blick auf die Seiltänzerei der Abstraction zu spannen, konnte ich die Probe meines Auges nicht bestehen und musste die Anschauung des Absoluten und die Demonstration Gottes für ein Privatkunststück halten. Unter allen Bergstürmen der Speculation habe ich mich in dem friedlichen Thal gehalten, worin Sokrates und Kant die menschliche Erkenntniss abgesteckt haben. Noch ganz vor kurzem las ich Kants Leben von Schubert mit Erbauung. In ihm war das Gemüth eben so tief und so ausgebildet wie der Geist, das in den Andern entweder fehlte, zurückgesetzt oder abnorm war.

An Carl Justi.*)

Bonn 28. Jan. 1867.

Geehrtester Herr!

Als Sie bei Gelegenheit des vorvorigen hiesigen Winckelmannsfestes die Güte hatten mich zu besuchen, war ich unglücklicher Weise besonders abgespannt und unfähig zu sprechen, so dass ich durch Nachfragen und eingeleitetes Gespräch einigermassen Ihre Bekanntschaft zu machen verfehlte. Ich hielt Sie für einen jungen Archäologen, welcher bald nach seinen Studentenjahren, wie jetzt viele, sich dem Kreise der Studiengenossen nicht unrühmlich bekannt macht. Sie wissen vielleicht, dass ich seit beinahe 5 Jahren nicht mehr selbst lesen und schreiben kann und, auf mein Zimmer beschränkt, von gesellschaftlichem Verkehr in ungewöhnlicher Weise entfernt lebe. Auch von Ihrer bei dem Winckelmannsfest gehaltenen Vorlesung hatte ich nur obenhin und durchaus ungenügend sprechen hören. Als Ihr Buch mir zukam,

*) Dictirt. Nur die Unterschrift ist eigenhändig.

war ich auf andere Gegenstände gerichtet und legte es zur Seite, wollte nur einen vorläufigen Blick in den Anfang thun, allein ich wurde festgehalten bis ich jetzt eben die letzte Zeile gehört habe alle die wenigen Stunden, die mir die Zeit über die vielen Tage hindurch vergönnt waren. Die seltenste Ueberraschung, die mir ein Werk von dieser Reife, Umfang und Tiefe der Forschung, Fülle und Klarheit der Ideen, von einem bis dahin mir unbekannt gebliebenen Landsmann war, hat mich fortdauernd beherrscht und ich fühle mich getrieben, so wenig ich sonst noch die Wohlthat der Posten benutze, Ihnen meine Freude darüber auszusprechen, dass ich diese schöne Bereicherung unserer Litteratur und das auf eine der bedeutendsten Individualitäten und wunderbarsten Entwicklungen fallende neue Licht noch erlebt habe, und an meinem Theil Ihnen Dank zu sagen für den Genuss und die Belehrung, welche jedem, der zu dem grossen, verwickelten Stoff nicht unvorbereitet hinzutritt, das Buch gewähren muss. Die Vollendung werde ich nicht erleben, aber ich hoffe, dass sie nicht gar lange auf sich wird warten lassen, da mir so Vieles und das Ganze des ersten Theils ahnen zu lassen scheint, wie viel schon von dem zweiten fertig ist. Ich weiss nicht, ob ich Ihnen vielleicht gesagt habe, dass etwas Winckelmannisches aus Montpellier in meinem Besitz war, die Zusätze, die er seinen Monumenti inediti beigeschrieben hat. Diese hatte Bröndsted abgeschrieben und mir geschenkt und ich gab sie an meinen Freund Emil Braun, nach dessen Tod sie vermuthlich in die Bibliothek des Archäologischen Instituts zu Rom gekommen sind.

Einen Superintendent Justi habe ich als Knabe gesehen, da mein Vater von seinem vier Stunden entfernten Dörfchen mich nach dem schönen Marburg mitgenommen hatte, und sehe ihn in seiner nicht blos geistlichen bedeutenden Persönlichkeit noch jetzt vor mir stehn. In jungen Jahren sah ich dann auch einen jungen Professor Justi, dessen Joel und vielleicht andere der kleinen Propheten mir Freude gemacht hatten.

Leben Sie recht wohl!

Ihr ergebenster
F. G. Welcker.

Adressen an Welcker.

Adresse der Breslauer Philologenversammlung 1857*).

An Herrn Professor Dr. F. G. Welcker die 17. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Je öfter unsere Wissenschaft in jüngster Zeit von schmerzlichen Verlusten betroffen ist und Männer aus ihrem Dienste hat scheiden sehen, auf welchen die reichsten Hoffnungen für die Zukunft ruhten, um so freudiger und dankbarer blicken wir auf diejenigen hin, denen Gott einen langen Zeitraum gesegneten Wirkens und noch im vorgerückten Lebensalter die ungeschwächte Uebung der gereiftesten Geisteskraft vergönnt hat. Unter diesen hochverdienten Männern ehrt die deutsche Philologie in erster Reihe Sie, hochverdienter Herr Professor: sie gedenkt mit der wärmsten und freudigsten Anerkennung Ihrer zahlreichen Leistungen für die Wissenschaft von jener frühesten Zeit an, wo Sie, auf den Wegen Winckelmanns, Heynes und F. A. Wolfs selbständig vorschreitend, das schwer zu erfassende Wesen der attischen Komödie zuerst richtig würdigten und in dem Freundesdenkmal für Zoega zugleich den eignen Beruf für archäologische Forschungen glänzend bewährten, durch eine Reihe geistvoller und gelehrter Schriften hindurch, in welcher Sie bald die Kunst fast verschollener griechischer Lyriker zu klarer Anschauung brachten, bald den innern Zusammenhang und tiefen Sinn der dramatischen und epischen Poesie der Griechen, vor allem jenem schwierigsten und an Problemen reichsten Stoffe des homerischen Epos mit bewundernswürdiger Feinheit und innerlich verwandtem Geiste nachforschten, bald das Wesen und die Entwickelung der antiken Kunst mit tiefeindringendem Scharfsinn beleuchteten und der Einsicht in das Leben der alten Welt in seinem weitesten Umfange neue Seiten eröffneten, bis zu Ihrem neuesten Werke herab, in welchem Sie die Ergebnisse langer mit nie rastender Liebe und Sorgfalt geführter und durch die Anschauung des classischen Bodens neu belebter Untersuchungen über die Schöpfungen der vielgestaltigen hellenischen Sage niedergelegt haben. Wohin

*) Von Classen und E. von Leutsch abgefasst.

auch Ihr reicher und edler Geist auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft sich gewandt hat, immer war es Ihr Streben, in dem Einzelnen das Ganze, in dem Zufälligen das Wesen, Inhalt und Form in ihrer Durchdringung zu harmonischer Einheit zu ergreifen und zu erkennen, und von dieser Richtung des in Ihren Werken lebenden Geistes ist nicht nur auf die nähern Kreise der verwandten Wissenschaft, sondern auch auf die neuere Kunst und Poesie ein vielfach belebender und befruchtender Einfluss ausgegangen.

Aber so hoch wir auch diese Ihre unvergänglichen Verdienste stellen, so fühlen wir uns doch von nicht minderer Verehrung durchdrungen von den edlen Eigenschaften Ihres Herzens, von der Reinheit Ihres Charakters und der Lauterkeit Ihrer Gesinnung, durch welche Sie auf dem langen Wege Ihrer segensvollen Wirksamkeit dem nachstrebenden Geschlechte ein leuchtendes Vorbild jener ächten Humanität aufgestellt haben, nach welcher unsere Wissenschaft sich am liebsten benennt.

Empfangen Sie, hochverehrter Mann, mit der wohlwollenden Güte, welche Ihre dankbaren Schüler, Ihre zahlreichen Freunde an Ihnen lieben und ehren, diesen Ausdruck reiner und ungeheuchelter Anerkennung, welche die siebzehnte Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Breslau Ihnen darzubringen sich gestattet.

Breslau, 30. September 1857.

Das Präsidium der 17ten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

Adresse der philosophischen Facultät der Universität Bern zum 16. October 1859.*)

Hochverehrter Herr Jubilar!

An einem der schönsten Ehrentage des einigen Reichs deutscher Lehre und Wissenschaft wollen und dürfen auch wir Grenzhüter derselben nicht fehlen.

---

*) Sämtliche Adressen, die bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Professorjubiläums an Welcker gerichtet wurden, sind mitgetheilt in der Schilderung dieses Festes, welche Leopold Schmidt in den Jahr-

Sehen doch auch wir mit Stolz und Dank auf das halbe Jahrhundert zurück, während dessen Sie als Universitätsprofessor Ihren Amts- und Fachgenossen nah und fern unermüdlicher und siegreicher Vorkämpfer auf dem Felde der Wahrheit und aller wahrhaft vaterländischen Interessen, Ihren zahlreichen Zuhörern Leitstern und geliebter Meister gewesen sind.

Ihr schöpferisch-kühner, durch sinniges Vertiefen in die Kunstgebilde wie in die Gedankenschätze des Alterthums wunderbar inspirirter Geist, der sich gleichzeitig und mit gleichem Erfolge der weiten, durch Sie eng verbundenen Gebiete antiker Kunst, Poesie und Götterlehre bemächtigte, hat, in inniger, auch über das Grab hinausreichender Verbrüderung mit Otfried Müllers unvergesslichem Wirken, die klassische Philologie gelehrt, den künstlerisch-idealen Gemüthsinhalt des antiken Schaffens und Denkens ins Auge zu fassen und, den Blick auf das Allgemeine gerichtet, aus nachdichtender Gesammtanschauung geistig neu belebter Schöpfungen Gesetz und Zusammenhang des Einzelnen frei und doch sicher herzuleiten.

So haben Sie aus weit verstreuten Trümmern die Sagenwelt des epischen Cyclus, so das reizvolle und mannichfache Bild dorischer und aeolischer Lyrik, so den Prachtbau der aeschyleischen Trilogie, so die unermesslichen Schätze der gesammten griechisch-römischen Tragödie wieder aufgerichtet und erschlossen; so die verschwundenen Compositionen eines Phidias, Praxiteles und Polygnot durch ahnungs- und phantasievolle Forschung wieder vor das innere Auge gezaubert und zu umfassender, begeisterter und doch methodischer Betrachtung der griechischen Kunstgeschichte durch Beispiel und Lehre seit Winckelmann den nachhaltigsten Aufschwung gegeben; so endlich ist erst kürzlich jener „mit üppigen Ranken und Schlinggewächsen um- und überwachsene Baum“ der griechischen Götterlehre als die reifste und reichste Frucht Ihres Lebens hervorgesprosst, und noch ist der Segen nicht

---

büchern für classische Philologie 1860 gegeben hat und welche daraus besonders abgedruckt worden ist.

erschöpft, der aus Ihrem Füllhorn quillend Leben und Gestalt in scheinbar Erstorbenes und Zersplittertes giesst.

Aber auch der Same, den Ihre mündliche Lehre ausgestreut hat, ist der Schweiz reichlich zu Gute gekommen. Wie Viele, die unter uns forschen und wirken, nennen sich mit verehrender Liebe Ihre Schüler! Und Allen ist unvergesslich, wie aus Ihren Worten und aus dem erwärmenden Gesammteindruck Ihrer Persönlichkeit geheimnissvoll und unwiderstehlich Weihe und Aufschwung über ihr wissenschaftliches Leben gekommen ist.

Dass auch dieser Segen noch vielen Schweizer- und deutschen Jüngern gegönnt sein möge, ist unser Gebet.

Bern, den 10. October 1859.

Aufzeichnungen über Religion und Mythologie.*)

Ueber D. Fr. Strauss.**)

Die so zu sagen positive Intention von D. Fr. Strauss ist ausgedrückt in seinen Gesprächen von U. Hutten. Er stellt als Resultat der modernen Bildungsgeschichte das Ende der Religion dar: 'Immer mehr sehen wir ja die phantastische Strahlenbrechung schwinden, die der Menschheit, was sie stets nur aus sich selbst schöpfte, als von aussen kommende Offenbarung vorspiegelte. Wenn es gelingen wird, aus dem begriffenen Wesen des Menschen in seinen natürlichen und geselligen Verhältnissen Alles was ihm obliegt, was ihn erhebt und beruhigt, vollständig und sicher abzuleiten und diess fasslich und ergreifend für Alle darzustellen, dann wird die Geschichte der Religion beschliessen'. Der Recensent im Litterarischen Centralblatt 1861 S. 334: 'Das ist, wenn wir ihn recht verstehen, die Religion des Humanismus, die wie im alten Griechenland das Ideal der schönen Menschlichkeit auf ihren Altar hebt'.

---

*) In die folgenden Mittheilungen ist des verwandten Inhalts wegen auch einiges aufgenommen, was Welcker schon vor 1843 aufgeschrieben hat. Es ist dies soweit es sich bestimmen liess angemerkt worden.

**) Vermutlich 1861.

Wenn La Place zu Napoleon gesagt haben soll, er bedürfe der Hypothese Gottes nicht, so erklärt er sich noch nicht für den Atheismus, und vielleicht hat er etwas hinzugesetzt, wodurch seine Aeusserung einem wichtigen Ausspruch Alexanders von Humboldt ähnlich wurde. Der von Strauss ist gegen die Weltgeschichte und setzt mit staunenswerther Unkenntniss eine Menschheit voraus, die zu einer humanen Bildung gelangen oder darin beharren könnte ohne Gott und den Sinn für das Göttliche in der Welt nnd im Menschengeiste, die allein sie ursprünglich und zu irgend einer Zeit über die Bestialität erheben können. Der historische und psychologische Irrthum des Recensenten hinsichtlich der Hellenen ist ungeheuer, aber nichts gegen die Verblendung von Strauss, den seine Polemik über die Grenzen, worin sie kühn und siegreich vorschreiten könnte, in einen Abgrund des Irrthums und Hochmuths fortgerissen hat. Demonstriren können sie Gott nicht, glauben wollen sie ihn nicht, aus der Weltgeschichte und dem Zusammenhang der Menschheit mit ihm ihn zu erkennen, haben sie versäumt. Wie das Auge sonnenhaft ist, das das Licht erkennt, so ist die Menschheit religiös, weil Gott ist und nicht von der Gnade der philosophischen und der historischen Kritik einer sehr beschränkten Klasse abhängt.

An die göttliche Macht des Christenthums glauben auch die heutigen Theologen, die der Kritik nachgeben, wie die protestantische Kirchenzeitung. Strauss läugnet, dass dem Religiösen im Menschen Gottheit gegenüberstehe. Und doch, wenn unsere Natur auf Gottheit hinweist, so muss die Entwicklung des Menschengeschlechts nothwendig auf einen Cult, auf eine Theologie führen; und diesem wird, wenn er selbst auch die angemessene Ausbildung gewonnen hat und nicht von unzeitgemässen Dogmen und Symbolen allzusehr entstellt ist, jeder nicht verhegelte Mensch sich anschliessen, williger und feierlicher als irgend einem nationalen oder andern Fest und allen seinen Cäremonien — denn er wird ein Ausdruck wahrer Religion seyn.

Dass Göttliches im Menschen sey, hat man erkannt, und darum verehrte er Jahrhunderte lang menschliche Götter.

Vom Glauben an Götter gieng er aus und die Aehnlichkeit mit dem Tiefsten und Besten im Menschen, das Menschliche, war der Punkt, wo Gott und Mensch zusammentrafen, sich verstanden.

Schelling will die Moral predigen durch speculative Theorie — und verkennt ebensosehr die um ihn lebenden Menschen und Völker, wie Feuerbach und Strauss die Weltgeschichte.

Ueber Voss und Forchhammer.*)

Die Voss'schen Götter Homers haben etwas so hölzernes, dass die Poesie ganz dadurch entstellt wird. Ohne jenes Magische und eigentlich Göttliche, ohne einen Wiederschein wenigstens von der Heiligkeit und Bedeutsamkeit, welche diese Wesen für die Zeit hatten, ohne also allegorischen Zusammenhang mit der Theologie in den Figuren poetischer Art anzunehmen, ist diese Mythologie ein abgeschmacktes Ding.

Voss hat gar keine Synthesis, die hier unentbehrlich ist; er hat kein Ganzes vor Augen, worauf der Dichter sich unter den verschiedensten Bedingungen bezieht; statt zu sondern, zerreisst er, statt zu verknüpfen, trennt er. Ihm fehlt es ganz an Phantasie, an der combinirenden: nur das Gesehene und das zusammenhängend Gegebene klar und fest zu schauen ist ihm gegeben. Als Dichter beweist er, was in der Forschung ihm abgehen muss. Auf ihn passt, was Schlegel sagt: „Es giebt Geister, denen es bey grosser Anstrengung und bestimmter Richtung ihrer Kraft an Biegsamkeit fehlt. Sie werden entdecken, aber weniges, und in Gefahr seyn, diese ihre Lieblingssätze immer zu wiederholen".

Voss hatte einen Trieb, von einem Punkt aus zu entwickeln, wobey man denn, je beharrlicher und fixirter, um so mehr auch was anderswo gegründet ist herein zu ziehen pflegt. So hatte er einst, wie er mir selbst erzählte, die ganze Sprache auf das Wort Erde zurückgeführt, so leitet er die Idee des lebendigen Gottes aus der Stadt Thapsakos her, so die höhere Menschlichkeit aus dem Wein, indem er

*) Die Bemerkungen über Voss gehören im wesentlichen vermutlich in die erste Bonner Zeit.

zu dem unläugbar in Asien früh verbreiteten Traubensaft eine absolut verschiedene Art des veredelten Weins setzt, von einer Erfindung des geistreichen Jünglings Dionysos aus Theben, „der seinen Unterricht zuerst den Thrakern mittheilte, welchen sie dann der Vaterstadt des jungen Mannes mittheilten, auch nach Naxos und überall hin, wo dieser im Cultus vergöttert erscheint". Denn wie Müller den kretischen Apollon, so führt Voss seine Thraker als Träger des Weins der edleren Menschlichkeit überall künstlich herum. Die Mythologischen Briefe sind reichhaltig und edel gegen diesen polemisch-negativen Dionysos. Das Mangelnde dort verzeiht man, während hier Verstocktheit — nach der Zeit dazwischen — sich überall fühlt.

Voss verwechselt in der Mythologie die Erscheinung und das Wesen; der Baum fängt ihm über der Erde an, an Wurzeln denkt er nicht. Die Mythen haben ihm nichts Organisches, kein Gesetz, keine Analogie, sind leere Spiele der Phantasie, nach Zufall und Willkür durcheinander gewürfelt.

Vossens streng historische Behandlung leidet an dem Grundirrthum, dass er das Historische nur buchstäblich versteht und nicht in den Sinn der Zeiten, den Unterschied, ob etwas ernsthaft oder dichterisch, andächtig oder parodisch genommen ist, eingeht. Er führte nur gegen die Etymologien im Allgemeinen an, dass keine zu mehr als einer Möglichkeit führe, das Historische aber oder der Sprachgebrauch selbst immer entscheide. Die Erklärung von Ὀδυσσεύς in der Odyssee betrachtete er dabey als etwas Historisches und fragte: Wie wollen Sie erweisen, dass diese Etymologie nicht auf einem Factum beruhe? Also aus der ganzen unendlichen Reihe falscher Witze der alten Dichter hatte er nichts analogisch verglichen.

Kaum möchte zwischen der einfachen ächten christlichen Lehre und Geschichte und dem, was unter den Völkern alles daraus erwachsen ist, ein viel grösserer Unterschied seyn, als zwischen der altgriechischen Naturreligion und ihren Mythologien und Gebräuchen späterer Zeiten.

Den Ton und Ausdruck der Frömmigkeit, des allgemeinen Glaubens und der Kirchlichkeit, wie weit er auch verbreitet ist in den Werken aller Art, hat man nicht wahrnehmen

wollen, weil man sich ein Vorurtheil gebildet hatte; diess ist der fast allgemeine Irrthum. Aber die Götter selbst aus blossen Fictionen der Dichter zu erklären statt aus religiöser Naturansicht, dieser ungeheure Irrthum gehört nur Einzelnen an, am meisten Voss.

Voss spricht von Pelasgischen Buschkleppern, von schweifenden Unmenschen — unwürdige unpassende Ausdrücke, man mag von Pelasgern oder von Germanen des Tacitus reden. Voss zeigt auch hier, dass er nichts religiöses im Alterthum zugiebt, sondern ihre Religion soll nur ein Schaum seyn, den ihre Cultur abwirft.

Durch nichts wird die Vossische Herleitung der Götter aus leerer Phantasie und reflectirendem Verstand mehr geschlagen als durch die Thatsache, dass die älteste Staatsverfassung durchweg mit *sacris* zusammenhieng. Diess ist ein Umstand und zwar ein ganz allgemeiner, der evident früher ist, als alles was er anführen kann, um seinen krassen Irrthum scheinbar zu machen.

Der Vossische Grundsatz, die Mythologie auf den Homer zu gründen dergestalt, dass wir die Homerischen Götter als die älteste für uns erkennbare Form Griechischer Gottheiten betrachten, ist eben so irrig, als wenn man behaupten wollte, die ältesten Sitten der Griechischen Völker seyen aus dem Homer, ihre alltägliche Sprache aus dessen kunstreichen Versen, die ältesten Wohnungen aus den Palästen im Homer zu entnehmen — andre Formen in Sprache, Bildung, Lebensweise seyen nirgendher, auch in den allgemeinsten Zügen nicht einmal, zu erforschen. Es ist kläglich, dass solche Irrthümer Eingang finden können.

Der Grundsatz von den Homerischen Angaben in der Mythologie und den Alterthümern immer auszugehn, ist geradezu falsch — eben so sehr als wenn man ohne Unterschied alle Wörter und Wortformen im Homer für gleichzeitig annehmen und nicht das Veraltete und die Umwandelungen in der Sprache aufsuchen wollte. Die Untersuchungen nach allen Richtungen und die Uebersicht des Ganzen geben uns an die Hand, wie auch im Einzelnen das Mythische im Homer zu verstehen sey. Steht z. B. das Gesetz fest, Reli-

gionen, die abgekommen sind oder fremden oder niederen Klassen angehören, werden geringer geachtet, ihre Götter in Geister, Unholde oder untergeordnete Dämonen &c. verwandelt, ist dabey gezeigt, welcher Klasse die Bacchische Religion zustand, was beweist dann die Art und Weise, wie Homer sie behandelt, für das Zeitalter und für den Charakter, den sie an sich und eigentlich hatte?

Die bei Voss und Vielen herrschende Kritik, eine religiöse Idee sey nicht älter als der erste Schriftsteller bey dem wir sie finden, ist der Kanon, wonach die Griechischen Grammatiker die Cultur- und Litterärgeschichte oft so wunderlich verkehrt und verzerrt haben.

Forchhammer fängt die Mythologie der Griechen auf Griechischem Boden an, als hätten sie keine Stammverwandten und also kein höheres Alter, und ohne Gott, ohne einen Grund für Opfer und Gebete. Er macht örtliche Entwicklungen und Modificationen zur Hauptsache und deutet diese nur zu oft mit einer Willkür, besonders auch im Sprachlichen, als ob er sich gefiele eine Mythologie selbst zu erdichten statt eine gegebene methodisch zu analysiren.

Forchhammer ist ein anderer Kanne in Kühnheit und Selbsttäuschung: der Standpunkt ist ein anderer, die Methode und Art der Gelehrsamkeit ähnlich, nur bey Forchhammer die letztere unendlich geringer. Unglaublich ist's, wie einer, der nur den Griechischen Mythus, nicht den Kauneschen Weltbrey aller Mythologieen vor Augen hat, aus fixer Idee Allegorieen endlos ausspinnen kann, ohne zu fragen, ob denn die Mythen, die er deutet, nicht nach und nach und unter den verschiedenen Motiven und Ansichten ihre Gestalt erhalten haben, historisch-poetisch und mit Naturmythen verbunden, die man nur auf ein in sich zusammenhängendes System von Begriffen ausdeutet. Noch unbegreiflicher, den Griechen solche Weisheit zuzutrauen.

Es ist die Mythologie der Wasserdünste, die sich denn auch selbst in Dunst, wunderliche feingesponnene Dunstgebilde auflöst. Alles nebelt, trieft, dunstet und verdampft, friert, strömt, giesst, plätschert oder schlammt, trocknet und dorrt, weht luftverpestend oder stinkend.

Neben dem Gelehrten ist die Unwissenheit, neben Scharfsinn Urtheilslosigkeit; die Phantasie ist nur auf einen gewissen Kreis der Naturverhältnisse und der Menschheit beschränkt — Alles in den engsten Localbeziehungen, so dass darnach alle Griechenstämme einander ähnlich, aber allen andern Völkern unähnlich wären, welche die Natur nicht bloss örtlich, sondern kosmisch fassen. Alle Krankheitssymptome, die die ganze Griechische Mythologie auf den Zitterstoff oder irgend ein Besonderes zurückführen, sind auch hier. In der Etymologie ist der Hauptfehler, dass Forchhammer die Endigungen nicht begreift. Wollte man den Gehalt aller Mythen nach seinem System zusammenstellen, man würde erschrecken vor dem dürftigen, einförmigen, im Ganzen albernen Inhalt.

Göttermythos und Heldenpoesie.

Das Aenigmatische und Symbolische, was zuerst von den Göttern erzählt werden kann, muss selbst zuvor durch die Heldenpoesie hindurchgehen, um für einen rhytbmischen einigermassen episch zu nennenden Hymnus reif zu werden. Ob aber die Götter, die Naturmythologie in ihrem Ursprunge mehr episch oder lyrisch sey, ist kaum zu unterscheiden. Gerade die bestimmtere Scheidung beyder Elemente und Thätigkeiten ist der Fortschritt; die reine Trennung macht die Vollendung aus, obwohl dann noch eine neue kunstmässige Verschmelzung eintreten kann. Darum aber, weil ein organischer Zusammenhang ist zwischen Epos und Lyrik, müssen wir auch nothwendig gleiche relative Selbständigkeit in jedem Theile voraussetzen. Die Aufgabe ist nicht eines aus dem andern abzuleiten, sondern die Erscheinung, die Regsamkeit beyder successiv oder in Einwirkungen zu erkennen. Beyde sind da wie im körperlichen Organismus die zwey Füsse zum Gehen, wie Leiden und Thätigkeit. Wir gehen auf zwey Füssen, haben Herz und Lunge — warum will man die Poesie auf eines zurückführen?

In der Construction der Heroenmythen als Abbilder des Lebens zeigt sich ein ähnliches Princip wie in der Architektur, das nämlich der stehenden Motive und Verhältnisse,

in immer neuer Verknüpfung und Anwendung. Durch so viele bekannte Wechselbezüge in Geschick und Charakter — z. B. zwischen Aias, Telamon, Teukros — entsteht in einander greifende Festigkeit, Einfachheit, leichte Ueberschaulichkeit und es bilden alle die einzelnen Glieder und Formen sich zu grosser Reinheit und starkem Ausdruck aus. Die vollkommenste Kunst — in Aeschylos und Sophokles — hat den nationalen Sinn und alte volksmässige Gewohnheit darin treu und beharrlich gepflegt und sie schön entfaltet.

Der unvergängliche Reiz der griechischen Poesie liegt eines Theils darin, dass sie dem Grundstoffe nach volksmässig ist, so in den Naturmythen wie in den Heldenliedern. Man darf nur die Geschichten, selbst von Archemoros, Paris u. s. w. analysiren, welche treuherzige Simplicität in der ersten Erfindung! Die Grösse und innere Kraft zeigt sich darin, dass sie aus so einfachen Volkssagen solches Epos, solche Tragödien hervorgebracht hat, durch das Verhältniss der Form, des geistigen Gehalts, welchen sie zum Stoff hinzubrachte. Ilias und Odyssee sind wie die Götter der Griechen in ihrem Ursprung den barbarischen Ideen der beiden Arten ähnlich. Das reinmenschliche, die naive Einfalt bestehn in ihrer Kraft fort auch nachdem die Kunst sich an den Grundzügen vollendet hat. Man kann diess volksmässige an dem Gang und Charakter der dorischen Architektur, worin ich es unabhängig vom allgemeineren fühlte und erkannte, gleichnissweise entwickeln. Die Poesie des Mittelalters hat eine Civilisation theils hinter, theils neben sich — die Ritter stehn anders zum Volk als die Heroen —, und die neuere erfährt mehr den Unterschied, den Gegensatz von Natur, Volk und Bildung und Gesellschaft.

Antike Wahrheit und Einfalt.*)

Die letzten Gründe der antiken Bildung in Poesie und Kunst liegen in der Wahrheit und Einfalt, womit die alten Griechen die Natur in und ausser sich auffassten. Diese einfache und lautre Natürlichkeit verleugnet sich auch da

*) Geschrieben am 3. August 1852.

nicht, wo sie durch Kunst, durch eine in strenger Schule gewissenhaft erzogene Kunst, menschliche Charaktere, Lebensalter, Lagen und Leidenschaften im Gedicht bis zu dem ergreifendsten Ausdruck und in Bildwerken menschliche Gedanken zu Göttern erhoben; sie verleugnet sich auch nicht in Sitten und Gebräuchen, in der Tracht und andern Dingen des äusseren Lebens. Dem höchsten Adel ist nie die Einfachheit, das Zweckmässige nie der Menge guter Einfälle aufgeopfert und der Schönheit der Schmuck immer stark untergeordnet worden. Die Einheit und Harmonie in jedem Gegenstande, die Bestimmtheit und Klarheit, Mass und Ordnung in der Vereinigung von verschiedenem, Stetigkeit und begränzter Wechsel in allen Gestaltungen, der eine Fülle verstärkterer Mannigfaltigkeit nicht ausschliesst, geben ein geistiges Nachbild der Natur selbst ab, die immer mehr enthüllt, je länger man sie betrachtet; immer dieselben und immer neue Gegensätze sind Unmass und Uebermass, ausschweifende Phantasie, einseitige Gemütsseligkeit, Witzsucht, Liebhabereien eines Augenblicks, Mode, Künstelei, Virtuosentum, Effecthascherei, Originalitätssucht, Selbstgefälligkeit, unruhige, nie befriedigte Lust zu mischen und zu manschen, Ueberhäufung, buntes Durcheinander, ins Unendliche gehende Willkür der Convenienz und viele verwandte Eigenschaften und Erscheinungen. Nie hat ein anderer die Schlichtheit und Naturwahrheit, das Einfache im grossen und im kleinen, im hohen und im rührenden und was sonst das wesentliche der ächtesten griechischen Bildung ausmacht in eigenen Werken, aus dem ächtesten Stoff der eigenen Nation noch einmal hervorzurufen verstanden so wie Goethe.

Ueber die Heiterkeit der griechischen Religion.*)

Als Hauptmerkmal der griechischen Religion, und das sie von den andern unterscheidet, ist zu betrachten die Heiterkeit und das vorherrschende schöne und genussreiche im Gottesdienst. Im Heldenbuch von Iran sieht der Schach von Hind im Traum vier Stämme mit Gewalt an einem Tuche

*) Dictat aus den letzten Jahren.

ziehen und doch das Gewebe nicht zerreissen. Das Gesicht erklärte ein Heiliger also: das Gewebe bedeutet den Glauben; vier ziehen, einer auf jeder der vier Seiten. Der eine ist vom Blachfeld der Lanzenreiter, ein reiner Mann guter Sitte, in dem der Glauben seines Volks stark geworden ist, das zum Feuer betet. Der andere Glaube ist der des Mosi, den Du den jüdischen nennst. Der dritte ist der heitere, den die Junanier bekennen, der Leben giesst ins Herz des Padischah. Zum vierten wird ein reiner Glaube sich kund geben und das Haupt der sinnigen von der Erde erheben.

Bekannt ist der Gegensatz worin mit den Griechen in dieser Hinsicht die Aegypter standen. Apuleius sagt: die ägyptischen Götter erfreuen sich meistens des Aechzens, die griechischen ebenso der Chortänze, und so weist auch Maximus Tyrius auf den Gegensatz der ägyptischen und hellenischen Religion hin.

Schon Platon spricht sich bestimmt dafür aus, dass die Götter am dankbarsten durch die Freude verehrt werden, ihr Zorn am sichersten durch heitere Feste versöhnt. Die Götter, sagt er, senden, um die Mühseligkeiten des Menschen zu lindern und das Leben zu erheitern, die Musen herab und ihre Führer Apollon und Dionysos, welche Feste und Chöre stifteten und mit den Menschen feierten. Eigentümlich wendet Strabon den Gedanken, dass Lebensfreude Gott wohlgefällig sei. Er sagt, es sei ein guter Ausspruch, dass die Menschen die Götter dann am meisten nachahmen, wenn sie gutes thun; besser aber noch möge man sagen, wenn sie glücklich seien. Denn dies bestehe in Frohsein, Festen, Philosophie und in dem Musischen.

Mit der Ansicht Platons und des gebildeten Altertums überhaupt verträgt sich auch das Christentum. Um nur zwei neuere Anhänger und gründliche Kenner desselben anzuführen, so sagt Dalberg, in Schillers Leben: „Der finstere, sich selbst quälende, sich unschuldige Freuden versagende Grübler ist ebensowohl auf einem, obgleich verschiedenem, Abwege vom höchsten Gesetz harmonischer Vollkommenheit als der unbesonnene Schwelger. Wäre es mir doch gegeben diese tief empfundene Wahrheit mit Schillerschem Geist und

Anmut darzustellen. Sie ist Schlussstein aller menschlichen Weisheit.“ Und: „Ein frohes, heiteres Gemüt ist die Quelle alles edlen und guten; das grösste und schönste, was je geschah, floss aus einer solchen Stimmung. Kleine düstere Seelen die nur die Vergangenheit betrauern, sind nicht fähig die heiligsten Momente des Lebens zu fassen, zu geniessen und zu wirken, wie sie sollten.“ Bei Lessing aber lesen wir in Minna von Barnhelm: „Ich bin glücklich und fröhlich! Was kann der Schöpfer lieber sehen, als ein fröhliches Geschöpf?“ Und „Wie die Alten den Tod bildeten“ schliesst mit den Worten: „Nur die missverstandene Religion kann uns von dem schönen entfernen; und es ist ein Beweis für die wahre, wenn sie uns überall auf das schöne zurückbringt.“ Goethe erinnert oft genug, wie der Frohsinn veredle und bei allem Thun und auch im Wissenschaftlichen fördere.

Wenn Liebe die Seele des Christentums ist, so ist von dem wahren Christentum selbst und einem von ihm durchdrungenen Leben aus ein Verständniss des griechischen Heidentums und des ihm beigelegten unterscheidenden Charakters zu finden. Novalis wollte gegen das Ende seines Romans zeigen, wie Heidentum und Christentum sich aussöhnten, und auch die Kirche hat seit alten Zeiten vielfach den Grundsatz bewährt, dass Erheiterung und edlere Sinnengenüsse auch erbaulich sind. Pope sagt:

„Wie heiter spielest du
Mit deinen Kindern, alte Mutter Kirche“.

Widerlich sticht von dieser Wahrheit das Wort Fr. Schlegels ab: „Es geht ein allgemeines Weinen durch alle Creatur“, selbst als Ausdruck einer mystischen Speculation. Die Worte, dass die Opfer, die dem Herrn gefallen, „ein geängsteter Geist und ein geängstetes und zerschlagenes Herz“ seien, sind nicht von herrschenden Stimmungen und einem Vorzug der Trübseligkeit an sich zu verstehen, sondern sind bedingt durch gewisse Zustände, durch vorausgehende Verschuldungen und wahre Reue.

Mit der Fröhlichkeit ist die Freude am Schönen, das Wohlgefallen an den Dingen, die feinere und lebhaftere Empfänglichkeit für ihren Reiz und ihre Vorzüge verbunden.

Das Schöne wirkt neue Freude und, indem es anzieht und beglückt, Wohlwollen, Zuneigung; und je reiner der Geist die Freude des Guten fasst, desto reicher gedeiht im Segen des Guten das Leben.

Dass durch Schönheitsinn und die reichste und fruchtbarste Entwicklung desselben kein anderes Volk sich mehr ausgezeichnet habe, als die Griechen, ist anerkannt; und man kann nicht umhin zu fragen, in welchen allgemeinen Ursachen diese Erscheinung gegründet gewesen sein möge. Die ältesten Stämme der Nation, die Pelasger, sind auszuschliessen, weil wir zu wenig von ihnen wissen. Sie können angeborene Züge mit den späteren an ihre Stelle getretenen Zweigen einer grossen Familie gemeinsam gehabt haben: aber ein Nationalcharakter bildet sich erst aus den geheimnissvollen Keimen individueller Art, welche die schöpferische Natur uns in einzelnen Geschlechtern, in äusseren und inneren Zügen so wunderbar dauerhaft in unendlichen Abstufungen und Mischungen fortwirkend vor Augen legt, und in Verbindung mit den Erlebnissen und Erfahrungen, worin die Erziehung und Entwicklung der Völkerschaften besteht. Nur diese können wir erkennen und beurteilen, und, wenn wir durch sie mit einem Volk näher bekannt geworden sind, aus ihnen vielleicht einige Ahnungen über entscheidende Naturanlagen schöpfen.

Vor allem anderen hat der Himmelsstrich und die Natur des Bodens Gewalt über die Menschenkinder. Als Hauptursache der Heiterkeit und des Schönheitsinnes der Hellenen betrachten wir mit Sicherheit die Herrlichkeit des griechischen Himmels und des Meeres, die mannigfache Schönheit des Landes. Unverkennbar ist ferner dass die Naturbeschaffenheit dieses Landes einen entschiedenen, unübersehbar grossen Einfluss auf die besondere Gestaltung der hellenischen Religion im Unterschiede von den verschiedenen anderen derselben grossen Völkerfamilie gehabt hat. Dieser Einfluss erstreckt sich gewiss nicht minder auf die Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe bis hinauf zu der Einheit des allbelebenden, allwaltenden Geistes, als auf die wunderbar gefühligen Vorstellungen, dass die göttlichen Geister, die in

dem regen Naturleben dem Menschenherzen Verehrung, Scheu und Dankbarkeit geboten, auch der Empfindungen und Kräfte, von denen aus der Anschauung der Natur selbst keine Ahnung hervorgeht, nicht untheilhaft sein könnten. So dachten die Hellenen sich menschenartige Götter aus, während die Götzenbilder anderer Völker im Ganzen nur als Symbole oder wirre Phantasiebilder unsichtbar vorhandener, im Himmel und auf Erden gewaltiger Wesen erscheinen und gegen einen Stein oder Holzstamm, welcher zu deren Anbetung sich zu versammeln auffordert, sich nicht viel mehr unterscheiden als etwa durch einige selten recht verständliche Andeutungen in der fratzenhaften Figur oder durch reichen, die Augen verblendenden Schmuck. Die hellenische Hervorbringung der menschenartigen Götter wurde vorzüglich auch unterstützt durch die Idee einer olympischen Götterburg, wo sie in ihren Häusern zusammenwohnten, sich ambrosischer Mahle, des Musengesangs und der Chortänze zur Laute des Apollon erfreuten.*) Unter den menschlichen Eigenschaften, welche sie schmückten, natürlich alle in ihren höchsten je erlebten und vorstellbaren Graden, war die körperliche Schönheit in Gestalt, Auge, Haar nicht die letzte; und es schärfte und verfeinerte den Sinn für das Vorzüglichste, Anmutigste und Angemessenste, was in die Formen, Bewegungen und Lebensäusserungen irgend ein Alter auszeichnen konnte, die Vorstellung, die von der sichtbaren Erscheinung durch die Begeisterung für sie sich noch erheben mochte zu einer idealen Vollkommenheit. Der am menschlichen Körper gereinigte und gereizte Sinn für das Schöne bedingt einen gleich be-

*) [Auf einem älteren Blatt:] Auf die kühnere Nachahmnng des Menschlichen in der Dichtung der Götterwelt hat nichts mehr Einfluss gehabt als dass in dem Olymp nach dem Vorbild einer Königsburg dem Herrscher anf dem Thron eine Königin zur Seite gesetzt wurde wie Hekabe dem Priamos. Keine andere Götterehe war neben dieser: Poseidon ist im Olymp ohne Amphitrite, die in einer späteren Periode mit ihm verbunden wird, und Hades mit Demeter oder Persephone — eine Nachahmung der Herrscher im Lichte — sind mehr symbolischer als mythischer Natur, sie wohnen im Dunkel, haben weniger plastische Evidenz. Ares und Aphrodite werden in Zeiten ein Paar, worin der Mythns überhaupt weniger religiöse Kraft noch hatte.

stimmten und zarten Geschmack auch für alle Aussendinge, die den Menschen umgeben. Wenn man daher sich denken mag, dass das feinere und lebhaftere Gefühl für alles Anregende und Anlachende, welches ein glückliches, südliches Klima nährt, die Empfänglichkeit für das Schöne schärft, so ist nicht zu übersehen, wie mächtig der Glaube, dass über der Menschenwelt, ja zum Theil in ihrer Nähe, wenn auch unsichtbar auf Bergen und in Flüssen auch göttliche Wesen, sonst ihres gleichen lebten, die Würdigung, Bewunderung und Anziehung der menschlichen Schönheit erhöhen musste. Wie im Religiösen, im Laufe der Zeit und in den Massen der Menschen, alle anfangs bedingter, beschränkter und unbestimmter gefassten Ideen und Vergleichungen sich leicht zu auffallenderen, einen stärkeren Glauben erfordernden Dogmen erweitern und verhärten, so hat für den griechischen Volksgeist einer gewissen Zeit die Vorstellung, dass Götter vollkommen schönen Menschen ähnlich seien, nichts Auffallendes, wie denn auch die ideale Bildkunst und Malerei seit einer noch viel späteren Zeit auf ihr beruht. Briseis ist in der Ilias gleich der goldenen Aphrodite, Penelope in der Odyssee der Artemis und der goldenen Aphrodite. Das Menschliche, auch die Freude am Dasein und die schöne Welt wurden durch die menschlichen Götter gehoben und gerechtfertigt. Auch die frömmere Poesie, z. B. des Pindar, Sophokles, verleiht auch den hohen Göttern und den religiös empfundenen, wie Semele, Leto, durchgängig besonders den weiblichen, durch Beiwörter der edelsten und einnehmendsten körperlichen Schönheit vor allem Anderen diesen Charakter. Bei Pindar staunt das Volk den Jason an und glaubt Apollon, Dionysos oder Ares zu sehen. Wohlgeruch und Glanz der himmlischen Körper schildert der homerische Hymnus auf Demeter. „O göttlicher Geruchshauch!“ ruft Hippolyt, als Artemis ihm naht bei Euripides.

Leicht ist einzusehen, wie sehr das Gefühl dieser schönen und herrlichen, dem Menschen doch so nah verwandten Götterwelt den Begriff von Welt und Dasein erweitern und erhöhen mussten, während freilich von der andern Seite diese den Menschen so nahe gerückten Götter durch den Gegensatz,

worin diese Menschen mit den nicht alternden und nicht sterbenden Göttern standen, unvermeidlich einen Schatten auf das menschliche Dasein warfen, was z. B. im homerischen Hymnus auf Apollon wehmütig angedeutet ist. Das Attribut der Seligkeit der Götter, so wie es in der epischen Poesie vorherrscht, war gewiss auch am tiefsten in die Gemüter eingedrungen.

Unter den hundert Zeichen von der Empfindlichkeit der Griechen für das Schöne und dessen tiefem Eindruck auf ihr Gemüt ist das Wort des Sokrates: „Verleiht mir, o Musen, inwendig schön zu sein!“ auch das, dass der Ausdruck *καλὸς κἀγαθός* seinen weiten Sprachgebrauch gewinnen konnte. Eigentümlich ist auch der Nachdruck, der in *καλλίνικος* und *καλλίουλος* liegt.

Einen anderen Haupteinfluss gewannen die menschlichen Götter auf die Heiterkeit des Daseins durch den Gottesdienst, welcher sie auf die eigentümlichste Art in grössere Nähe zu ihnen brachte. Wie sollten die menschlichen Götter einen andern, als menschenfreundlichen, frohen Dienst haben? Platon nennt die Feste von den Göttern geweihete Ruhepunkte des mühevollen Lebens. Die ihnen hauptsächlich dargebrachten Opfer dienten den Menschen zu Festschmäusen, wegen deren Erfindung oder Stiftung der Mythus allerdings die menschliche Selbstsucht des Prometheus anklagt. Die Künste verschönerten die Feste durch Musik, Chortänze und Wettkämpfe körperlicher und geistiger Art. Jedes vereinigte Symposion führte, wie Athenaeus sagt, die Ursache auf die Götter zurück durch Anrufung des höchsten Gottes und der Heroen und Weihung eines Bechers vor jedem der drei Gänge.

VII.

Anhang.

Erster Entwurf einer Abhandlung über des Aeschylus Promethee.*)

Der angeschmiedete und der befreyte Prometheus, selbst wenn wir von dem Inhalt des letzteren gar nicht unterrichtet wären, würden uns mit hoher Wahrscheinlichkeit auf einen dritten als Anfang einer geschlossenen Reihe rathen lassen, auf den Feuerbringer, oder den Frevelnden. Auch wird uns dessen Name noch geboten, *Πυρφόρος* (Gell. XIII, 18. Catal. trag. Aesch.) und da auch Prometheus der Feuerzünder, *Πυρκαεύς*, angeführt wird (Poll. IX, 156. X, 64), so hat mit Einsicht schon aus den beyden Benennungen Hemsterhuys Verschiedenheit gefolgert, indem die erste den bezeichne, der das Feuer hole und den Menschen zuführe, die andre den, welcher, wie der Nauplios *Πυρκαεύς*, Feuer mache. Es verirrt sich darauf der grosse Mann, indem er den zweyten bestimmt glaubt, die nützliche Anwendung des Feuers den Menschen zu lehren. Wollte man auch einem Aeschylischen Feuerbringer zugeben, dass er nach der kühnen That die Wirkungen des Feuers ernsthaft alltäglich lehre, so konnte diese gûtmüthige Schule niemals den Gegenstand eines ganzen Dramas ausmachen. Ein Prometheus wird auch genannt als hinter den Persern, dem Phineus und Glaukos gegeben (argum. Pers.), also ein Satyrspiel auf drey Tragödien, wie schon Casaubon sah. Darin, wie der Satyr das Feuer bewunderungsvoll umfassen und küssen will, rief ihm Prometheus zu: Satyr, es wird deinem Bart weh thun, es brennet wer es anrührt. Diese ohne Namen von Plutarch erwähnten Verse erkannten Schütz und Voss, nur dass sie das Stück ungenau bezeichnen als den Feuerbringer[1]), da die Verse offenbar dem Feuer-

*) [Vergl. oben S. 191. 231.]

1) Mit ihnen auch Boeckh, Trag. Graec. princ. p. 18, der auch ausdrücklich p. 56 die Entwendung Prom. 7 auf das Satyrspiel als früher geschrieben bezieht.

brenner angehören. Nicht minder gehören diesem die Pechfackeln in dem Vers bey Pollux, wo auch richtig *Πυρκαεύς* citirt ist:

λινάδες δέ, πίσσα κώμολίνου μακροὶ τόνοι

(wie dieser Vers zu lesen seyn möchte). Und diese Fackel verbreitet zugleich Licht über das ganze Satyrspiel, das ohne Zweifel auf die Stiftung der Promethee hinausgieng, den Fackellauf, der in Athen vom Altar des Prometheus in der Akademie aus gehalten wurde. Hiernach wird auch Prometheus Stifter dieses schönen Wettlaufs (Hygin. P. A. II, 15) und als solcher Fackelträger genannt (Eurip. Phoen. 1157. Apollon. Athen. ap. Philostr. V. Soph. II, 20). Diese Unterscheidung des *Πυρφόρος* als Tragödie von dem *Πυρκαεύς* als Satyrspiel war auch von Blümner ausgemittelt[2]), gewissermassen nach einem Vorgang Hermanns, welcher die Tragödie Glaukos *ποτνιεύς* von dem Satyrspiel Glaukos *πόντιος* geschieden hat.

Ueber die erste verlorne Tragödie dürfen wir uns nur des unverwerflichen Zeugnisses des Cicero bemächtigen, dass sie die Entwendung des Feuers aus der Lemnischen Esse des Hephästos, *furtum Lemnium*, enthielt (Tuscul. disp. II, 10. cf. Lucian. Prom. 5). Denn im gefesselten Prometheus ist nur die Entwendung des Feuers (V. 7 Schütz, in der Ferulstaude[3]) V. 109), nicht aber die Scene derselben angedeutet.[4]) Diese war denn also der Lemnische Krater Moschylos, der durch Buttmann bekannter geworden ist. Dahin, wie Accius im Philoktetes sagt (Varro L. L. VI p. 82 Bip. Cic. l. l.),

2) Ueber die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aeschylus S. 18ff. Schütz, Aeschyl. Fragm. p. 122, giebt sie, mit Butler, wieder auf. Die Trilogie wird auf den Kopf gestellt, und mehr als das, wenn der Feuerbringer als ein Satyrspiel im Gefolge des gefesselten und befreyten Prometheus geht: Genelli Ueber das Theater zu Athen. 2. Abschnitt.

3) Sie heisst noch jetzt in Cypern *νάρθηκα* und wird noch auf gleiche Weise gebraucht. Sibthorp in R. Walpoles Mem. relat. to Turkey p. 284, wie ehedem auch Procl. ad Hesiod. p. 26 Heins. und Tournefort Lettre 6 bemerkten.

4) Nach der älteren Sage stahl er das Feuer dem Zeus, welcher es den Menschen verbarg: Hesiod. *Ἔργα* 51 (wie die Lebsucht 42, — ohne andern Grund als auszudrücken, dass der Mensch alles mühsam der Natur abringe. Virg. Georg. 1, 131.). So Horat. 1, 3, 29.

vermuthlich mit den Worten des Aeschylus selbst[5]), liess Prometheus sich aus den ätherischen Wohnungen *(alto ab limine caeli)* nieder, wo auf verwüstetem Grund, unter dem Krater *(sub ipsis collibus)*, der Tempel stand.

Unde ignis cluet immortalibus
Divis olim doctu' Prometheus
Clepsisse dolo, poenasque Iovi
Fato expendisse supremo.

Kühnheit und Kraft des Prometheus, denkt man leicht, erwiesen sich hier auf die erhabenste Art, wenn die drey Kyklopen des Donners und Blitzes, nach der Theogonie (140), mit dem alten Dädalos schmiedeten. Doch diese Kyklopen haben ihre Werkstätte in der Höhle; drey schmieden mit ihm die Waffen auf der Tabula Iliaca. Ohnweit aber stand der Tempel der Kabiren. Von Kabira (καϝείρη), der Brennenden, nach Pherekydes einer Tochter des Proteus (Feuer in der Meerestiefe), und dem Hephästos stammten die in diesem Tempel verehrten drey Kabiren; und diese vermuthlich waren es, welche, als des Hephästos Gesellen, wie nach Hesiodus die Idäischen Daktylen sind (Weltschmiede nehmlich), an der Handlung Antheil hatten.[6]) Die Flammen brannten aus dem Boden hervor, wie Accius sagt; es stöhnt, wenn man aus den Aeschylischen Bruchstücken ungewisser Stücke den Vers fragm. 397 hierher zieht, unter lichten Blitzen (aus der Tiefe) der Erdboden, und der Unsterbliche (fr. 298), wenn anders auch diese Worte dem Prometheus mit Recht geliehen werden, muss fürchten sich wie eine Lichtmotte zu versengen, indem er der Flamme sich nähert, um den Funken aufzufangen. Hier-

5) Dass Accius den Philoktetes des Aeschylus nachgebildet habe, statt dessen des Euripides, ist aus der grossen Erhabenheit und Kraft dieses Dichters (Horat. epist. II, 1, 56. Quinctil. V, 13) und mehreren andern Gründen zu behaupten.

6) Prometheus, der Feuermann selbst, gilt in Theben als einer der Kabiräer, und sein Sohn daher Aetnäos, von αἴθειν. Pausan. IX, 25, 6. Ebenso hat er in Athen in der Akademie am Eingang des Pallastempels mit Hephästos einen Altar zusammen, und dann ist er als der ältere mit einem Scepter, Hephästos als der zweyte gebildet. Lysimachid. ap. Schol. Oed. Colon. 55. Hier ist er der erste, weil ihm als Feuerdämon hier das Feuerfest begangen wurde.

auf Chorgesang der Okeaniden, über des Feuers Wesen und Kräfte, Hephästos und Thetis, oder andre Bezüge beyder Elemente auf einander, vermöge deren sie weise zum Chor ersehen sind. Den mittleren Theil der Handlung nahm dann die Scene ein, wo Prometheus dem ihm theuern Geschlecht, vielleicht im Deukalionischen Mutterlande das Geschenk überbringt, und ihnen zeigte, wie unter Asche der Funke fortglimmt (Hygin. 144, ein Zug, welcher ächt scheint). Ebenso bestimmt können wir die dritte Scene, den Ausgang dieses Stücks, aus den Worten der Okeaniden im Gefesselten V. 556ff. folgern, die Hochzeit des Prometheus mit der Okeanide Hesione, die mit allem Gepränge und Gebräuchen, unter dem Brautliede der Schwestern, auf der Bühne gefeyert wird. Hier also Prometheus in allem Glanze der Heldenkühnheit, des Triumphs, des Verdienstes und des Glücks.

Eine Hesione ist sonst unter den Okeanidennamen nicht.[7]) Der Name Sängerin aber ist an sich der Meernymphe angemessen, indem unzählige Namen und Geschlechtsherleitungen das Geistige an dieses Element knüpfen; Aeschylus wählte ihn noch besonders in Absicht auf Prometheus, weil im Mythischen die Frauennamen der Bedeutung des Gemals entsprechen.[8])

Aus diesem Drama ist nur Ein Vers ausdrücklich angeführt. Fragm. 174.

Ein schaudervoller Abgrund zwischen dieser Handlung und dem Anfang des gefesselten Prometheus. Wohl sang ein verschiedenes Lied der Chor der Okeaniden am Schluss von jener und bey dem Auftritt in diesem. Der Dichter, welcher, nach dem Ausdruck des Aristophanes, auch in Worten

7) Theogon. 255 *Ἠϊόνη*.

8) Die Sage, nach welcher von diesem Paar Deukalion entspringt (von Hesione oder Axithea sagt Tzetzes ad Lycophron. 1282. *Ἀξιθέα* aber ist nur Ehrenname wie *Ἀξίερος*, *Ἀξιόκερσος*), verschwistert mit der dem Hesiodus und Aeschylus gleichfalls fremden, nach welcher Prometheus aus Wasser und Erde die Menschen bildet, scheint nur eine abgeleitete, wenigstens auf den Prometheus nur übergetragene Dichtung und von Aeschylus, obwohl sie mit seinem Prometheus nicht schlechthin unverträglich ist, ausgeschlossen zu seyn, da sie V. 231ff. schwerlich hätte unberührt bleiben können.

und Bildern steile Schwindelhöhen erklimmt (*κρημνοποιός*), schreitet über Klüfte weg, wenn sein Genius, auf die höchsten Grate ihn hinstellend, die Erscheinung überirdischer Gestalten ihm mit dem Finger im Aether abdeutet. Und doch, scheint es, wird erst in solchem Zusammenhang, nach solchem Vorspiel die erste Scene des Gefesselten von der seltsamen Abgebrochenheit frey und von dem peinlichen Eindruck, den bey der Eröffnung der Scene ein noch so erhabener Straftod, oder was dem ähnlich ist, machen muss.

Der Charakter des Prometheus in diesem Theile der Handlung ist unerschöpflicher Rath und Voraussicht (18. 59. 162), verbunden mit unerschütterlichem Willen, dem Bewusstseyn der Freyheit, und mit Liebe zu den Menschen (11. 28. 30). Er allein, da Zeus sie vertilgen wollte, widerstand, und rettete sie (231 ff.); er gab ihnen das Feuer (37. 82. 252. 617. 954), mit ihm alle Künste (110. 443 ff. 506 cf. 335), mit ihm Verstand den Unmündigen (wie Ard, der Ized des Feuers, den Menschen hohen Geist und Wissenschaft, oder Adibehescht, Erzeuger aller Wesen, ihnen das Feuer giebt; in dem Platonischen Mythus, Polit. 16, sind sie aus Erde und Feuer gemischt erschaffen, nach dem Koran der Mensch aus Erde, die Genien aus Feuer) — und am rührendsten beweist er seine Güte für das Geschlecht, indem er ihm blinde Hoffnungen verleiht, dass es den Tod nicht vor Augen habe (250). Hiernach wird auch die Bedeutung des Namens gelind umgebogen, so dass er der V o r s o r g e r und B e r a t h e r heisst.[9]) Die Er-

9) V. 86. 381 cf. Suppl. 714. Pind. Ol. VII, 82, worauf auch *προκήδου* Prom. 634 anspielt. Ursprünglich bedeutet der Name nur den Verständigen. So *Πρόμηθος* als Sohn des Kodrus, Pausan. VII, 3, 1; so *Προνόη* als Nereide und Nais, nicht die voraussehende, *πρόνοια*, sondern die vorkluge, sehr kluge, wie *πρόκακον*, *πρόπας* s. Schwenck ad Eumen. 825. Auch *Ἐπιμήθης* heisst zuerst nichts anders wie *Προμήθης* s. Theocr. XXV, 79; *ἐπίχαρις*, *ἐφίμερος* und *Ἐπιμένης*, *Ἐπιμήδης* (unter den Eleischen fünf Daktylen), *Ἐπιμέδουσα*, *Ἐπιχάρης*, *Ἐπίχαρμος*, *Ἐπικάστη*, *Ἐπικύδης*, *Ἐπίλυκος* u. s. w. beweisen diess. Sprosse des Seitenmythus ist, was von den Brüdern Vorbedenken und Nachbedacht erzählt wird. Im Sinne des Aeschylus, als Freund der Menschen, ist Prometheus auch in dem Mekonischen oder Sikyonischen Nebenmythus genommen, welcher mit dem Hauptmythus verkehrt in Verbindung ge-

habenheit des Muths und der Erduldung zeigt sich, wie im Schweigen während der ersten Scene, so in der Gleichgültigkeit gegen den nachgiebig klugen Rath des Okeanos und gegen das Beyspiel des von Zeus gebändigten Atlas (Theogon. 520) und des gegen den Herrn vergeblich anstrebenden Typhon (351 ff.). Nicht minder in den Prophezeihungen an Io und über sein eignes Loos. Prometheus ist furchtlos; denn er soll nicht sterben (941 ff.) und verachtet den Zeus und seine Herrschaft die kurze Zeit hindurch, die dreyzehn Menschenalter nehmlich (d. i. ein volles Generationenjahr, nach dem dreyzehnmonatlichen Jahr in der Trieteris) bis wann sein Befreyer kommen wird (780). Lieber will er dem Felsen, woran er schmachtet, wie dem Zeus als Gesandter dienen, und setzt Uebermuth dem Uebermuth entgegen (974). Trotzig weist er den Befehl ab, das dem Zeus drohende Schicksal zu offenbaren und fährt lieber mit seinem schicksalvollen Geheimniss, unter Wetter und Erdbeben, nieder in den Tartarus.

Der Zeus dieser Tragödie, und somit die mythische Grundlage derselben, ist aus der Theogonie entnommen, hat jedoch die Bedeutung verändert. Denn welche Ideen die Theogonie unter dem Bilde von Herrschaftswechseln fassen möge, so schliesst gewiss ihre Absicht alle sittliche Folgerung und Würdigung aus. Aeschylus aber, überhaupt abgeneigt der herrschenden, allzusehr in Menschendichtung aufgelösten Mythologie, bedient sich zum Behuf seines weit umfassenden dichterischen Zwecks seines Vortheils, und hebt aus der arglosen Dichtung mit strenger Folgerichtigkeit alles hervor, was, um Symbole zu verknüpfen, menschlich unstatthaftes eingeflochten war, was für den Götterbeherrscher nachtheiliges sich daraus entwickeln liess. So steht Zeus, nicht göttlicher, nur mächtiger wie Prometheus, nur wie der emporgestiegene Zwingherr dem unbeugsamen Freyen, dem im reinen, wenn auch nicht ganz verstandenen Bewusstseyn guter Thaten trotzigen

setzt wird, wenn die Theogonie 251 ff. daher die Strafe des Prometheus ableitet. Er ist nehmlich entstanden aus dem Streit, ob den Göttern, wie in Sparta, bey den Opfermalen Knochen geweihet werden sollten, was in Athen z. B. unfromm war, oder nicht; wobey Prometheus sich, wie immer, der Menschen und ihres Vortheils annimmt. Vgl. Prom. 496 f.

Heldencharakter, gleichsam einem Achilles unter Dämonen, gegenüber. Beyde sind völlig gleich, unter dem ewigen und gerechten Schicksal (515 ff.), in dessen Idee der eigentliche Zeus, der Zeus der Religion, besonders in älteren Zeiten, ja der Zeus des Aeschylus selbst, wie er z. B. in den Schutzflehenden und in mehreren Bruchstücken erscheint, hier übergangen ist; und man wird hieraus inne, wie frey nach dem gegenwärtigen dichterischen Zweck mit dem mythischen Stoffe geschaltet werden durfte. Unser tragischer Zeus ist geschildert streng nach dem Bilde eines Tyrannen und dieser Charakter ist mit den stärksten Pinselstrichen umrissen, möge dem Dichter der Perserkönig dabey vorgeschwebt haben, oder nur Griechische Geschichte und Politik, möge er die Absicht gehabt haben, die Freyheitsliebe seiner Mitbürger zu nähren[10]), oder nur unwillkührlich seinen Gesinnungen den Lauf zu lassen. Zwey Tyrannen sah Prometheus schon stürzen von dem Thron, welchen der neue Thronräuber bestiegen hat (964). Hart ist dieser als der die Herrschaft jüngst gewonnen hat (35. 96. 310. 339. 950. 963), ein rauher Alleinherr (324), nur er frey, alle Götter dienstbar (50), und die seinen Hof besuchen, die hassen alle den Gegner des Zeus (121); denn er schreckt sie durch übermüthige Härte gegen diesen (403). Er herrscht nach neuen Gesetzen und hebt auf, was vorher galt (149). Hartnäckig, grausam, unbeykommlich, so sagt der Chor (163. 184), unterdrückt er den Göttersohn, bis er sein Herz gesättigt oder eine fremde Hand auch ihn der Herrschaft beraubt. Dabey zeigt er sich wie ein Gewaltherr, weil er keinen unabhängig Gesinnten erträgt, und weil er den Verstand —

10) Dass darin nicht die Hauptabsicht des Dichters liege, wie Schütz (exc. 5) annimmt und ein früherer Uebersetzer (*Prometheum vinctum, in quo sensus principis novi, sapientum consilio regnum consequuti et mala quae deinde ab ipsis refertur gratia, vivis depingitur coloribus, latina prosa vertit M. Gerbitius* 1559), so wie es auch neuerlich von einem Mitgliede der Französischen Akademie ausgeführt worden, Revue Encyclop. 1820 T. 6 p. 442—469 (eine Abhandlung, welche wenigstens weit hinaus ist über die wegwerfenden Unverständnisse der Herren Dacier, Brumoy, La Harpe u. s. w.), diess leuchtet bald ein: Zeus ist untergeordnete Person, durch ihn kann nicht die Hauptidee dargestellt werden.

des Prometheus Wesen — verabscheut (so dass der alte Okeanos sagt, es sey am besten, Verstand habend es nicht zu scheinen), aller Wohlthat vergessen, die er empfangen hat; denn durch des Prometheus Rathschläge hatte er gesiegt (219. 305. 439). Aber diese Krankheit wohnt der Gewaltherrschaft ein, den Freunden nicht zu trauen (224).

Noch stärker und sprechender ist der Charakter einer solchen Macht durch ihre Wirkungen und ihre Diener ausgedrückt. Hephästos, sonst nur schönes und nützliches in allem Frieden bildend, muss, im Widerspruch mit der Gutmüthigkeit, die er ausdrückt, das Werkzeug der Grausamkeit seyn, Herrschaft und Gewalt, willfährige Schergen, die zur Unterdrückung sich geschäftig zeigen (von der bösen Styx am Tage der Entscheidung, gleichsam wie die bewaffnete Macht, dem Zeus zugeführt, Theogon. 387), treiben den zögernden, widerstrebenden und jammernden fühllos an, und vom Wiederhall seiner Hammerschläge werden die verwandten Okeaniden hervorgeschreckt. Gestalt und Anzug dieser allegorischen Personen[11]), angemessen der Sprache, welche sie führten (78), war vermuthlich nicht idealisch scheusslich, sondern kriegerische Barbarentracht, so wie bey Hephästos ohne Zweifel altattische Handwerkstracht der Dädaliden, Hephästiaden, Aethaliden und Eupyriden angewandt war. Im Hermes, der von hoch her zu Wagen ankommt (135) und erst am Ende seiner ersten Scene aussteigt (279), erschien ein geschmeidiger Unterhändler ungeprüfter oder sophistisch in Schutz genommener Machtbefehle, feine und gewandte Hofdienerey unmittelbarer Diener eines Tyrannen, gemildert durch die mehr idealische Tracht des Gottes — im Grund ein Sklave wie der andere.

Von der grössten Wirkung, um gegen selbstsüchtige Uebermacht das Gefühl zu empören, ist es ferner, dass, durch das Auftreten der wahnsinnigen Io, in derselben entlegenen Wildniss zwey Wesen sich begegnen, denselben Welttyrannen zu verklagen. Auch weist uns, wie Jakobs angemerkt

11) In den Xantrien trat die Wuth auf, welche Euripides in den Rasenden Herakles aufnahm.

hat[12]), die Heftigkeit, womit die mondgehörnte Jungfrau (591) der Verzweiflung sich preisgiebt, nachdrücklich zurück auf die Festigkeit und Grösse des Titanen, und es wird die tragische Rührung befördert durch die Darstellung des kleineren, aber gefühlten Uebels, wenn die Betrachtung des grösseren, aber mit Stärke ertragenen Leidens das Herz allzusehr beklemmt und betäubt. Völlig beschämt werden alle Einwendungen gegen diese Scene erst dann, wenn wir erwägen, dass sie, als die mittlere dieses Stücks, die Mitte des grossen Ganzen einnehmend ein ganz anderes Verhältniss nach beiden Seiten gewinnt, nicht blos nach der räumlichen Oekonomie, sondern auch nach der inneren Bedeutung. Denn in den genauen Prophezeihungen, die ihr Prometheus ertheilt, bewährt er vollständiger die deutliche Voraussicht, durch welche seine Standhaftigkeit fasslicher, glaublicher wird, da, ohne die erste mit eignen Augen zu schauen, sein Erdulden leicht wie Starrheit, und die ganze Erscheinung, wenn die Ueberschreitung des menschlichen Masses vorzüglich nur von der einen Seite sich zeigte, eher wie das Ungeheure auf den Sinn wirken möchte. Möglich, dass den Episoden von den Irren der Io und von den Abentheuern des Herakles im zweyten und dritten Drama eine Ausführung der Kabiren im ersten über die Herrlichkeiten der Kunst, die dem Feuer ihren Ursprung verdanken werden, entsprach. Diese Ruhepunkte der Handlung gerade in der Mitte jedes Stückes denken wir in Verbindung mit einem weitgreifenden Gesetze der Symmetrie und Eurhythmie im Griechischen Drama, welches so wenig wie die verwandte Schönheit und Freiheit der Composition an den Basreliefen gehörig wahrgenommen und anerkannt ist. Ueberdiess hält der Anblick der Ahnmutter dessen, von dem der Befreyer kommen soll (778), zudem die Hoffnung der Auflösung wach und die Erwartung gespannt.

Um auch die der Handlung weniger wesentlichen Personen nicht ganz zu übergehen, so erscheint der Chor der Okeaniden, baarfüssig und (wie Jacobs V. 115 richtig erklärt) auch durch den Geruch die Heimath, woher sie kommen, ver-

12) Attisches Museum Th. 3 S. 347.

rathend, auf geflügeltem Wagen schwebend (135. 279)[13]); und ihnen folgt bald der Meeres-Alte, getragen von einem vierbeinigen, von keinem Zügel gelenkten Flügelthier (268. 395), Greif oder Pegasus, von dem er sogleich absteigt. Die Nymphen drücken, wie es im Charakter des Chors überhaupt liegt, eine gewisse Mittelmässigkeit der Ansicht aus, die Weisheit, welche Frevel, Gefahren und Irrthümer meidet, aber auch zu hohen Tugenden den Weg nicht findet, der Menge, gewöhnlicher Volksnatur angemessen ist, von Heldennaturen nicht verstanden wird. Wie er den Prometheus sanft tadelt (527 ff. cf. 1044), so zeigt er sich auch in Bezug auf Io einem hohen Loos und hohem Sinn ängstlich abgeneigt (893 ff.).

Wir gehen zu dem Endstücke, dem erlösten Prometheus, über. Die Grundlage ist gegeben in dem mittleren. Dem Zeus steht bedingt der Untergang bevor, er bedarf des Prometheus oder seines Orakelspruchs, um zu erfahren, von wem ihm Scepter und Herrschaft entrissen werden solle; und Prometheus wird dann nicht durch Bitten und Drohungen sich bewegen lassen, bevor ihn Zeus aus den Banden entlassen (170). Er besitzt in der Bewahrung dieses Geheimnisses die Bürgschaft seiner Befreyung (524). Und, wie er erst der Io allein entdeckt, dann auch dem Chor (917), dem Schicksal die zu heyrathen, deren Sohn mächtiger sein wird als der Vater, und vom Thron durch diesen zu stürzen und selbst noch härtere Pein zu leiden als Prometheus jetzo (939), wird Zeus nicht entgehen, ohne dass Prometheus erlöst wird (775). Aber sein Zorn wird sich abkühlen durch die Zeit; er wird, der Worte des Prometheus zur rechten Stunde sich erinnernd und sie nicht mehr verachtend, sich versöhnen und entgegen dem entgegenkommenden kommen (188). Nach diesen zu bestimmten Aussprüchen muss nothwendig die Handlung des befreyten Prometheus angelegt gewesen seyn, worin sich demnach Aeschylus entfernte von der aus den Myrmidonensagen geschöpften Erzählung (bey Pindar Isthm. VIII, 60 ff. Apollod. III, 13, 5 Apollon. Rhod. IV, 800), dass Themis, als Zeus die

13) Wagen in Mehrzahl, also für jede einen (Boeckh p. 78), ist unwahrscheinlich; und statt der Wagen nur beflügelte Nymphen, aus V. 128, zu setzen, wird schon durch V. 272 πεδοῖ δὲ βᾶσαι verwehrt.

Thetis sich vermälen wollte und mit Poseidon um sie stritt, ohne weiteres das Orakel verkündet, welches sie schlichtet. In den Achillesliedern, denen dieses Orakel seine Entstehung verdankt, bedurfte es mehr nicht (daher auch Proteus statt der Themis gesetzt wird Ovid. Metam. XI, 221): denn durch diesen Spruch wird die Grösse des Achilles ahndungsvoll verkündet. Die Vermälung der Thetis war ohne Zweifel auch nach Aeschylus nahe gerückt, um dem Hader mit Prometheus eine andre Wendung zu geben. Themis aber, welche ihrem Sohn die Zukunft als das Geheimniss seiner Rettung vertraut hat, kann bey ihm unmöglich rücksichtlos gegen diesen dem Zeus prophezeit haben. Prometheus ist es, welcher durch seine Prophezeihung den Zeus von der Verbindung zurückhält (Nonn. XXXIII, 357). Wie es könne eingeleitet worden seyn, dass Zeus inne wurde, des Prometheus zu bedürfen, ist schwer zu errathen[14]). Das scheint mir klar, dass das in der Theogonie gesetzte Motiv, dass Zeus den Prometheus nur befreyt, um den Ruhm seines Sohnes zu mehren, wie es in der Heraklee kann aufgenommen gewesen seyn, unserem Gedichte durchaus nicht anpassend ist[15]). Das erste konnte in unserem Zusammenhang nicht statt finden; Herakles spielt den Vermittler, gleich viel ob aus Liebe zu dem einen oder dem andern; aber nicht zufällig, in Folge eines Zusammentreffens, sondern als abgesandt in die Handlung enger verflochten.

Im Anfange des Stücks erscheint Prometheus, nachdem die lange Zeit vollendet war, die ihn in die Tiefe beugen sollte, an seinen Felsen unveränderlich angeschmiedet, wiederum

14) Hygin. 54 meynt wohl das Räthsel zu lösen, und giebt Unsinn: Jupiter, wie ihm Noth thut gewarnt zu werden, bittet den Prometheus, dass er ihn warne.

15) Jacobs (a. a. O. S. 351) vermuthet, Herakles habe den Prometheus zum Lohn für den vorgeschriebenen Weg befreyt, oder aus Liebe zu Zeus, dessen geliebtester Sohn er war und der in Gefahr schwebte, die Vermittlung gestiftet. Später ist die abweichende Erzählung bey Hygin. P. A. II, 15 dass, als Zeus die Vermälung mit der Thetis wider ihren Willen durchsetzen will, jener Ausspruch von den Mören gesungen wird, welchen Prometheus in seiner gezwungenen Wache vernimmt, dem Zeus hinterbringt und dafür zum Lohn die Freyheit erhält.

ans Licht emporgehoben und zerfleischt von dem Adler[16]). Dieser war sichtbar, mit den Klauen vermuthlich angekrallt, den Kopf in die Wunde versenkt, wie es der Maler bei Achilles Tatius (III, 8) und ein bekanntes Basrelief dargestellt haben. Diese Strafe sagt Hermes voraus, und fügt hinzu, diess sey nicht prahlerische Drohung, sondern ernstlich gesagt. Unwahres auszusprechen verstehe der Mund des Zeus nicht, er vollbringe jedwedes Wort. Wie liesse sich demnach an dem Gang der Handlung zweifeln, wären auch nicht die von Cicero übersetzten Verse (Tusc. II, 10) vorhanden, wo Prometheus klagt, wie er diess *castrum furiarum* bewohnend, alle drey Tage von dem Adler zerfleischt werde (der die stets nachwachsende Leber verzehrt) und mit den von der Sonne geschmolzenen Blutstropfen des Kaukasus Felsen beträufle, schaudrige Jahrhunderte hindurch — drey Myriaden, hiess es im Stück selbst: Schol. Prom. 94[17]). Also Zeus hat ihn nicht erst da er seiner bedarf ans Licht zurück geführt wie den Kotus und Briareus, als er ohne sie die Titanen nicht besiegen konnte (Theogon. 626). So wie eine plötzliche Katastrophe durch die Blitze des Zeus, in welche sein Zorn erhabener ausbrach als er sich durch eine verhängte Folter äussern konnte, für die Bühne erforderlich war, ein Ausgang der an die Titanomachien erinnerte, so war nicht minder nothwendig, dass die Veränderung schon vor unabsehbarer Zeit vorgegangen war. Denn das Unterirdische wirkt auf

16) Die Strafe des Feuerraubs durch den Adler ist auch Hesiodisch (Schol. Apoll. Rh. II, 1249); aber nicht mit den Tagwerken übereinstimmend. Die Theogonie giebt den Prometheus an eine Säule genagelt und vom Adler genagt, wegen eines andern Vergehens (Note 9). Pherekydes nennt den Adler Sohn des Typhon und der Echidna, andre anders (Hygin. P. A. II, 15). Eine verwandte Sage wie die von diesem Adler und dem Geyer des Tityos hat die prosaische Edda, wo Loke nach Balders Ermordnng von den Asen an drey durchbohrte Klippen mit den Gedärmen seines Sohnes Narwe gefesselt wird, indess ihm eine Schlange Gift in das Angesicht träufelt. Nnr sollte man diess nicht weiter mit dem Promethens vergleichen, wie Nyerup thut.

17) Dreissigtausend Jahre, Hygin. l. l. Fab. 54 und 114 dagegen nur dreissig. Was er in der ersten Stelle als die Meynnng andrer hinsichtlich des Kranzes anführt, ist als Parodie zu verstehn.

die Vorstellung nur schattenähnlich; die Phantasie schwankt und fasst Vorstellungen einer höllischen Pein oberflächlicher, als dass sie das Gemüth stark aufregen könnten. Der Gedanke aber, dass der Zustand des Titanen, wie ihn die Zuschauer unter allen bekannten Bedingungen vor Augen sehn, Jahrhunderte dauere, war dem Eingang des mittleren Prometheus und dem ganzen Titanischen Massstabe gerecht. Ja es scheint, dass die Handlung des befreyten Prometheus diese Zeitlänge wenigstens zum Theil selbst einschloss. *Sed longe a leto numine aspellor Iovis* sagt Prometheus zu den Titanen. Auch beobachtet auf diese Weise der Dichter die alte Sage hinlänglich, welche einfacherweise nur diese Bestrafung kannte, nicht das Hinabschmettern in den Tartarus.

Nach den ausdrücklichen Worten des Dichters, dass Prometheus mit dem Felsen in den Tartarus geschleudert worden, und (daran gefesselt wie er ja im Tartarus blieb) zurückkehren werde (1027) versieht man sich nicht des Gedankens, dass er im befreyten Prometheus den Titanen an einen andern Felsen geschmiedet vorgestellt haben soll. Beyde Stücke im Zusammenhang gedacht, ist diese Annahme schlechthin theatralisch unmöglich. Aber selbst ohne diess scheint es höchst seltsam, dass der Dichter hinsichtlich des Ortes, da er nur im Allgemeinen, nehmlich als eine Scythische Gebirgsgegend wesentlich, die namhafteste aber, der Kaukasus im Besonderen, weil keine Art von örtlichen Volkssagen damit verknüpft wird, dichterisch durchaus gleichgültig ist, zweyerley Annahmen befolgt haben sollte; und dabey hat die Vorstellung, dass dem Titanen die Bande im Tartarus, als ob er ordentlicher Weise zu Fuss zurückgehn und sie mit sich schleppen sollte, abgenommen worden seyen, und die Anschmiedung sich müssig wiederholt habe, etwas Kleinliches. Ohne diess aber vorauszusetzen, würde der Dichter durch einen solchen historischen Widerspruch durch das spätere Stück das frühere gleichsam verläugnet und in der gemeinen Vorstellung ihm nothwendig geschadet haben. Demohngeachtet hat die Schützische Behauptung, dass Prometheus in dem erhaltenen Stück nicht, sondern erst im Befreyten am Kaukasus angeschmiedet gewesen, allgemein Eingang ge-

funden. Es traten ihr namentlich Jacobs, Heyne und Porson bey[18]). Inzwischen lassen sich alle Schützischen Gründe heben[19]) und so behauptet sich das einfach Poetische und das in anderer Beziehung Nothwendige, indem zugleich sich erklärt, warum alle nachäschylischen Schriftsteller einmüthig den Kaukasus als die Scene der Anschmiedung nennen[20]).

Den Chor bildeten in dieser Tragödie die Titanen, *Titanum suboles, socia nostri sanguinis, generata Coelo*, wie sie Prometheus bey ihrer ersten Erscheinung anredet. Sie beschreiben ihm den langen Weg, den sie herkommen (Fragm. 177. 178). Und hier entsteht die nicht ganz leichte Frage, wie dieser Chor beschaffen gewesen seyn möge. Nehmen wir die Zahl zwölf an, welche bey Suidas und in dem Leben des

18) Der erste a. a. O., der andre ad Apollod. p. 37 ff. 137, Porson in der im Classical Journ. Nr. 15 abgedruckten Recension p. 15.

19) Wenn nehmlich Schütz 1) das Scholion zu V. 1 anführt: *Ἰστέον δὲ ὅτι οὐ κατὰ τὸν κοινὸν λόγον ἐν Καυκάσῳ φησὶ δεδέσθαι τὸν Πρ. ἀλλὰ πρὸς τοῖς Εὐρωπαίοις τέρμασι τοῦ Ὠκεανοῦ, ὡς ἀπὸ τῶν πρὸς τὴν Ἰὼ λεγομένων* (725) *ἔστι συμβαλεῖν*, so lässt die von Fähse Sylloge lectt. Graec. p. 3 ausgezogene Handschrift *οὐ* und *ἀλλά* weg, und fügt nach *Ὠκεανοῦ* bey *καὶ οὐκ ἀλλαχοῦ*. Also ist das Scholion erst durch einen Grammatiker wegen 725 verändert und von diesem erst die Beziehung auf diese Stelle beygefügt worden, welche zu der wahren Lesart freylich nicht passt. — 2) Diese Stelle selbst ist nicht so zu erklären, dass Prometheus den Kaukasus dem Orte, wo er selbst leidet, entgegensetzte als einen entfernten —, sondern von einem Punkte des Berges aus wird Io gemahnt, über den Strom auf einer andern Seite des weiten Gebirgs zu gehn, nicht entfernt von der Quelle, wo er zu reissend seyn würde, sondern am Berg selbst, von dem sie sich ja entfernt haben könnte. Eben so sagt Prometheus 715 zur Io, sie werde zu Skythen kommen, und bey Skythen befand sie sich auch schon. 3) ist nicht abzusehn, warum Aeschylus gleich Anfangs den Kaukasus hätte nennen müssen, da dieser, ohwohl in unserer Theogonie nicht genannte Punkt, ohne allen Zweifel durch die Herakleen allgemein bekannt war, wie denn schon Heyne (ad Apollod. p. 38) vermuthete, dass durch diese der Kaukasus in die Sage gekommen sey. Skythien aber ist so gut Asiatisch wie Europäisch. Endlich ist die Reihe der Völkerschaften 411 ff. vollends gleichgültig.

20) Apollod. I, 7, 1. Apollon. Rh. II, 1049. Pausan. V. 11, 2 u. a. Lucian nennt sein Gespräch Prometheus (d. i. die Anschmiedung) oder der Kaukasus. Auch der dem Gefesselten vorangestellte Inhalt giebt das Kaukasische Gebirg in Skythien als die Scene an.

Sophokles als die früher gesetzliche des Chors angegeben wird, so können wir entweder bey den sechs Titanenpaaren der Theogonie stehen bleiben, indem der Vermuthung, dass der Chor auch aus beyden Geschlechtern (wie bey den Vögeln des Aristophanes) zusammengesetzt gewesen seyn könne, zumal wenn die Personen keine wirklichen sind, nichts bedeutendes entgegenzustellen seyn wird; oder wir müssten eine Mehrzahl männlicher Titanen setzen, ohne welche allerdings auch die Titanomachie, jene mächtigen Stürme und Schlachten vom Othrys gegen den Olymp in zehnjährigen Kriegen (Theogon. 631 ff.) nicht wohl gedacht werden kann, und welche in der unbestimmten Mehrheit von Panen, Silenen und Satyrn (nicht in den fünfzehn Eumeniden) eine Vergleichung findet. Den sieben Heliaden im Chor gab Aeschylus vermuthlich sieben dienende Nymphen bey, wie Euripides den sieben Müttern von Argos je eine Dienerin. Neben Titanen musste jede Begleitung abstechen, und so bleibt das erste vorzuziehen. Eingeleitet war ihr Auftreten vielleicht durch des Prometheus Mutter, die als Prophetin den Zeitpunkt ihnen verkündigte, wo dem Verwandten Theilnahme zu zeigen vergönnt sey, wie sie sagen (Fragm. 177), dass sie kommen, um seine Leiden zu schauen; und ertheilten sie auch vermittelnden Rath, so war dafür Prometheus jetzo empfänglicher, als einst bey dem Zureden des Okeanos und der Nymphen. Uebrigens müssen wir annehmen, dass die Titanen nicht aus dem Tartaros heraufdringen, in welchen die Ilias sie einkerkert; sondern vielmehr von der Insel der Seligen her, wohin nach gelind vermittelnder Dichtung Kronos als König der Heroen in Ruhestand versetzt ist[21]). Darum sagen sie (Fragm. 178), dass sie dorther kommen, wo am Okeanos der Aethiopen von ehernen Blitzen geschwängerter See ist, in dessen warmem Bad Helios sich und seine Rosse erquickt, dann das rothe Meer vorüber nach dem Kaukasus zu. Themis, die Mutter, die ihm alles vorausgesagt hat, was erfolgen soll (880), wird, als Ge, unter den Personen des gefesselten Prometheus, nebst Herakles, in einigen Handschriften aufgeführt. Dass diese

21) Hesiod. Ἔργ. 168. Pind. Ol. II, 138. cf. Visconti Iscriz. Triop. p. 80.

auf den Befreyten überzutragen seyen, hat Stanley richtig eingesehen. Sie sind nach Bruchstücken von einem Grammatiker dort beygefügt worden, und da hinsichtlich des Herakles kein Zweifel seyn kann, so wird auch die Ge nicht abzuweisen seyn. Es bedarf also nur noch der Bemerkung, dass Themis ursprünglich nur Beyname der Ge ist und als Person von ihr nur willkürlich getrennt wird, wobey an das spätere Abstractum Themis nicht zu denken ist. Ge-Themis (die Themis unter den zwölf Titanen bey Hesiodus) ist am Schlusse unseres Prometheus zu verstehn, wenn er sie als seine Mutter und den Aether in Gemeinschaft anruft (wie bey Sophokles Electr. 86 γῆς ἰσόμοιρος ἀήρ), ja der Dichter nennt ausdrücklich (209) seine Mutter Themis und Gäa in vielen Namen Eine Gestalt und V. 880 Titanin (weshalb auch Prometheus selbst zuweilen, schon von Sophokles, Titan, statt Titanide, genannt wird). Auch in Lucians Prometheus (3) kann man nur an die eigene Mutter denken, wenn Prometheus sagt: O Kronos und Iapetos und Du, Mutter Erde (Γῆ μῆτερ). Diess ist das ältere, ursprüngliche. Die Themis, welche, nach der Eumolpie des Musäos, mit dem Poseidon das Orakel in Delphen hat (Pausan. X, 5), kann nur die Erde seyn. Sie ist aber Ge in zweyter Potenz; zu der Gemalin des Uranos verhält sie sich, wie Selene zur Phöbe, Helios zu Hyperion u. s. w. Dass die delphische Sage, um dem Orakel eine lange Ahnenreihe zu geben, Ge und Themis und Phöbe nach einander prophezeien lässt, und dass Aeschylus gerade in den Eumeniden dieses anführt, hebt nicht die auch noch sonsther zu erweisende Behauptung auf, welche auch der Scholiast zu V. 209 einschärft, dass Themis und Ge nur eine seyen.

Dem Herakles weiset Prometheus vor der Befreyung, prophetisch und rathend, seine weiteren Bahnen an (Fragm. 181—184. 188—190). Auch gehört hierher die Vorschrift dem Atlas die Erdkugel abzunehmen, bey Apollodor. II, 5, 13, und ihn nach den Aepfeln zu senden. Ausführlicher bey Pherekydes (apud Schol. Apollon. Rhod. IV, 1369)[22]. Hera-

22) Die zwei Verse, welche Plutarch dem Aeschylischen Prometheus, unbestimmt welchem, zuschreibt, Fragm. 180, übereinstimmend

kles, wie er den Bogen anlegt, ruft den Apollon Agreus an (Fragm. 379).

Glücklicher Weise ist auch auf die Bedingung, unter welcher Prometheus frey werden sollte, in dem mittleren Drama schon hingedeutet. Er selbst sagt zur Jo (881), wie und durch welche Mittel es geschehen werde, das würde lange Zeit bedürfen zu erzählen. Also war die Befreyung nicht so einfach wie es vorher scheint, indem er ihr (778) den Herakles nannte. Es bedurfte, wie Hermes verkündigt (1035), dazu nicht weniger, als dass der Götter einer (d. i. einer von unsterblicher Natur) Nachfolger seiner Strafe werde, indem er anstatt seiner in den dunkeln Tartarus freiwillig wandere. Ein schwerwichtiges, sehr missverstandenes Wort, das durch die von Apollodor und Athenaeus aufbewahrte Sage vollkommen erklärt wird: und dass diese Sage aus Aeschylus geschöpft sey, was sich schon nach ihrer Seltenheit und Eigenthümlichkeit nicht bezweifeln liesse[23]), wird durch einige Worte des Dichters selber zur unwiderleglichen Gewissheit erhoben. Herakles nehmlich stellt dem Zeus den Chiron, welcher unsterblicher Natur war und für den Prometheus sterben wollte (Apollodor. II, 5, 11. 12). Warum er es wollte, diess wird, nach einer vorher abgesonderten Dichtung, dadurch motivirt, dass er von Herakles verwundet war und, weil er nicht genesen konnte, den Tod wünschte, den er, als Unsterblicher ohne den Tausch nicht fand[24]).

mit Prom. 482, lassen vermuthen, dass Prometheus dem Herakles seine dem Menschengeschlecht erwiesenen Wohlthaten erwähnte.

23) Sophokles hatte die Prometheussage überhaupt nur in einer Parekbase in den Kolchern, Euripides gar nicht behandelt: Argum. Prom. (was Boeckhs Bemerkung, dass Schol. Pind. Pyth. V, 35 falsch citire, zur Bestätigung dient); und aus wem sollte Apollodor sie denn haben?

24) Apollodor II, 5, 4. 6. Hier ist zu corrigiren: *ἀντιδόντος δὲ Διῒ Προμηθέως τὸν ἀντ' αὐτοῦ τεθνηξόμενον ἀθάνατον* (statt *γενησόμενον*) *οὕτως ἀπέθανε.* Hemsterhuys ad Lucian. T. 1 p. 434 emendirte in gleichem Sinn *ἀντιδοὺς τῷ Διῒ Προμηθέα.* Heyne ad Apollod. p. 175 und 147 legt etwas fremdes unter, wenn er sagt, damit Chiron als unsterblich sterben konnte, musste sich ein Sterblicher finden, der von ihm ewiges Leben überkam. Prometheus war nicht minder unsterblich. Ein Todesopfer wurde nur erfordert seine Schuld

Hiermit nicht genug; Prometheus musste, um die Entwendung abzubüssen, sich zu einer freywilligen gelinden Strafe verstehn, und Zeus, als er ihn aus den schweren Banden entliess, legte ihm auf, das Haupt mit Zweigen einer Weide (*λύγος*, agnus castus, zu heiligen Gebräuchen häufig bestimmt) zu umbinden. Daher von der Zeit an der dem Prometheus gezeigte Gebrauch sich zu kränzen bald auch auf die von ihm mit dem Feuer beschenkten Menschen übergieng. So Menodotos der Samier in den Samischen Alterthümern (apud Athen. XV p. 672 E), indem er erzählt, dass Apollons Orakel in Bezug auf diesen Vorgang einst den Samischen Karern wegen eines an dem Bilde ihrer Göttin begangenen Frevels das Gleiche auferlegt habe, dass sie nehmlich von selbst eine freywillige Busse, ohne widerwärtiges Geschick alsdann, leisten, ihr Haupt mit einem unschädlichen Bande, mit Lygoszweigen, umbinden und bekränzen sollten. Diess dürfen wir als eine Legende betrachten zur Herleitung der bey den Karern in Samos, die Herepriester ausgenommen, allgemein üblichen Bekränzung mit Lygos, der auch sonst (nach Taenaros ibid. p. 672 A) bei Landleuten in Gebrauch war, und hierin wandte man nur die sinnreiche Dichtung an, welche den Kranz überhaupt als eine Sühnkrone darstellte. Ihren eigentlichen Grund hatte bey den Karern die Sitte wohl darin, dass das Herebild mit Lygos jährlich neu umwickelt wurde. Genug, dass dabey von einer Thatsache Gebrauch gemacht ist, die wir aus den Worten im Befreyten Prometheus selbst, wie sie Athenaeus p. 674 D anführt, vielleicht nicht so deutlich begreifen würden. Danach ist nehmlich die Entstehung und Bedeutung der Kränze, dass wir sie tragen wie etwas an die Stelle seiner Bande gesetztes (*ἀντίποινα τοῦ ἐκείνου δεσμοῦ*). Der Kranz, der dem Gastfreund nach alter Sitte gereicht wird, sagt ferner Aeschylus in der Sphinx, ist die beste Fessel, er stammt von des Prometheus Lygos her.[25])

zu tilgen. Den Chiron der lieber todt seyn als leiden will erwähnt auch Aristoteles Eth. Eudem. III, 3.

25) *'Εκ Προμηθέως λύγου* für *λόγου*. Es ist zu bedauern wenn dieser Heynischen Emendation, die auch der Französische Uebersetzer des Athenäus gemacht hatte, irgend ein Kritiker sich entziehen kann.

Am Hochzeitfeste des Peleus erscheint bey Catull (LXIV, 295) Prometheus:

> *Extenuata gerens veteris vestigia poenae;*
> *Quam quondam silici restrictus membra catena*
> *Persolvit, pendens e verticibus praeruptis.*

Apollodor nennt statt Lygos den Oelzweig; vermuthlich nach einem Attischen Dichter, welcher in dieser Hinsicht aus Liebe zum Einheimischen von Aeschylus abwich; vielleicht Sophokles in der oben angeführten Episode. Nicht ausdrücklich auf den Aeschylus selbst zurückzuführen, aber wahrscheinlich gleichfalls Aeschylisch, ist der Ring, den Prometheus in gleichem Sinn anlegt, nicht als einen Schmuck, sondern als eine Fessel, (Plin. XXXIII, 4), ein Stück des Felsens, an welchem er gefesselt gewesen, statt Gemme eingelegt in den eisernen Ring (id. XXXVII, 1. Hygin. P. A. II, 15) als Zeichen der Strafe, indem Zeus geschworen gehabt hatte, den Prometheus niemals frey zu geben. Diesen eisernen Ring hat der Samothrakische Orden unter seinen Zeichen, *Samothracia ferrea*, Lucret. VI, 1042[26]), eine Thatsache, woraus für diesen selbst nicht wenig zu folgern seyn wird. Erfreulich bestätigt übrigens Apollodors Angabe das Ganze, wenn er zusammennimmt wie Herakles den Adler erschiesst und den Prometheus, indem solcher die Bande aus Oelzweig annimmt[27]), befreyt und den Chiron für ihn stellt.

---

26) Auch die nachmals mit Gold eingelegten eisernen Ringe hiessen Samothrakische. Plin. XXXIII, 6; *Nec non servitia iam ferrum auro cingunt: alia per sese mero auro decorant. Cuius licentiae origo nomine ipso in Samothrace id institutum declarat.* Falscher Schluss. Nur weil die alten eisernen Ringe, die so lang und viel getragen worden, wie Plinius selbst zeigt, einmal Samothrakisch hiessen, so blieb der Name auch den mit Gold belegten. Auch das *cingunt* ist von Isidor XIX, 32 missverstanden. (Die geweiheten Ringe dienten auch zum Heilen. Aristoph. Plut. 885. Krischnas Ring tödtet den Ungläubigen).

27) *κατετόξευσε — τὸν αἰετόν, ὄντα Ἐχίδνης καὶ Τυφῶνος καὶ* (ὅς vor καὶ gestrichen) *τὸν Π. διέλυσε δεσμὸν ἑλόμενον τὸν τῆς ἐλαίας.* Die Emendation des Gale *ἑλόμενον* (welcher sich nahm, sich anlegte) für *ἑλόμενος* steht fest, und falsch ist die andre Erklärung, in den Noten, dass es für *ἀφελόμενος* sey. Denn nicht mit Weiden-

In diesem Ende konnte der Gedanke Befriedigung finden. Aber auch der Phantasie, nachdem sie die ganze Handlung hindurch mit wunderbaren und grossartigen Anschauungen beschäftigt gewesen, musste zum Schluss noch eine Vorstellung geboten werden, sie zu füllen, und geschickt um sich Herr über die vorangegangenen Bilder zu machen und die Reihe würdig zu schliessen. Prometheus, herabgestiegen endlich von seinem Felsen, die Fessel am Finger und mit Weiden bekränzt, gab ein rührendes Bild. Es scheint, dass eine Prachtscene erforderlich war. Ich vermuthe daher, dass die Ankündigung eines Göttermals, ähnlich wie im ersten Drama die Hochzeit, schloss; und es bestätigen diese Vermuthung die oben angeführten Worte aus der Sphinx, wonach von des Prometheus Weidekranz her den Gästen der Kranz gereicht wird:

τῷ δὲ ξένῳ γε στέφανος ἀκραιοστεφὴς
δεσμῶν ἄριστος, ἐκ Προμηθέως λύγου [28]).

Durch diese Befreyung des Prometheus erhält zugleich das ächt Aristophanische Zerrbild in den Vögeln (1494 ff.) erwünschte Aufklärung, wo nehmlich Prometheus, aus altem Hass gegen die Aristokraten im Olymp noch immer ein Freund der Menschen und ein purer Timon gegen die Götter, dem Peisthetäros verräth, der rechte Zeitpunkt sey gekommen, die Herrschaft von Zeus wieder an die Vögel zu bringen, dabey aber, zitternd und zagend vor dem Zeus, vermummt auftritt, damit er nicht von ihm gesehen werde, und erst, nachdem er sich umgeschaut, ob kein Gott ihm auf den Fersen sey, und nachdem er gefragt hat, ob es dunkel, und, was es für Wetter sey, sich sehen lässt; wobey dennoch ein Schirm über ihn gehalten werden muss, damit er seinen Antrag ungesehen machen könne. Auch will er nicht beym Namen genannt seyn, weil ihn Zeus umbringen würde, wenn

---

zweigen war Prometheus an den Kaukasus befestigt, und nicht eines Herakles bedurfte es, um solche Bande zu lösen.

28) Der Vers Fragm. 178: *Ἐχθροῦ πατρός μοι τοῦτο φίλτατον τέκνον* kann eine Stelle in der Entwicklung der Sache eingenommen haben, wonach er mit der obigen Vermuthung sich vollkommen vertrug.

er ihn dort erblickte. Endlich wird er beym Weggehn mit Schirm und Stuhl begleitet, dass Zeus ihn für eine Kanephore halten möchte. Die Worte, welche der Chor dann anstimmt: ein See ist bey den Skiapoden (am Okeanos), wo Sokrates der ungewaschene die Seelen führt (ψυχαγωγεῖ), giebt sich demnach als Parodie der obigen Chorstelle kund, wo Helios bey den Aethiopen seine Rosse führend sich badet. Und vielleicht ist der Vers aus des Aeschylus Psychagogen, Aristoph. ran. 1266 (1297), wonach das Geschlecht am See den Hermes (Psychagogos) als Ahnherrn ehrt, in diese Parodie verwebt.

Indem wir so den Inhalt aller drey Dramen, so viel es bey der gänzlichen Vernichtung des ersten und den wenigen Ueberresten aus dem dritten uns möglich war, überblickt haben, hat sich durch die vielen in einander greifenden Umstände, besonders durch die zahlreichen Bezüge, die im zweyten Stück auf das dritte nachgewiesen worden sind, die Anfangs gefasste Vermuthung, dass diese Dramen, wie die drey, welche die Orestie bilden, und die, welche die Lykurgie (Aristoph. Thesmoph. 141) enthielt, wie die Aegypterinnen, Schutzflehenden und Danaiden, welche gleichfalls eine Trilogie ausmachten, so wie vielleicht auch in drey von den aus der Thebaide gezogenen Stücken ein Ganzes umfasst war, als ein Ganzes entworfen und durchweg ausgeführt seyen, von selbst allmälig bestätigt.[29]) Zur völligen Ueberzeugung wird sich diese Vermuthung erheben, sollte derselbe Zusammenhang auch tiefinnerlich in den Gedanken und in der Bedeutung erkennbar seyn, sollte der Sinn des Einzelnen erst im Ganzen sich völlig bestimmen und bewähren.

Feuer ist zunächst Sinnbild der Künste und der Erfindungen, indem dieser Himmelskraft verdankt wird, was der Mensch schaffet und bildet, und im Prometheus 443 ff. ist

29) Angedeutet ist diese Wahrheit von Blümner S. 14, auch schon von Herder hingeworfen in der Adrastea 1802, Werke Th. 6 S. 68, auch Th. 12 S. 231, wo er sagt, dass im letzten Theil des Prometheus der dramatische Rechtsspruch gefällt, die Sache zwischen Göttern und Menschen geschlichtet worden sey. Auch der Scholiast zu V. 110 ahndet den Sinn des Prometheus.

eine ganze Reihe der Künste entwickelt, womit der Dämon die Menschheit beglückte. Auf der so eröffneten Bahn schreitet der Verstand immer weiter, und mit Recht verstehet daher Theophrast (ap. Schol. Apoll. Rhod. II, 1248 Eudoc. p. 347) unter dem Prometheus einen Weisen, der die Philosophie den Menschen mitgetheilt habe, oder richtiger die der geistigen Freyheit durch Denken und Forschen bewusst werdende Menschheit. Prometheus ist gleichsam der Urverstand im Gegensatz der Natur und der Nothwendigkeit,[30]) das geistige Princip mit allem Wohlthätigen und allem Streitenden was daraus für den Menschen erwächst, ein Bild ihres Thuns und ihres Erleidens. Geh, wirke, sagt er als Menschenbildner zu seinem Geschöpf,

> Geh, wirke, trage Leid und Wonne.
> Der Funke blitzt und Lebensodem weht,
> Der freye Mensch blickt zur verwandten Sonne.

Die eine Seite ist im ersten, der Gegensatz im zweyten Prometheus enthalten, die Auflösung und Vermittlung als des grossen Dichterphilosophen Grundansicht über Menschenbestimmung im dritten.

Wie Ausbildung und Verfeinerung eine Quelle von Verderben einschliessen, die dem rohen Naturzustande fremd sind, ist auf das lieblichste durch die Pandora ausgedrückt, welche mit allen ihren verführerischen Uebeln zur Strafe dem Feuer nachgesandt wird: Ueppigkeit erwächst mit den Künsten und Kränklichkeit. Die Natur ist vollkommen und

30) Als solchem hat die Kosmogonie ihm einen Titanen zum Vater gegeben, Ἔργ. 54 Theogon. 507; und aus ihrem genealogischen System folgt es, dass Prometheus Gott, dem Zeus verwandter Gott genannt wird Prom. 29, 37. 92. 119. Oedip. Col. 55 u. s. w. Diess ist aber nur uneigentlich, dichterisch zu verstehen. Im Cultus der Griechen ist Prometheus kein Gott (wie Creuzer annimmt), hat keinen Tempel, wie er bey Lucian selbst sagt (Prom. 14), noch weniger ein Heros (wie Hermann setzt, An Creuzer S. 103 f.), er ist προμήθεια, wie Schol. Prom. 110, Plotin. Enn. IV, 3, 14 (alles andre nach seiner Art verzerrend) und mehrere Spätere sich ausdrücken, und, sofern ihm Feste gewidmet sind, nach gewöhnlichem Sprachgebrauch der Alten, ein Dämon.

wirkt aus sich nichts böses; es fliesst aus der Freyheit der Menschen. Diess nimmt Horatius auf (Od. I, 3, 25):

Audax omnia perpeti
Gens humana ruit per vetitum nefas,
Audax Iapeti genus
Ignem fraude mala gentibus intulit:
Post ignem aetheria domo
Subductum Macies et nova Febrium
Terris incubuit cohors:
Semotique prius tarda necessitas
Leti corripuit gradum.

Tiefer gefasst ist das Verhältniss im Prometheus. Nicht blos die verweichlichenden Künste hat er eingeführt, sondern auch jenes himmlische Feuer, das, wenn es nur gleich als ein Raub und ohne Demüthigung vor dem Unendlichen davongetragen wird, Zerstörung und Qual drohend, auf uns zurückbrennt. (Auch in der Platonischen Erzählung Polit. 16 wird das Feuer, das zu den Künsten führt und bey Hephästos und Athene ist, unterschieden von dem höheren bey Zeus, über welches furchtbare Wächter gesetzt sind.) Insofern ist Prometheus die kluge Schlange. Während der Geist anringt gegen die Natur, sich über die Natur emporarbeitet, durch Selbstbewusstseyn über sie triumphirt, ahndet er kaum, dass sein eigenes Recht nicht unbegrenzt sey, dass auch seinem grossen und heiligen Streben eine Schranke gezogen sey, und indem die Natur, nach der Zulassung der ewigen Macht, sich durch bittere Leiden an seinem Erkühnen rächt, bleibt ihm zunächst nichts übrig, als der Kraft, die er herausgefordert hat, kühn und fest zu widerstehn. Einzulenken bevor die Gränze der Selbständigkeit durch muthiges Ausharren gefunden ist, würde nur verrathen, dass auch dem Streben, das vorausgieng, nicht die höchste Kraft und Begeisterung zu Grunde gelegen und dass die Selbsttäuschung, welche sich ihm zugesellte, kleinlicher und darum minder verzeihlich gewesen. Der gefesselte Prometheus lehrt uns das Erkühnen des Geistes nicht als eine absolute Verkehrtheit, wohl aber als verbunden mit schwerer Ertragung kennen, zeigt, wie zum gutmüthigen Eifer Beharrlichkeit und hohe Festigkeit, zu der Erkenntniss die Kraft zu verzichten, der eiserne Cha-

rakter hinzukommen müsse. Auf der einen Seite die Liebe zu der Menschheit, die nur durch ihn ist, was sie ist, und auf der andern das heldenmüthige Dulden betrachtend, zu lebhaft erinnert an den rohen Widerstand, auf welchen oft genug ein Prometheisches Bemühen stösst, und an die mannigfaltigen durchs Leben verbreiteten tyrannischen Kräfte, die der reinsten Liebe zum allgemeinen Wohl widerstreiten, können wir nur mit Ueberwindung des Gefühls die Schuld auerkennen, von welcher der Dämon nicht frey geblieben ist; und wir fühlen uns um so mehr geneigt, sein Wirken und sein Ausharren nur zu bewundern, je mehr wir den Theil des Menschengeschlechts in Gedanken gegenwärtig halten, welcher dumpf und feig oder weichlich und träumend die That des Prometheus lieber unterlassen als begränzen mag. Aber bedeutend genug ist es, dass Prometheus weiss, er habe mit Freyheit gefehlt (1266) und dass schon im Voraus durch die prophetische Mutter die Ahndung in ihm erweckt ist, es werde die Zeit der Vereinigung kommen, wo er den Uebermuth des Geistes erkennen, der Endlichkeit (denn die Herrschaft des Endlichen hält jener Zeus) sich unterwerfen werde, ohne sich selber aufzugeben. Er sagt (511):

Οὐ ταῦτα ταύτῃ Μοῖρά πω τελεσφόρος
κρᾶναι πέπρωται, μυρίαις δὲ πημοναῖς
δύαις τε καμφθεὶς ὧδε δεσμὰ φυγγάνω·
τέχνη δ' ἀνάγκης ἀσθενεστέρα μακρῷ.

Dass vor dieser Nothweudigkeit, welche zugleich die göttliche Gerechtigkeit ist, die wahre Adrastea im Sinne des Aeschylus (944), Prometheus mit Schuld behaftet sey, geht durch die doppelte Art seiner Versöhnung mit vollständiger Klarheit hervor. Frey soll er nur werden durch ein statt seiner freywillig dargebrachtes Leben. Wenn von jeher das Räthsel wie der Mensch gegen das Göttliche schuldig sey nnd dennoch vor ihm als begnadigt bestehe, wo es sich irgend aufgeworfen hatte, durch die Idee des Opfers gelöst wurde, so zeichnet sich in dem Ausgang der Promethee der Umstand als besonders merkwürdig aus, dass Chiron freywillig sein unsterbliches Leben zum Opfer darbringt; und nicht zufällig kann nach dem tiefen Zusammenhang dieses

speculativen Mythus Person und Name des Opfers gewählt seyn. Chiron wird von Homer der gerechteste der Kentauren genannt (Il. XI, 832), von Späteren der Menschen überhaupt. Er ist der Heilkünstler und hat dem Asklepios die milden Arzneien gelehrt (Il. IV, 219), wie dem Achilles; wesshalb auf den ersten Schein etwas unschickliches darin liegt, dass der, welcher alle Wunden heilte und davon eigentlich den Namen trug, von seiner eignen Verwundung nicht genesen kann. Aber Chiron bildet dem Wort nach auch einen Gegensatz mit Prometheus als Geist, und nach der tief und weit greifenden Bedeutsamkeit der Namen, durch welche ein grosser Theil der alten Griechischen Poesie und noch älterer Lehre sich allein zu erkennen giebt, ist nicht unmöglich, dass hieran irgend ein Gegensatz auch in Ansehung des Sinnes beyläufig geknüpft war. Und indem nun Prometheus durch den Stellvertreter befreyt wird, nimmt er zugleich mit dem freywillig angelegten Zeichen seiner Bande die Lehre davon, dass nur durch Selbstbeschränkung, durch das Gefühl der Abhängigkeit vom Allerhöchsten der unsterbliche Geist seine Freyheit und sein Wohlseyn sichere, und der Kranz, den der eiserne als Zeichen dass er in der Macht der Höheren sey in Demuth gleich einer Fessel sich angelegt hat, verwandelt sich ihm sofort in einen bleibenden Ehrenschmuck, sein eiserner Fingerring wird zum Symbol einer frommen und geheimnissvollen Weihe.

Dieser Ring als Kabirisches Symbol erweckt zugleich die Vermuthung, dass Aeschylus hinsichtlich der Ideen, welche der ganzen Handlung zu Grund liegen, nicht als Erfinder zu betrachten sey, so wenig was Wendung und Ausgang der Geschichte als was den ersten offenbar uralten Theil betrifft. Und geben uns nicht diese auf die Bühne gebrachten Heiligthümer zugleich ein Beyspiel der Neigung, Gegenstände der Mysterien in den Kreis seiner tiefgedachten Poesie hereinzuziehn, wodurch Aeschylus öfter Anstoss gegeben haben und selbst Gefahr gelaufen sein soll?

Wenn Symbolik eines solchen Inhalts wie im Prometheus bey dem Attischen Tragiker befremden kann, auch den, welcher den eben so tiefsinnigen als klaren Geist dieses

Heros längst angestaunt hätte, so liegt in der älteren griechischen Religion nicht wenig verborgen wodurch diese Erscheinung erklärlicher wird. Gegeben ist sie durch klare Worte in ungezwungener Verbindung. Es ist ein dankbares Geschäft, die Gedankenbruchstücke eines Geistes in ihrem natürlichen Zusammenhang herzustellen, welcher so klar und bestimmt dachte, bey dem das Natürliche über die oft verwirrenden und eigensinnigen Formen priesterlich und dichterisch vielfach durch- und umgebildeter Religionen so stark herrschte, dass aus den Symbolen und Bildern, die er von ihnen entlehnt, der Sinn, den er ausdrücken will, fast durchgängig mit aller Bestimmtheit hervordringt.

Die Ansichten der neueren Kritiker über den gefesselten Prometheus bedürfen hier keiner ausführlichen Erörterung, indem sie stehen oder fallen je nachdem der grössere Umfang des Spiels und der Idee angenommen wird oder nicht. Wir können nicht mit Jacobs sagen (S. 342), dass die Handlung des Gefesselten Prometheus mit einem glänzenden Sieg bey schrecklicheren Strafen endige, da Prometheus weder ganz ungerecht leidet noch jetzt schon vollkommen siegt; nicht mit Petersen (de Aeschyli vita et fabulis 1814 p. 148) und Blümner (S. 15) den Sinn darauf beschränken, dass, wenn die Beförderer des Edlen der bösen und rohen Natur oft weichen und unterliegen müssen, eine schönere Zeit kommen werde, wo das Rechte, das Gute siegen wird; aber auch in dem Goethischen grossartig trotzigen Prometheus, welcher Gottes nicht bedarf, in der Ausführung das erhabenste aller Ungeheuer, können wir unsern Prometheus nicht wieder erkennen. Vielmehr lehrt Aeschylus (Fragm. 375):

Ἀνδρῶν γάρ ἐστιν ἐνδίκων τε καὶ σοφῶν,
κἂν τοῖσι δεινοῖς μὴ τεθυμῶσθαι θεοῖς.

Am wenigsten können wir die Idee eines leidenden Gottes[31]), der bey den Heiden nur die leidende, aber im Tod unvergängliche Natur ist, als Dionysos, als Adonis u. s. w. mit

31) Dass die Kirchenväter den Prometheus mit Christus verglichen haben sollten, ist in Augusti's Dissertatio, qua dogma de duplici Adamo et fabula de Prometheo inter se comparatur 1815 p. 5 widersprochen.

dem Gange der Dichtung vereinbarlich finden, da Prometheus vielmehr die ausharrende, des Opfers aber bedürftige Menschheit bedeutet.

Die Zeit, in welcher Aeschylus den Prometheus gedichtet haben könne, ist nicht leicht fest zu bestimmen; viel leichter lässt gegen jedes Urtheil dieser Art sich mancherley einwenden. Er ist nicht mit Nothwendigkeit, etwa wegen der tiefen Bedeutsamkeit, die ihn auszeichnet, der späteren Lebenszeit des Dichters zuzuweisen, weil eben so gut gesagt werden kann, der poetische Reichthum, welcher um so grösser ist, je eigenthümlicher die fast aus allen Theilen der mythischen Welt herangezognen Personen sind, und der lebendige mächtige Ausdruck der Zeichnung, der Kunst, welche die Bedeutung und Lehre, wie die Natur in ihren Gebilden und in der Geschichte pflegt, tief hinter die Oberfläche verbirgt und gleichsam auf sich ruhende, lebengleiche Wesen schafft, ihren besonderen mythischen Charakter die zusammengesetzte Handlung hindurch treulich bewahrend — dieses alles erfodere die beste Kraft der Jahre anzunehmen. Bedeutend ist, woran Jacobs und schon der Scholiast erinnert hat, dass V. 367 ff. einen neuerlichen Ausbruch des Aetna andeutet. Nun war ein solcher nach Thukydides (III, 116) Ol. 76, 1 eingetreten, und vorher seit Hellenen in Sicilien wohnten nur einer. Aeschylus kannte auch diesen Ausbruch näher, da er gerade als die Stadt Aetna, in demselben Jahre, gegründet wurde, zu Hieron kam, bey dem er auch ein Drama des Namens Aetna, als eine Art Glückwunsch an die Bewohner aufführte. Die Zeitangaben vereinigen sich am besten, wenn wir (mit Boeckh p. 51) annehmen, dass Aeschylus darauf nach Athen zurückkehrte, und mit Hermann (de choro Eumenidum 2 p. XXI), dass er erst nach Ol. 80, 2 wieder nach Sicilien gieng, wo er Ol. 81 starb. Denn Ol. 77, 4 wurde er von Sophokles besiegt, Phineus nehmlich, nebst Persern, Glaukos und dem Satyrspiel Prometheus. Später als diese Tetralogie wurden die Sieben gegen Theben gegeben und Ol. 80, 2 die Orestie; nach welcher der Dichter Athen verlassen und nur ins dritte Jahr noch in Sicilien gelebt haben soll, was sowohl mit dem Todesjahr der Parischen Chronik als mit der

sicheren Nachricht, dass er in Gela begraben lag, zusammentrifft. Demnach fiele der Prometheus in die sechzehn Jahre zwischen beyden Reisen nach Sicilien. Hermann glaubte (Leipz. Litter. Zeit. 1818 No. 265), der Prometheus sey wohl noch vor den Phönissen des Phrynichus (Ol. 75, 4) gegeben worden, wobey er, und diess wenigstens sehr richtig, bemerkt, dass bey keinem der Aeschylischen Stücke die Behandlungsart und Kunst eine sichre Zeitbestimmung abgebe.

Uebersicht über Welckers litterarische Thätigkeit.

1804.

Neuer Teutscher Merkur herausgegeben von C. M. Wieland. Dritter Band. Weimar. Stück 9. S. 7—16 Die Orphischen Argonautika V. 230—302 [S. 7—13 Uebersetzung S. 14—16 Anmerkungen]*)

1805.

Philologisch-exegetischer Clavis über das neue Testament von Joh. Ernst Christ. Schmidt fortgesetzt von G. F. Welcker. II, 2 über die katholischen Briefe und den Brief an die Hebräer von G. F. Welcker. Giessen.

Museum für Religionswissenschaft herausgegeben von Heinr. Philipp Konrad Henke II Band, 4. Stück S. 684—698 Die Elegieen des Jeremias übersetzt von D. F. G. Welcker. I. Ziona. II. Die Zerstörung.

1806.

Observationes in Pindari carmen Olympicum primum. Prolusio scholastica qua ad paedagogii academici solemnia verna d. 28 et 29 Martii celebranda fautores et amicos literarum invitat Theoph. Frideric. Welcker, philosoph. d. paedagogii collega. Gissae literis Schröderianis.

1808.

Studien herausgegeben von Carl Daub und Fr. Creuzer IV S. 159—215 Ueber die Hermaphroditen der alten Kunst.

---

*) In dasselbe Jahr müssen die Recensionen in der Allgemeinen Bibliothek der theologischen und pädagogischen Litteratur Band VII und VIII fallen, welche Welcker in der kurzen Autobiographie in Strieders Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-geschichte Band XVIII herausgegeben von K. W. Justi (Marburg 1819) S. 497—502 am Schlusse anführt.

1809.

Kleine Lyrische Anthologie vorzüglich für Declamirübungen der oberen Classen in Gymnasien. Erstes und zweites Bändchen. Giessen bei Tasché und Müller.

Neuer Teutscher Merkur herausgegeben von C. M. Wieland. Stück 12. S. 260—279 Ueber Zôega.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur für Philologie, Historie, schöne Litteratur und Kunst II, 1, 5 S. 207—222 Zoega Li Bassirilievi antichi di Roma distribuz. 1. 2. [A. Denkm. II S. 3—13. 85f.]

II, 2, 10 S. 59—68 Zoega Bassiril. distribuz. 4—6. 16 S. 358—376 distrib. 7—11.

II, 2, 12 S. 188—192 C. T. Roth Lehrbuch der Geschichte. Erster Theil. Alte Geschichte.

II, 2, 15 S. 324—329 Wolf und Buttmann Museum I, 2 Hirt Pantheon.

1810.

Die Elegieen des Jeremias in Griechischem Versmaas getreu übersetzt. Giessen bei Tasché und Müller.

[Die einleitenden Worte lauten:

„Die Seele der ersten Elegie ist eine fast durchaus gehaltne Personificirung der Hauptstadt, oder der Nation, dem Kern, von dem die Stadt die Schale ist, so dass beyde in der Frucht vereinigt den Gegenstand ausmachen. Die Gewohnheit, die Vorstellung von einem Lande oder Volk in die Form eines Weibes zu giessen, ist aus dem Alterthum ja auch auf uns übergegangen. Nirgends war sie so ausgebreitet als auf den Griechischen und Römischen Münzen. Klopstock mit seinen Freunden scheint sie unter uns vorzüglich eingeführt zu haben. Herder sang Adrastea XII, 152:

— Polen, wie mächtig einst
Und wie stolz! o sie kniet Ehren- und Schmuckberaubt
Mit zerrissenem Busen,
Vor drey Mächtigen und verstummt;

und hat darin die Bibel vor Augen gehabt. Wenn das Weib als Kriegerin dem Feinde gegenüber steht, so ist die Vorstellung noch leicht zu halten. Aber wenn der Begriff zu sehr zergliedert wird, so gehört mehr Aufmerksamkeit dazu, sich die prosaische Idee fern zu halten. — Diese Vermischung von Zion und Ziona ist übrigens weit weniger kühn, als die Gewohnheit Pindars, die Attribute eines Landes und der Person, nach der es benannt ward, in einander zu schmelzen. (S. Gedike Pyth. Siegsh. S. 131, womit man den Scholiast zu Pindars

Pyth. H. IV, 25 vgl. mnss.) — Und wo ist bei Personendichtung und Allegorie Vermischung streng vermieden worden? — Das zweyte Stück enthält mehr Unmuth und Beschwerde als sanfte Klage.“ Im Anhang sind Proben der Uebersetzungen von Opiz, d'Arnaud, in den Poesie Ebraiche (Venedig 1793), von Herder gegeben und dazu bemerkt: „Die Altdeutsche nimmt sich aus, wie die Bewegung eines flinken treuherzigen deutschen Volkstanzes, die Französische geht schrecklich im Reifrock, die Italienische ist künstlich und galant, die Herderische zu kunstlos und tonlos, die elegischen etwas zu gebunden und kunstreich. — Vielleicht ist keine hebräische Poesie geschickter, um zu lernen, was im Hebräischen Rhythmus und Symmetrie vermochten, als die Klaglieder. (Aber darauf hat ja seit Lowth nur einer und der andre mehr als vorübergehende Rücksicht genommen.) Die blosse Sprache und Kunst, ganz abgesehen von den Gedanken und Empfindungen, hat ihnen eine sehr bedeutende Eigenthümlichkeit und Ausdruck mitgetheilt, die man durch das Uebersezen am allermeisten inne wird; und die auf keine Weise ganz nachgeahmt werden kann, wenn auch ihre uns fremden und unbeachteten Feinheiten noch weit mehr erkannt und vertraut gemacht wären, als es der Fall ist.“

Komödien von Aristophanes, übersezt. Erster Theil Die Wolken. Giessen und Darmstadt bei G. F. Heyer [mit der Widmung: Dem grossen Kenner der Griechen, Freiherrn Wilhelm von Humboldt mit inniger Verehrung und Liebe gewidmet von dem Verfasser].

Bemerkungen über einen wichtigen Gegenstand des Unterrichts in Gymnasien. Einladungsschrift zu den im akademischen Pägagog den 13. und 14. April 1810 anzustellenden öffentlichen Prüfungen und Redeübungen von D. F. G. Welcker, ordentl. Professor der Griechischen Literatur und Archäologie und zweitem Lehrer am Pädagogium. Giessen, gedruckt mit Schröder'schen Schriften. 4°. [Kl. Schriften V S. 258—277.]

Heidelbergische Jahrbücher III, 1, 1 S. 19—29 Lanzi De' vasi antichi. S. 39—45 Pouqueville Voyage en Morée. III, 1, 3 S. 118—128 Levezow De iuvenis adorantis signo. Derselbe Ueber die Frage ob die Mediceische Venus ein Bild der Knidischen sey. Derselbe Ueber den Antinous.

III, 2, 9 S. 3—10 Sickler und Reinhart Almanach aus Rom. [A. Denkm. II S. 166—169] S. 10—21 Zoega

Bassir. distribuz. 12—14. III, 2, 10 S. 75—79 Stieglitz Versuch einer Einrichtung antiker Münzsammlungen. S. 92—97 Castellans Briefe über Morea. III, 2, 11 S. 154—160 C. A. Boettigeri explicatio antiquaria anaglyphi in Museo Napoleoneo. III, 2, 13 S. 209—223 Pandora von Goethe. III, 2, 14 S. 257—269 W. G. Becker Augusteum I. II, 1. 2. S. 269—285 Dantes Göttliche Komödie übersetzt von Kannegieser [mit Uebersetzungsproben von Welcker]. III, 2, 16 S. 351—356 F. und J. Riepenhausen Geschichte der Malerei in Italien. Heft 1. 2.

Neuer Teutscher Merkur. Stück 8. S. 257—275 Koraïs Zuruf an seine Landsleute, aus dem Neugriechischen.

Ueber die Aldobrandinische Hochzeit bei Böttiger Aldobrand. Hochzeit S. 8f. [geschrieben 1807. A. Denkm. IV S. 218f.]

1811.

Die antiken Basreliefe von Rom. In den Originalkupferstichen von Tommaso Piroli in Rom mit den Erklärungen von Georg Zoega, übersezt und mit Anmerkungen begleitet. Erster Theil Die Albanischen Basreliefe. Giessen bei Gottgetreu Müller. Heft 1. 2. [Mit der Widmung: Sr. Königlichen Hoheit Ludewig Grossherzogen von Hessen.]

Heidelbergische Jahrb. IV, 4 S. 407—412 Zoega Bassir. distr. 15—17.

IV, 12 S. 1246—1248 Böttiger Archäol. Aehrenlese. Erste Sammlung.

IV, 37 S. 580—586 Becker Augusteum II. [A. Denkm. I S. 392—396.]

Jenaische Litteraturzeitung VIII Num. 24 S. 185—190. 193—196 Böttiger Die Aldobrandinische Hochzeit. [A. Denkm. IV S. 219.] Num. 136 S. 505—509 Ukert Gemälde von Griechenland. Num. 218 S. 563—568 Jacobs über den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken. [Kl. Schr. III S. 393—399.]

1812.

Komödien von Aristophanes, übersezt. Zweyter Theil Die Frösche [eigentlich 1811].

Zoega Basreliefe, übersezt. I. Heft. 3. 4.

Heidelbergische Jahrb. V. S. 321—329 Becker Augusteum III, 1. 2. [A. Denkm. II S. 90—93. 308—311]. S. 593—603 Demosthenis oratio pro corona rec. Wunderlich; Aeschinis oratio in Ctesiphontem rec. Wunderlich; Die Reden des Demosthenes und Aeschines über die Krone übersetzt von F. von Raumer. S. 785—799 Tasso's befreites Jerusalem übersetzt von Gries mit Uebersetzungsproben des Recensenten. S. 820—829 Schaaf Encyclopädie der class. Alterthumskunde.

Jenaische allgemeine Literaturzeitung IX Num. 103—107 S. 297—327 Sophokles übersetzt von Solger.

1813.

Jenaische allgemeine Literaturzeitung X Stück 112 S. 393—400 Des Sophokles Philoktet übersetzt von O. Martens. Stück 122 S. 473—477 A. Fresenius Gedichte Stück 165. S. 325—328 Curarum Aeschylearum specimen I scripsit Henr. Voss.

1814.

Warum muss die französische Sprache weichen und wo zuerst? Zum Besten unbemittelter Freywilliger des Grossherzogthums Hessen, von Seiten des Verfassers und des Verlegers. Giessen bey Georg Friedrich Heyer. Im Januar 1814. [Mit dem Motto: Das Hergebrachte hat unsern Herrn ans Kreuz geschlagen. Tertullianus.]

1815.

Einleitung zu Vorträgen über die deutsche Geschichte. Giessen bei G. F. Heyer.

Fragmenta Alcmanis lyrici collegit et recensuit Frid. Theoph. Welckerus (Giessen).

Nemesis herausgegeben von Luden V S. 225—246 Von ständischer Verfassung.

Heidelbergische Jahrb. VIII S. 545—556 Gell The Geography and Antiquities of Ithaka. S. 561—571 Millin Lettres adressées à la classe de la littérature ancienne de l'Institut. Description des tombeaux de Pompéi. Description

d'une médaille de Siris. S. 571—572 Lettera al Sig. Sestini sopra due medaglie greche. Di G. C. S. 573—575 Fea Osservazioni sull' arena dell' anfiteatro Flavio. S. 913—921 Kolbe Noch ein Wort über Spracheinheit.

1816.

Sappho von eiuem herrschenden Vorurtheil befreyt. Göttingen Vandenhoeck und Ruprecht. [Kl. Schr. II S. 80—144.]

Kieler Blätter II S. 345—388 Ueber die Zukunft Deutschlands.

Heidelbergische Jahrb. IX S. 497—504 Becker Augusteum III, 3. 4. 5. [A. Denkm. I S. 320f.]

Kunstblatt bei Cotta Nr. 2 Zoega Bassir. 87. [A. Denkm. II S. 113—121]. Nr. 18 Bacchisches Marmorrund [A. Denkm. II S. 122—127].

1817.

Hipponactis et Anauii iambographorum fragmenta quibus collectis et recensitis orationem aditialem die XXV mensis Ianuarii recitandam indicit Theoph. Frid. Welckerus. Gottingae typis Baieri.*)

Georg Zoegas Abhandlungen herausgegeben und mit Zusäzen begleitet. Göttingen in der Dieterichschen Buchhandlung.

Lehrplan der in Göttingen im Fache der Alterthumswissenschaft künftig zu haltenden Vorlesungen. Göttingen bey Vandenhoeck und Ruprecht. [Von Welcker und Dissen. Von S. 7 an von Welcker.]

Nemesis von Luden IX S. 65—83 Eichenblätter.

Meletemata ed. Creuzer II S. 1—29 De Erinna et Corinna poetriis. Adiectum est Melinnus vulgo Erinnae Lesbiae carmen in Romam [Kl. Schriften II S. 145—168].

*) Die in Göttingen 1817 gehaltene Antrittsrede über die Composition in den alten Bildwerken ist abgedruckt Kl. Schriften V S. 179—188, ein für die Heidelbergischen Jahrb. bestimmter Aufsatz über Archilochos aus Anlass der Liebelschen Ausgabe der Fragmente Kl. Schriften I S. 72—82.

Göttingische gelehrte Anzeigen S. 17—32 Millin tombeaux de Canosa [A. Denkm. III S. 114—116].

S. 66—70 M. Tullii Ciceronis opera rec. Schütz [ohne Unterzeichnung].

S. 209—232 Quatremère-de-Quincy Le Jupiter Olympien [ohne Unterzeichnung].

S. 281—288 Tacitus übersezt von Strombeck [ohne Unterzeichnung].

S. 377—382 Ueber seine Antrittsrede. Hipponactis et Ananii fragmenta. Sappho von einem herrschenden Vorurtheil befreyt.

S. 575 f. Federici Della Biblioteca di Santa Giustina di Padova [ohne Unterschrift].

S. 629—631 Millin Égyptiaques.

S. 647 f. Bosset Médailles de Céphalonie et d'Ithaque.

S. 711 f. Scotti Rarità delle medaglie antiche [ohne Unterschrift].

S. 808 Ovid Verwandlungen übersetzt von A. von Rode [ohne Unterschrift].

S. 1137—1149 Clarke Greek Marbles of the university of Cambridge [Kl. Schr. III S. 323 f.].

S. 1335 f. Brown Specimen.

S. 1584—1591 Garnier Corax Panétius. Villoison Inscriptions. Quatremère Temple de Iupiter Olympien à Agrigente [ohne Unterschrift].

S. 1907—1910 Millin L'Orestéide.

S. 1977—1988 Ancient marbles in the British Museum II. [A. Denkm. II S. 153.]

1818.

Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst. 3. Stück. Göttingen Vandenhoeck und Ruprecht.

Gött. gel. Anz. S. 434—440 Thorlacius Prolusiones.

S. 668—672 Zoegas Abhandlungen.

S. 752 Adam Antiquités Romaines.

S. 1137—1156 Wagner Bericht über die Aeginetischen Bildwerke. [A. Denkm. I S. 30—44.]

S. 1609—1613 C. Cornelii Taciti Germania rec. Passow.

S. 1641—1653 Visconti Iconographie Romaine I.

S. 1671 f. Tôchon d'Anneci Dissertation sur l'inscription Grecque ΙΑϹΟΝΟϹ ΛΥΚΙΟΝ.

Wünschelruthe. Ein Zeitblatt. Nr. 32. Rondel von Clotilde de Vallon-Chalys. Nr. 35. Kapaneus nach Dante. Nr. 36. Ueber Tasso Befreytes Jerusalem. Neunter Gesang übersetzt von A. L. Follenius. Nr. 41. Gedicht von Clotilde de Vallon-Chalys.

1819.

Zoegas Leben. Sammlung seiner Briefe und Beurtheilung seiner Werke. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. [Mit der Widmung: Seinen würdigen und guten Eltern vom Herausgeber.]

Diem natalem regis potentissimi et clementissimi Friderici Guilelmi III die III Augusti oratione celebrandum indicit rector cum senatu. Praemissa sunt epigrammata Graeca ex marmoribus collecta. Bonnae. Typis Kupferbergerianis.

Oratio nataliciis quinquagesimis Friderici Guilelmi III regis Borussiarum celebrandis auctoritate universitatis litterariae Borussicae Rhenanae d. III Aug. MDCCCXIX habita. Bonnae. Formis Kupferbergii.

Gött. gel. Anz. S. 22—24 Ciampi Dell' antica toreutica.

S. 177—180 Anc. marbl. in the Brit. Mus. III.

S. 182—184 Dubois Choix de pierres gravées.

S. 241—245 Dubois Maisonneuve Introduction.

S. 258 f. Boissonade Notice des lettres de Diogène [ohne Unterschrift].

S. 321—327 Welckers Zeitschrift.

S. 545—552 Schorn Studien der Griechischen Künstler [Kl. Schrift. III S. 400—406].

S. 857—864 Fr. Thiersch Ueber die Gedichte des Hesiodus.

1820 oder 1821.

Ueber den Ursprung des Hirtenlieds gedruckt 1844 Kl. Schriften I S. 402—411.

Aöden und Improvisatoren gedruckt 1845 Kl. Schriften II S. LXXXVII—CI.

1822.

Diem natalem regis potentissimi et clementissimi Friderici Guilelmi III ab alma universitate Borussica Rhenana d. III Aug. in aula academica hor. XI publice pieque celebrandum rectoris ac senatus academici nomine indicit Fridericus Theophilus Welcker philosophiae doctor, litterarum antiquarum prof. p. o. bibliothecae acad. praefectus, ordinis philosophorum h. a. decanus. Epigrammatum Graecorum spicilegium alterum. Bonnae. Typis Thormannianis.

1823.

Zuschrift an Schwenck in dessen Etymologisch-mythologischen Andeutungen. Elberfeld Büschler'sche Verlags-Buchhandlung und Buchdruckerey. [Daraus einzelnes Kl. Schriften I S. 1—7. II, CX—CXVI, das ganze V S. 1—62.]

1824.

Die Aeschylische Trilogie Prometheus und die Kabirenweihe zu Lemnos nebst Winken über die Trilogie des Aeschylus überhaupt. Darmstadt. Druck und Verlag von C. W. Leske. [Mit der Widmung: An Professor Dissen zu Göttingen.]

Ueber eine Kretische Colonie in Theben, die Göttin Europa und Kadmos den König. Bonn. Adolph Marcus.

1825.

Philostratorum imagines et Callistrati statuae recensuit et commentarium adiecit Fridericus Iacobs. Observationes, archaeologici praesertim argumenti, addidit Fridericus Theophilus Welcker. Lipsiae in libraria Dyckiana.

1826.

Theognidis reliquiae. Novo ordine disposuit, commentationem criticam et notas adiecit Frid. Theoph. Welcker. Francofurti ad Moenum sumptibus et typis H. L. Broenneri.

Nachtrag zu der Schrift über die Aeschylische Trilogie nebst einer Abhandlung über das Satyrspiel. Frankfurt am Main. H. L. Brönner.

1827.

Das akademische Kunstmuseum zu Bonn. Bonn, in

Commission bey E. Weber [einzelnes daraus A. Denkm. I S. 322—330. 375—389. 406—412. 437—441. Zweite Bearbeitung 1842].

Kunstblatt Nr. 81—84 Griechische Künstlergeschichte [Kl. Schriften III S. 476—498].

1828.

Sylloge epigrammatum Graecorum ex marmoribus et libris collegit et illustravit Frid. Theoph. Welcker. Editio altera recognita et aucta. Bonnae impensis Ad. Marcus.

Rhein. Mus. herausgegeben von Niebuhr und Brandis II S. 125—130 Ueber Sophokles im Philoktetes V. 816. S. 131 f. Ueber eine Stelle aus des Kratinos *Πυτίνη*.

Jahrbücher für Philologie und Paedagogik VI S. 394—433 Sapphonis fragmenta ed. Chr. Fr. Neue [Kl. Schriften I S. 110—125].

Allgemeine Schulzeitung S. 233—243 G. Hermann De Aeschyli Heliadibus [Kl. Schriften IV S. 210—224].

1829.

Zu der Sylloge epigrammatum Graecorum. Abweisung der verunglückten Conjecturen des Herrn Prof. Hermann. Bonn bey Adolph Marcus.

Rhein. Mus. von Niebuhr und Brandis III S. 43—92. 229—271 Ueber den Ajas des Sophokles. [Kl. Schrift. II S. 264—355. 450 f.]

Jahrb. f. Philolog. IX S. 131—168. 251—308 Stesichori Himerensis fragmenta collegit Kleine [Kl. Schrift. I S. 148—219].

Kunstblatt Nr. 15. 16. Licurgo rè di Tracia. [A. Denkm. II S. 94—105].

Ann. dell' Inst. arch. I S. 227—243 Sur la table Iliaque. [A. Denkm. II S. 185—200.] S. 398—407 Dithyrambus in vasorum picturis [A. Denkm. III S. 125—135].

1830.

Allgemeine Schulzeitung S. 9—40 Ueber den Linos [Kl. Schriften I S. 8—35]. S. 87 f. Gau Nubische Denkmäler S. 419 ff.

Grysar De Doriensium comoedia [Kl. Schr. I S. 271 bis 356] S. 669—696. S. 705—707 Epigramme.

Seebode's Archiv V S. 65—80 Ueber die Schriften der drei Dionysios. Dabey über die unechten Lydiaka des Xanthos [Kl. Schriften I S. 431—450.]

Jahrbücher für Philol. XII S. 14—62 Alcaei Mytilenaei reliquiae coll. Matthiae [Kl. Schriften I S. 126—147.]

Annali dell' Instituto archeol. II S. 65—81 Hékate et Éros trainés par des griffons [A. Denkm. II S. 70—84 S. 245—257] Les Paliques Siciliens [A. Denkm. III S. 201 bis 225] S. 328—332 Vénus conduite dans l'Olympe [A. Denkm. II S. 27—35.]

1831.

Von ständischer Verfassung und über Deutschlands Zukunft. Karlsruhe, C. T. Groos. [S. oben 1815. 1816.]

Allgemeine Schulzeitung S. 665—682 Herakles am Scheidewege [A. Denkm. III S. 310 ff.] S. 785—792 Chiron der Phillyride [Kl. Schr. III S. 3—19] 921—925. 949—951. Patroklos von Achilleus verbunden [A. Denkm. III S. 410 ff. 450 ff.] S. 1009—1013. Medea oder die Kräuterkunde bei den Frauen. [Kl. Schr. III S. 20—26]. S. 1101—1103. Herakles gegen Götter kämpfend [A. Denkm. III S. 286 ff.] S. 1211—1215. Ein Vers aus einer Iliupersis des Aeschylus [Kl. Schr. I T. 357—365.]

Annali dell' Inst. arch. S. 420—424 Euploia. S. 424—430 Remarques sur la coupe de Sosias [A. Denkm. III S. 248—253. 410—427].

Bull. dell' Inst. arch. S. 132—136 Le combat d'Hercule à Pylos. S. 137 f. Les boucs de Diane [A. Denkm. III S. 286—291. II, S. 67—69.]

1832.

Rhein. Mus. herausgegeben von Welcker und Näke I S. 1—39 Prodikos von Keos, Vorgänger des Sokrates [Kl. Schr. II S. 393 ff.]

S. 65—83 Theokrits vierte Idylle. [Kl. Schr. IV S. 236—250].

S. 137—157 das ABC-Buch des Kallias in Form einer Tragödie. [Kl. Schr. I S. 371—389.]

S. 218 Ein Griechisches Epigramm.

S. 219—283 Die Homerischen Phäaken und die Inseln der Seligen.

S. 284—300 Epigrammata maximam partem sepulcralia. Appendix ad vitam Euripidis ab Elmsleio editam.

S. 301—345 Rapporto del prof. Gerhard intorno i vasi Volcenti. [Kl. Schr. V S. 140—178.]

Heckers Annalen der gesammten Heilkunde XXIII S. 25—41 Seuchen von Apollon. S. 267—274. Wundheilkunst der Heroen bei Homer. [Kl. Schr. III S. 27—63.]

Der Freysinnige, Freiburger Politische Blätter No. 59. 60. Politische Poesie eines Preussischen Staatsmannes. [Stägemann.]

Annali dell' Inst. arch. IV S. 379—393 Hercule entre la Vertu et la Volupté. [A. Denkm. III S. 310—327.]

1833.

Rhein. Mus. I S. 392—410. Der Delphin und der Hymnus des Arion. Die Kraniche des Ibykos.

S. 422—440 Bruchstück aus dem Hesiodischen Landbau. Ein Wort des Hipponax. Ein lyrisches Bruchstück, vielleicht von Alkman. [Kl. Schr. V S. 243—252.] Semele Thyone. Teles bey Stobäus. *Πελεθρόνιος*.

S. 441—461 Sophokles von Wunder.

S. 461—486 Pindar von Dissen [Kl. Schr. II S. 169—190.]

S. 503—532 Ueber die neuentdeckten Sculpturen von Olympia. Zuwachs des akademischen Kunstmuseums.

S. 533—643 Prodikos von Keos, Vorgänger des Sokrates. Fortsetzung. [Kl. Schr. II S. 393 ff.]

Gerhards Hyperbor. röm. Studien I S. 262—275. Ueber das Zeitalter des Gitiadas. [Kl. Schr. III S. 532—545.]

S. 301—305. Die Himmelfahrt des Herakles. S. 305—307. Theseus und Antiope. [A. Denkm. III S. 298—302. 350 bis 352. Bull. dell' Inst. S. 150 f.] S. 307—309. Die Enkaustik [Bull. S. 135. Kl. Schr. III S. 426 f.]

Heckers Annalen XXVII S. 129—160. Entbindung. [Kl. Sch. III S. 185—208.]

Annali dell' Inst. arch. V S. 136—162. Clarac Musée de sculpture. S. 219—224. Monomachie d'Achille et d'Hector. S. 235—237. Oenochoë à inscriptions. S. 251—255. La mort de Troilus. [A. Denkm. II S. 146—152. III S. 428 bis 433. 507 f.]

Bull. dell' Inst. arch. S. 116. Odysseus Akanthoplex [A. Denkm. III S. 459 f.]

1834.

Rhein. Mus. II, S. 121—123. Zusatz zu Schneidewin über ein neuentdecktes Bruchstück eines Pindarischen Threnos. [Kl. Schr. V, S. 252—254.]

S. 133—140 Panofka Le lever du soleil. [A. Denkm. III S. 53—61.]

S. 188 Eos und Tithonos.

S. 208—210 Zu Sophokles Trach. 1259.

S. 211—268 Ibycus von Schneidewin. [Kl. Schr. I S. 220—250].

S. 269—302. 411—440 C. F. Ranke de lexici Hesychiani vera origine. [Kl. Schr. II S. 542—596.]

S. 303 f. Epigrammata Graeca.

S. 364—390 Ueber den Plan einzelner Gesänge des Pindar [Kl. Schr. II S. 191—214.]

S. 391—410 Unechtheit der Rede des Lysias gegen den Sokratiker Aeschines [Kl. Schr. I S. 412—429.]

S. 411—508 K. O. Müllers Archäologie [Daher A. Denkm. I S. 317—319 III S. 481—487. Kl. Schr. III S. 353 ff. 460—463.] S. 579 f. Die Pest, eine Statue in Aegina.

Zeitschrift für Alterthumswissensch. I S. 397—406. 777 —783. Index lect. Marburg. Oedipus und Jokaste. [A. Denkm. III S. 396 ff.]

Annali dell' Inst. arch. VI S. 297—307 Oedipe et Jocaste [A. Denkm. III S. 396—400.]

Bull. dell' Inst. arch. S. 46—48 I Molionidi [A. Denkm. II S. 328—330.]

1835.

Der epische Cyclus oder die Homerischen Dichter. Bonn, E. Weber. [Rheinisches Museum herausgegeben von Welcker und Näke. Erster Supplementband, erste Abtheilung. Zweite Auflage 1865.]

Rhein. Mus. III S. 128—160. 260—314 Anakreon von Bergk [Kl. Schr. II S. 356—392]. S. 315—333 The philological Museum I. S. 333—347 Letronne, Matériaux pour l'histoire du christianisme en Egypte.

[Der Schluss lautet:

„In dem Memnon versucht Hr. L. mit grossem Erfolg die Methode, welche zum Fortschritt der Naturwissenschaften so viel beygetragen hat, auf einen historischen Gegenstand anzuwenden. Wir sehen in dieser Schrift, dass er von den Mythologen im Allgemeinen glaubt, sie nähmen es mit der Wahl der Quellen nicht sehr genau, wobey er doch den Verirrungen der Mythologie über Amenophis und Memnon, nachdem sie durch Vermischung der Griechen in Aegypten selbst sich hatte täuschen lassen, ein grösseres Gewicht beyzulegen scheint, als sie und viele andre gegenüber der auch in der Mythologie wach gewordnen Kritik bedeuten. Besteht er aber auf diesem Vorurtheil nicht, so hoffen wir ihn zu überzeugen, wenn wir sagen, dass auch mythologische, ja auch litterärhistorische, und ebenso sprachliche Probleme nach keiner andern Methode von manchen Deutschen Gelehrten behandelt werden, und dass, wenn diesem Bestreben ungestörter Fortgang vergönnt bleibt, gewiss gar manche Gegenstände mehr innerlicher Art, unter dieser Behandlung, doch in so fern zu seiner meist auf äussere Merkmale beschränkten vortrefflichen Untersuchung Seitenstücke abgeben werden, als sie auf Gesetz, Analogie und Herleitung eines Unbekannten aus dem Bekannten, nicht nach Phantasie allein und nach Willkür, sondern nach Gründen, in streng haltbarer Form, beruhen. Die Mythologie wurde von Niebuhr in der Römischen Geschichte ein neblichtes Gebiet genannt. Aber auch die Memnonischen Inschriften, obgleich nun in einem einzigen Band bequem überschaulich, werden jedem, der nicht unter Hrn. Letronnes Führung von allen Seiten der Sache ganz nahe getreten ist, immer noch neblicht zu bleiben fortfahren. Auch die entfernteren Zeiten der Geschichte Roms, selbst nach Niebuhrs Beleuchtung, nennt Goethe (an

Zelter VI, 116) düstere Regionen, die er bis auf einen gewissen Grad deutlicher und klarer zu sehen, sich eigentlich nicht bestrebe. Die Mythologie lässt eine Schärfe und Entfaltung der Kritik und soviel Sicherheit und Reichthum zugleich der Resultate zu, wie wenige andre Fächer der Alterthumsgelehrsamkeit."]

S. 347—352 Friedrich Jacobs Vermischte Schriften V. [Daraus A. Denkm. I S. 449—451.]

S. 353—438 Simonidis Amorgini Jambi qui supersunt.

S. 484—508 Panofka Cabinet Pourtalès [A. Denkm. III S. 48. 342—347.] Levezow Verzeichniss der Vasen. Tölken Verzeichniss der geschnittenen Steine. Levezow Ueber die archäologische Kritik und Hermeneutik [Kl. Schr. III S. 351 f.] Levezow Ueber im Grossherzogthum Posen gefundene Griechische Münzen. Gerhard Jason des Drachen Beute [A. Denkm. III S. 378 f.] Lamarmora Saggio sopra monete Fenicie. Bröndsted De cista aenea. Süvern Essay on the Birds of Aristophanes, translation by W. R. Hamilton. Euripidis Alcestis rec. Dindorf.

S. 584—587 Nachwort zu Avellinii epistola ad Welckerum de inscriptione Graeca [Kl. Schr. III S. 238—241.]

S. 588 Bruchstück eines Komikers.

S. 589—638 Raoul-Rochette Monuments inédits [A. Denkm. I S. 371—374 II S. 217—219. III S. 3—8. 393 f. 445—447. 520 f. 542—548]. Feuerbach Der Vaticanische Apoll [A. Denkm. I S. 403—405]. Achaei quae supersunt collegit C. A. Urlichs. L. Livii Andronici fragmenta collegit H. Duentzer. Kiesel De hymno in Apollinem. A. Weber De κατὰ praepositionis apocope.

1836.

Rhein. Mus. IV S. 232 Berichtigung [zum epischen Cyclus.]

S. 233—308 Ueber die Gruppirung der Niobe und ihrer Kinder [A. Denkm. I S. 209—300].

S. 355 f. Prodikos von Keos [Kl. Schr. II S. 393 ff.]

S. 410—423 Epigrammata Graeca.

S. 424—484 Osann Beiträge [Kl. Schr. II S. 215—226] Specimens of ancient sculpture II [A. Denkm. I S. 415 f.]

Stackelberg Gräber der Griechen [A. Denkm. II S. 213—216 III S. 38].

S. 598—628 Ueber den Dulorestes des Pacuvius.

Rhein. Mus. V S. 113—124 Heraklides Pontikos περὶ πολιτειῶν.

S. 125—152 Neue Verzeichnisse von bemalten Vasen. [A. Denkm. III S. 443. 488—497.]

Zeitschrift für Alterthumswissenschaft S. 89—98 Titanomachie angeblich von Arktinos oder Eumelos [A. Denkm. III S. 559 f.] 233—235 Der Streit der Atriden [A. Denkm. III S. 25—29].

Allgemeine Literatur-Zeitung No. 74—77 S. 587—616 Inghirami Galleria Omerica [A. Denkm. IV S. 214—223]. No. 173—184. S. 145—239. Wiegmann Die Malerei der Alten [Kl. Schr. III S. 412—425]. Letronne Lettres d'un Antiquaire. Raoul-Rochette Peintures antiques.

Nouv. Annales de l'Institut archéol. I S. 149—160 Alopé [A. Denkm. II S. 203—212.]

1837.

Rhein. Mus. V. S. 204—249 Ueber die Perser des Aeschylus [Kl. Schr. IV S. 145—179].

S. 447—496 Zwei Trilogieen des Aeschylus berichtigt. Iphigenia und Philoktetes oder Ilions Zerstörung [Kl. Schr. IV S. 180—208].

S. 591—597 Zusatz zu Hartung über Euripides Phaethon.

Zeitschrift für Alterthumswissenschaft S. 674 ff. Zwei Gemälde des Protogenes bei Plinius [Kl. Schr. III S. 429 bis 446.]

1838.

Zeitschrift für Alterthumswissenschaft S. 209—245. Palamedes von Sophokles, Euripides und in einem Vasengemälde. Atreus von Sophokles, Kreterinnen von Euripides, Atreus und Thyestes in einem Vasengemälde [A. Denkm. III S. 435—442. 371—372.]

1839.

Die Griechischen Tragödien mit Rücksicht auf den epischen Cyclus geordnet. Erste Abtheilung. Bonn, E. Weber. [Rhein. Museum Supplementband II, 1.] Zweite Abtheilung ebd. [Suppl. II, 2].

Kleine lateinische und deutsche Schriften von Ludolph Dissen. Nebst biographischen Erinnerungen an Dissen von Fr. Thiersch, F. G. Welcker, K. O. Müller. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung. [S. XII—XXXIV von Welcker.]

Vorrede zu Connop Thirlwall's Geschichte von Griechenland übersetzt von L. Haymann. Erster Band. Bonn· bei A. Marcus.

Rhein. Mus. VI S. 366—403 Aesop eine Fabel. [Kl. Schr. II S. 228—263.]

S. 404—420 Die Therikleia, mit Thierfiguren verzierte Becher. [Kl. Schr. III S. 499—515.]

S. 579ff. Anmerkungen zu Zoega über die geflügelten Gottheiten. [Kl. Schr. V S. 189—201.]

S. 592—610 E. Braun Kunstvorstellungen des geflügelten Dionysos. [Kl. Schr. V S. 202—212. A. Denkm. III S. 472—478.]

S. 611—644 Serradifalco Le antichità della Sicilia III. Lajard Recherches. C. O. Müller Denkmäler II, 1. 2. Guigniaut-Creuzer. Gerhard Antike Bildwerke I, 5. II, 1. IV, 1. Gerhard Mysterienbilder. Lenormant et De Witte Elite. De Witte Cabinet d'antiquités. De Witte Description des vases de M. de M. Reserve étrusque. Campanari Vasi Feoli. [A. Denkm. III S. 526—528.] Creuzer Zur Gallerie der alten Dramatiker. E. Braun Tages. [A. Denkm. III S. 39—43.] Orti di Manara Gli antichi monumenti de' Conti Giusti. Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική 1837.

Ueber die Frage der Statuenmalerei, in den Verhandlungen der Philologenversammlung zu Mannheim. Gedruckt Mannheim 1840 bei Tob. Löffler S. 59—61. [Kl. Schr. III S. 407—411.]

Nouv. Annal. de l'Inst. arch. II S. 358—396 Borée et Orithyie. [A. Denkm. III S. 144—185.]

1840.

Annali dell' Inst. arch. XII S. 247—262 Luynes Vases peints. [A. Denkm. III S. 50—52. 243—245.]

1841.

Die Griechischen Tragödien mit Rücksicht auf den epischen Cyclus geordnet. Dritte Abtheilung. Bonn, E. Weber. [Rhein. Museum Suppl. II, 3.]

Verhandlungen der Philologenversammlung zu Bonn. (Bonn 1842 bei E. Weber) S. 42—52 Ueber die Bedeutung der Philologie. [Kl. Schr. IV S. 1—16.]

Rhein. Mus. N. F. I S. 1—28 Die Vorstellungen der Giebelfelder und Metopen an dem Tempel zu Delphi [zu Anfang kurzer Nachruf an O. Müller, der in dem Wiederabdruck A. Denkm. I S. 151—178 weggeblieben ist.]

S. 201—221 Spicilegium epigrammatum Graecorum.

Bull. dell' Inst. arch. S. 177—183 Cadmo. [A. Denkm. III S. 385—392.]

1842.

Das akademische Kunstmuseum zu Bonn. Zweyte, stark vermehrte Ausgabe. Bonn, in Commission bey E. Weber.

Rhein. Mus. herausgegeben von Welcker und Ritschl N. F. I S. 413—436 Erklärung alter Denkmäler 1. 2. Vasengemälde. [A. Denkm. III S. 255 f. 138—143.] 3. Etrurischer Spiegel. [A. Denkm. III S. 537—541.] 4. Basrelief. [A. Denkm. II S. 14—24.] 5. Geschnittene Steine. [A. Denkm. II S. 322 f. 332—336.]

II S. 317—319 Epigraphisches. [Inschrift aus Eleusis.]

Annali dell' Inst. arch. XIII S. 54—58 Minerva Ludovisi. [A. Denkm. I S. 432—436.]*) XIV S. 32—37 Protesilao e Laodamia. S. 103—111 Le rappresentazioni dell' Idra Lernea. S. 210—222 Vaso dalla Sfinge. [A. Denkm. III S. 553—558. 257—267. 72—85.]

*) Geschrieben im Februar 1842. Der Band der Annali ist für 1841, aber erst 1842 erschienen.

1843.

Rhein. Mus. N. F. II S. 321—339 Inscriptiones Graecae ineditae. Collegit ediditque Ludovicus Rossius. [Kl. Schriften III S. 260—271.]

S. 427—443 Mittheilungen aus Griechenland und Kleinasien. 1. Akropolis von Athen. 2. Denkmal des Sesostris. [1. 2. Kl. Schriften IV S. 252—258.] 3. Alkaeos und Sappho. 4. Des Amphiaraos Niederfahrt. [3. 4. A. Denkm. II S. 225f. (vgl. V. S. 484) 172—184.] 5. Grabvasen. 6. Rückführung der Semele durch Dionysos. 7. Isisinschrift. 8. Krissäische Inschrift. [6. A. Denkm. III S. 136f. 7. 8. Kl. Schriften III S. 271—276. 281—283.] 9. Tusculanische Inschrift. 10. Neue Inschrift von Thera.

III S. 134—138 Epigraphisches. [Kl. Schriften III S. 276—280.] S. 234—275 Spicilegium epigrammatum Graecorum.

Archäol. Zeitung I S. 177—190 Die griechische Unterwelt [A. Denkm. III S. 105—120].

Augsburger allgemeine Zeitung 1843 Nr. 38. 39. 40 Beilagen Ueber die Lage des Homerischen Ilion. [Kl. Schr. II S. I—XXX.]

Bull. dell' Inst. arch. S. 169—173 Epigrafe greca. [Kl. Schr. III S. 242—249.]

Bull. archeol. Napol. I S. 33—35 Lettera ad Avellino [A. Denkm. III S. 529—534].

1844.

Kleine Schriften. Erster Theil. Zur Griechischen Litteraturgeschichte. Bonn, E. Weber.

Text zu Ternite Die Pompejanischen Wandgemälde. Heft 2 und 3. Berlin, Dietrich Reimer. [Die Jahre des Erscheinens der folgenden sieben Hefte lassen sich nicht genau feststellen. Das Schlussheft erschien 1855. Der ganze Text ist abgedruckt in Band IV der alten Denkmäler.]

Rhein. Mus. N. F. IV S. 460—467 Archäologisches. 1. Kolossaler Kopf in Villa Ludovisi. 2. Sog. Farnesische Flora [1. 2. A. Denkm. I S. 430f. 452—454]. 3. Bruchstück einer

tabula Iliaca [A. Denkm. II S. 200—202] S. 468 f. Litterarisches.

Zeitschrift für Alterthumswissenschaft. S. 290 ff. Grab und Schule des Homer. [Kl. Schr. III S. 284—312].

Ann. dell' Inst. arch. XVI S. 166—174 Anfiarao nella voragine [A. Denkm. II S. 172—181].

Bull. dell' Inst. arch. S. 145—152 Inscriptio Spartana [Kl. Schr. S. 250—258].

Bull. archeol. Napol. II S. 81—83 Vaso dipinto che rappresenta Tereo [A. Denkm. III S. 365—370].

1845.

Kleine Schriften II. Zur Griechischen Litteraturgeschichte. Bonn, E. Weber.

Rhein. Mus. N. F. IV S. 306—309 Hermesianax.

Ebd. S. 481—510 Des Aeschylus Schutzflehende, Aegypter und Danaiden [Kl. Schriften IV S. 100—135].

Zeitschrift für Alterthumswissensch. S. 196—200 Nochmals über das Homerosgrab in Ios [Kl. Schr. III S. 314—320].

Jahrb. d. Alterthumsfreunde VII S. 94—119 Sarkophag in Cöln [A. Denkm. II S. 296—306 III S. 268—285].

The Classical Museum II S. 367—404 On the sculptured groups in the pediments of the Parthenon by Professor F. G. Welcker. Translated from the Author's Ms. by Dr. L. Schmitz. [A. Denkm. I S. 67—129.]

Annali dell' Inst. arch. XVII S. 132—209 Le jugement de Paris [A. Denkm. V S. 366 ff.]. S. 210—215 Ulysse et l'ombre de Tirésias [A. Denkm. III S. 452—458].

Bull. dell' Inst. S. 219—223 Vaso dal Musaeus [A. Denkm. III S. 462—470].

1846.

Philologus herausgegeben von Schneidewin I S. 344—349 Einige Kunstdenkmäler in England [A. Denkm. I S. 399 —402 V S. 211—213].

Annali dell' Inst. arch. XVIII S. 129—147 Sofocle [A. Denkm. I S. 455—484].

Bull. dell' Inst. S. 54—64 Zwölf Basreliefs Griechischer Erfindung [A. Denkm. II S. 312—320 V S. 177 f.].

1847.

Die Composition der Polygnotischen Gemälde in der Lesche zu Delphi. In den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin für das Jahr 1847. [Kl. Schr. V S. 63—138].

Rhein. Mus. N. F. VI S. 82—107 Epigrammatum Graecorum spicilegium tertium.

Annali dell' Inst. arch. XIX S. 294—304 Les noces de Thésée et d'Antiope [A. Denkm. III S. 353—364].

Bullett. dell' Inst. S. 65—72 Monumenti di Xanto [O. Müllers Handb. 3 S. 70—72. S. 127—130. A. Denkm. V S. 240—249].

1848.

Handbuch der Archäologie der Kunst von K. O. Müller. Dritte nach dem Handexemplare des Verfassers vermehrte Auflage mit Zusätzen von F. G. Welcker. Breslau, Jos. Max und Komp.

Rhein. Mus. N. F. VI S. 381—403. 642. Zum Verzeichniss der alten Künstler.

Archäol. Zeitung N. F. II S. 333 f. Antigone parodirt [A. Denkm. III S. 504 f.].

1849.

Der epische Cyclus oder die Homerischen Dichter. Zweiter Theil. Bonn, E. Weber. [= Rhein. Museum, Supplementband I, 2.]

Alte Denkmäler. Erster Theil. Die Giebelgruppen und andere Griechische Gruppen und Statuen. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung. [Die Vorrede ist vom 15. September 1848.]

Rhein Mus. N. F. VII S. 139—144. 285 f. Todesart des Aeschylus. [A. Denkm. II S. 343—346.]

Archäol. Zeitung VII S. 7 f. Das Kyprische Monument [A. Denkm. II S. 154—157]. S. 84—88 Erste Scene der Frösche [A. Denkm. III S. 498—502].

Jahrbücher der Alterthumsfreunde XIV S. 38—45 Schiffsverzierung [A. Denkm. V S. 203—210].

1850.

Alte Denkmäler. Zweiter Theil. Basreliefe und geschnittene Steine. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung.

Kleine Schriften. Dritter Theil. Zu den Alterthümern der Heilkunde bei den Griechen, Griechische Inschriften, Zur alten Kunstgeschichte. Bonn, Weber.

Zeitschrift für Alterthumswissenschaft S. 26—51. 99—116 Troilos [A. Denkm. V S. 439 ff.].

Annali dell' Inst. arch. XXII S. 66—108 Troilo [A. Denkm. V S. 439—479]. S. 19—118 Le nozze di Plutone e Proserpina [A. Denkm. III S. 93—104].

1851.

Alte Denkmäler. Dritter Theil. Griechische Vasengemälde. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung.

Rhein. Mus. N. F. VII S. 524—526 Zusatz zu Ross Inschriften von Cypern. S. 613—621 Epigrammatum Graecorum spicilegium quartum.

1852.

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin Der Felsaltar des höchsten Zeus oder das Pelasgikon zu Athen, bisher genannt die Pnyx.

Jahrb. der Alterthumsfreunde XVIII S. 73—79 Kleines Standbild der Pallas [A. Denkm. V S. 17—23].

Archäol. Zeitung X S. 486—496 Die zwölf Götter am Fries des Parthenon [A. Denkm. V S. 122—139]. S. 503—506 Angeblicher Jakchos [A. Denkm. V S. 172—175].

1853.

Rhein. Mus. N. F. VIII S. 612 f. Zu den Orphischen Schriften. S. 625 f. Epigraphisches.

Rhein. Mus. N. F. IX S. 154 f. Zusatz zu Teuffel, Todesart des Aeschylos. S. 155 Epigraphisches. S. 179—216 Aeschyli tragoediae. Recensuit Godofredus Hermannus.

[Der Anfang lautet:

„Zwischen der Erscheinung von Hermanns Observationes criticae in quosdam locos Aeschyli et Euripidis und der dieser Ausgabe liegen vierundfünfzig Jahre. Dass er den Aeschylus je aus den Augen verloren habe, ist nicht zu glauben, und der grösste Theil der vielen und grossen dazwischen ausgeführten Arbeiten stand in näherer oder entfernterer Beziehung zu den Aufgaben, die er für den erwählten Schriftsteller sich gesetzt hatte. Dieser grossen Beharrlichkeit in Verbindung mit den grossen hinzugebrachten Fähigkeiten und ausgebildeten Fertigkeiten verdankt die Litteratur ein hocherfreuliches Werk, ein Denkmal deutscher Philologie, das nicht ihr allein, sondern der Nation in der gelehrten Welt zum Ruhm gereichen und der Nachwelt den hohen Stand, welchen in unserm Vaterlande die kritische Kunst durch Vereinigung von Fleiss und wissenschaftlichem Geist erreichte, beurkunden wird. Dadurch dass, um es ganz nach seinem Wunsch zu vollenden, das Leben dem Verfasser nicht zugereicht hat, so wie durch die der Herausgabe gewidmete grosse Treue, Sorgfalt und Mühe des dazu am meisten Berufenen erinnert es an eine frühere Periode der Philologie, worin eine Arbeit des ganzen Lebens, erst nachdem diess erloschen war, von einem Studienverwandten mit vieler Arbeit zum Druck befördert, eine weniger ausserordentliche Erscheinung war, als in unserer Zeit." Etwas weiter: „. . . . Auch wird wer mit der dichterischen Anschauung des Aeschylus von göttlichen und mythologischen wie von menschlichen Dingen, mit seiner Auffassung der poetischen Sage, mit seinen grossartigen Ideen, seiner tiefen Menschenkenntniss und seiner mächtigen und reichen Phantasie sich vertraut gemacht hat, oft zu errathen vermögen, was durch keine Methodik und Technik, auf wie viel Wissenschaft sie auch gegründet sein mögen, sondern allein durch eine glückliche Ahnung oder das Gefühl der Eigenthümlichkeit des Dichters für den Text wiedergewonnen ist. Durch eine Untersuchung dieser Art möchte am Ende deutlich werden, wie der mehr als die andern entstellt überlieferte und nicht am wenigsten schwierige alte Dichter durch die vereinten Bemühungen so vieler und zum Theil grosser Gelehrten seit Jahrhunderten nach und nach und nun am meisten durch Hermann auch mehr als ein andrer die herstellende Hand erfahren habe."]

Rhein. Mus. N. F. IX S. 270—293 Zur Denkmälerkunde [A. Denkm. V S. 78—98. 175f. 179f. 345—348. 481—483].

Archäol. Zeitung XI S. 106—112. 120—126 Denkmäler zur Odyssee [A. Denkm. V S. 224—239].

Annali dell' Inst. arch. XXV S. 250—265 Aristofane e Menandro [A. Denkm. V S. 40—55]. S. 272—282 L' uccisione d' Egisto. [A. Denkm. V S. 287—297.]

1854.

Rhein. Mus. N. F. X S. 30—76 Pnyx oder Pelasgikon. Archäol. Zeitung XII S. 276—288 Die zwölf Götter am Fries des Parthenon. [A. Denk. V S. 140—155.]

1855.

Text zu Ternite Die pompejanischen Wandgemälde. Schlussheft. Berlin, Reimarus. [Vgl. oben unter 1844. A. Denkm. IV.]

Rhein. Mus. N. F. X S. 235—241 Danae, ein Vasengemälde. [A. Denkm. V S. 275—282.]

S. 242—254 Alcmanis fragmentum de Tantalo. S. 255—264 Alcmanis fragmentum de sacris in summis montibus peractis. S. 405—413 Alcmanis aliquot fragmenta. [Kl. Schr. IV S. 37—67.]

S. 416f. Zusatz zu dem Aufsatz zur Kritik und Erklärung des Aeschylus.

Archäol. Zeitung XIII S. 155—158 Die Hestia Giustiniani. [A. Denk. V S. 3—6.]

1856.

Rhein. Mus. N. F. X S. 591—610 Ueber C. Bursians Athenische Pnyx.

S. 611—617 Andere uralte Tempel auf dem Ochagebirge.

Rhein. Mus. N. F. XI S. 226—259 Ueber die beiden Oden der Sappho. [Kl. Schr. IV S. 68ff.]

S. 309—316 Zu Aeschylos.

Archäol. Zeitung XIV S. 177—186 Herakles und die Amazonenkönigin. 185—189 Hestia und zwei Hetären von Skopas. [A. Denkm. V S. 334—344. 5—10.

Monumenti ed annali dell' Inst. arch. S. 1—5 Il lione di Cheronea. 35—37 Sileno sopra carro. 37f. Danae. 38—40 Supplica d'espiazione. S. 91—94 Dipinto vasculare*) [A. Denkm. V S. 62—77. IV S. 205—209. V S. 283—286. 298—305. 306—317.]

*) Der Aufsatz S. 94f. Ganimede ist nicht, wie die Unterschrift in den Annali irrtümlicher Weise angibt, von Welcker, sondern von O. Jahn.

1857.

Griechische Götterlehre I. Göttingen, Dieterich.

Rhein. Mus. N. F. XI S. 498—508 Der Homerische Margites. [Kl. Schr. IV S. 27—36.]

XII S. 612—619 Alte Autoren in Bezug auf die Lage Ilions. [Kl. Schr. IV S. 17—24.]

Archäol. Zeitung XV S. 1—9 Aphrodite Parakyptusa. [A. Denkm. V S. 24—33.] S. 49—55 Dariusvase. [A. Denkm. V S. 349—359.] S. 99—101 Ein Panathenäensieger. [A. Denkm. V S. 158—162.]

Annali dell' Inst. arch. XXIX S. 146—150 Bacco munito di pelle di toro. [A. Denkm. V S. 36—39.] S. 153—160. 358. Toro di sacrificio Dionisiaco. [A. Denkm. V S. 163—171.] S. 197—211. 358f. Anfora Panatenaica. [A. Denkm. V S. 318—333.]

1858.

Rhein. Mus. N. F. XIII S. 174—176 Zusatz zu Band XII S. 612 Alte Autoren in Bezug auf die Lage Ilions.

S. 189—196 Zu des Aeschylus Schutzflehenden.

S. 605—638 Meine Griechische Götterlehre betreffend.

Annali dell' Inst. arch. XXX S. 35—41 Tideo ed Ismene. S. 42f. Saffo. [A. Denkm. V S. 254—260. 180f.]

1859.

Griechische Götterlehre II, 1. Göttingen, Dieterich.

Rhein. Mus. N. F. XIV S. 328 Erklärung.

Annali dell' Inst. arch. XXXI S. 243—257 Ercole ed Eurito. [A. Denkm. V S. 261—274.

1860.

Griechische Götterlehre II, 2. Göttingen, Dieterich.

Rhein. Museum N. F. XV S. 155—158. Ein neues Fragment von Menander [Kl. Schr. V S. 254—257] Cicero. S. 419—427. Der erste Monolog des Sophokleischen Ajas [Kl. Schr. IV S. 225—235.]

Archäol. Zeitung XVIII S. 7—15 Erwiederung an Prof. Stark [A. Denkm. V S. 12—16. 55—61.]

Jahrbücher der Alterthumsfreunde XXVIII S. 54—62 Prometheus Menschenschöpfer und die vier Japetiden an einem Glasgefäss. [A. Denkm. V S. 185—193] XXIX S. 112—116 Kapaneus [A. Denkm. V S. 198—202.]

Annali dell' Inst. arch. XXXII S. 451—470 Basi quadrilatera. Bassorilievo di Eleusi. [A. Denkm. V S. 101—121.]

Bullett. dell' Inst. S. 158—160 Vaso dagli Japetidi [A. Denkm. V S. 196—197.]

1861.

Alte Denkmäler. Vierter Theil. Wandgemälde. Mit einer Abhandlung über Wandmalerei und Tafelmalerei. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung.

Kleine Schriften Vierter Theil. Zur griechischen Litteratur. Bonn, E. Weber.

Rhein. Mus. N. F. XVI S. 147—152. Zur Trilogie Prometheus.

S. 310—312 Zu Sophokles Antigone 4.

Annali dell' Inst. arch. XXXIII S. 293—298 Divinità riunite nell' Olimpo [A. Denkm. V S. 360—365.]

Archäol. Zeitung XIX S. 165*—167* Das zu Eleusis entdeckte Relief. [Kl. Schr. V S. 200—222.]

1862.

Griechische Götterlehre III, 1. Göttingen, Dieterich.

Rhein. Mus. N. F. XVII S. 297—300 Glossen zu der Recension meiner Abhandlung über Wandholzmalerei im Leipziger Centralblatt 1862 N. 11 [Kl. Schr. V S. 223—227].

Archäol. Zeitung XX S. 331—333 Der Vaticanische Apoll. [Kl. Schr. V S. 213—215.]

1863.

Griechische Götterlehre III, 2. Göttingen, Dieterich.

Rhein. Mus. N. F. XVIII S. 241—252 Sappho und Phaon [Kl. Schr. V S. 228—242.]

1864.

Alte Denkmäler. Fünfter Theil. Statuen, Basreliefe und Vasengemälde. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung.

Rhein. Mus. N. F. XIX S. 551—558 Bereisung Kleinasiens, namentlich Pergamums [geschrieben Febr. 1858 (S. Vorbemerkung von Ritschl.)]

1865.

Die Hesiodische Theogonie mit einem Versuch über die Hesiodische Poesie überhaupt, einer Einleitung und kritischen und exegetischen Anmerkungen zur Theogonie. Auch als Anhang zu seiner griechischen Götterlehre. Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

Der epische Cyclus oder die Homerischen Dichter. Erster Theil. Zweite Auflage. Bonn, E. Weber. [Erste Auflage 1835.]

Tagebuch einer Griechischen Reise Berlin Wilhelm Hertz [mit der Widmung: Dem edlen Paar Moritz Naumann und Henriette Naumann als Denkmal halblebenslänglicher fester Freundschaft gewidmet von dem Schreiber dieses Tagebuches.]

Archäol. Zeitung XXIII S. 56—59 Hera besucht den Zeus auf dem Ida [Kl. Schr. V S. 216—219.]

1866.

Kleine Schriften. Fünfter Theil. Zur griechischen Mythologie, Kunst und Litteraturgeschichte. Herausgegeben von O. Lüders. Bonn, E. Weber.

Ueber die Bildnisse Welckers.

Eine kleine Bleistiftzeichnung, welche Welcker als freiwilligen Jäger darstellt, also aus dem Jahre 1814 herrührt, befindet sich im Besitze von Dr. O. Lüders in Athen.

In Rom im Winter 1842/43 wurde Welcker von Rahl, Vogel von Vogelstein, Woltreck, Kestner und Emil Wolff porträtirt. Rahl malte eine lebensgrosse Oelstudie, welche zunächst für Riepenhausen bestimmt war und später von Welcker selbst 1861 seinem Bruder Karl nach Heidelberg geschickt wurde. Sie befindet sich jetzt im Besitz der Familie. Vogel von Vogelstein brachte am 15. Februar 1843 die Bleistiftzeichnung zu Ende, welche in der Bildnisssammlung der Dresdener Gallerie ist. Diese Zeichnung ist ein Brustbild, etwas nach rechts gewendet, etwa 28 Centimeter hoch; sie ist sehr anziehend durch den milden freundlichen Ausdruck, namentlich des Blickes; aber sie ist im übrigen nicht frei von Zeichenfehlern und lässt die schöne Modellirung der Stirne und das geistig bedeutende, das Welcker auch äusserlich kennbar eigen war, nicht zur Geltung kommen. Die Zeichnung Kestners kenne ich nicht, eben so wenig wie das Reliefmedaillon, welches, auf E. Brauns Veranlassung, Troschel im Februar 1846 in Rom ausführte: Welcker selbst fand es ähnlich, aber abschreckend. Das Reliefmedaillon von Woltreck im Profil nach links, mit der Umschrift *Fr. G. Welcker ut Romae memor esset fecit F. Woltreck* MDCCCXXXXIII ist eine überaus geringe Arbeit in ziemlich kleinem Massstab (19 Centimeter Durchmesser, 8 Centimeter Gesichtslänge). Mit der Lithographie, welche nach einer Zeichnung Ternite' vermutlich aus dem Jahre 1839, gemacht worden ist — die nach links sitzende Figur, die im ganzen Oberkörper und einem Theil der Beine sichtbar ist, misst etwa 30 Centimeter, der Kopf ist

ein wenig nach vorn gewendet, die rechte Hand hält ein Buch — war Welcker, der nicht recht gelungenen Aehnlichkeit wegen, so wenig zufrieden, dass er sie ungern aus der Hand gab. Die Lithographie von A. Hohneck aus dem Jahr 1840 (mit der facsimilirten Unterschrift: Wie aus alten Aeckern neue Saat hervorblüht, so geht aus alten Büchern neue Wissenschaft hervor. Chaucer. Friedrich Gottlieb Welcker) ist so misslungen und künstlerisch wertlos, dass sie kaum in Betracht kommen kann. Besser, obwohl auch nicht gut, ist die vielverbreitete Lithographie von Bausch, 1859 gezeichnet, mit der Unterschrift des Namens und des Mottos: Wahrlich auf der runden platten Erde steht fast keine Freude fest als nur die der wissenschaftlichen Untersuchung. J. P. Richter.

Eine in verschiedenen Grössen vorhandene Photographie aus dem Anfang der sechsziger Jahre zeigt den mächtigen Bau des Schädels und der Stirn sehr schön. Aber die Augen haben den todten Blick der Blindheit; die Kennzeichen des erschöpften dem Tod sich nahenden Greisenalters verraten sich in den matten Formen der Wangen und in dem Untergesicht, das wie verschoben aussieht.

Die Büste, welche Emil Wolff modellirt hat, ist meines Wissens nie in Marmor ausgeführt worden. In Gips befindet sie sich in dem Bibliothekssaal des Deutschen archäologischen Instituts in Rom. Sie ist hermenartig abgeschnitten ebenso wie die aus Anlass des fünfzigjährigen Professorjubiläums auf Kosten der Preussischen Regierung von Afinger gearbeitete Marmorbüste, welche in der Universitätsbibliothek zu Bonn, der Büste Niebuhrs gegenüber, aufgestellt ist. So weit meine Erinnerung reicht, ist die Wolffsche Büste ziemlich leblos; sehr geistvoll wird man auch die von Afinger nicht nennen können. Das Grabdenkmal auf dem Friedhofe zu Bonn ist eine Stele aus gelblich grauem Sandstein, an der ein Marmorrund mit dem Kopfe Welckers, im Profil nach links, angebracht ist, eine Arbeit von Robert Cauer, welche den Schnitt des Gesichtes wohlgelungen wiedergiebt.

Register.

Kekulé. Das Leben Friedrich Gottlieb Welckers.